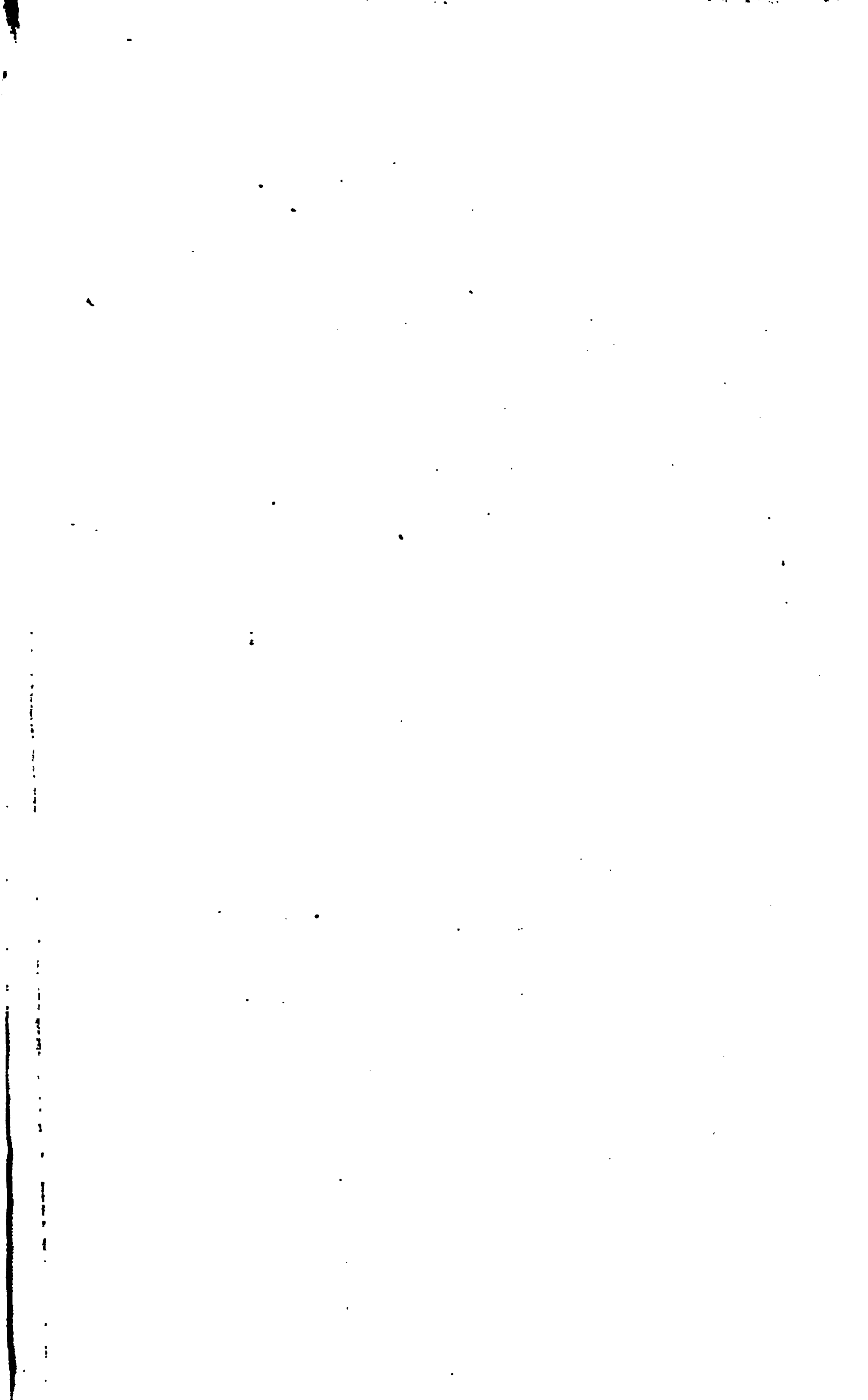




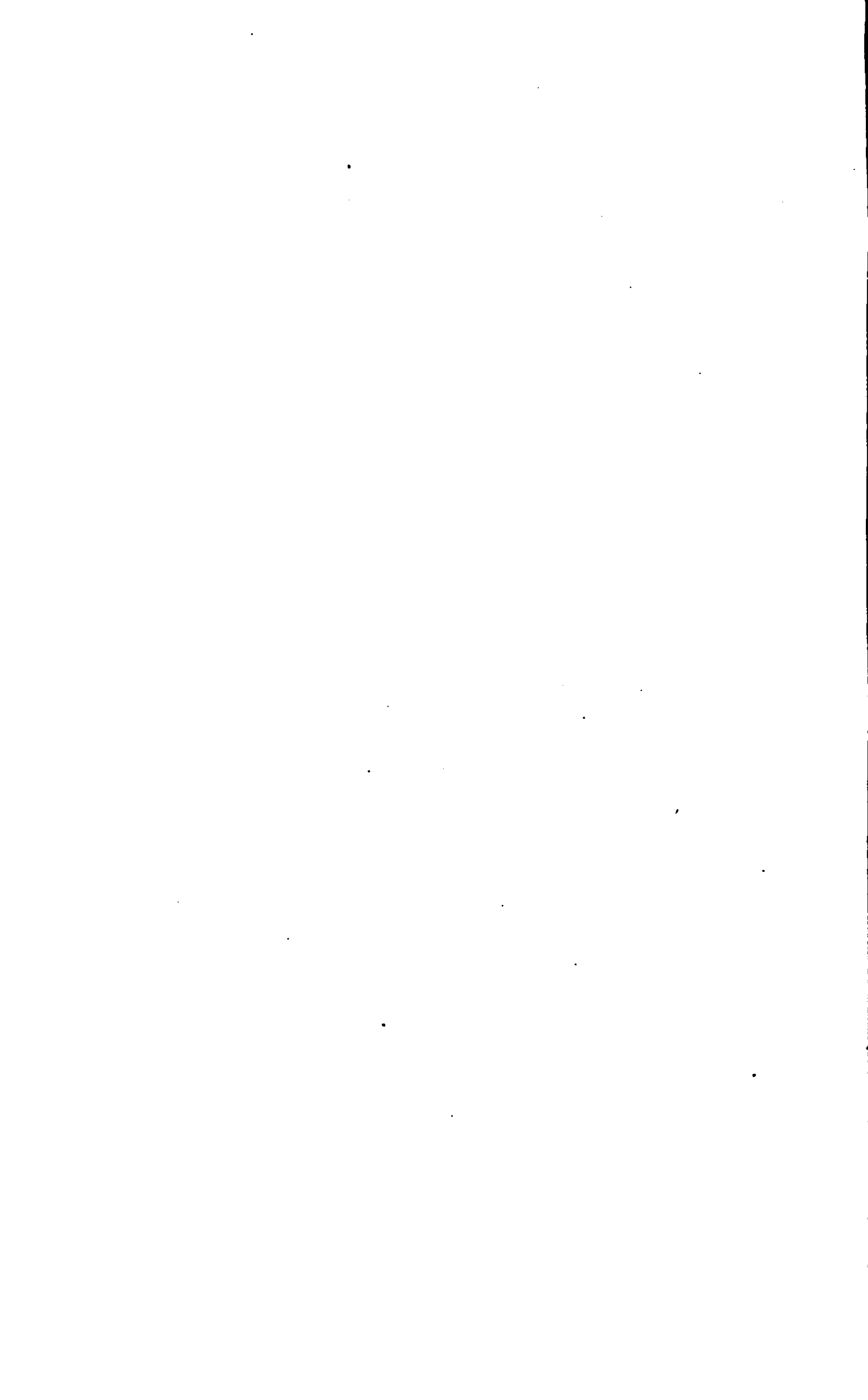


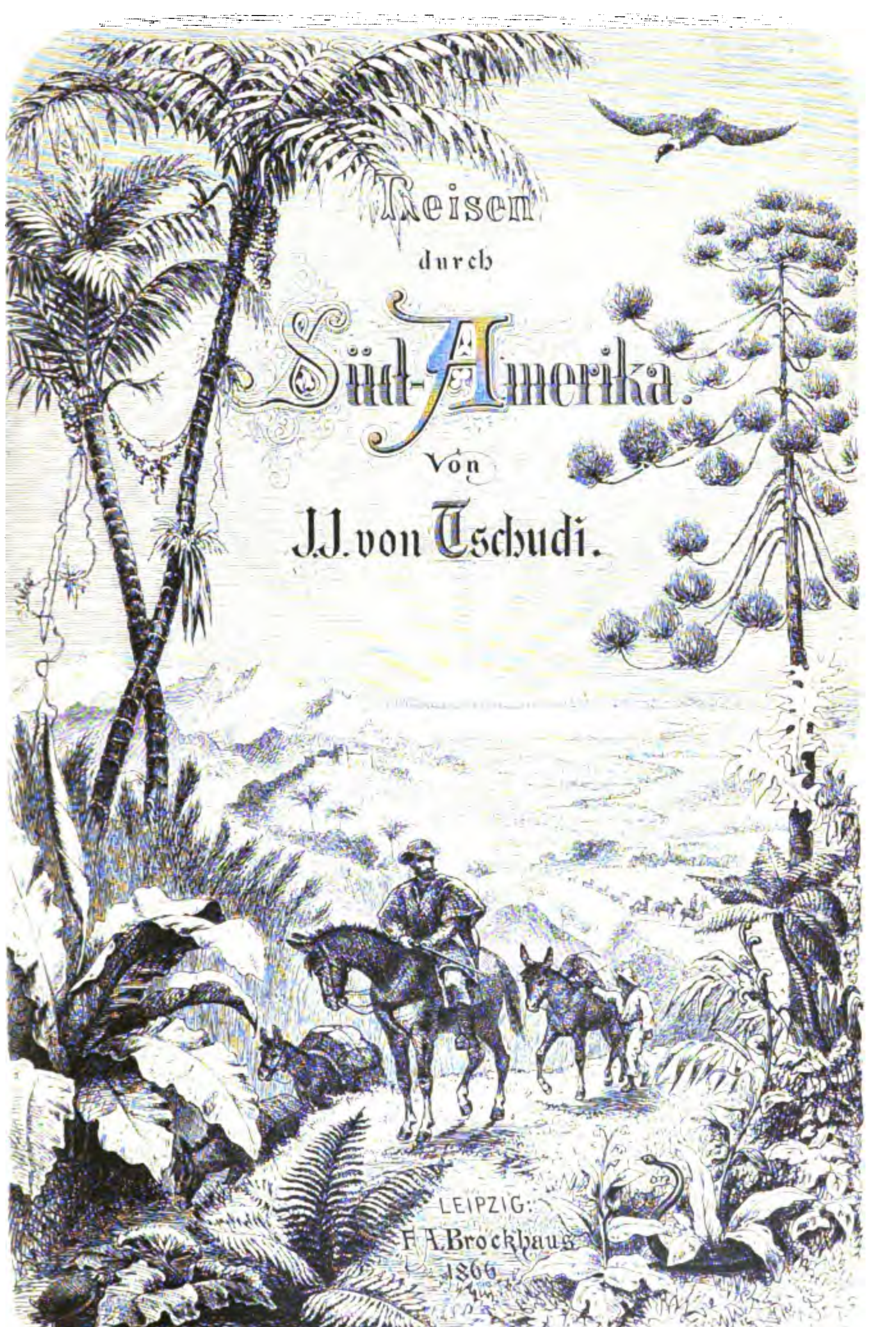


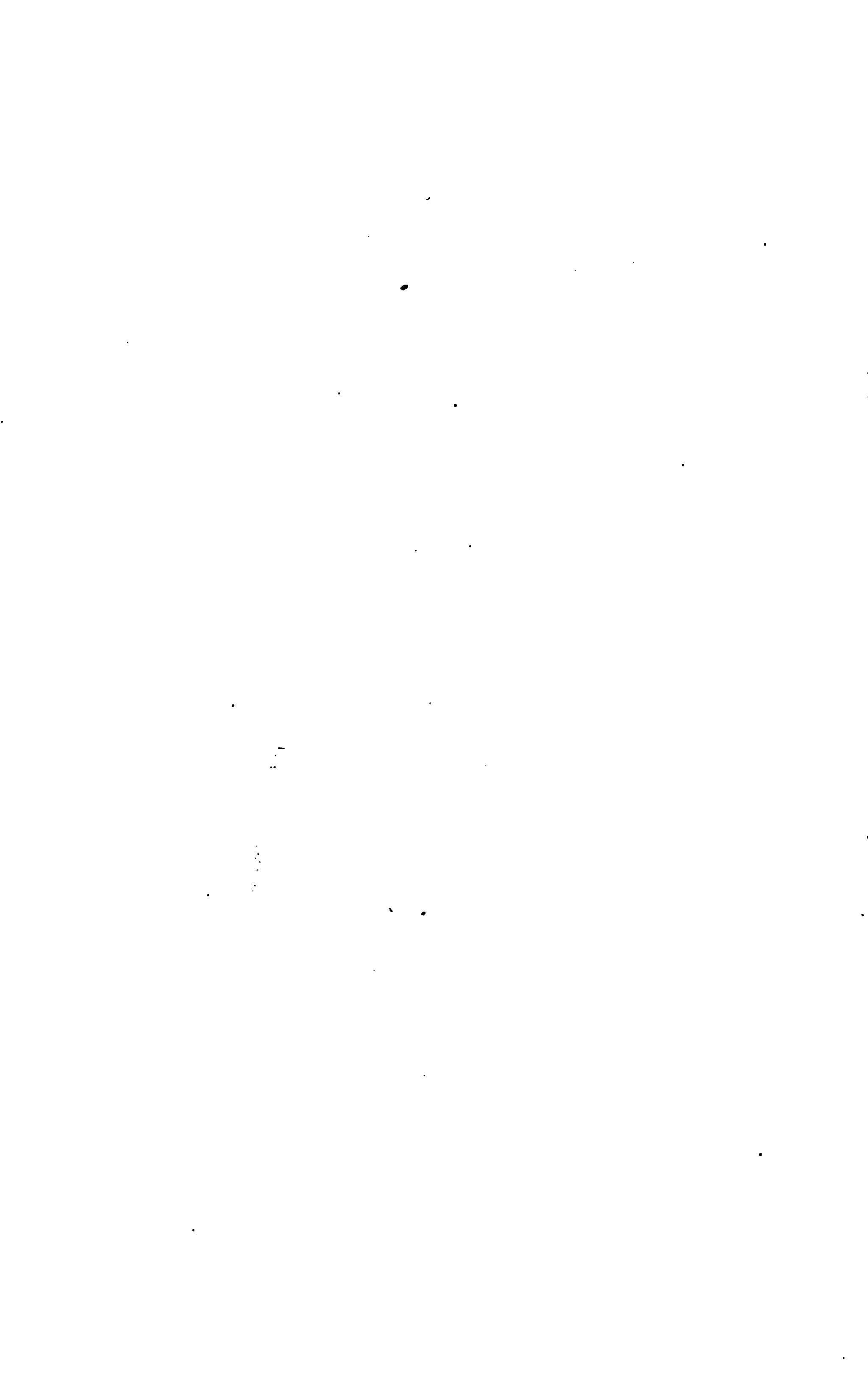
# Reisen

durch

# Südamerika.




Reisen
durch
Süd-Amerika.
Von
J.J. von Tschudi.
LEIPZIG:
F.A. Brockhaus
1866.



# Reisen

durch

# Südamerika.

Von

**Johann Jakob von Tschudi.**

---

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

**Erster Band.**



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

# Vorwort.

Die umfangreiche Reiseliteratur über Südamerika durch ein neues Werk zu vermehren dürfte manchem überflüssig erscheinen. Ich unternehme es dennoch, weil ich mich vielfältig überzeugt habe, wie lückenhaft sie trotz ihrer bunten Mannichfaltigkeit ist.

Reisebeschreibungen sind der Ausdruck individueller Anschauungen, daher auch die verschiedenen oft diametral entgegengesetzten Urtheile der Reisenden über ein Land und dessen Bewohner. Abgesehen von der Befähigung, dem Bildungsgrade, den mehr oder weniger sorgfältigen wissenschaftlichen Vorbereitungen eines Reisenden concurriren noch eine Menge theils unbedeutender, theils aber wichtiger Verhältnisse, um auf seine Auffassungs- und Anschauungsweise bestimmend einzuwirken. So wird ein junger Mann anders urtheilen als der ältere, dem reiche Erfahrungen zur Seite stehen; anders jener, der zum ersten mal die überraschenden, fast bewältigenden Eindrücke eines fremden Welttheils in sich aufnimmt, als der mit dem Leben in aussereuropäischen Ländern Vertraute. Eine derbe, abgehärtete Natur wird Mühen und Strapazen gering finden, über die eine verweichlichte, der Entbehrungen, des

Reitens u. dgl. ungewohnte bittere Klagen führt; ein kranker Mann wird die Verhältnisse anders anschauen als der, den weder körperliche Leiden noch nervöse Aufregungen beirren. Unter Ungunst der Witterung wird ein Landschaftsbild, eine Provinz ein unvortheilhafteres Urtheil erfahren, als wenn freundlicher Sonnenschein den Reisenden auf seinen Wanderungen begleitet hätte. Ein unbedeutender, oft sogar ganz zufälliger Umstand kann eine Härte oder Ungerechtigkeit des Urtheils begründen, während andererseits wiederum Kleinigkeiten, der Individualität schmeichelnde Situationen ein überaus günstiges hervorrufen. Endlich wird jener, der schon eine lange Reihe von Jahren in einem Lande lebte, dasselbe ganz verschieden von demjenigen beurtheilen, der es nur für kurze Zeit besucht; ob aber richtiger, ist eine Frage, die ich für einen grossen Theil der Fälle entschieden verneinend zu beantworten vollen Grund habe. Der Europäer, der längere Zeit z. B. in einem südamerikanischen Staate gelebt hat, wird schliesslich an dessen Beurtheilung immer einen egoistischen Masstab legen; sie wird ganz anders ausfallen, wenn er in demselben sein Glück gemacht hat, oder dort in angenehmen socialen Verhältnissen als Kaufmann, als Grundbesitzer, als Künstler, als Diplomat u. s. w. gelebt hat, als wenn er mit der Ungunst des Schicksals zu kämpfen gehabt hätte. Oft präoccupirt ihn eine einzige Widerwärtigkeit derart, dass ihm das Land oder die Menschen oder beide zugleich nur im dunkelsten Colorit erscheinen. Ich habe wiederholt beobachtet, dass sehr gebildete Europäer, die länger in transatlantischen Ländern lebten, mit den bittersten Worten Verhältnisse derselben tadelten, die im Vaterlande kein Haar besser sind, aber dort mit Stillschweigen hingenommen werden. Es war ihnen von den heimischen Erinnerungen nur noch der angenehme Eindruck zurückgeblieben. Noch mehr. Ein langjähriger Aufenthalt in einem Lande erschwert eine vorurtheilsfreie Anschauung und beirrt das Urtheil durch die Masse des zu bewältigenden Stoffes, der um so gewissenhafter abgewogen werden

muss, je bedeutender er ist. Dem in grössern Territorialkreisen sich bewegenden Reisenden hingegen, der mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung in Berührung kommt, werden zwar eine Menge Einzelheiten entgehen, auch manche charakteristische Details, er wird aber doch, wenn er ein gesunder, ruhiger und gewissenhafter Beobachter ist, ein wahreres Bild des Landes und seiner Bewohner entwerfen. Mit vollem Rechte sagte einst ein bekannter deutscher Diplomat, dass er nach einem ein- oder zweijährigen Aufenthalte in England ein Werk über das Land hätte schreiben können, dass es ihm aber nach zehnjähriger Residenz daselbst nicht mehr möglich war.

Erste und wichtigste Pflicht des Reisenden ist es, von möglichst unparteiischem Standpunkte und mit klarem Blicke die Verhältnisse zu prüfen, ehe er darüber aburtheilt. Sein Urtheil mag immerhin den Stempel individueller Anschauungsweise tragen es wird aber doch ein ehrliches und daher auch ein mehr oder minder werthvolles sein, und es werden Flüchtigkeiten, notorische Unwahrheiten, arrogantes Absprechen über Land und Leute, voreilige und irrige Schlussfolgerungen von einem oder wenigen Beispielen auf das Ganze, wie sie leider so häufig in Reisebeschreibungen vorkommen, wenigstens nicht den Leser irreführen.

Der Reisende soll billigerweise zwei Anforderungen entsprechen.

Erstens soll er der Sprache des von ihm bereisten Landes mächtig sein. Kann er sich entweder blos mit Hülfe eines Dolmetschers oder nur sehr unvollkommen mit den Eingeborenen verständigen, so entgehen ihm gewöhnlich die interessantesten Nationaleigenthümlichkeiten und Tausende von Einzelheiten, die er bei freiem, unmittelbarem Verkehr erfahren würde, abgesehen von den sich ihm darbietenden Schwierigkeiten, oft auch nur das Nothwendigste für die ersten Lebensbedürfnisse zu erhalten.

Zweitens soll er überhaupt verstehen mit Menschen umzugehen. Ein festes, entschlossenes, aber ruhiges Auftreten, eine sehr grosse Portion Geduld und eine richtige Würdigung der Ver-

hältnisse werden ihm über die sich ihm darbietenden Hindernisse hinüberhelfen, während ihn ein aufbrausendes, jähzorniges, ungeduldiges, daher auch meistens ungerechtes Betragen, insbesondere gegen seine einheimische Bedienung und gegen die Eingeborenen, oft in die schlimmste Lage versetzen. Rache ist bei Menschen auf einer niedrigen Culturstufe immer die erste und natürlichste Antwort auf eine ihnen angethane vermeintliche oder wirkliche Beleidigung. Es darf daher auch nicht auffallen, wenn aus solchen Veranlassungen z. B. einem Reisenden sein Reitthier sammt Zubehör gestohlen, ein anderer von sonst ganz friedlichen Indianern tüchtig durchgeprügelt, ein dritter endlich gar todtgeschlagen wird.

Ich kann noch einen wichtigen Punkt nicht unerwähnt lassen. Der Reisende ist angewiesen, bei den Eingeborenen Erkundigungen über das Land, seine Bewohner und deren Sitten u. dgl. einzuziehen. Nun geschieht es aber häufig, dass ihm diese, besonders halbgebildete Personen, absichtlich falsche Mittheilungen machen. Sie thun es gewöhnlich weit weniger aus böswilliger Absicht, als um sich wichtig zu machen und viel zu erzählen, sich gewissermassen mit ihrem Wissen zu brüsten. Manche aber, und diese sind gerade die gefährlichsten, machen absichtlich unrichtige Angaben und zwar mit einer gewissen täuschenden Feinheit, um sich nachher im Kreise ihrer Freunde über den neugierigen aber angeführten Fremden zu belustigen. Traurig genug ist es, dass sogar Europäer sich oft den Spass machen, Reisende auf solche Weise irrezuführen.*)

Es ist mir der Fall vorgekommen, dass sich ein Südamerikaner mir gegenüber rühmte, einem meiner Vorgänger, der ebenfalls ein

*) In Baron Müller's „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico“, I, 320, ist ein solches Bubenstück erzählt. Ein deutscher Kaufmann aus Worms, Namens Becker, in Puebla ansässig, führte den verdienstvollen Reisenden und Naturforscher Herrn de Saussure aus Genf zu einem verfallenen Backofen in Cholula, zeigte ihm diesen als aztekisches Alterthum und verleitete dadurch den gelehrten Zoologen boshafterweise zu einem Irrthum in seiner Reisebeschreibung.

Reisewerk publicirte, eine Menge falscher Notizen in sein Tagebuch dictirt zu haben; nur weil dieser mehrere Reisebedürfnisse nicht bei ihm, sondern bei einem seiner Concurrenten gekauft hatte. Gegen die Folgen einer solchen gemeinen Handlungsweise kann sich der Reisende vorzüglich durch controlirende Fragen bei verschiedenen Personen schützen.

In neuerer Zeit ist hinsichtlich einiger südamerikanischer Länder, namentlich Brasiliens, eine Tendenzliteratur in doppelter Richtung ins Leben getreten: die eine, vorzüglich durch klingende Gründe bewogen, ergeht sich in masslosen Lobhudeleien; die andere, aus ebenso unreinen Motiven, hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch schamloses, verächtliches Schmähen Land und Leute in den Koth zu ziehen. Der leitende Grundsatz beider Richtungen ist absichtliche Entstellung; ihre publicistischen Erzeugnisse sind also gleich erbärmlich. Leider haben selbst in der eigentlichen Reiseliteratur diese Tendenzen angefangen Wurzel zu schlagen, und es sind dadurch schon viele irrige Anschauungen auch in weitere Lesekreise gedrungen.

Die über Brasilien handelnden Bände des vorliegenden Werks enthalten eine Schilderung meiner Reise durch einen Theil des Kaiserreichs in den Jahren 1857 und 1858. Ich habe derselben Beobachtungen und Erfahrungen beigefügt, die ich während meiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am Hofe Sr. Maj. des Kaisers Dom Petro II. in den Jahren 1860 und 1861 zu sammeln Gelegenheit hatte. Ich bin mir bewusst, mich stets gewissenhaft bemüht zu haben, bei meinen Darstellungen einen möglichst vorurtheilsfreien Standpunkt innezuhalten, und habe mein Augenmerk vorzüglich auf die socialen und politischen Verhältnisse der von mir bereisten Länder gerichtet. Die im Verlaufe des Werks mitgetheilten statistischen Angaben beruhen womöglich auf officiellen Daten, wo keine solchen vorhanden waren, habe ich stets getrachtet, Auskunft von competenten Männern zu erhalten. Bei meinen Erkun-

digungen habe ich es nie an der nöthigen Vorsicht mangeln lassen und mit Gewissenhaftigkeit die erhaltenen Mittheilungen gesichtet.

Mein Werk wird vier Bände umfassen; die beiden ersten sind einer Reise durch die Provinz Minas geraes gewidmet, der dritte beschäftigt sich vorzüglich mit meinem Besuche der hauptsächlichsten deutschen Colonien in den Provinzen Espiritu Santo, São Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, der vierte Band endlich enthält meine Reise von Buenos Ayres, quer durch Südamerika nach Cobija am Stillen Ocean, einen Besuch in Chile und die Bereisung des peru-bolivianischen Hochlandes.

Die zahlreichen Abbildungen sind zum grössten Theil nach Originalskizzen oder Photographien in dem durch seine trefflichen Leistungen rühmlichst bekannten Atelier der Verlagshandlung sorgfältig ausgeführt.

Jakobshof, im Februar 1866.

von Tschudi.

# Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes.

## Drittes Kapitel.

### Petropolis.



## Viertes Kapitel.

### Reise von Petropolis nach Ouro-Preto.

# Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des ersten Bandes.

## 1. Separat gedruckte Holzschnitte.



## 2. In den Text gedruckte Holzschnitte.



## 3. Karten.

# Erstes Kapitel.

## Reise von Hamburg nach Rio de Janeiro.

---



as Dampfboot Elbe führte mich den 20. October 1857 in Gesellschaft zahlreicher anderer Passagiere von Hamburg an Bord des grossen eisernen, der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörigen Schraubendampfers *Teutonia*, der mit voller, reicher Ladung vor Glückstadt zur Abreise nach Brasilien bereit lag. Das Ueberladen der Post und der Reisenden mit ihrem vielen Gepäck ging rasch von statten. Um 4 Uhr nachmittags liessen wir Cuxhaven hinter uns und dampften, vom schönsten Wetter begleitet, in die trügerisch ruhige Nordsee. Schon am Abend des folgenden Tages wurden Wind und Meer ungünstig, und bald hatten wir mit schwerer See und Sturm zu kämpfen. Um Mitternacht bildeten sich in unmittelbarer Nähe des Schiffs mehrere hohe Wasserhosen, und es bedurfte der voll-

sten Umsicht des erfahrenen und besonnenen Kapitäns L. Göde, um in diesem gefährlichen Fahrwasser den sehr bedrohten Dampfer sicher zu führen. Zuerst wurde stündlich, dann in immer kürzern Zwischenräumen gestoppt und das Senkblei geworfen. Von 2—4 Uhr lag das Schiff still. Der folgende Tag war noch stürmischer. Bei einbrechender Nacht in Sicht der englischen Küste wurde durch bengalische Feuer und einen Kanonenschuss ein Lootse gerufen; da aber keiner erschien, so entschloss sich der Kapitän, vor Spithead vor Anker zu gehen. Erst nachdem wir schon eine Stunde dort gelegen, langte ein Lootsenboot an. Sturm und hohe See hatten die Piloten in den sichern Hafen getrieben. Von den Schiffskapitänen wird verlangt, dass sie auch unter den günstigsten maritimen Verhältnissen beim Einlaufen in einen europäischen Hafen sich der Lootsen bedienen, es darf daher auch ihrerseits die gewiss nur gerechte Forderung gestellt werden, selbst bei dem rauhesten Wetter Pilotenboote auf See zu treffen. Sturm und wild bewegtes Meer dürfen den Lootsen nicht zurückschrecken; unter solchen Verhältnissen sind seine Dienste gerade am allerwichtigsten.

Den 23. October bei Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet und wir fuhren dicht an der lieblichen Insel Wight mit ihrem berühmten Osborn-House und ihren epheuumrankten Schlössern vorüber, langten um 9 Uhr vormittags in Southampton an und lagen nachmittags um 1 Uhr in den Docks.

Da hier 900 Tonnen Kohlen, Lebensmittel, die Post, Ladungen und Passagiere von Frankreich und England eingenommen wurden, so blieb mir hinreichend Zeit, die lebhafte Stadt, von 38000 Einwohnern mit ihren so reinlichen, meistens zweistöckigen Häusern mit schmalen, hübschen, gewöhnlich tief zurückliegenden Thüren, den grossen, oft auswendig vorspringenden, runden oder eckigen Fenstern von Spiegelglas im ersten Stocke, das rege Leben und Treiben der alljährlich um ein Beträchtliches sich vermehrenden Bevölkerung zu betrachten, einen Ausflug zu Wagen in die freundliche, in hoher Cultur stehende, mit zahllosen Villen geschmückte Umgebung zu machen und die grossen Trockendocks, in denen Handelsschiffe des grössten Tonnengehalts

mit aller Bequemlichkeit ausgebessert werden können, zu bewundern.

Sonntags den 25. October dampften wir in den Frühstunden den Solent hinunter bei den Needles vorüber, um spät abends den Atlantischen Ocean zu gewinnen und einen südlichen Curs einzuschlagen. Den 28. hatten wir die spanische Küste in Sicht und langten, mit Sturm und heftigen Dünungen aus Nordwest kämpfend, vor der Mündung des Tejo an, wo uns unverzüglich ein Lootse entgegenkam. Er war eine eigenthümliche Erscheinung, mit zerrissenen Kleidern, einer rothen Zipfelmütze, wachsgelbem Colorit, das die scharfmarkirten Gesichtszüge noch mehr hervorstechen machte und dem Manne eher den Ausdruck eines Banditen oder vagabundirenden Bettlers, als den eines Piloten verlieh. Kaum war er eine halbe Stunde an Bord, so zeigte er sich als ein echtes Kind Portugals und fing an, trotz des strengen Verbotes des Kapitäns, bei den Passagieren um Trinkgelder zu betteln. Gegen 10 Uhr kam das Sanitätsboot an Bord und befahl, die gelbe Flagge am Fockmaste zu hissen. Das Schiff wurde in Quarantaine erklärt. Ein wenig gewissenhafter Correspondent eines vielgelesenen süddeutschen Blattes hatte nämlich einige Zeit vorher die Nachricht mitgetheilt, dass in Hamburg die Cholera mit verheerender Heftigkeit wüthe. Diese in hohem Grade übertriebene Notiz war in französische und von diesen in die Zeitungen der Halbinsel übergegangen und hatte die portugiesische Regierung veranlasst, alle aus Hamburg einlaufenden Schiffe mit Quarantaine zu belegen. Obgleich bei unserer Abreise die Cholera dort nur in sehr wenigen, ungesunden Stadttheilen in so unbedeutendem Grade geherrscht hatte, dass die damalige Sterblichkeit die durchschnittliche nur um ein paar Procent überstieg, so mussten wir, der noch nicht aufgehobenen Regierungsmassregel uns fügend, um 11 Uhr mitten im Tejo bei *Belem*, dem schönen, aber immer noch unvollendeten Palacio da junta gegenüber, vor Anker gehen. Einige Stunden später holte ein Boot die für Lissabon bestimmten Passagiere ab und führte sie nach dem am linken Ufer des Flusses liegenden Lazarethe. Die Teutonia aber wurde von einer Anzahl Zollwächter besetzt. Es waren durchschnittlich

schöne, freundliche Leute in einfacher, kleidsamer Uniform, nämlich dunkelbraunen Beinkleidern mit breiter schwarzer Borte, einer gleichfarbigen Rundjacke mit rothem Passepoil und einer gelben Nummer in rothem Felde am stehenden Kragen.

Zwei Tage lang mussten wir hier liegen bleiben, ohne unsern sehnlichen Wunsch befriedigen zu dürfen, die schöne Hauptstadt Lusitaniens zu besuchen, die, nur wenige Seemeilen entfernt, morgens und abends in der wundervollsten Beleuchtung sich vor uns ausdehnte und in ihrer majestätischen Ruhe nicht ahnen liess, welch schwerer Alp auf ihr laste. Seit fast einem Jahrhunderte wüthete dort zum ersten mal wieder das Gelbe Fieber in verderblicher Heftigkeit. Ein aus Brasilien eingelaufenes Schiff hatte es eingeschleppt. Die Effecten eines an Bord daran verstorbenen Matrosen waren im Hafen versteigert worden, und alle Personen, die sie angekauft hatten oder sonst damit in Berührung gekommen waren, erkrankten in wenigen Tagen an dieser furchtbaren Seuche. In den schmuzigen Quartieren und bei der untersten Klasse der Bevölkerung fand sie, anfangs von den Aerzten verkannt, die günstigsten Bedingungen zu einer erschreckend raschen Entwickelung. Angst und Schrecken hatten die Bevölkerung ergriffen; wem es die Geldmittel und die Geschäfte erlaubten, war aus der Stadt geflohen, und in weniger als einer Woche hatten 25000 Menschen Lissabon verlassen. Die Kaufläden waren geschlossen, die Strassen entvölkert und nur von Zeit zu Zeit wurde ihre Todtenstille durch die monotonen Gebete einer um Hülfe und Gnade flehenden Procession unterbrochen. Mit wahrem Stolze erzählten uns unsere Zollwächter, wie ihr hochherziger König keinen Augenblick die so schwer heimgesuchte Residenz verlassen, sondern die überfüllten Spitäler besuche und überall Hülfe und Trost spende.

Wenige Stunden vor unserer Abreise wurde die Quarantaine aufgehoben; die Zeit erlaubte uns aber nicht mehr einen Besuch am Lande zu machen. Wir mussten uns begnügen, in der Einschiffung unserer neuen Reisegefährten einige Abwechslung zu suchen. Wir erhielten hier 41 portugiesische Passagiere, die meisten für das Zwischendeck bestimmt, und waren in den ersten Tagen nicht

ganz ohne Sorge, ob sich nicht unter dieser Zahl ein oder der andere Fiebercandidat befinde und uns die gefährliche Seuche mittheile. Glücklicherweise blieben wir von dieser an Bord der Schiffe doppelt furchtbaren Krankheit verschont.

Wir verliessen Belem nachmittags den 31. October und befanden uns gegen Abend ausserhalb der Barre des Tejo auf offener See. In der Nacht vom 2. zum 3. November passirten wir Madeira, den künftigen Vormittag die Salvages, in deren Nähe eine besonders starke Abweichung der Magnetnadel bemerkbar war. Gegen Mittag tauchte in nebelgrauer Ferne der Pic von Teneriffa aus dem bewegten Ocean empor; am folgenden Morgen lag er weit hinter uns, unsern Blicken entschwunden, und wir fuhren an Ilha de ferro, einer der Canarischen Inseln, in Sicht vorüber und erreichten noch am nämlichen Tage den Nordost-Passat und mit ihm eine ruhigere See.

Seit unserer Einfahrt in die Nordsee bis zu den Canarien hatten wir ununterbrochen sehr stürmisches Wetter und ein heftig bewegtes Meer gegen uns.[1]) Ein peinliches Rollen und Stampfen hinderte die Ruhe am Tage und den Schlaf des Nachts. Die Bewegungen eines Schraubendampfers sind unter übrigens gleichen Verhältnissen weit heftiger und unangenehmer als die eines Ségelschiffes oder eines Räderdampfers. Der Grund davon liegt hauptsächlich in der Länge der Welle, die von der Maschine in der Mitte des Schiffes bis unter den Stern zur Schraube reicht. Der Widerstand, den diese im Wasser findet und der vorzüglich dem hintern Theile des Schiffes mitgetheilt wird, und das durch sie hervorgebrachte eigenthümliche Stöhnen und Zittern treffen demnach grade die Hauptkajüte und die an sie angebauten Cabinen am empfindlichsten. Bei heftigem Stampfen des Schiffes auf offener See hebt sich, wenn sich der Bug stark senkt, die Schraube aus dem Wasser, macht einige

---

[1]) Ich bemerke hier nur beiläufig, dass das vielfach als Specificum gegen die Seekrankheit angepriesene Chloroform in keinem einzigen der vielen von mir beobachteten Fälle den geringsten Nutzen geleistet hat. Im Gegentheile beklagte sich die Mehrzahl der Seekranken, die Zuflucht dazu genommen haben, über eine viel grössere Eingenommenheit des Kopfes.

Umdrehungen in der Luft und fällt, wenn der Bug seinerseits steigt, mit aller Gewalt in das Meer zurück. Dieser Rückschlag ist gewöhnlich von einem so heftigen Stosse begleitet, dass man glaubt, er reisse das Schiff aus allen seinen Fugen. Da sich bei Schraubendampfern die vorwärts stossende Kraft hinten befindet und seitliche Stützpunkte, die Segelschiffe in ihren Segeln, gewöhnliche Dampfer in ihren Rädern haben, gänzlich fehlen, so ist auch das Rollen (d. h. die Bewegung von einer Seite zur andern) viel bedeutender, als bei Schiffen anderer Construction. Man hat versucht, dem ersten Uebelstande, der bei häufig wiederholten heftigen Rückschlägen leicht die Maschine gefährden kann, dadurch zu begegnen, dass man dieselbe statt in der Mitte des Schiffes weit nach hinten placirte und dadurch die Achse der Schraube beträchtlich verkürzte. Bei dieser Einrichtung kommen die meisten Kajüten vor die Maschine zu liegen und haben also die für den Reisenden angenehmste Lage.

Als Vortheil der Schraubendampfer (Propellers) wird besonders hervorgehoben der Gewinn von Raum für Waarenladungen und ein etwas geringerer Verbrauch an Brennmaterial. Gewöhnlich haben sie nicht die Schnelligkeit der Räderdampfer. Der grössere Theil der englischen und französischen Postdampfer ist nach dem Rädersystem gebaut. In der Kriegsmarine findet dagegen die Schraube eine ausgedehnte Anwendung, besonders auch als Hülfskraft. Kriegsschiffe, die Stationen wechseln oder kreuzen und die bei ihren Fahrten nicht an einen möglichst kurzen Termin gebunden sind, bringt die Hülfsschraube bei Calmen und anhaltenden Gegenwinden über die Hindernisse hinweg, während sie sich bei günstigen Witterungsverhältnissen ausschliesslich der Segel bedienen. Bei der Beschiessung von Festungen und bei Seeschlachten macht sie das Schiff den schnellen Manövern gehorsam und stellt es an Brauchbarkeit weit über Segelschiffe; zudem ist die Schraube den feindlichen Geschützen ein weniger leicht zu verletzender Punkt als die Räder der Raddampfer.

Wenn es gilt Eis zu durchbrechen, so haben die Propellers jedenfalls einen grossen Vortheil über alle andern Schiffe. Ist

die Eisdecke einigermassen stark, so arbeiten die Räder schwer und laufen Gefahr, Schaden an den Schaufeln zu nehmen, während bei dem Propeller die Schraube in dem durch Bug und Rumpf klar gemachten Fahrwasser sich, ohne ein fremdes Hinderniss überwinden zu müssen, gefahrlos dreht. Im Januar 1859 befand ich mich, von England kommend, an Bord eines kleinen Dampfers in Stade vor der zugefrorenen Elbe. Der alte sehr erfahrene Kapitän des John Bull wankte lange, ob er den Versuch wagen dürfe, nach Hamburg zu fahren. Während er noch deliberirte, dampfte ein Propeller bergwärts an uns vorüber und flugs wurde in sein Fahrwasser gelenkt. Es war höchst interessant, zu sehen, wie der Schraubendampfer sich wie ein Keil in die Eisdecke hineintrieb und Weg bahnte; die von ihm losgebrochenen Eisstücke, die uns, die wir in kurzer Entfernung folgten, entgegentrieben, wurden von den Rädern unsers Dampfers erfasst und zermalmt. Das war aber ein Stöhnen, Zittern und Krachen des alten John Bull, dass einem ordentlich unheimlich zu Muthe wurde. Der Kapitän meinte, dass er ohne den wegbahnenden Propeller die Eisdecke nicht hätte durchbrechen können.

Seit der praktischen Anwendung der Propellers in ausgedehntem Masse sind eine sehr grosse Zahl von Schraubenbrüchen verzeichnet, besonders bei Schiffen, die eine ihrer Tragfähigkeit entsprechende Maschine haben. Wie es scheint, wurden die Schrauben entweder zu schwach gegossen, oder ein Material dazu verwendet von nicht hinreichender Zähigkeit, den gewaltigen Widerstand auf die Dauer zu überwinden. Gewöhnliches englisches Gusseisen ist, wie die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, zu spröde, um die erforderliche Sicherheit zu gewähren. Nur die zähesten Legirungen in Eisen oder Bronze werden im Stande sein, vollkommen seetüchtige, verlässliche Schrauben zu liefern. Dreiflügelige Schrauben, besonders wenn sie cannelirt sind, haben eine grössere Repulsivkraft als zweiflügelige; bei ihnen ist aber ein Flügelbruch noch gefährlicher, da bei der Schnelligkeit der Umdrehungen ein gebrochener Flügel gewöhnlich auch den

folgenden mit sich reisst und durch den damit verbundenen heftigen Choc die Maschine oft schwer leidet.

Eine regelmässige Dampferverbindung zwischen Europa und Brasilien ist noch ziemlich jungen Ursprunges. Im Jahre 1850 wurde sie durch die monatlich einmal von Southampton und am nämlichen Tage von Rio de Janéiro auslaufenden Dampfboote der Royal British Mail-Steam-Ship-Company eröffnet, und seit jener Zeit von der genannten Gesellschaft ohne Unterbrechung mit der grössten Regelmässigkeit unterhalten.

Dieses *scheinbar* sehr gewinnbringende Unternehmen erregte mächtig den Speculationsgeist europäischer Rheder und Kapitalisten. Sie glaubten in einer regelmässigen Dampferverbindung zwischen Europa und dem fruchtbaren Brasilien eine sichere Quelle des lucrativsten Gewinnes zu finden und verwirklichten ohne eine umfassende Würdigung der gegebenen Verhältnisse ihre Projecte. So tauchten im Verlaufe von wenigen Jahren, neben der ersten, nicht weniger als sieben concurrirende Dampferlinien zwischen Europa und Brasilien auf: nämlich eine englische von Liverpool, zwei französische von Havre de Grâce und Marseille [1]), eine sardinische von Genua, eine portugiesische (Luzo-brasileira) von Oporto, eine belgische unter englischer Flagge von Antwerpen und eine deutsche von Hamburg aus. Es gab eine Zeit (1856), als sechs von diesen Dampferlinien zugleich in Thätigkeit waren! [2])

Was ist aus diesen Dampferlinien geworden? Eine nach der andern ist vom Schauplatze verschwunden und nur die erste,

---

[1]) Das erste und zugleich auch das letzte Schiff dieser Linie erreichte nicht einmal Rio de Janeiro. Es wurde statt mit Wasser- mit Schwefeläther-dampf getrieben. Auf der Rhede von Bahia ging nachts ein Matrose mit offenem Lichte in den Raum, in welchem der Schwefeläther aufbewahrt wurde. Das Gemach war mit Aetherdämpfen angefüllt, die sich augenblicklich entzündeten. Das Feuer nahm so rasch überhand, dass eine Rettung des Schiffes nicht möglich war; es brannte bis auf den Spiegel ab; 1857 sah ich noch seinen Rauchfang über das Wasser emporragen.

[2]) Später tauchte eine Linie von Milford Haven auf, die mit englisch-portugiesischen Kapitalien gegründet wurde und den Namen Anglo-Luzo-Brasilian Royal Mail-Steam-Navigation führte und im October 1860 wieder einging.

die solide Royal British Mail-Steam-Ship-Company ist geblieben und setzt nun seit 14 Jahren ihre Reisen ununterbrochen fort, und zwar mit solchem nautischen Glücke, dass während dieses Zeitraumes nur ein einziger einigermassen ernstlicher Unfall eins ihrer Schiffe betroffen hat.[1])

Wechselfälle mannichfacher Art, administrative und technische Versehen, bei verschiedenen Linien falsche Berechnungen, sanguinische Ueberschätzung der Geldkräfte u. s. f. haben die Gesellschaften entweder gänzlich ruinirt, oder ihre Anlagekapitale ohne auch nur eine entfernte Aussicht auf Gewinn derart geschwächt, dass sie vor ihrer gänzlichen Erschöpfung die Fahrten klugerweise einstellten, wenn sie auch unter möglichst günstigen Auspicien die Concurrenz begonnen hatten.

Die Unkosten sind bei allen langen Dampferlinien unverhältnissmässig hoch. Sie beliefen sich z. B. bei jeder Rundreise der hamburg-brasilianischen Linie auf circa 10000 Pfd. St.[2]), eine Summe, die selbst unter exceptionell günstigen Combinationen von Fracht und Passagieren kaum gedeckt werden konnte. Da aber natürlich nicht bei jeder Reise nur die *glücklichsten* Verhältnisse eintraten, so war ein Rückschlag unvermeidlich. Nach kaum einjährigem Bestehen (December 1856 bis December 1857) gab die erschütternde Handelskrise von 1857 auch dieser Gesellschaft, deren schöne Schiffe ohnehin wenig vom Seeglücke begünstigt waren[3]), den Todtesstoss.

Diesen traurigen Erfahrungen gegenüber ist es geradezu unbegreiflich, dass in neuester Zeit von einem österreichischen Seemanne noch einer Dampferverbindung zwischen Triest und

---

[1]) Der Dampfer Tyne, Kapitän Valler, fuhr im Januar 1857 an der Küste Englands bei St. Alban's Head bei bösem Wetter auf eine Sandbank. Das Schiff mit seiner Ladung, Passagieren und Mannschaft wurde gerettet und fährt noch heute auf der anglo-brasilianischen Linie.

[2]) Da auf einer Rundreise die Schraube circa 4 Millionen Umdrehungen machte, so kam jede Umdrehung auf $1/_{2}$ Sgr. zu stehen.

[3]) Die beiden Schraubendampfer Petropolis und Teutonia der hamburg-brasilianischen Dampfschiffsgesellschaft erlitten in Einem Jahre zwei Schraubenbrüche und einen Wellenbruch. Sie waren auf den Schiffswerften des Herrn Caird in Glasgow gebaut worden.

Brasilien das Wort geredet, sie sogar dringend anempfohlen wurde und dass sich, wahrscheinlich infolge dieser Befürwortung, in Wien eine transatlantische Dampfschiffahrtsgesellschaft bildete. [1])

Ich habe diese Frage in einem Aufsatze „Einige Betrachtungen über österreichisch-brasilianische Dampfschiffahrtsprojecte" in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nr. 57 und 58 vom 27. und 28. Februar 1858) eingehend beleuchtet und nachgewiesen, dass die 60—70000 Säcke Kaffee [2]), die Triest jährlich aus Brasilien bezieht, und das Mehl, die Oliven, Glasperlen, Papier, und einige Droguen, die es hinschickt, wahrlich nicht Objecte sind, auf die sich die Hoffnungen für eine lucrative Dampferlinie stützen dürfen, dass insbesondere das triestiner Mehl, wenn es auf dem Markte von Rio de Janeiro trotz seiner Vortrefflichkeit in fortdauernde und erfolgreiche Concurrenz mit dem nordamerikanischen und chilenischen treten will, keine Dampferfracht bezahlen kann; dass überhaupt die Dampfmühlen zu Triest, Stratzig und Fiume, d. h. die einzigen drei Etablissements, die

---

[1]) In dem wiener Blatte „Presse" vom 14. Mai 1873 lesen wir Folgendes: „Project einer transatlantischen Dampfschiffgesellschaft in Wien. Dass ein Consortium, bestehend aus dem Fürsten Colloredo, dem Baron Doblhoff, dem Baron Hohenbruck, dem Fürsten Jablonowsky und Herrn Merton, ein Memoire zur Gründung einer transatlantischen Dampfschiffgesellschaft der Regierung überreicht habe, ist von uns schon gemeldet worden. Die „General Correspondenz" meldet nun, dass dieses Project in den Kreisen der Regierung bereits Gegenstand der eingehendsten Erwägung geworden ist. Wie unsere Leser wissen, wollen die Gründer eine Gesellschaft zum Betriebe einer regelmässigen Dampferverbindung zwischen dem mittelländischen Meere und der Ostküste von Amerika, desgleichen einer Schiffswerfte und zur Ausführung der triester Hafenbauten mit Docks bilden. Wir können hinzufügen, dass das Gesellschaftskapital aus zwanzig Millionen Gulden bestehen soll und dass die Gründer ausser der Ueberlassung des neuen Lazarethes in Triest eine Subscription von jährlich etwa $1^1/_2$ Millionen Gulden beanspruchen. Die Angelegenheit gelangt daher jedenfalls als Vorlage an den Reichsrath."

[2]) In der „Austria" (1858, Heft XLIII) werden unter den Rückfrachten von Rio de Janeiro auch edle Metalle, Edelsteine, Vanille, Arrow-Root, Sassaparilla, Chinarinde, Cochenille etc. aufgeführt, lauter Sachen, die zum Theil dort gar nicht existiren, sammt und sonders aber nie von Rio de Janeiro nach Triest expedirt worden sind. Solche Angaben zeugen jedenfalls zum wenigsten von sehr geringer Kenntniss der wichtigen Frage.

gegenwärtig für Brasilien arbeiten, nicht annähernd den Raum von monatlich abgehenden Dampfern füllen würden. Die österreichische Industrie arbeitet bisjetzt noch in kaum nennenswerthem Masse für Brasilien, und sollte sich auch in den nächsten Decennien der Export von österreichischen Fabrikerzeugnissen nach dem südamerikanischen Kaiserreiche um das Sechsfache steigern, so kann man doch mit Zahlen nachweisen, dass sie selbst dann noch nicht eine volle Dampferladung ausmachen würden.

Triest's geographische Lage, eine für den levantinischen Handel so überaus glückliche, ist für einen transatlantischen Dampferverkehr eine entschieden ungünstige. Eine längere Seereise, als von jedem der Häfen der West- und Nordküste Europas, von denen Dampferlinien nach Amerika entstanden sind, bedingt nothwendigerweise eine höhere Fracht und eine höhere Assecuranz. Für Oesterreichs Handel liegt bisjetzt das Bedürfniss einer solchen Dampferlinie nicht vor; der deutsche Handel aber würde nach wie vor den ihm bequemern und langgewohnten Seeweg benutzen.

Wenn nun aber das Consortium, das die österreichisch-brasilianische Dampferlinie projectirt hat, darauf rechnen würde, durch Passagière einen beträchtlichen Theil der enormen Auslagen zu decken, so dürfte es wol durch genaue Erkundigungen bei den schon bestehenden Linien gänzlich enttäuscht werden. Es gibt Monate, in denen die englischen und französischen Riodampfer ganz oder doch nahezu ganz mit Passagieren besetzt sind, aber es gibt auch Jahreszeiten (November bis Februar), in denen diese Dampfboote fast leer nach Europa zurückkehren, und es ist schon vorgekommen, dass englische Steamer in Rio de Janeiro nur 8—10 Passagiere für europäische Häfen aufgenommen haben, die circa 4500 Gulden Ueberfahrtsgeld bezahlten. Jeder mit der Passagierfrequenz einigermassen Vertraute weiss, dass von Reisenden von ausserösterreichischen Staaten wol nur in seltenen Ausnahmefällen der eine oder der andere die Linie von Triest benutzen würde. Für die aus Südamerika kommenden Reisenden haben London und Paris eine viel zu grosse Attrac-

tion, als dass sie den Besuch dieser Weltstädte einer andern Route opfern würden, selbst dann nicht, wenn sie ihnen, obgleich in der Reisedauer im Nachtheil, Vortheile im Fahrpreise gewähren würde. Ebenso kläglich würde es mit der Einnahme der durch diese Dampfer beförderten Post aussehen; denn es würde ja vernünftigerweise keinem ausserösterreichischen Kaufmanne einfallen, seine Correspondenz nach Brasilien über Triest zu befördern, da er ja den 9. und 24. eines jeden Monats Gelegenheit hat, sie auf kürzerm Wege abzusenden.

Ob endlich die k. k. österreichische Regierung in der Lage und ob es staatsökonomisch zweckmässig sein wird, eine so geringe Aussicht auf Erfolg bietende transatlantische Dampfschiffsgesellschaft mit jährlich $1^1/_2$ Million zu subventioniren, darüber werden zur gegebenen Zeit die Vertreter der Nation nüchtern und umsichtig berathen. Jedenfalls werden sie das Factum nicht unberücksichtigt lassen, dass Hamburg, die reiche Handelsstadt und der grösste Kaffeemarkt des europäischen Continents, nicht im Stande war, eine Dampferlinie mit dem vorzüglich Kaffee producirenden Brasilien zu unterhalten. Sie werden wohl erwägen, ob die grossen verlangten Opfer auch nur einigermassen im richtigen Verhältnisse zu den möglicherweise zu erlangenden Vortheilen stehen werden. Ich kann nicht umhin hier zu wiederholen, was ich schon in dem obenerwähnten Aufsatze sagte: „Wo zur Herstellung neuer Land- und Meerstrassen keine naturgemässen Motive vorliegen, wo mehr der Nachahmungstrieb als die politische und commercielle Nothwendigkeit sich schöpferisch gestalten will und also keine wirklich praktische Aufgabe löst, da vermögen wir selbst der Dampfkraft keine Wunder zuzumuthen. [1])

[1]) Von dem gründlichsten Kenner und gewissenhaftesten Beurtheiler der österreichisch-brasilianischen Handelsverhältnisse erhielt ich vor kurzem einen Brief aus Rio de Janeiro, indem er mir hinsichtlich der projectirten Dampferverbindung wörtlich Folgendes schrieb: „Der in Ihren Reisebriefen von 1858 enthaltene Commentar ist auch heute noch durch und durch massgebend. Ich wüsste auch kein Jota daran zu ändern, es sei denn, noch grellere und abschreckendere Farben zu gebrauchen, da sich seit jener Zeit alle und jegliche

Unter den concurrirenden Nationen für eine Dampferverbindung mit Brasilien finden wir bis 1865 die Nordamerikaner nicht vertreten. Sicherlich weht das Sternenbanner in erster Reihe, wo irgend ein merkantiles Seeunternehmen auch nur einige Aussicht auf gewinnbringende Resultate darbietet, aber auf Postdampfer nach Brasilien wurde es bisher noch nicht gehisst. Der kalt und genau berechnende Yankee weiss zu gut, dass 400000 Sack Kaffee, die Mahágoni- und Farbehölzer, die rohe Baumwolle und das Gummi-Elasticum im Gesammtwerthe von circa 18—20 Millionen Dollars ebenso wenig als das Mehl, die Schinken, die Baumwollstoffe und die Ackergeräthe, die er nach Brasilien sendet, eine theure Dampferfracht vertragen und wenn in neuester Zeit dennoch ein solches kostspieliges Unternehmen ins Leben getreten ist, so geschah es weit mehr, um dem Post- und Personenverkehr auf einer wirklich wichtigen Linie vielfach verlangte Concessionen zu machen, als in der Hoffnung auf eine gewinnbringende Speculation.[1])

Die Dampferverbindung zwischen Southampton und Brasilien ist nur ein Arm der ausgedehnten Dampferlinien der Royal British Mail-Steam-Ship-Company mit ihrem Sitze in London. Diese grossartige Gesellschaft unterhält nämlich eine regelmässige Dampfschiffahrt zwischen England und Mittel- und Südamerika. Die Hauptlinie ist zwischen Southampton und der kleinen Dänemark gehörigen Insel St. Thomas; von hier zweigt sich eine Linie ab, die die Rundreise nach den wichtigsten der Antillen bis nach Mexico macht; eine andere zieht sich, die Häfen Santa Martha und Carthagena in Neu-Granada berührend, durch das

---

bei dem unglücklichen Plane in Betracht kommenden Verhältnisse nicht nur nicht gebessert, sondern im Gegentheile noch um hundert Procent verschlechtert haben.“

[1]) Soeben erfahre ich, dass im September 1865 endlich eine Dampferlinie von New-York nach Rio de Janeiro und Buenos Aires ins Leben treten wird. Die Gesellschaft, die eine brasilianische Regierungssubvention von 200 Contons erhalten soll, führt den Titel: United-States and Brazil Steam-Ship Company. Seit Mai 1865 tauchte ebenfalls eine neue Linie von Liverpool via Falmouth nach Rio de Janeiro und den La Platastaaten auf, auch wurden wieder die Linien von Genua und Marseille in Anregung gebracht. Sie dürften wol das nämliche Schicksal haben als ihre Vorgängerinnen.

Caraibische Meer bis nach Aspinwall an der Ostküste des Isthmus von Panama; hier empfängt und gibt sie ab Posten und Passagiere für die Dampferlinien längs der ganzen Westküste Südamerikas (Ecuador, Peru, Bolivia, Chile) und für die amerikanische Linie längs der Westküste Mexicos bis Californien. Die Verbindung zwischen England und der ganzen Westküste Südamerikas ist eine monatlich zweimalige.

Die zweite Hauptlinie dieses maritimen Verbindungsnetzes ist die brasilianische mit monatlich einmaligen Fahrten. Die Dampfer fahren je den 9. eines jeden Monates (oder wenn dieser auf einen in England so heilig gehaltenen Sonntag fällt, den 10.) von Southampton ab, berühren Lissabon und St. Vicente, eine der Cap Verdischen Inseln, auf der die Compagnie grosse Kohlendepots besitzt, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro. Von der Hauptstadt Brasiliens führt ein kleiner, der nämlichen Gesellschaft gehöriger Dampfer die Post und Reisenden nach Montevideo und Buenos-Aires. Auf der Rückreise wird die nämliche Scale befolgt.

Da die Reise von St. Thomas nach Southampton die längste ist, ohne dass Land berührt wird (je nach dem Dampfer dauert sie 12—18 Tage), so verwendet die Gesellschaft die neuen, besten und grössten Dampfboote auf dieser Route. Wenn sie eine Reihe von Jahren hier ihren Dienst gethan haben, so werden sie für die brasilianische Linie bestimmt, und wenn sie auf dieser so ziemlich invalide geworden sind, so müssen sie zur völligen Ausnutzung auf den antillischen und mexicanischen Linien und im Caraibischen Meere herumdampfen.

Die Verpflegung auf den englischen Dampfern hat von jeher eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Während sie ein Theil der Passagiere, besonders Süddeutsche und Franzosen, geradezu als schlecht darstellt, wird sie von der Mehrzahl der Reisenden gelobt. Auf den Linien, die ich benutzte, habe ich sie vortrefflich gefunden, insbesondere auf dem ausgezeichneten Atrato zwischen St. Thomas und Southampton. In der Früh wird Thee und Kaffee verabreicht, um 9 Uhr gefrühstückt, um 12 Uhr ein reichlicher Lunch von kalten Speisen servirt, um 4

Uhr zu Mittag gespeist und zwischen 8 und 9 Uhr abends Thee getrunken. Das Mittagsessen bestand auf dem Atrato jeden Tag aus 18—20 verschiedenen Fleisch- und 10—12 Mehlspeisen, Kuchen u. s. f. und Früchten. Nach englischer Sitte werden alle Speisen eines Ganges gleichzeitig aufgetragen und jeder bedient von der Schüssel, die vor ihm steht. Dass die Verpflegung weniger gut ist, wenn sich einige hundert Passagiere an Bord befinden und die Tafel zwei bis dreimal nacheinander abgeräumt und frisch servirt werden muss, als wenn nur eine geringe Anzahl Reisende zu bedienen ist, braucht kaum erwähnt zu werden; ebenso dass bei anhaltend stürmischem Wetter die Küche etwas weniger gut bestellt ist, als bei günstigen Witterungsverhältnissen. Frisches Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, Trut-, Perl- und gewöhnliche Haushühner, Enten und Gänse erscheinen täglich auf der Tafel. In jedem anzulaufenden Hafen werden frische Gemüse und alle übrigen nothwendigen Provisionen in reichlicher Menge eingenommen. Die Getränke, besonders die Weine, sind auf allen Dampferlinien, die ich kenne, in der Regel mittelmässig. Sie sind auf den englischen Dampfern nicht im Fahrpreise einbegriffen und müssen sehr theuer bezahlt werden.

Vor dem Frühstück und in den Abendstunden wird von den Aufwärtern (Stewards) ganz erträgliche, oft sogar gute Musik gemacht. Bei der Aufnahme von Stewards wird immer solchen, die irgend ein Instrument mit Fertigkeit spielen, der Vorzug gegeben. Fast auf jedem Dampfer befindet sich ein Klavier, aber wehe den Passagieren, wenn unter den Mitreisenden sich irgend ein eitler Stümper befindet; er kann die Uebrigen zur Verzweiflung bringen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass sich trotz des sehr gut organisirten Dienstes doch manche Uebelstände rügen liessen, aber um billig zu sein, darf man die Forderungen an Comfort nicht allzu hoch schrauben. Gerechten, nicht überspannten Ansprüchen genügen aber, mit seltenen Ausnahmen, die englischen Dampfer.

Ich habe an Bord dieser Schiffe immer ein Gefühl von

Sicherheit gehabt, wie auf keinem andern Dampfer. Der Ernst, die Ruhe und die Genauigkeit, mit der alle Manöver ausgeführt werden, sind ungemein wohlthuend. Der Reisende bemerkt es kaum, dass ein so schwerer, so viele Pünktlichkeit und ein so präcises Ineinandergreifen fordernder Dienst von mehr als hundert Matrosen, Heizern, Maschinisten und Offizieren ausgeführt wird. Hier hört man nicht das polternde Lärmen, Schreien und Fluchen, wie an Bord der französischen Schiffe, und wenn nicht das Rütteln der Schraube, oder das Schlagen der Räder an den unermesslichen Ocean erinnern würden, so könnte man glauben, sich in einem Gasthofe ersten Ranges des Festlandes zu befinden. Die imponirende Ruhe, womit der Seedienst ausgeführt wird, dringt jedem unbefangenen Reisenden die Ueberzeugung auf, dass der Engländer der Herrscher zur See ist.

Bis zum Jahre 1858 liefen die Schiffe dieser Linie auch auf Madeira und Teneriffa an. Die Gouverneure dieser Inseln machten aber den Dampfern wegen der Quarantaine so grosse Schwierigkeiten, dass die Compagnie es aufgab, diese Punkte auch fernerhin zu berühren. Ende 1858 kam z. B. der Fall vor, dass einer der englischen Dampfer, der eine Anzahl Brustkranke, die auf Madeira Gesundheit oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden suchen wollten, an Bord hatte, dieselben dort gar nicht ausschiffen durfte. Die arg getäuschten Kranken mussten nun wider ihren Willen die Reise nach Brasilien machen.

Trotz der rationellen Ausbeutung aller einschlägigen Verhältnisse würde es der Compagnie doch nicht möglich sein, diese Dampferlinie zu unterhalten, wenn die englische Regierung sie nicht contractlich, gegen die monatliche Beförderung der Post, mit 60000 Pfd. St. jährlich subventioniren würde, und trotz dieser so namhaften Unterstützung machte sie nichts weniger als brillante Geschäfte, selbst nicht zu jener Zeit, als sie glücklich alle Concurrenten überwunden hatte; noch viel weniger ist es gegenwärtig der Fall, da sie mit einem gewaltigen Rivalen zu kämpfen hat.

Das französische Kaiserreich hat nämlich neben seinen eminen-

ten Anstrengungen zur Hebung der Kriegsmarine auch der Postdampfschiffahrt seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet und eine Summe von 4,700000 Franken jährlicher Subvention für ein ausgedehntes transatlantisches Postdampfernetz bestimmt. Die Compagnie des services maritimes des messageries Impériales, die schon seit mehreren Jahren den Postdienst im Mittelmeere versah, wurde auch mit der neuen Linie betraut.

Diese wichtige und grossartige Gesellschaft besitzt eine Dampferflotte von 51 Schiffen von 120—500 Pferdekraft, darunter sind 26 Räder- und 25 Schraubendampfer. Den 26. Mai 1860 eröffnete sie von Bordeaux aus die brasilianische Linie, wie die englische mit einer Fortsetzung nach Montevideo und Buenos-Aires, ausserdem noch mit einer Seitenlinie von St. Vicente an den Senegal (Gorea), um die dortigen nicht unwichtigen französischen Besitzungen in regelmässige monatliche Verbindung mit dem Mutterlande zu setzen. Sechs Postdampfer versehen den Dienst der transatlantischen Linie, vier grosse eiserne Räderdampfer (Guienne, Navarre, Estremadure, Béarn), jede zu 500 Pferdekraft, fahren zwischen Bordeaux und Rio de Janeiro. Der Räderdampfer Saintonge zu 250 Pferdekraft zwischen der brasilianischen Hauptstadt und Buenos-Aires und der Räderdampfer Merovée von 180 Pferdekraft zwischen St. Vicente und Gorea. Die grossen Dampfer sind sehr schön und zweckmässig eingerichtete, bequeme und schnelle Schiffe. Sie werden, wie alle Dampfer der Messagerie Impériale, von kaiserlichen Marineoffizieren befehligt. Ich machte eine Reise von Rio de Janeiro nach Bordeaux am Bord des Béarn[1]), fand aber meine Erwartungen in vielfacher Hinsicht getäuscht, vermisste insbesondere manche der Vorzüge, die ich oben bei den englischen Schiffen lobend hervorgehoben habe.

---

[1]) Der Dampfer Béarn strandete den 27. Februar 1865 um 8¾ Uhr auf einer Sandbank an der Küste von Ilheos bei Ponta dos Castelhanos, ungefähr 20 Meilen südlich von Morro de S. Paulo am Eingang der Bai von Bahia. Passagiere und Post wurden gerettet, das Schiff aber mit dem grössten Theile der Ladung ging verloren. Fahrlässigkeit von Seiten des Kapitäns und der übrigen Schiffsoffiziere scheint Schuld an dem Unglück gewesen zu sein.

Die Reisegesellschaft ist in der Regel an Bord der englischen Postdampfer eine angenehmere; denn das gallische Kaiserreich, das das grösste Contingent zu den Passagieren der französischen Dampfer liefert, ist zwar in Brasilien stark vertreten, aber nicht gerade von Trägern der Civilisation, man müsste denn optimistisch genug sein, um Moden, Frisuren Schacher u. s. w. eine hohe civilisatorische Bedeutung zuzuschreiben. Jedenfalls bilden diese elsasser Juden, die ganz Brasilien als Mascates (darüber später) durchziehen, eine nichts weniger als angenehme Reisegesellschaft. Ich habe im Salon eines dieser Schiffe während der Ueberfahrt Scenen mit angesehen, die man sonst nur in den gemeinsten Herbergen suchen würde. Glücklicherweise sind die Dampfer geräumig genug, sodass es ein Leichtes ist, solchen unsaubern Passagieren aus dem Wege zu gehen, und wenn einige gebildete Reisende an Bord sind, an denen es denn doch nie fehlt, so kann man noch manche Stunde angenehmer geselliger Unterhaltung geniessen.

Die Verpflegung an Bord dieser Dampfer ist einfacher, als an Bord der englischen, aber ebenfalls gut. Die Speisen in viel geringerer Auswahl, als auf diesen, aber meistens vorzüglich zubereitet, werden eine nach der andern aufgetragen und von den Dienern herumgereicht. Ein leichter Rothwein ist im Passagierpreise inbegriffen und dies ist der einzige Preisvorzug der französischen Postdampfer vor den englischen. Hinsichtlich der Mahlzeiten gibt es auf den Schiffen beider concurrirenden Linien nur eine Klasse, dagegen ist ein bedeutender Preisunterschied in den Cabinen, ob nämlich ein Platz in einer Cabine zu zwei Personen im Hinterdeck oder einer in einer Cabine zu vier Personen im Vorraum genommen wird. Auch ist der Preis für die Fahrt von Europa nach Brasilien ein verschiedener von dem auf der Rückreise, da in Brasilien die Lebensmittel um ein sehr Bedeutendes theurer sind, als in Europa.

Sowol auf englischen als auf französischen Schiffen werden folgende Preise bezahlt:

Von Bordeaux (resp. Southampton) nach Rio de Janeiro: eine Cabine für 1 Person 1500 Franken; ein Platz in einer Cabine

zu 2 Personen 1125 Franken; ein Platz in einer Cabine zu 4 Personen 875 Franken. Für die Rückreise von Rio de Janeiro nach Bordeaux (resp. Southampton) wird bezahlt: Für eine Cabine für 1 Person 1875 Franken; für einen Platz in einer Cabine zu 2 Personen 1500 Franken; für einen Platz in einer Cabine zu 4 Personen 1250 Franken; natürlich Beköstigung inbegriffen. Eigentliche Zwischendeckpassagiere werden nicht aufgenommen.

Die Tour von Rio de Janeiro nach Europa während der europäischen Sommermonate und in angenehmer Gesellschaft an Bord eines Postdampfers kann jedenfalls zu den genussreichsten Seereisen gezählt werden, denn in der Regel ist die See dann günstig und die Hitze bei der Abreise aus Brasilien nicht sehr drückend und, wenn man den nördlichen Wendekreis passirt hat, der Temperaturunterschied nicht so empfindlich wie während der Wintermonate. Der Abstand der Zwischenstationen ist nicht so gross,. dass die Seereise, ehe wieder eine erreicht wird, besonders ermüdend würde.

Nach dem Programm sollen die französischen Postdampfer die Reise von Bordeaux nach Rio de Janeiro und umgekehrt in je 24 Tagen und 11 Stunden zurücklegen; davon werden genau 22 Tage auf die Seefahrt und 2 Tage 11 Stunden auf den Landaufenthalt in den verschiedenen Zwischenstationen gerechnet. Die trefflichen Dampfer haben fast ohne Ausnahme die Reise bisher in etwas kürzerer Zeit gemacht. Ich bin an Bord des Béarn schon nach 22 Tagen und 1 Stunde von Rio de Janeiro in Bordeaux angelangt (Abreise 25. October 4 Uhr abends, Ankunft 17. November 5 Uhr abends).

Von Rio de Janeiro nach Bahia werden 3 Tage 6 Stunden Seefahrt gerechnet, der Landaufenthalt ist auf 19 Stunden bestimmt; von hier nach Pernambuco soll die Reise nur 1 Tag 16 Stunden dauern und das Schiff dort 9 Stunden auf der Aussenrhede vor Anker liegen.[1]) Von Pernambuco nach S. Vicente

[1]) In der „Revue des deux mondes" vom 1. Juli 1861 heisst es in einem sehr oberflächlichen Artikel eines gewissen Adolphe d'Assier betitelt: „*La société brasilienne*": „Comme dans toutes les cités éloignées de leur centre politique les habitans de Pernambuco ont été longtemps dominés par une idée fixe

ist die grösste Distanz zwischen je zwei Stationen und es sind zum Durchlaufen derselben 7 Tage bestimmt. Der Aufenthalt auf S. Vicente ist mit 18 Stunden bemessen.

Auf S. Vicente, einer der Inseln des Archipels des Grünen Vorgebirges, wurde von der englischen Linie ein grosses Kohlendepot errichtet, das auch von der französischen Dampfercompagnie benutzt wird. Diese kleine Insel liegt beinahe in der Mitte zwischen Pernambuco und Lissabon, nur 40 Seemeilen näher dem letztern Hafen, und eignet sich deshalb vortrefflich für die angegebene Bestimmung. Die Inselgruppe des Grünen Vorgebirges liegt zwichen 15—18° nördl. Br., circa 400 Seemeilen von der afrikanischen Küste entfernt, und besteht aus 9 bewohnten Inseln mit 19887 Feuerstellen und 89310 Einwohnern [1]) und einigen unbewohnten, höchstens von Fischern besuchten Eilanden. Die Inseln sind in 2 Comarcas eingetheilt, nämlich in die Comarca der Inseln im Winde (barlovento), und die der Inseln unter dem Winde (sotovento).

Die erste Comarca zählt die Inseln:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1) *São Antonio* die nördlichste und zugleich auch die westlichste der Inseln . . . . . . . . . . | 4857 | Feuerst. | 14643 | Einw. |
| 2) *São Vicente* etwas südlicher . . | 236 | „ | 1141 | „ |
| 3) *São Nicolas* südwestlich davon | 1434 | „ | 6372 | „ |
| 4) *Ilha do sal* östlich von der vorhergehenden . . . . . . . . | 159 | „ | 894 | „ |
| 5) *Boa vista* im Süden . . . . . | 617 | „ | 2647 | „ |

Die Ilha do sal ist wegen ihrer Salzausfuhr sehr wichtig. Ein grosser Theil von Brasilien consumirt ausschliesslich Salz dieser Insel.

Die Comarca der Inseln unter dem Winde umfasst die Inseln:

---

de se séparer de la Métropole. *Cette ville est en effet presque aussi distante de Rio de Janeiro que de Lisbonne.*“ Solches Zeug wagt ein leichtfertiger Turist den Lesern der „Revue des deux mondes“ zu bieten. Pernambuco liegt von Rio de Janeiro nur 1114 Seemeilen, von Lissabon aber 3105 Seemeilen entfernt.

[1]) Nach officiellen Angaben im „Boletim e Annaès do conselho ultramarino.“ Die Zahlen sind für 1860 gültig.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1) *Santiago*, die grösste aller Cap Verdischen Inseln mit zwei nicht unbedeutenden Ortschaften, nämlich: | | | | |
| Cidade da Praia . . . . | 2887 | Feuerst. | 12709 | Einw. |
| Santa Catharina . . . . | 5621 | „ | 28143 | „ |
| 2) *Ilha do Maio* westlich von Santiago | 425 | „ | 1863 | „ |
| 3) *Ilha do Fogo* östlich von Santiago | 2276 | „ | 14341 | „ |
| 4) *Ilha brava* im Osten der vorhergehenden . . . . . . . . | 1356 | „ | 6557 | „ |

S. Vicente ist eine bergische, unfruchtbare Insel. Ich sah sie mit einigem Grün bekleidet, da es im Jahre 1861 dort mehrmals geregnet hatte; für gewöhnlich soll sie aus Mangel an atmosphärischen Niederschlägen den traurigsten Anblick der Sterilität darbieten. Von Agricultur kann daselbst kaum die Rede sein; nur mit Mühe werden einige Gemüse und Früchte gezogen. Die Einwohner finden hauptsächlich ihren Verdienst und Lebensunterhalt durch die Postdampfer und die Handelsschiffe, die für die Dampferlinien aus England Kohlen zuführen. Die Ankunft eines Dampfers aus Brasilien oder Europa ist daher immer eine Art Festtag für sie. Ihre Industrie beschränkt sich fast ausschliesslich auf Flechten von schlechten Matten. Die Weiber beschäftigen sich mit Anfertigung von künstlichen Blumen. Unter den Reisenden gibt es immer einige Abnehmer für ihre geschmacklosen Kunstfertigkeiten.

Der am Hafen liegende Ort S. Vicente scheint sehr ärmlich zu sein. Ich konnte ihn leider nicht besuchen, da die aus Brasilien kommenden Dampfer in diesem Hafen, wegen des Fiebers, immer in Quarantäne liegen müssen. Ein hübsches Bild, von der See aus gesehen, bietet der Landsitz des englischen Consuls in ziemlicher Entfernung des Städtchens an der Berglehne. Nach dem Programm soll der Aufenthalt der französischen Postdampfer auf der Rhede von S. Vicente 18 Stunden dauern. Die Kapitäne suchen ihn durch Beschleunigung des Einnehmens der Kohlen so viel wie möglich abzukürzen. Für die Passagiere, die hier während dieses Geschäftes an Bord consignirt sind, ist daher der Aufenthalt äusserst peinlich, denn es gibt

kein Mittel, sich vor dem unerträglichen Kohlenstaube und dem betäubenden Lärme zu retten.

Auf der Rhede von S. Vicente erwartet die französischen Postdampfer der kleine Räderdampfer Merovée, um Post und Passagiere nach Senegambien aufzunehmen. Diese Verbindung ist für die französischen Niederlassungen am Senegal von grösster Wichtigkeit. Die Insel Gorea, auf der sich der Haupthafen der französischen Colonien an der westafrikanischen Küste befindet, liegt etwas südlich vom Grünen Vorgebirge, 480 Seemeilen östlich von S. Vicente. Der Dampfer legt diese Entfernung in 2 Tagen 10 Stunden zurück. Von Gorea, dem afrikanischen Ausgangspunkte dieser Linie, werden die Posten dann weiter nach S. Louis am Senegal und den übrigen Hauptpunkten der Colonie befördert.

Von S. Vicente bis Lissabon wird eine Fahrzeit von 6 Tagen 20 Stunden berechnet. Sobald man die Höhe von Madeira überschritten hat, beginnt sich schon der Einfluss europäischer Meere und Lüfte fühlbar zu machen. In den Monaten, in denen sich die Sonne auf der südlichen Hemisphäre befindet, vermindern sich dadurch die Annehmlickkeiten der Reise von Tag zu Tag, trotz der Hoffnung, das Ziel bald zu erreichen. In den Sommermonaten hingegen und bei ruhiger See ist diese Fahrt ausserordentlich angenehm und für Reisende, denen die Hitze der südlichern Regionen beschwerlich fällt, der genussreichste Abschnitt der ganzen Tour. Für Lissabon sind nur 13 Stunden Aufenthalt bestimmt, allerdings genug für die aus Brasilien kommenden Reisenden, da die aus dem transatlantischen Kaiserreiche einlaufenden Schiffe im Tejo des gelben Fiebers wegen einer strengen Quarantäne unterworfen sind. Wohlhabende portugiesische Passagiere, die den äusserst lästigen und langen Lazarethaufenthalt ihrer Reichshauptstadt gegenüber vermeiden wollen, reisen oft mit dem Dampfboote weiter nach Bordeaux und kehren einige Tage später mit dem nächstfolgenden wieder nach Lissabon zurück, wo sie ungehindert ausschiffen können. Die Fahrt von Lissabon nach Bordeaux ist auf 3 Tage 6 Stunden berechnet. Zur Flutzeit können die grossen Postdampfer die Gironde hinauf bis nach Bordeaux fahren. Sind sie nicht in diesem Falle, so

bleiben sie bis zum Eintritte der Flut in Paulignac liegen. Post und Passagiere werden aber unverzüglich auf einem kleinen Dampfer an den Ort ihrer Bestimmung befördert.

Die Entfernung von Bordeaux nach Rio de Janeiro beträgt 5014 Seemeilen, von Rio de Janeiro nach Buenos Aires 1142 Seemeilen. Die ganze Linie misst also mit Einschluss des afrikanischen Zweiges 6636 Seemeilen.

Das folgende Schema versinnlicht die Entfernungen unter sich und mit dem Ausgangspunkte.

| Entfernung in Seemeilen | Lissabon. | S. Vicente. | Pernambuco. | Bahia. | Rio de Janeiro. | Montevideo. | Buenos Aires. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Bordeaux. | 740 | 2300 | 3900 | 4280 | 5014 | 6038 | 6156 |
| Lissabon. | | 1560 | 3160 | 3540 | 4274 | 5298 | 5416 |
| S. Vicente. | | | 1600 | 1980 | 2714 | 3738 | 3856 |
| Pernambuco. | | | | 380 | 1114 | 2138 | 2256 |
| Bahia. | | | | | 734 | 1758 | 1876 |
| Rio de Janeiro. | | | | | | 1024 | 1142 |
| Montevideo. | | | | | | | 114 |

Noch ist einer regelmässigen Seeverbindung zwischen Europa und Rio de Janeiro zu erwähnen; sie wird von der Compagnie des Chargeurs in Havre de Grâce durch ausgezeichnete Klipper unterhalten. Wenn Wind und Wetter es erlauben, wird je den 1. und 15. eines jeden Monats eines dieser Schiffe von Havre und von Rio expedirt. Durch die grossartigen Fortschritte der Schiffsbaukunst in der Neuzeit und durch kluge Benutzung der Wind- und Strömungskarten ist es diesen feinen

Seglern möglich, Durchschnittsreisen von 35 Tagen zwischen Havre und Rio de Janeiro zu machen. Einzelne dieser Schiffe haben die Strecke schon in 28 Tagen zurückgelegt. Reisen von 30—33 Tagen kommen öfter vor. Die Rückreise dauert immer einige Tage länger.

Die Compagnie war eine Reihe von Jahren durch glückliche Fahrten sehr begünstigt. In neuerer Zeit hat sie wiederholt Seeunglücke getroffen. Ein paar ihrer Schiffe strandeten bei heftigen Stürmen in der Bai von Rio de Janeiro; andere erlitten auf der See schwere Havarien. Am beklagenswerthesten war der Verlust des Schiffes Carioca, das mit Mann und Maus (Ende 1859) zu Grunde ging, ohne dass je genau ermittelt werden konnte, wo das Unglück stattfand; wahrscheinlich an der französischen Küste in Sturm und Nebel. Sonderbarerweise wurde nichts als ein im Kanal von Bristol treibendes Bret mit dem Schiffsnamen aufgefunden.

Ich habe eine Reise von Havre nach Rio de Janeiro auf einem Klipper (Petropolis) dieser Compagnie gemacht und kann mich im Ganzen nur lobend über Behandlung und Verflegung an Bord aussprechen. Das allgemeine Urtheil unbefangener Reisenden ist diesen Schiffen günstig. Eine gewisse Klasse von Passagieren, gerade unter den Franzosen am meisten vertreten, ist freilich mit nichts zufrieden und ihre Prätensionen sind um so grösser, je erbärmlicher sie zu Hause gelebt haben. Die französische Dampferlinie hat diesen Schiffen, die früher stets mit Passagieren voll besetzt waren, eine gefährliche Concurrenz im Personentransport gemacht, in der Waarenbeförderung hingegen nicht, und von Frankreich wenigstens gehen sie immer ganz beladen ab.

Mehrere der eingegangenen Dampferlinien haben gehofft, durch massenhaften Transport von Auswanderern ihre Rechnung zu finden, sich aber in ihrer Speculation arg getäuscht. Einestheils sind die brasilianischen Verhältnisse noch nicht der Art, dass grossartige Einwanderungen Schlag auf Schlag stattfinden könnten, andererseits ist aber wiederholt die Bemerkung gemacht worden, dass auf jenen von Europa kommenden Dampfern, die viele wenig zahlende Emigranten an Bord hatten, die Zahl der

hochzahlenden Kajütenpassagiere sich verminderte. Es ist leicht erklärlich, denn der Reisende, der unter mehrern concurrirenden Linien die Auswahl hat, wird nicht leicht in Gesellschaft von einigen hundert Auswanderern, von denen oft ein grosser Theil der Hefe des Volkes angehört und aus liederlichem Gesindel, Taugenichtsen und entlassenen Zuchthaussträflingen besteht, einschiffen. Unter der Leitung eines tüchtigen, energischen Kapitäns und bei einer sehr strenge aufrecht gehaltenen Schiffspolizei ist eine solche Gesellschaft unter gewöhnlichen Verhältnissen weder wünschenswerth noch angenehm, aber immerhin noch erträglich; anders aber gestaltet es sich bei einem ersten Unglücksfalle, was auch den auf See Unerfahrenen nicht verborgen bleiben kann. Augenblicklich lösen sich dann die Bande der Ordnung; die brutale Uebermacht kennt kein anderes Gesetz, als das der schleunigsten Selbsterhaltung. Das Zwischendeck gewinnt die Oberhand und dadurch werden gewöhnlich die noch möglichen Rettungsversuche, die bei einem geordneten Gange der Dinge von grossem Erfolge sein könnten, gänzlich paralysirt. Natürlich kommt dadurch der besonnene, ruhige und gebildete Reisende in die mislichste Lage und muss mit an den traurigen Folgen leiden, die Unverstand und Roheit heraufbeschwören.

Als grossen Uebelstand aller Dampferlinien möchte ich noch hervorheben, dass in der Regel zu wenig Rettungsboote an Bord sind. Selbst bei den grossen englischen und französischen Postdampfern, die so oft mit Einschluss der Schiffsmannschaft gegen 400 Personen an Bord haben, fassen alle Boote an Bord kaum mehr als 200 Menschen. Eine trostlose Aussicht in jedem Falle, wo die Reisenden auf Rettungsboote angewiesen sind und in ihnen noch ihr Heil finden könnten. Allerdings ist die Placirung einer grossen Anzahl von Booten auf den Schiffen mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; ich glaube aber, dass der rege Erfindungsgeist sich mit diesem Gegenstande noch viel zu wenig befasst hat. Es werden in neuester Zeit so staunenswerthe Erfindungen gemacht, um massenhaft Menschenleben zu zerstören, wie viel ehrenvoller ist aber die Aufgabe, Erfindungen zu machen, um möglichst viele Menschenleben zu retten.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen wieder zur Reise zurück. Den 7. November passirten wir die Inseln des Grünen Vorgebirges in der Hoffnung, 6—7 Tage später Pernambuco zu berühren. Die Hitze bei flauem Winde war erstickend. Der Dampfer legte verhältnissmässig wenig Weg zurück, da bei Mangel an gehörigem Luftzuge die Feuer unter den Kesseln nicht lebhaft genug brannten. Das Fahrenheit'sche Thermometer zeigte im Maschinenraume 158° (56° R., 70° C.) Es gibt kaum ein erschöpfenderes und härteres Geschäft, als das der Heizer grosser Dampfer in den Tropengegenden. Die Hitze erreicht am aufgehängten Thermometer zuweilen 72°; die Arbeiter müssen aber vor der Glut der aufgesperrten Oefen stehen und Kohlen einwerfen, haben also neben einem anstrengenden Geschäfte noch einen weit höhern Grad Hitze auszustehen. Halb besinnungslos eilen sie oft aufs Deck, um nach frischer Luft zu schnappen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass sie, kaum oben angelangt, todt zusammenstürzen. Den verzehrenden Durst löschen sie gewöhnlich mit Haferschleim, es ist unter diesen Verhältnissen das zweckmässigste und gesündeste Getränk.

In der Nacht vom 8. auf den 9. November (unter 9° 18′ nördl. Br.) um 1¾ Uhr wurden wir plötzlich durch rasch aufeinanderfolgende heftige, das ganze Schiff erschütternde Stösse und Mark und Bein durchdringende schrille Töne, die sich längs der Schraubenwelle fortpflanzten, aus dem Schlafe aufgeweckt, und unmittelbar darauf stand das Schiff still. Die Welle war zwischen den beiden Cylindern gebrochen und nur das schleunigste Stoppen rettete das Schiff. Eine halbe Minute später, und die Teutonia hätte die schauerliche Liste eines President, Atlantic, Baltic, Central-Amerika und so vieler anderer Dampfer um eine traurige Nummer vermehrt, und es wäre wohl nie zu eines Menschen Kunde gelangt, welchem Verhängnisse die Teutonia und ihre unglücklichen Passagiere erlagen. [1]) Wir waren, die

[1]) Von Jahr zu Jahr mehren sich die Unglücke mit Dampfern. Der Grund davon liegt allerdings mit in der jährlich zunehmenden Zahl von Seedampfbooten, vorzüglich aber in der grössern Sorglosigkeit, mit der gefahren wird. Nach genauen statistischen Ausweisen gingen im Jahre 1857 104 Dampfer zu Grunde; 1858 aber 113. Von diesen kamen 42 auf England, das freilich allein

Schiffsmannschaft mit inbegriffen, gegen 350 Personen an Bord. Die unverzüglich vorgenommene Peilung gab den Trost, dass der Rumpf nicht leck sei.

Nachts um 12 Uhr hatte sich, wie schon öfter im Laufe des Tages, eine frische Boë erhoben. Während des Maschinenbruches befand sich gerade Kapitän Göde auf dem Decke, um das nothwendige Einziehen einiger Segel zu überwachen, und traf nun mit echt seemännischer Ruhe und Geistesgegenwart unverzüglich die nothwendigen Massregeln.

Für die Passagiere war es eine lange und trübe Nacht. Jedes Unglück, insbesondere auf dem Meere, nimmt bei Nacht für die Phantasie riesige Dimensionen an. Ein Blick auf den düstern, bewegten, unermesslichen Ocean erfüllt dann die Seele mit unaussprechlichem Grauen und einer schauerlichen Hoffnungslosigkeit, besonders in den Tropenmeeren, wo der von der Schiffskatastrophe Gerettete, dem es noch gelingt, sich an einem Stück Holze festzuklammern, doch eine sichere Beute der gefrässigen Haie wird. In solchen Momenten empfindet man durch und durch die Worte des Dichters:

Spurlos ist der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn.
Kalt schlägt die Welle, kalt und leer
Ans volle, warme Herz heran.
Wohin du lugst — ein Strich — nicht mehr —
Kalt, mein Junge, ist der Ocean!
Einsam ist die See.

Die Lage des Schiffes war eine bedenkliche. Anfangs war es den Ingenieuren nicht möglich, den ganzen Umfang des erlittenen Schadens zu übersehen und ein Urtheil über dessen Ausbesserung abzugeben. Wir befanden uns noch in einer für den Seemann möglichst ungünstigen Breite, in der Region der Calmen und der variablen Winde mit einem Schiffe von 3000 Tonnengehalt, dessen Takelage der einer Barke von 4—500 Tonnen entsprach; einem Schiffe, das bei einer mässigen Brise höchstens 3 englische

mehr Meerdampfer besitzt, als alle übrigen seefahrenden Nationen zusammen; 22 auf Frankreich und 19 auf Nordamerika. Unter letztern sind aber die vielen auf den Flüssen der Vereinsstaaten zu Grunde gegangenen Dampfboote nicht inbegriffen.

Meilen per Stunde segelte und dann oft bis 2 Meilen durch Abtrift verlor, dem die auf See nicht zu entfernende Schraube ein ferneres Hinderniss eines raschen Vorrückens war, das unter solchen Verhältnissen dem Steuer kaum gehorchte, überhaupt bei seiner Bemastung und Ladung äusserst schwer manövrirte. Obgleich wir erst 36 Stunden früher an den Cap Verdischen Inseln vorübergedampft waren, so hätten wir, um dahin zurückzukehren, vielleicht eben so viele Tage gebraucht.

Der nächste uns erreichbare Punkt, blos auf Segel angewiesen, waren die westindischen Inseln, wohin wir, die westliche Strömung benutzend, in etwa 28—30 Tagen halb als Wrak hätten eher hintreiben als hinsegeln können. Nach genauer Prüfung der Lebensmittel und im Vertrauen auf den Destillirapparat entschloss sich indessen der Kapitän den Versuch zu machen, den Südostpassat zu gewinnen und mit dessen Hülfe nach Südamerika zu gelangen. Wären wir früher einen mehr westlichen Curs gesteuert, so wäre dieser Versuch ein vergeblicher gewesen.

Nachdem der Schaden genau erhoben und die Maschine so viel als nöthig zerlegt war, gab der Oberingenieur Hoffnung, dieselbe insoweit wieder herzustellen, dass die Reise unter Benutzung eines Cylinders fortgesetzt werden könne. Um 7 Uhr wurde wieder geheizt und nach vielen vergeblichen Versuchen drehte sich die Schraube einmal und blieb wieder stehen; $^1/_2$ Stunde später machte sie $1^1/_2$ und wieder 1 Stunde später 5 Umdrehungen. Die Ueberwindung der todten Punkte bei der Wirkung von nur einem Cylinder bot anfänglich grosse Schwierigkeiten.

Mit ängstlicher Spannung harrten wir eines neuen Versuches. Um 1 Uhr nachts endlich setzte sich die Schraube wieder in Bewegung, anfangs schwer und kreischend, bald aber gewann sie einen regelmässigen Gang, der 48 Stunden anhielt. Dann musste die Maschine wieder zerlegt werden; 26 Stunden später rückten wir von neuem mit Dampfkraft vorwärts, passirten den 14. November die Linie, erreichten den Südostpassat unter 3° 22′ südl. Br. und warfen den 17. November auf der Aussenrhede von Pernambuco Anker.

Die Barre von Pernambuco ist für grosse Dampfer nicht

immer gefahrlos zu passiren. Die europäischen Dampfpackete werfen daher ausserhalb derselben Anker. Bei stürmischem Wetter ist das Löschen mit einigen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Kleine Dampfer remorquiren die Leuchterschiffe über die schäumende Barre; bei starkem Seegange ist das Ueberladen wegen der Gefahr eines harten Zusammenstossens der Schiffe fast unmöglich. Ein Theil der Passagiere der Teutonia wurde hier ausgeschifft, unter andern auch eine Frau, die von zwei Matrosen in das hoch auf- und abwogende Leuchterschiff getragen wurde. Die Bootsleute reichten sich ihre drei kleinen Kinder zu. Als die arme Mutter sie so zwischen Himmel und Wasser von Hand zu Hand schweben sah, stürzte sie besinnungslos zusammen.

Bald nach unserer Ankunft legte sich ein ausgezeichnet schöner, feiner dänischer Klipper an unsere Seite. Er hatte eine englische Brigg, die schwere Havarie gemacht hatte und sich kaum noch über Wasser halten konnte, im Schlepptau.

Die Lage von *Pernambuco* ist eine höchst eigenthümliche. Wie ein Panzer erstreckt sich von Südsüdwest nach Nordnordost eine meilenlange Reihe von steilen Riffen zwischen der Stadt und dem offenen Meere. Nach ihnen hat sie auch ihren Namen *Recife* (Riffe) erhalten. Oestlich von diesem Felsengürtel liegt der Ankerplatz für grössere Schiffe (Ancoradouro dos grandes navios) mit 28—40 Fuss Tiefe. Am nördlichen Ende dieser Riffreihe steht ein Leuchtthurm, und unweit davon die kleine Festung Forte Picaõ oú do Mar. Zwischen dem Farol und einer etwas nördlicher gelegenen Untiefe, dem Lameirão, gerade dem auf einer schmalen Landzunge gegenüberliegenden Forte do Brum ist für kleinere Schiffe die Einfahrt in den Boqueiraõ oder Hafen von Pernambuco mit 16—18 Fuss Wasser.

Die Stadt selbst zerfällt in drei fast parallel laufende, streng gesonderte Theile; der erste oder östlichste liegt auf der Südspitze einer langen, schmalen, sandigen Halbinsel, die nach Osten vom Ocean, nach Westen von Rio Biberebe begrenzt wird. Er heisst *São Pedro Gonçalves* oder Recife. Zwischen Recife und den Riffen ist der schmale Hafen. Die Strassen dieses Stadttheils sind schmal und gepflastert, die Häuser hoch. In der

Hauptstrasse Rua da Cruz herrscht viel Leben und Bewegung. Am Nordende von Recife befindet sich das Marinearsenal.

Eine auf steinernen Pfeilern ruhende lange Brücke verbindet Recife mit der östlich gelegenen Insel *Santo Antonio*, dem zweiten oder mittlern Stadttheile. Im Norden wird diese Insel von den Wässern des Rio Biberebe, im Süden von denen des Rio Caparibe, der aus der Serra dos Cairiris velhos entspringt, und im Osten von der Salzflut bespült. S. Antonio ist der schönste Theil der Stadt. Die Strassen sind ziemlich breit, meistens mit Trottoirs, aber unregelmässig gebaut; er enthält viele hübsche Häuser, den Palast des Präsidenten, den erzbischöflichen Palast, das Spital, das Militärarsenal u. s. w., einen grossen Marktplatz, Spaziergänge und an seiner Südspitze eine kleine Festung, das Forte das cinco puntas.

Johann Moritz, Graf von Nassau-Siegen, als Gouverneur der damaligen holländischen Besitzungen in Brasilien, liess auf dieser Insel zwei Paläste bauen: den einen am Nordende (der jetzige Gouvernementspalast) Vriiburg genannt, den andern Boa vista, am westlichen Ufer der Insel.

Von São Antonio führt eine hölzerne Brücke zum dritten am meisten nach Westen gelegenen Stadttheile *Boa vista* auf dem Festlande. Seine Strassen sind sehr unregelmässig, ungepflastert, bald sandig, bald sumpfig, die Häuser meist niedrig, fast jedes mit einem Garten oder einer Chacra, sogenannte Sitios. Manche von ihnen sind in geschmackvollem Stil ausgeführt. Die Vegetation der Gärten ist wundervoll. Viele europäische Kaufleute haben ihre Wohnungen in Boa vista.

Die Bevölkerung der Stadt wird auf 80—100000 Einwohner angegeben. Es scheint mir, dass diese Zahlen einmal aufs Gerathewohl ausgesprochen, nun aber als feststehend angenommen wurden. Ich finde keine officiellen Anhaltspunkte dafür; es war mir auch nicht möglich, irgendwie genaue Angaben darüber zu erhalten. Insoweit ich mich aus den Rechenschaftsberichten des Präsidenten der Provinz unterrichten konnte, sind sie viel zu hoch gegriffen. Im Jahre 1810 werden für Recife nur 5391 Seelen angegeben; im Jahre 1843, 18000 Ein-

wohner, darunter ein Drittel Sklaven. Nach dem Präsidialberichte von 1859 zählte von den vier Kirchspielen, in die die Stadt getheilt ist, Santo Antonio 7255, São Jose 9058 Einwohner. Die Seelenzahl von São Pedro Gonçalves und Santissimo Sacramento de Boa vista ist nicht angeführt, hingegen die Zahl der Todten und Geburten eines jeden der vier Kirchspiele. Nach einer vergleichenden Berechnung, auf diese Angaben gestützt, würden auf São Pedro Gonçalves 5060, auf Boa vista 11136 Einwohner kommen, also für Ende 1858 eine Gesammtbevölkerung von 32509 Individuen resultiren. Nehmen wir auch an, die Berechnung sei für S. Gonçalves und Boa vista etwas zu niedrig ausgefallen und die Einwohnerzahl habe sich in den jüngst verflossenen Jahren in gewöhnlicher Proportion vermehrt, so können wir doch für Pernambuco nicht mehr als 42 bis höchstens 45000 Seelen annehmen, also ungefähr die Hälfte der gewöhnlichen Angaben. Immerhin ist Pernambuco die drittgrösste Stadt des Kaiserreiches und steht hinsichtlich ihres schwunghaften Handels nur wenig hinter Bahia, der zweiten Stadt Brasiliens, zurück.

In der nächsten Umgebung und im Hinterlande von Pernambuco liegen eine grosse Anzahl reicher Plantagen mit einem starken Sklavenstande. Sie erzeugen auf ausgezeichnetem Boden vorzüglich Zuckerrohr und Baumwolle. In frühern Jahren haben die reichen Plantagenbesitzer (Senhores de Ingenio) eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte Brasiliens gespielt und sind fast von allen Reisebeschreibern als der Typus stolzer, übermüthiger und eingebildeter Grossgrundbesitzer geschildert worden.

Es ist allerdings wahr, dass in ganz Brasilien wol nirgends Geld- und Besitzstolz in dem Masse vorkommen wie in Pernumbuco, aber andererseits finden wir auch unter den ersten Familien der Provinz, unter der eigentlichen Pflanzeraristokratie Männer von hoher Intelligenz, gründlichem Wissen und einnehmendem und bescheidenem Wesen. Keine Stadt Brasiliens hat bei den verschiedenen Fremdeninvasionen der ältern Zeit so viel gelitten wie Recife, und kein Theil der Bevölkerung des grossen Kaiserreichs hat mit solchem Heldenmuthe für seine Un-

abhängigkeit gekämpft wie die Pernambucaner. Der Befreiungskrieg Pernambucos vom holländischen Joche (1630—1654) ist reich an erhebenden Zügen von patriotischer Hingebung und reiner Vaterlandsliebe.

Auch in neuerer Zeit hat der alte Geist der Unabhängigkeit der Pernambucaner einigemal aufgelodert, aber die unzeitig zum Ausbruch gekommene Flamme ist immer bald wieder gedämpft worden.

Die Fazendeiros der Provinz Pernambuco scheinen im allgemeinen ihre Interessen richtiger aufgefasst zu haben, als die meisten Landwirthe des übrigen Brasiliens, indem sie der vorgeschrittenen landwirthschaftlichen Technologie in neuerer Zeit eine besondere Aufmerksamkeit schenkten und durch Ankauf vorzüglicher Maschinen und Apparate endlich mit dem alten verschwenderischen Schlendrian brachen. Dieses gilt vorzüglich in Hinsicht der Verarbeitung des Zuckerrohrsaftes. Wie mir von verschiedenen Fazendeiros versichert wurde, hat sich durch Hülfe eines rationellen Verfahrens ihr Ertrag an Zucker von der nämlichen Quantität Rohres gegenwärtig im Verhältnisse zu früher um 28—32 Procent und der des Branntweins um 12—14 Procent gesteigert.

Pernambuco führt fast ausschliesslich Producte des Zuckerrohres (nämlich Branntwein, weisses Zuckermehl und Mascovade) und Baumwolle aus. Im Quinquennium $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ belief sich der durchschnittliche Export Pernambucos auf 12,415:814 Milreis[1]) im Finanzjahre $18^{61}/_{62}$ auf 12,339:859 Milreis, 75:955 Milreis weniger, als der Durchschnitt der frühern 5 Jahre. Von dieser Summe kamen auf Zuckerrohrbranntwein 174:618 Milreis, auf weisses Zuckermehl 3,917:276 Milreis (nämlich 1.279,518 Arrobas à 32 Pfund = 40,934576 Pfund zum Durchschnittspreise von 3064 Reis per Arroba), auf Moscavade 6,331:118 Milreis (nämlich 3.103242 Arrobas = 99,303744 Pfund zum Durchschnittspreise von 2040 Reis), also über 140 Millionen Pfund Zucker;

---

[1]) Ein Milreis oder 1000 Reis = 1 Fl. 13,7 Kr. österreich. Währ., 1 Fl. 19 Kr. süddeutsche Währung oder 22 Silbergroschen. Ein Conto de Reis ist 1000 Milreis. Zwei Punkte hinter einer Zahl bezeichnen die Zahl der Contos, die sich ausdrückt, z. B. 12:463 Milreis = 12 Contos und 463 Milreis.

ferner auf Baumwolle 1.207:864 Milreis (nämlich 116.517 Arrobas = 3,728544 Pfund zum Durchschnittspreise von 10336 Reis per Arroba). Die Baumwolle ist von guter Qualität und erzielt auf dem europäischen Markte in der Regel sehr befriedigende Preise.[1]) Der Import belief sich im nämlichen Jahr auf 17,340:843 Milreis. Die Ausfuhr blieb daher um beinahe 5 Millionen Milreis hinter der Einfuhr. Der bedeutendste Theil der Ausfuhrproducte geht nach England, Portugal, Frankreich, Nordamerika, den La Platastaaten und Chile; bezüglich der Einfuhr hingegen reihen sich die seefahrenden Staaten gewöhnlich in folgender Ordnung: England, Vereinsstaaten, Portugal, Hansestädte, La Platastaaten, Spanien, Oesterreich u. s. f. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Manufacturwaaren, Stockfische, Eisenwaaren, Weizenmehl, Weine, Trockenfleisch etc. Im Jahre $18^{61}/_{62}$ liefen 419 Schiffe mit einem Gehalt von 156169 Tonnen im Hafen von Pernambuco ein und 416 Schiffe aus. Diese kurzen Notizen mögen genügen, einen Begriff von der Wichtigkeit Pernambucos als Handelsplatz zu geben.

Ich kann hier die ausgezeichneten Ananas Abacaxias, die im Chacras von Pernambuco in grossem Maasstabe cultivirt und massenhaft nach Rio de Janeiro exportirt werden, nicht unerwähnt lassen. Die Abacaxia ist eine köstliche Frucht und übertrifft die gewöhnliche Ananas weit an Zartheit und Aroma. Durch die gegenwärtige rasche Dampferverbindung ist es möglich, sie frisch nach Europa zu versenden. Ich habe mehrere in vollkommen gutem Zustande selbst nach Oesterreich gebracht.

Im Jahre 1855 wurde in Pernambuco der Grundstein zu einer Eisenbahn gelegt, welche die Provinzialhauptstadt mit dem reichen südwestlich gelegenen Thale des Rio São Francisco verbinden und einst oberhalb des berühmten Wasserfalls von Paulo Affonso den Rio São Francisco, da wo er wieder anfängt schiffbar zu werden, erreichen soll, um so das unermessliche,

---

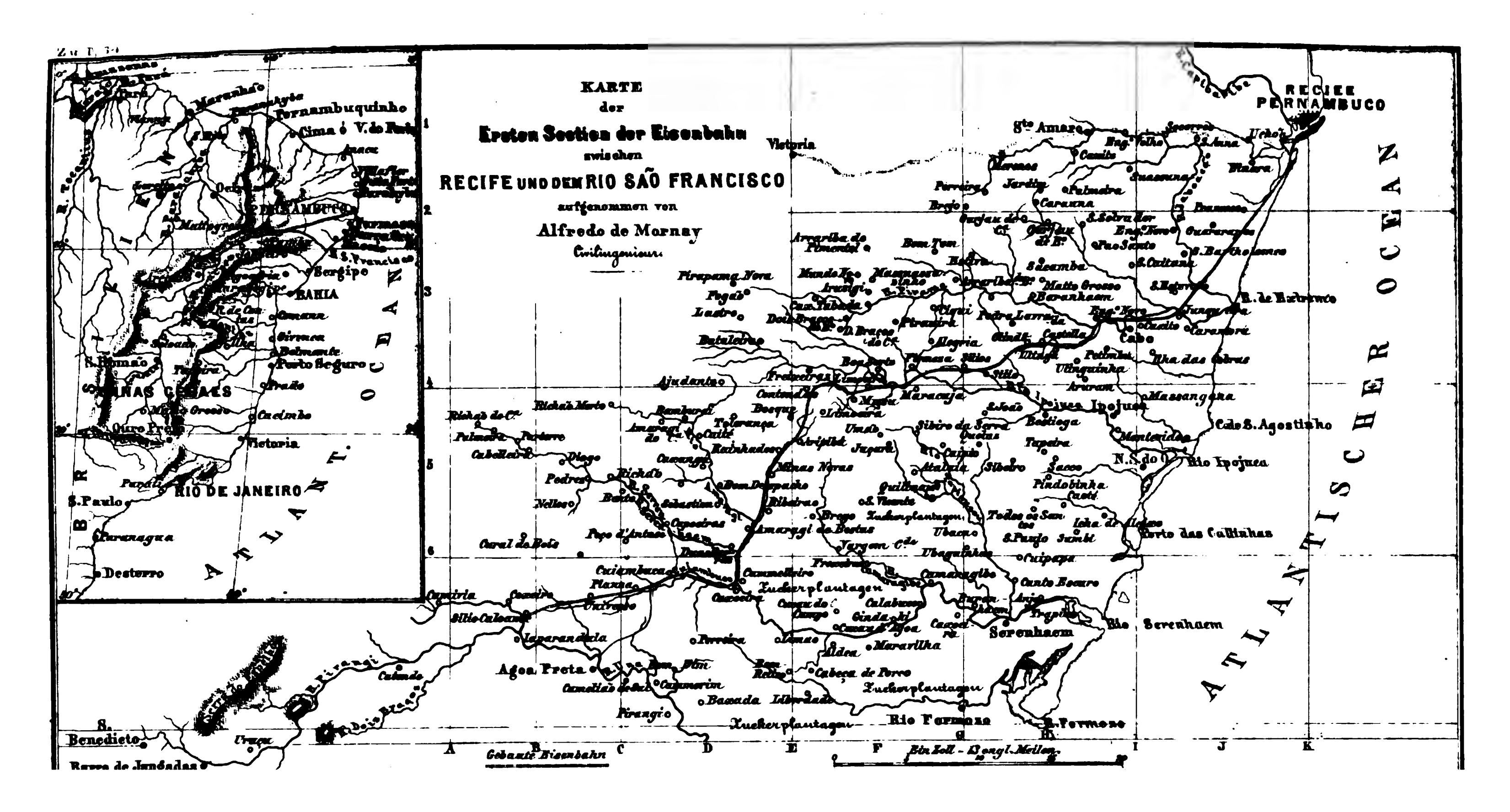
[1]) In Liverpool hält die Baumwolle der brasilianischen Provinzen Pernambuco, Ceará und Parahiba do Norte den Preis der guten louisianischen; die der Provinzen Maranhaõ und Pará, lang und geschlagen, die der Mittelqualitäten von New-Orleans; ebenso in der Regel die von Bahia und Maceio.

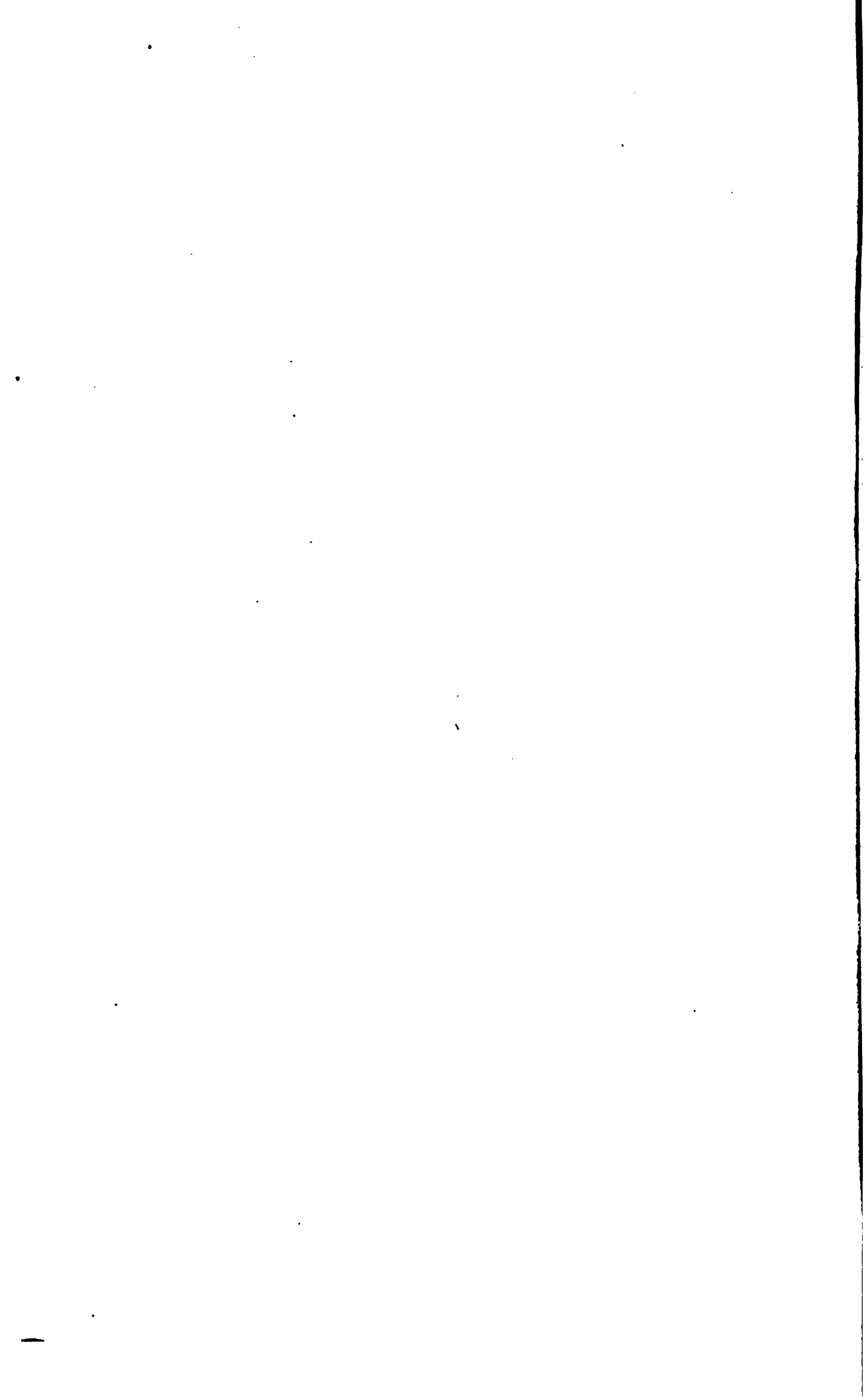
fruchtbare, wenn auch jetzt noch ausserordentlich schwach bevölkerte Binnenland dem Welthandel zu eröffnen. Vorderhand wurde eine 20 Legoas lange Strecke, nämlich von Recife bis zum Vereinigungspunkte der beiden Flüsse Pirangi und Una, in Angriff genommen, und mit englischem Gelde[1]) und von englischen Ingenieuren gebaut. Wie gewöhnlich bei derartigen Unternehmungen in Brasilien übernahm die Centralregierung eine Zinsengarantie von 5, die Provinzialregierung eine von 2 Procent. Mit 7 Procent garantirten Zinsen ist für solche Arbeiten engliches Geld immer flüssig. Im März 1856 wurde der Bau begonnen und den 8. Februar 1858 die erste Section bis Villa do Cabo dem Verkehr übergeben. Auffallenderweise zieht sich diese Section beinahe parallel und in grosser Nähe der Küste durch fast unbevölkertes steriles Land, während sie, eine weit mehr westliche Richtung verfolgend, fruchtbare Gegenden durchschnitten hätte. Die übrigen Sectionen wurden mit Eifer in Angriff genommen und ihrer Vollendung entgegengeführt. Wie es sich mit der Fortsetzung der Bahn von ihrem gegenwärtigen Endpunkte bis an den Rio São Francisco gestalten wird, ist eine Zukunftsfrage, und nach dem gewöhnlichen Gange brasilianischer Dinge dürfte man sich für lange, lange Zeit damit begnügen, überhaupt diese Strecke gebaut zu haben. In den ersten drei Jahren, d. h. vom 8. Februar 1858 bis 1. Februar 1861 beliefen sich die Conservations- und Betriebskosten dieser Eisenbahn auf 461:791 Milreis, die Einnahmen aber nur auf 438:270 Milreis. Im Jahre 1862—1863 (1. Februar bis 31. Januar) betrugen die Einnahmen 353:454 Milreis, die Ausgaben 331:065 Milreis, also die Ausgaben 93 Procent der Einnahmen. Befördert wurden während dieses Jahres 119383 Passagiere. Das sind vorderhand schlechte Auspicien für das Unternehmen; übrigens erlauben diese Zahlen noch nicht einen Schluss für die Zukunft der Bahn zu ziehen.

Ungefähr drei englische Meilen nordöstlich von Becife liegt dicht am Meeresufer die alte Hauptstadt der ehemaligen General-

---

[1]) Einem Kapitale von 1,200000 Pfd. Sterl.


Zu p. 30
KARTE
der
Ersten Section der Eisenbahn
zwischen
RECIFE UND DEM RIO SÃO FRANCISCO
aufgenommen von
Alfredo de Mornay
Civilingenieur.
RECIFE
PERNAMBUCO
ATLANTISCHER OCEAN
ATLANT. OCEAN
RIO DE JANEIRO
BAHIA
Sergipe
Pernambuquinho
S.Paulo
Desterro
Victoria
Porto Seguro
Rio Formozo
Serenhaem
Cabo
Rio Ipojuca
Cabo S. Agostinho
Porto das Gallinhas
Agoa Preta
Gebaute Eisenbahn
Ein Zoll - 13 engl. Meilen
Benedicto
Barra de Jangadas



capitania Pernambuco, *Olinda.* Ihre stattlichen Kirchen und Klöster und ihre weissen Häuser auf einem mit Kokospalmen und andern üppig grünen Obstbäumen geschmückten Hügel bieten von der Seeseite einen reizenden Anblick und sie verdient den Namen „Die Schöne" (O linda). Wahrscheinlich mit Allusion auf denselben verlieh ihr Graf Moritz von Nassau als Wappen ein im Spiegel sich betrachtendes Mädchen mit einem Rohre in der Hand.

Olinda ist eine der ältesten Städte Brasiliens und wurde vom ersten Donatair der Capitania, Duarte Coelho Perreira 1535 gegründet [1]); 1630 von den Holländern geplündert und zum Theil niedergebrannt, erholte sie sich nie mehr vollständig. Der rasche Aufschwung von Recife hinderte ihre Entwickelung noch mehr als das Kriegsunglück. Heute zählt die Stadt höchstens 7—8000 Einwohner. Ihr Inneres soll dem hübschen Aeussern nicht entsprechen und die steilen, unregelmässigen, schlecht gepflasterten Strassen und die vielen sehr vernachlässigten Gebäude einen traurigen Eindruck machen. Eine schmale sandige Landzunge, nach Osten vom Meere, nach Westen von einem Arme des Rio Bibiribe begrenzt, verbindet die beiden Schwesterstädte. Auf ihr liegen 2 kleine Forts, nämlich nördlich von Recife das Forte do Brum und noch etwas weiter nach Norden das Forte do Buraco. Da, wo sich die Landzunge gegen Olinda hin etwas erweitert, steht das Kloster des heiligen Bento.

Kaiser Dom Pedro I. gründete in Olinda eine Rechtsschule, die vor einigen Jahren nach Recife verlegt wurde. In Brasilien gibt es keine Universitäten, in denen die verschiedenen Facultäten vereint sind, wie in Deutschland, sondern nur *Facultätschulen*, nämlich zwei für die Rechte (Escolas de direito), die eine in Recife, die andere in São Paulo, und zwei für Medicin (Escolas de me-

---

[1]) Duarte Coelho Perreira soll, als er zum ersten mal den Platz sah, wo jetzt Olinda liegt, im Entzücken über diese schöne Lage ausgerufen haben: „O linda situaçaõ para se fundar uma villa!" (O schöne Lage um eine Stadt zu gründen!) und die ersten beiden Worte dieser Exclamation blieben dem von ihm gegründeten Orte als Name.

dicina) in Rio de Janeiro und Bahia. Die Theologie wird in verschiedenen Seminarien gelehrt; eine eigene unabhängige philosophische Facultät existirt nicht. Auf jeder Facultätschule kann der Studirende den Grad eines Baccalaureus und die Doctorwürde erlangen. Letztere nach fünfjährigen Studien, glücklich abgelegten Prüfungen und nach der Vertheidigung einer Anzahl Fachthesen. Es liegen mir solche juristische Thesen eines Doctoranden der Rechtsfacultät von Recife vor; es sind je 3 von jedem Zweige der Jurisprudenz in folgender Ordnung: 1) Naturrecht (direito natural), 2) römisches Recht (direito romano), 3) öffentliches Recht (direito publico), 4) constitutionelles Recht (direito constitucional), 5) Völkerrecht (direito internacional), 6) Diplomatie (diplomacia), 7) Kirchenrecht (direito ecclesiastico), 8) Civilrecht (direito civil), 9) Criminalrecht (direito criminal), 10) Handelsrecht (direito commercial), 11) Seerecht (direito maritimo), 12) Theorie und Praxis der Processe, 13) juristische Hermeneutik (hermeneutica juridica), 14) Volkswirthschaft (economia nacional), 15) Verwaltungsrecht (direito administrativo). Jedenfalls wäre es eine Riesenarbeit, bei einer Temperatur von 30° R. so ein halb hundert Thesen durchzudisputiren. Wahrscheinlich wird, wie auch an deutschen Universitäten, nur eine beschränkte Anzahl davon ausgewählt. Nach vollendeter Disputation hält der Doctorand eine Rede, in der er dem Gesetze gemäss die Verleihung der Doctorwürde verlangt. Diese Reden weichen von den bei ähnlichen Gelegenheiten bei uns gebräuchlichen sehr ab, und ich kann nicht umhin, den Schluss einer solchen hier mitzutheilen; er dürfte manchem meiner Leser, der einst auch nach Examen, Reden und Disputationen den höchsten akademischen Grad erreicht hat, von Interesse sein. Er lautet:

„Schliesslich habe ich Ihnen noch zu sagen:

„Als Student waren meine Pflichten als Schüler und Hingebung zu den Büchern immer mein Gesetz.

„Als Baccalaureus der Rechte habe ich den geleisteten Eid gehalten.

„Als Doctor der Rechte, meine erleuchteten Collegen, werde ich beweisen, dass ich meine neue Aufgabe nicht vergesse, und werde womöglich die Liebe zum Studien noch vermehren, um der geistigen Schwäche zu Hülfe zu kommen. Das sind die Creditbriefe, die meine fünf Lustra Eurem Vertrauen darbieten können, indem ich dem Verlangen, welches ich an Euch zu richten durch das Gesetz ermächtigt bin, nachkomme. Vorher aber schulde ich noch:

„Meine Danksagung gegen Gott, durch dessen Rathschluss und Güte ich an diesen Platz gekommen bin.

„Die zärtlichsten Ausdrücke kindlicher Liebe meinen Aeltern, denen ich die Erziehung, die mich ehrt, danke.

„Einen sehnsüchtigen Ruf an dem Grabe meiner Schwester und meiner Vorfahren, die in der ewigen Wohnung ruhen.

„Was die Lebenden den Todten geben können — einen Gedanken — ein Gebet — eine Hoffnung des Wiedersehens in dem Gebiete des Ewigen . . . .

„Einen Ausdruck der innigsten Liebe meiner Gattin und meinen Kindern.

„Die Erklärung der herzlichsten Freundschaft denen, die mir durch die heiligen Bande des Blutes verbunden sind.

„Ein gleiches Dankvotum denen, die mich mit ihrer Gegenwart beehrt haben, von dem, der auf der höchsten Stufe der Gesellschaft steht, bis zu meinem geringsten Freunde.

„Herren Doctoren! es bleibt mir nur noch übrig, Sie zu bitten, dass Sie mir in Gemässheit des Gesetzes den Grad eines Doctors der Rechte verleihen und mich vertrauensvoll in Ihr Gremium aufnehmen.“

Aehnliche sentimentale Ergüsse finden sich fast in jeder bei solcher Gelegenheit gehaltenen Rede. „Der Ausdruck der innigsten Liebe für die Gattin und Kinder“ fällt dem deutschen Leser gewiss am meisten auf. Die brasilianischen Verhältnisse sind eben sehr verschieden von den unsern. Eine Menge der brasilianischen Studenten sind Familienväter und nehmen Weib und Kind mit an den Sitz der Schule, wo sie ihre Studien erst ab-

solviren sollen. Frühe Heirathen sind in Brasilien fast allgemein und durch die rasche physische Entwicklung der Südländer bedingt. Ein akademischer Grad, besonders der eines Doctors der Rechte, ist immer der Gegenstand grosser Ambition, da er Anwartschaft auf eine ehrenvolle, oft auch sehr lucrative Carrière gibt, vorzüglich aber auch auf politischen Einfluss, das höchste Sehnsuchtsziel der meisten jungen Brasilianer der gebildeten Stände. Liebe, Familienverhältnisse oder Speculation bestimmen viele Jünglinge, die kaum das Gymnasium absolvirt haben, sich zu verheirathen; sie lassen sich dadurch aber von der Fortsetzung ihrer Studien nicht abhalten und machen ihr Quinquennium als Ehemänner durch.

Obgleich Pernambuco nur 8° südlich vom Aequator liegt (Fort Picaõ 8° 3′ 27″ s. B., 37° 12′ 4″ w. L., $2^h$ 28′ 48″ Zeit), so ist das Klima doch nicht so drückend heiss wie das von Rio de Janeiro. Die regelmässigen täglichen Seebrisen mildern dort die Tropenglut, während sie hier, schon an der Grenze des südlichen Wendekreises, in der tiefen Bai oft erstickend heiss über der Stadt brütet.

Die See in der Nähe von Pernambuco bietet dem Fremden durch die höchst originellen Fischerboote, die zu Hunderten nach allen Richtungen segeln, ein höchst eigenthümliches Schauspiel. Diese Boote, Jangadas oder Catamaran genannt, bestehen aus 6 circa 36 Fuss langen, mässig dicken (10—12 Zoll starken), fest untereinander verbundenen Stämmen des sogenannten Cedro (seltener des Çajueiro), unter denen noch ein Balken gewissermassen als Kiel befestigt ist. Auf diesem Flosse befinden sich ein oder zwei ungefähr 2 Fuss hohe Bänke, auf denen die Fischer (gewöhnlich 2—3) Platz nehmen. Das leichte, flossartige Fahrzeug wird durch ein lateinisches Segel pfeilschnell fortbewegt. Es ist staunenswerth, wie weit hinaus aufs Meer, selbst bei hoher See und steifem Winde, sich diese kühnen Schiffer wagen. Wir trafen mehrere schon bei 40 Seemeilen vom Lande entfernt. Sie bleiben 8—10 Tage und selbst länger auf hohem Meere, und nehmen zu diesen Expeditionen nur einen Kochtopf, etwas

Farinha, ein Fass Wasser und ein Fässchen mit Salz zum Einsalzen der Fische mit sich.

Das Löschen an Bord der Teutonia ging mit Hülfe eines halben Hundert kräftiger Neger rasch von statten und wir setzten den 18. October nachmittags 4 Uhr unsere Reise fort. Nach 52-stündiger Fahrt befanden wir uns dem Leuchtthurme von São Antonio gegenüber und eine Stunde später lagen wir in der *Bahia de todos os Santos* vor Anker. Ein paar Kanonenschüsse und einige Raketen zeigten den deutschen Kaufleuten die so sehr ersehnte Ankunft der europäischen Post an und zerstreuten die ernsten Befürchtungen, die sie für die Teutonia gehegt hatten.

In den Frühstunden des folgenden Morgens hatten wir den Genuss, bei erfrischender Kühle die herrliche Lage Bahias von Bord aus zu bewundern, bis uns der Hafenkapitän, das Zollamt und die Sanitätspolizei die Erlaubniss ertheilten, ans Land zu rudern.

Wie bitter ist die Enttäuschung für den, der noch wenige Minuten früher auf Deck des Schiffes versunken im wunderbaren Anblick der Stadt gestanden und nun ihre Strassen selbst betritt! Welch ein Contrast vom Erhabenen zum Schmuzigen!

Auf einer schmalen Uferfläche, eingeengt auf der einen Seite von den Gewässern der Bai, auf der andern von steilen Abhängen (Ladeiras) dehnt sich die sogenannte untere Stadt (Cidade baixa oder Praia) fast in der Richtung von Süd nach Nord aus. Sie ist die eigentliche Geschäftsstadt, der Sitz des Handels und der Industrie. Hier haben die Kaufleute ihre Comptoirs und ihre Magazine, worunter die Stapellager für die Producte des Innern, die sogenannten Trapiches von sehr beträchtlicher Ausdehnung, hier liegen die Hafenkapitanie, das Zollhaus, das Arsenal, die Werften, die Börse und die meisten Verkaufslokale; hier herrscht reges Leben und Bewegung. Die von der mit dem Ufer parallel laufenden Hauptstrasse abgehenden Quergassen sind enge, schmuzig und belästigten den neuangekommenen Fremden durch ihre mephitischen Dünste. Man darf sich wahrlich nicht wundern, dass hier ein Hauptfieberherd Brasiliens ist. Die Häuser sind 3—4 Stock hoch, in ihrem Aeussern ziemlich vernach-

lässigt und haben meistens sehr schmale Thüren und steile Treppen. Nur in der Rua nova do commercio stehen einzelne schöne und solid gebaute Wohnungen.

Zwei Gebäude der untern Stadt verdienen, wenn auch nicht wegen ihres architektonischen Werthes, doch wegen besonderer Verhältnisse ihres Baues erwähnt zu werden, nämlich die Kirche N^a^. S^a^. da Conceiçaõ da Praia und die Börse. Die erstere besteht aus Quadern, die in Lissabon behauen, numerirt und auf zwei Schiffen nach Bahia versandt wurden. Die brasilianischen Architekten brauchten nur nach dem Modelle Nummer an Nummer zu fügen, um die ziemlich grosse, aber nichts weniger als schöne Kirche aufzustellen. Zum Baue der Börse hingegen wurden die schönsten und köstlichsten Hölzer Brasiliens verwendet. Der Werth des Gebäudes besteht einzig und allein in diesem Umstande, denn von irgend einem Stile oder Architectur desselben ist keine Rede. Sie wird fast gar nicht benutzt. Die bahianer Kaufleute sollen, wie mir versichert wurde, diese kahlen Bäume im allgemeinen gar nicht lieben, und auch keine Neigung verspüren, in denselben etwa Holzstudien zu machen, desto mehr aber in den nahe gelegenen Stores bei Porter, Ale und Champagner ihre Geschäfte abschliessen.

Von der untern Stadt führt eine Anzahl steiler Wege nach der obern (cidade alta). Einzelne dieser Ladeiras sind im Zickzack fahrbar, die Mehrzahl aber nur für Fussgänger eingerichtet; eine der begangensten führt von der Nähe des Zollhauses nach dem Theaterplatz der obern Stadt und ist mit Backsteinen gepflastert. Das Erklimmen dieser Strassen ist besonders für den Europäer bei glühender Sonnenhitze eine schwierige Aufgabe. Die Geschäftsleute, die fast alle ihre Wohnungen in der obern Stadt haben, lassen sich daher beim Schlusse der Comptoirstunden ihre Pferde herunterführen. Wer nicht Gelegenheit zum Reiten hat und auch nicht zu Fusse gehen will, kann sich der palankenartigen Tragsessel, der sogenannten Cadeiras, bedienen. Sie bestehen aus einer Art von Lehnstuhl, der von allen Seiten durch Vorhänge geschlossen werden kann und an einer stark gekrümmten Stange befestigt ist. An dieser letztern wird der Sessel von

zwei starken Negern mit ziemlicher Leichtigkeit den Berg hinaufgetragen. Um den Trägern die Last zu erleichtern, muss der in der Cadeira Sitzende hübsch ruhig die Mitte halten und die Füsse seitlich auf eigens dazu bestimmten Absätzen aufsetzen, sonst schwankt der Sessel und verhindert eine gleichförmige Bewegung der Träger. Diese Cadeiras ersetzen die Miethwagen (Droschken, Fiaker, Cabs) anderer Städte und sind an allen besuchten Plätzen und Strassen reihenweise aufgestellt. Viele von ihnen sehen aber so erbärmlich und schmuzig aus, dass man Anstoss nimmt, sich hineinzusetzen. In frühern Zeiten wurde mit Privatcadeiras ein grosser Luxus getrieben und auch heute noch sind manche davon sehr reich ausgestattet. Reitthiere und Equipagen haben sie aber schon stark verdrängt.

In Bahia sollen nur wenige Miethwagen sein, was durch die Terrainverhältnisse der Stadt leicht zu erklären ist. Ich hatte übrigens Gelegenheit, die Geschicklichkeit der dortigen Kutscher zu bewundern, als mich einer in einem mit vier Pferden bespannten Wagen auf halsbrecherischem, steilem Wege im schärfsten Trabe von der obern Stadt nach der untern führte.

Die obere Stadt bietet ein von der untern ganz verschiedenes Bild, die Häuser sind durchschnittlich niedriger, die Strassen breiter, aber auch einsamer und auf vielen von ihnen wie auch manchem öffentlichen Platze wächst üppiges Grass, das von Kühen, Pferden und Maulthieren abgeweidet wird. Hier befindet sich der Palast des Gouverneurs, das Theater, Spitäler, eine Menge von Kirchen, Klöstern und zahlreiche, hübsch gebaute Privatwohnungen, besonders in der Vorstadt Cerro da Victoria.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist keins von hervorragender architektonischer Bedeutung, keine der vielen Kirchen lenkt durch einen bemerkenswerthen Stil die Aufmerksamkeit auf sich. Die ehemalige Jesuitenkirche, gegenwärtig Kathedrale, besitzt indessen von allen Kirchen Brasiliens, die ich gesehen habe, die reichste und zugleich auch die geschmackvollste innere Ausschmückung und zeichnet sich dadurch sehr vortheilhaft vor so vielen Rivalinnen aus, die zwar auch reich, aber auf eine möglichst

geschmacklose, zuweilen fast lächerliche Weise geschmückt und verziert sind.

Bahia ist der Sitz der obersten kirchlichen Behörde Brasiliens, eines Erzbischofes, und diesem Umstande mag wol das rege kirchliche Leben, das von jeher in dieser Stadt herrschte, zugeschrieben werden; ebenso mag auch schon in ältern Zeiten die Gründung der zahlreichen Klöster und der Bau so vieler Kirchen vom bischöflichen Stuhle ausgegangen sein. Schon 1552 langte der erste Bischof Brasiliens, Pedro Fernandes Sardinha, in Bahia an. Trotz der grossen Menge von Kirchen, Klöstern und Kapellen, die weit das Bedürfniss der starken Bevölkerung übertreffen, ist doch ihr Misverhältniss zur Einwohnerzahl nicht so bedeutend, wie in sehr vielen Städten des Innern des Landes.

Bemerkenswerth fand ich einen hübsch gearbeiteten Brunnen von Marmor vor der Kirche N$^a$. S$^a$. da Piedade. Die schönste Zierde der obern Stadt ist der im Jahre 1814 von D. Marcos de Noronha e Brito, Grafen dos Arcos, gegründete öffentliche Spaziergang (passeio publico), in dem im Februar 1815 ein Obelisk zur Erinnerung des Aufenthaltes des damaligen portugiesischen Kronprinzen, spätern Königs Joaõ VI, aufgestellt wurde. Von hier aus geniesst man das wundervollste Panorama auf die herrliche Bai mit ihrem üppigreichen Vegetationsgürtel, dem Reconcavo, der lieblichen Insel Itaparica, den kleinen mehr freundlich als drohend aussehenden Forts[1]), den leichten Barken, die mövenartig über die Wasserfläche hingleiten, dem regen Leben in dem mit zahlreichen Schiffen aller Nationen bedeckten Hafen. Die Gartenanlagen neben herrlichen Mangeira-Alleen sind sorgfältig unterhalten und gewähren dem neuangekommenen Europäer durch ihre wunderbare Blumenpracht einen wahren Hochgenuss.

Ein alter Schiffskapitän, der die Ostküste Brasiliens vom Amazonas bis zum Rio de la Plata wie seine Tasche kennt,

---

[1]) Die Bai wird durch 7 kleine Forts vertheidigt, die wol sämmtlich einem ernsten Angriffe europäischer Kriegsschiffe einen kaum beachtenswerthen Widerstand entgegenzusetzen im Stande wären.

begleitete uns zum Passeio publico. Auf seine Erkundigung, mit welchem Schiffe wir gekommen seien, zeigten wir ihm die Teutonia mit der hamburger Flagge; nun richtete er die wirklich demüthigende Frage an uns, ob nicht Allemania die Haupstadt von Hamburg sei? Der alte, praktische, aber ungebildete Seemann konnte nun einmal nicht begreifen, dass eine blosse Stadt Schiffe mit ihrer Flagge nach allen Weltgegenden aussende; eine deutsche Flagge, meinte er, habe er noch nie gesehen, und wenn Hamburg zu Deutschland gehöre, so müsse auch Deutschland Schiffe besitzen, die mit deutscher Flagge fahren. Es wäre ein fruchtloses Unternehmen gewesen, dem guten Manne einen Vortrag über deutsche Einheit zu halten; sein schlichter Seemannsverstand hätte ihn doch nicht begriffen, wir suchten daher seinen Ideen eine andere Richtung zu geben.

Bahia oder *São Salvador*, wie die Stadt eigentlich heisst, wurde 1549 gegründet und war während der ersten Jahrhunderte, nach der Einnahme Brasiliens durch Portugal, gerade zur Zeit der grössten politischen Wechselfälle, Hauptstadt der Colonie, bis sie endlich Rio de Janeiro weichen musste und nun den Rang als zweite Stadt des Kaiserreichs einnimmt. Sie führt den Titel die „getreue und tapfere“ Stadt (leal e valorosa cidade de Bahia).

Wie die Geschichte Pernambucos ist auch die Bahias reich an höchst interessanten und tragischen Episoden. Wer dieselbe überhaupt genauer kennen lernen will, dem kann das ausgezeichnete Werk von *Handelmann* nicht genug empfohlen werden. Es ist eine treffliche Arbeit, die deutschem Fleisse und deutscher Gelehrsamkeit zur hohen Ehre gereicht. [1])

Bahia soll weit über 100000 Einwohner zählen. So lauten wenigstens die gewöhnlichen Angaben. Ich glaube, sie sind für diese Stadt wie für Pernambuco zu hoch gegriffen. Vergebens habe ich in den Präsidialberichten über diese Provinz nach directen Nachrichten über deren Bevölkerungszahl gesucht, und habe nur im Relatorio des Präsidenten Senador Herculano

---

[1]) Geschichte von Brasilien, von Heinrich Handelmann (Berlin 1860).

Ferreira Penna (1860) einen Anhaltspunkt gefunden, auf den sich meine Vermuthung stützt. Es ist nämlich ein Verzeichniss der vom 1. Januar bis 31. December 1859 in Bahia Verstorbenen. Ihre Zahl betrug 3130. Nehmen wir für diese Stadt, die unter durchaus ungünstigen hygienischen Verhältnissen steht, eine Mortalität von 4 Procent an, die gewiss der Wahrheit sehr nahe kommt, so haben wir eine Bevölkerung von 78280, bei einer Mortalität von 3 Procent eine von 101000 Seelen. Ich bemerke indessen ausdrücklich, dass die eben erwähnte officielle Angabe durchaus nicht hinreichend ist, mit Sicherheit einen Schluss auf die Bevölkerungszahl zu ziehen. Die mitgetheilte Todtentabelle ist aber geeignet, über die Rassenverhältnisse einigen Aufschluss zu geben. Von den 3130 Verstorbenen (1691 Männer, 1439 Weiber) waren 2400 Brasilianer, 168 Fremde (estrangeiros) und 553 Afrikaner. Nach der Farbe: Weisse 877, Farbige (pardos) 966, Schwarze 1287 (nämlich 734 in Brasilien geborene und 553 importirte), freie Leute 2149, freigelassene Sklaven 278 und Sklaven 703. Die grösste Sterblichkeit (nämlich 26 Procent der Verstorbenen) fand bei Individuen zwischen 20—40 Jahren statt. Die Krankheiten, welche die meisten Opfer verlangten, waren die Lungenschwindsucht (533), die Dysenterie (155) und die Wassersucht (149, wahrscheinlich meistens nur Folgekrankheit). Ich erinnere mich in einem sonst ausgezeichneten Werke über medicinische Geographie die Behauptung gelesen zu haben, dass die Lungentuberculose in Tropenländern gar nicht vorkomme. In Bahia sind in dem bezeichneten Jahre 17 Procent sämmtlicher Verstorbenen dieser furchtbaren Geisel erlegen. Aehnlich ist das Verhältniss in andern Städten des tropischen Südamerika.

Bahia zählt viele Bildungsanstalten, sowol für den Volksunterricht, wie auch für höhere Studien. Das Priesterseminarium und die medicinische Schule sind stark besucht. Die öffentliche Bibliothek zählte 1860 16000 Bände. Sehr werthvolle Manuscripte verschiedener Klosterbibliotheken scheinen ganz verschwunden zu sein; wahrscheinlich haben sie den Weg nach Europa gefunden. Ein äusserst spärliches und trauriges naturhistorisches Museum dient mehr als Beweis des guten Willens, in dieser

Richtung etwas zu thun, als von Sachkenntniss und richtiger Auffassung der Aufgabe einer solchen Sammlung; es entbehrt eigentlich jedes wissenschaftlichen Werthes.

Die Bahianer scheinen unter allen Brasilianern sich mit der grössten Vorliebe den wissenschaftlichen Fachstudien zu widmen. Die Provinz versieht einen grossen Theil des Kaiserreichs mit Geistlichen, Aerzten, vorzüglich aber mit Juristen. Letztere sind, wenigstens in Süd-Brasilien, nicht besonders beliebt und stehen, wol nicht ganz mit Unrecht, im Geruche der Rabulisterei. Man erzählte mir, dass es in den südlichen Provinzen für eine beschimpfende Redensart gehalten wird, jemand zu sagen: „Vosse he um Bahiano“ und verstärkt „um Bahiano de Bahia“ (ihr seid ein Bahianer von Bahia). Bahia ist übrigens das Vaterland einer Anzahl ausgezeichneter Staatsmänner, Gelehrten und Dichter.

Bahia nimmt nicht nur hinsichtlich der Bevölkerung, sondern auch durch seinen Handel die zweite Stelle des Reiches ein. In dem Quinquennium von $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ exportirte der Platz im Durchschnitt für 13.198:903 Milreis; im Finanzjahre $18^{60}/_{61}$ für 16.791:101 Milreis und importirte direct aus überseeischen Ländern im nämlichen Quinquennium durchschnittlich für 18.076:768 Milreis; im Finanzjahre $18^{61}/_{62}$ 17.385:000 Milreis.

Die Ausfuhrerzeugnisse der Provinz Bahia sind mannichfaltiger als die der Provinz Pernambuco. Wie diese producirt sie Zucker und Branntwein, der grösstentheils nach der afrikanischen Küste verschifft wird, jedoch nur eine kaum nennenswerthe Menge von Baumwolle, dagegen aber Kaffee und Taback. Von ersterm exportirte Bahia $18^{61}/_{62}$ 198316 Arrobas à 32 Pfund im Werthe von 1.126:176 Milreis; von Blättertaback 109514 Arrobas im Werthe von 4.398:895 Milreis. Das Hinterland bringt auf den Markt von Bahia zum Exporte gesalzene und getrocknete Häute und Diamanten ($18^{61}/_{62}$ 4532 Oitavas im Werthe von 1.356:900 Milreis). Es liefen $18^{61}/_{62}$ im Hafen von Bahia 356 Seeschiffe mit 166.566 Tonnen Gehalt ein und 375 mit 173.895 Tonnen Gehalt aus.

Trotz dieser günstigen Zahlenausweise sind doch die Handels-

verhältnisse in Bahia ziemlich faul. Noch ehe sich der Platz von der schweren Krisis $18^{57}/_{58}$ erholt hatte, traten in den nächsten Jahren infolge ausserordentlicher Dürre im Innern der Provinz mehrere Misernten ein. Der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen zwang viele Plantagenbesitzer, einen Theil ihrer Sklaven auf den Markt von Rio de Janeiro zu schicken, um mit dem erlösten Gelde Nahrungsmittel für die übrigen zu kaufen und hohe Interessen für Kapitalien zu zahlen, die in frühern Jahren fast leichtsinnig aufgenommen worden waren. Durch die Verminderung der Arbeitskräfte wurde natürlich auch die Productionsfähigkeit geschwächt, ohne dass Hoffnung vorhanden ist, diesem schwersten Schlage abhelfen zu können.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass in den meisten grössern Handelsplätzen der Ostküste Südamerikas eine gewisse Klasse von Kaufleuten, eine mangelhafte Gesetzgebung, die Nachsichtigkeit der Behörden und die grosse Entfernung der Commanditäre benutzend, mit dem gewissenlosesten Leichtsinne vorgeht. Es wird mit einem kaum nennenswerthen Baarvermögen ein Handlungshaus gegründet, es werden Verbindungen mit europäischen Producenten unter betrügerischen Vorspiegelungen angeknüpft und sie zu reichen Sendungen aufgemuntert, es wird ein grosses Haus geführt, und so lange es nur einigermassen geht, auf diese Weise fortgelebt und geschwindelt, um sich dann, oft noch recht gaunermässig mit Vortheil, fallit zu erklären. Man behauptet, ob mit Recht kann ich nicht entscheiden, dass diese Immoralität auf dem Handelsplatze Bahia mehr als auf irgend einem andern Brasiliens vorkomme.

Wenn sich die Handelsverhältnisse Bahias nicht bald gründlich bessern, wozu vorerst noch wenig Aussicht vorhanden sein soll, so dürfte Pernambuco, das sich seit dem nordamerikanischen Kriege durch die Baumwollproduction der Provinz besonders gehoben hat, bald die zweite, Bahia aber die dritte Handelsstadt des Reiches werden.

Unter den Exportgegenständen des Handelsplatzes Bahia figuriren auch einige Industrieartikel, die, wenn sie auch nur in sehr unbedeutendem Verhältnisse ihren Weg nach überseeischen Ländern

finden, doch immerhin für den Handel mit den übrigen Theilen des Reichs von Belang sind. In erster Reihe stehen die durch ganz Brasilien beliebten Cigarren (Charutos), die aus dem guten Taback, den die Provinz reichlich producirt, verfertigt werden. Im Finanzjahre $18^{59}/_{60}$ wurden aus Bahia 46 Millionen Cigarren im Werthe von 553:941 Milreis ausgeführt. Production und Ausfuhr haben sich in den jüngst verflossenen Jahren noch beträchtlich vermehrt. Die bahianer Cigarre gehört nicht zu den besonders feinen Sorten; sie hat einen eigenthümlichen entschiedenen Geschmack, der nur ihr eigen ist. Man muss sich an denselben gewöhnen, um ihn angenehm zu finden. Die Cigarren haben im allgemeinen ein gutes Aussehen, sind aber meistens etwas locker gedreht. Ihrer längern Conservirung, also dem so wichtigen Austrocknen und Altwerden, steht der Umstand hindernd entgegen, dass sie oft schon nach wenigen Tagen von Insektenlarven durchlöchert werden. Wie mir scheint, begünstigt sie vorzüglich das Bindemittel der Deckblätter.

Hier mag ebenfalls der ausgezeichnete Rapé Area preta erwähnt werden, der auch in Europa bekannt und sehr geschätzt ist. Er wurde zuerst von einem Schweizer, Namens Meuron [1]) in Bahia fabricirt und fand in Brasilien bald eine so günstige Aufnahme, dass noch zwei Fabriken, eine in Pernambuco, die andere in Andarahy bei Rio de Janeiro, errichtet wurden, die alle, unter der nämlichen Firma und nach dem nämlichen Geheimnisse arbeitend, glänzende Geschäfte machten. In allen drei Städten riefen diese Fabriken zahlreiche Concurrenten hervor, aber keinem von allen gelang es, ein Product von so vorzüglichem Aroma wie das des Meuron'schen Erzeugnisses herzustellen.

Ein ferneres Industrieerzeugniss, das aber für den Export

---

[1]) Herr Auguste Meuron kehrte, nachdem er sich durch seine Fabriken ein grosses Vermögen erworben hatte, in seine Heimat, den Canton Neufchâtel, zurück. Dieser wahrhaft edle und hochherzige Mann gründete und dotirte dort die berühmte Irrenanstalt zu Préfargier unweit Marin und St. Blaise am untern Ende des Neuenburger Sees. Sie wurde im December 1849 eröffnet; $2^1/_2$ Jahre später starb Herr Meuron, aber sein Andenken wird durch seine Schöpfung im unvergesslichen Andenken seiner Mitbürger fortlegen.

nicht die Bedeutung hat wie die Cigarren, sind grobe Baumwollgewebe. Im ersten Semester des Finanzjahres $18^{59}/_{60}$ wurden 434350 Ellen im Werthe von 92:772 Milreis ausgeführt. Ein kleiner Theil davon war Hand-, der grössere Maschinengespinst. Die bedeutendste Baumwollspinnerei ist die von Todos os Santos in der Nähe der Stadt Valença. Sie erzeugt jährlich 30—40000 Stück Stoff à 23 Ellen, Zwirn zum Nähen, zu Netzen u. s. f. und beschäftigt fast 300 Arbeiter. Ein paar andere Maschinenwebereien in der unmittelbaren Nähe von Bahia sind von geringerer Bedeutung.

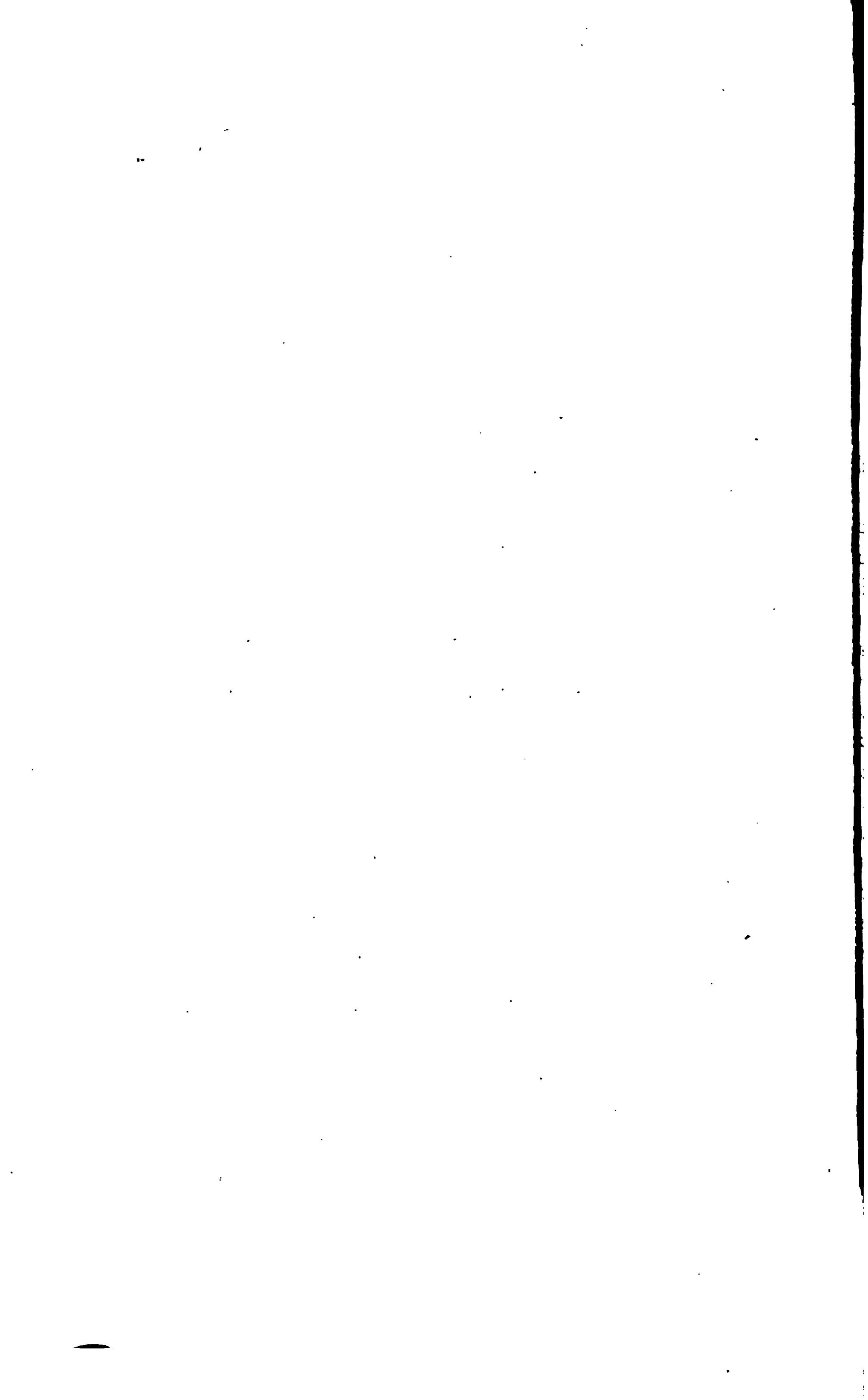
In frühern Jahren wurde von Bahia aus ein sehr lucrativer Walfischfang betrieben und der Thran in den Siedehäusern (Armações), östlich vom Fort S. Antonio, am Eingange der Bai ausgesotten. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist dieser Industriezweig gänzlich in Verfall gerathen. Es bildete sich zwar im März 1858 eine Gesellschaft unter dem Namen Companhia de Santo Antonio, um ihn wieder im grossartigen Maasstabe aufzunehmen, und engagirte zu diesem Zwecke in Portugal 29 erfahrene Personen. Alsbald nach dem Beginn der Operationen brachen aber zwischen ihnen und den Unternehmern solche Misshelligkeiten aus, dass sich die Gesellschaft veranlasst sah, sich aufzulösen.

Bahia besitzt, wie Pernambuco, eine Eisenbahn, die ebenfalls einst in ihrer Fortsetzung den Rio São Francisco erreichen und also auch in dieser Richtung eine Verbindung des reichen Innern der Provinzen Minas und Bahia mit der Küste bewerkstelligen soll. Die eigentlichen Arbeiten zu dieser Bahn wurden den 1. September 1858 begonnen und die erste Section bis Aratu ($8_{,41}$ englische Meilen) den 28. Juni 1860 dem Verkehr übergeben, die zweite Section bis Feira velha ($17_{,73}$ englische Meilen) wurde den 10. September 1860, die dritte bis Pitanga ($8_{,22}$ englische Meilen) den 4. August, und die vierte bis in die Nähe von Alagoinhas ($21_{,73}$ englische Meilen) den 31. Januar 1863 eröffnet. Die ganze Bahnstrecke von Bahia bis in die Nähe von S. Antonio das Alagoinhas beträgt also $56_{,11}$ englische Meilen oder 20 brasilianische Legoas. Vorderhand wird sie nicht

KARTE
der
**EISENBAHN von BAHIA**
nach dem
**RIO SÃO FRANCISCO**
entworfen von
Chas. Vignoles Esq. F.R.S.
*Ingenieur en Chef.*

S. Antonio das Alagoinhas
Gameleira
Jacú
Villa S. Anna do Catú
Pojuca
Rio Pojuca
Tunnel
Pitanga
Rio Jacuipe
Villa da Matta de S. João
S. Amaro
Feira Velha
Cachoeira
Ilha Cajaiba
S. Francisco
Bandeira
Camassari
Aldea do Rio de Joannes
Viaducto
Moritiba
Ilha Maré
Ilha de N. S.
Aratú
Periperi
Viaducto
Nazareth
Ilha de Itaparica
BAHIA
Farol e Forte de S. Antonio
OCEANO ATLANTICO
Maßstab 1:700,000.
Legoa.
Engl. Meilen

*F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.*



weiter geführt. Der Staat hat auch bei dieser Bahn eine 7procentige Zinsengarantie übernommen. Nach officiellen Angaben weist die Bahn ein weit ungünstigeres Resultat als die übrigen brasilianischen Eisenbahnen auf. Es betrugen nämlich:

| im Jahre | die Einnahmen | die Ausgaben | |
|---|---|---|---|
| 1860 | 20:969 | 35:149 | Milreis, |
| 1861 | 62:233 | 113:551 | „ |
| 1862 | 153:816 | 243:599 | „ |
| 1863 | 241:866 | 421:148 | „ |

Wir besuchten das Theater, in dem die Verdi'sche Oper „Traviata", die mit ihren leichten und gefälligen Melodien gerade zu jener Zeit mit dem grössten Glücke die Runde durch ganz Südamerika machte, gegeben wurde. Das Haus ist gross, aber ärmlich genug ausgestattet. Von den vier Logenreihen sind nur die Parquetlogen geräumig, die übrigen ziemlich enge; die Tapeten mit abgeschossenem Gold- und Silberdrucke verziert; die Zwischenwände mit schon sehr schmuzigem Kattun ausgeschlagen. Die Beleuchtung war elend und rivalisirte mit der Stadtbeleuchtung. Die Logen zierte kein Kranz schöner Damen. Durch ganz Südamerika nehmen nur Männer im Parterre Platz; die Logen sind vorzüglich dem schönen Geschlechte bestimmt. Das Orchester war weit unter der Mittelmässigkeit. Die Primadonna, obgleich kein Stern erster Grösse, konnte jedenfalls Anspruch auf eine bessere Begleitung machen. Nach der ganz abgenutzten Stimme des ersten Tenors zu urtheilen, durfte man nicht einmal der Vermuthung Raum geben, dass sie je eine gute war. Das übrige Personal war des Orchesters würdig.

Nachdem wir um Mitternacht das Theater verlassen hatten, wurde uns noch Gelegenheit geboten, die Sicherheitswache Bahias kennen zu lernen. Während wir nämlich auf das Boot des Kapitäns warteten, umschwärmten uns fortwährend einige mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Polizeisoldaten. Bei jeder raschen Annäherung an einen von ihnen, zog sich dieser immer noch viel rascher zurück. Dadurch und durch abwehrende Zurufe machten sie nicht gerade den Eindruck von grossem Muthe und energischem Handeln.

Das Leben in den Strassen der untern Stadt ist für den neuangekommenen Europäer in hohem Grade überraschend. Ich zählte in verschiedenen Theilen der Handelsstadt auf je 10 mir begegnende Personen 7 Neger, 2 Farbige (Pardos) und 1 Weissen. Diese Zahlen sind vielleicht ziemlich entfernt, das richtige Rassenverhältniss in der Stadt auszudrücken; sie charakterisiren indessen das Strassenleben. Nach der Natur ihrer Beschäftigung sind es die Neger, die sich am meisten in den Gassen aufhalten; die lichte einheimische Bevölkerung verlässt während der Tageshitze die Wohnungen nicht gern. In keiner Stadt Südamerikas dominirt das Negerleben in den Strassen so sehr wie in Bahia. Hier trägt eine Schar Schwarzer unter monotonem Gesange oder nach dem einförmigen Takte einer vom Anführer geschwungenen Blechkapsel, in der einige Steinchen oder Erbsen enthalten sind, ihre schweren Lasten, dort stehen andere in Gruppen als Bootführer oder Sesselträger, hier sitzen sie unter den Hausthoren und verfertigen verschiedenartige Strohgeflechte, oder schnitzen einfache Verzierungen, oder abenteuerliche Thiergestalten auf Kürbisschalen, die als Schüsseln oder Teller dienen, hier und da liegen wieder andere in gemüthlicher Ruhe auf der Erde, auf den Augenblick wartend, dass auch ihre Kräfte in Anspruch genommen werden.

Der grösste Theil der bahianer Sklaven gehört zum Stamme der Minaneger, der sich durch einen besonders kräftigen und regelmässigen Bau auszeichnet. Sowol Männer als Weiber sind durchschnittlich schöngebaute Gestalten, in deren äusserer Erscheinung man leicht ein grösseres Selbstgefühl beobachten kann, als man es im allgemeinen bei Sklaven zu finden gewohnt ist. Die Minaneger zeichnen sich durch ein festes Zusammenhalten unter sich aus und haben in frühern Jahren durch meuterisches Vorgehen der Regierung manche Verlegenheit bereitet. Nach der Ansicht mehrerer grossen Plantagenbesitzer, mit denen ich mich einlässlich über diesen Gegenstand besprochen habe, scheint die Gefahr neuer Negeraufstände zwar nicht nahe zu liegen, aber auch nicht in den Bereich der Unmöglichkeit zu gehören. Gerade die aufgehobene Negereinfuhr bringt den eingebornen Sklaven

mehr und mehr die Frage näher, warum denn gerade sie allein zum harten Loose der Sklaverei bestimmt seien? Durch eine ganz unvorhergesehene Veranlassung kann ihre heranwachsende Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit, die gegenwärtig nur als Glut unter der Asche fortglimmen, noch zur hellen Flamme emporschlagen. Seneca sagt schon von den Sklavenhaltern seiner Zeit: „Unsere mächtigen, reichen Herren zählen mit Genugthuung die Menge ihrer Sklaven, wie wird es werden, wenn die Sklaven einmal anfangen, ihre Herren zu zählen?" Die Geschichte Haitis hat es gezeigt, und Toussaint-Louverture, Dessalines und Cristof haben die Frage des alten Philosophen praktisch beantwortet.

Es dürften die meisten politisch gebildeten Brasilianer zu der Ueberzeugung gelangt sein, dass der gegenwärtige brudermörderische Krieg in Nordamerika auch die brasilianische Sklavenfrage einem neuen Wendepunkte rasch entgegenführt und dass in dem Unterliegen des Südens der Vereinsstaaten der Sklaverei in Brasilien ebenfalls der Todesstoss gegeben wird. Die brasilianische Regierung würde sehr weise handeln, jetzt schon auf Mittel und Wege zu sinnen, einen für die Agricultur ihres Landes äusserst empfindlichen Rückschlag so wenig fühlbar als möglich zu machen und freiwillig und umsichtig in eine Bahn einzulenken, die sie früher oder später zu betreten wol moralisch und politisch gezwungen werden wird. Sie kann jetzt noch durch vernünftige Massregeln jedem voraussichtlichen spätern äussern Zwange die Spitze brechen und dadurch einem finanziellen Ruin des Landes vorbeugen.

Interessant war es mir, in Bahia zu beobachten, wie die Einhufer unter diesem heissen Himmelsstriche verkümmern. Pferde, mit Ausnahme der importirten, im Besitze wohlhabender Privatiers, sind auffallend degenerirt. Sie sind klein, mager, struppig, schlaff, matt und ohne Feuer und Leben. Nur die drückende Tropenhitze oder die strenge Kälte des hohen Nordens können einen so gewaltigen Rassenrückschlag bewirken. Selbst die gut gehaltenen, meistens aus der Provinz Minas Geraes eingeführten Pferde haben fast alles Feuer verloren. Junge stattliche Hengste,

4*

die mit all ihrem Muthe nach Bahia gebracht werden, werden dort binnen kurzem matt, schlaff und muthlos und unterscheiden sich in ihrem Temperament nur wenig von abgetriebenen europäischen Ackergäulen. Weniger leiden die importirten Maulthiere, die meistens aus den La Platastaaten und der Provinz Rio grande do Sul stammen und für Bahia auf dem grossen Markte von Sorocaba in der südlichen Provinz São Paulo gekauft werden. Aber auch diese sind in Bahia nicht so arbeitstüchtig, wie in der angrenzenden Provinz Minas. Woher die verkümmerten, elenden, fast unbrauchbaren Maulthiere kommen, die man öfter in den Strassen von Bahia sieht, kann ich mit Bestimmtheit nicht angeben. Man versicherte mir, sie seien Criolhos, d. h. in der Provinz selbst geborene. Offenbar behagt das drückend heisse feuchte Tropenklima den Einhufern der gemässigten Zone nicht.

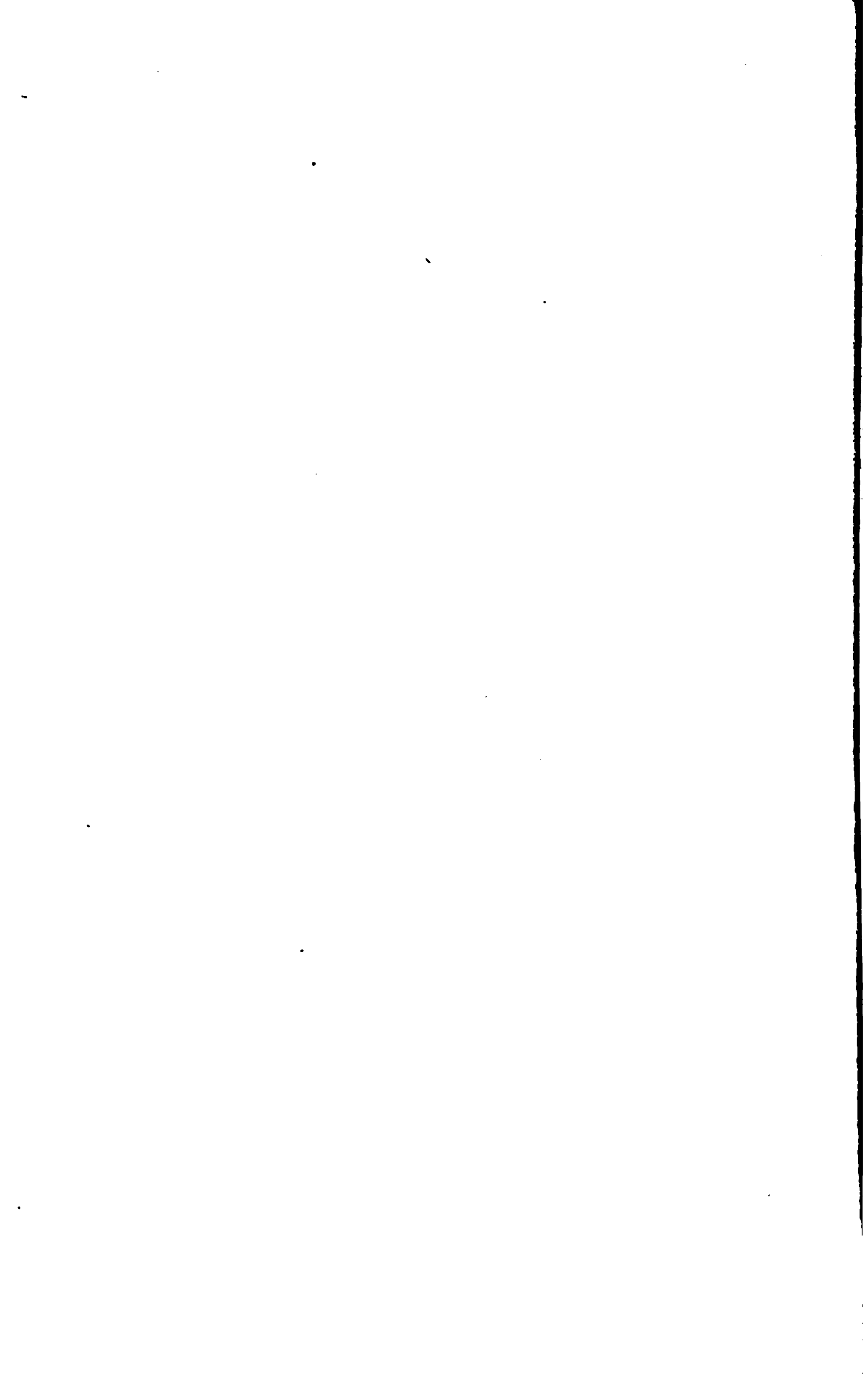
Nachdem eine Commission von zwei englischen Ingenieuren den Zustand der Maschine der Teutonia untersucht hatte und eine von ihnen angegebene Stütze, deren Zweckmässigkeit indessen sehr problematisch war, angefertigt worden, verliessen wir Sonntag den 22. November die gastliche Bahia de todos os Santos zugleich mit dem brasilianischen Postdampfer Imperador. Trotz unsers invaliden Zustandes erreichten wir um volle 12 Stunden früher das Ziel als der brasilianische Dampfer.

Wir passirten bei günstigem Winde und Meer die so bekannten Inseln Abrolhos (öffne die Augen). Die Vernachlässigung ihres verhängnissvollen Namens hat schon manchem Seemanne schweres Unglück gebracht.

Die Nacht vom 25. auf den 26. November, die letzte, die wir am Bord der Teutonia zubrachten, war eine der unangenehmsten der ganzen Reise. Wir hatten noch mit einem Ausläufer eines Pampeiro zu kämpfen, der schon seit mehreren Tagen in den südlichen Meeren gerast hatte. Das Schiff rollte und stampfte so fürchterlich, dass bei dem wenig Sicherheit bietenden Zustande unserer invaliden Maschine grosse Gefahr vorhanden war, unsere nichts weniger als angenehme Reise noch tragisch zu beschliessen. Leider war der nächstfolgende Tag neblig

Zu I, 53.

Das Fort Villegaignon.

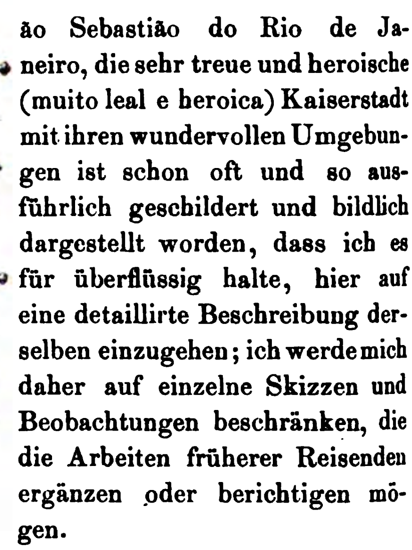


und regnerisch, und wir konnten die Einfahrt in die wundervolle Bai nicht in dem Masse geniessen, wie wenn uns der Himmel günstiger gewesen wäre. Um 2 Uhr nachmittags wurden wir von der Festung Santa Cruz angesprochen und eine Stunde später lagen wir vor dem kleinen Fort Villegaignon in der berühmten Bai von Rio de Janeiro vor Anker. Fast gleichzeitig erschien das Boot der Sanitätspolizei und das des Zollamtes unter persönlicher Leitung des bei den Riofahrern so bekannten Guarda Mor S°. Leopoldo Augusto da Camara Lima. Wir benutzten unverzüglich seine Erlaubniss, uns auszuschiffen. Ich fand im Hôtel dos estrangeiros am Largo do Cattete ein gutes Unterkommen und erhielt am nächstfolgenden Tage ohne besondere Weitläufigkeiten meine Reiseeffecten aus dem Zollhause.

---

# Zweites Kapitel.

## Rio de Janeiro.



ão Sebastião do Rio de Janeiro, die sehr treue und heroische (muito leal e heroica) Kaiserstadt mit ihren wundervollen Umgebungen ist schon oft und so ausführlich geschildert und bildlich dargestellt worden, dass ich es für überflüssig halte, hier auf eine detaillirte Beschreibung derselben einzugehen; ich werde mich daher auf einzelne Skizzen und Beobachtungen beschränken, die die Arbeiten früherer Reisenden ergänzen oder berichtigen mögen.

Rio de Janeiro ist nicht nur an Einwohnerzahl (etwas über 300000 Seelen) und an territorialer Ausdehnung, sondern auch durch sein industrielles, commerciales und wissenschaftliches Leben die erste Stadt Südamerikas und wird auf der ganzen westlichen Hemisphäre in dieser Hinsicht nur durch einige wenige der grössten Städte der Vereinsstaaten übertroffen.

Die grosse, sichere[1]) unvergleichlich schöne Bai, in der die Flaggen aller seefahrenden Nationen wehen und einen über seeischen Handelsverkehr vermitteln, der nach dem Durchschnitt der fünf jüngst verflossenen Jahre jährlich einen Geldwerth von ungefähr 325 Millionen Franken repräsentirte, das rege Leben einer grossen Stadt mit einem reich producirenden Hinterlande, ein unverkennbares Streben nach geistiger Entwickelung und materieller Verbesserung, grossartige öffentliche Anstalten, Reichthum und Luxus vereinigen sich, um Rio de Janeiro eine bedeutende Stellung in der Reihe der Weltstädte zu sichern. Besonders im verflossenen Decennium soll sich die Stadt nach jeder Richtung hin ausserordentlich entwickelt haben. Bei den reichen ihr zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und der politischen Ruhe des Landes müsste ihr Aufschwung noch ein rascherer und grossartigerer sein, wenn demselben nicht Hindernisse, die im Nationalcharakter ihre Begründung finden, feindlich entgegenträten.

Der Eindruck, den die Stadt in ihrem Innern macht, ist nicht gerade ein günstiger. In der alten, eigentlichen Handelsstadt sind die Strassen eng und zeichnen sich weder durch Reinlichkeit, noch durch gutes Pflaster aus, obgleich man sich Mühe gibt, letzteres in ordentlichem Stande zu erhalten. Sie sind meistens nach der Mitte zu concav und bilden da eine Gosse, die während der Regenzeit die Quelle unangenehmer Ausdünstungen ist. Da sie sich meist unter rechten Winkeln schneiden, so entstehen an den Vereinigungspunkten der Gossen tiefe Löcher, denen die Väter der Stadt wol einige Aufmerksamkeit schenken sollten. Da z. B., wo die beiden besuchten Strassen Rua do Cano und Rua dos Ourives sich schneiden, befindet sich, wahrscheinlich schon seit Erbauung der Stadt, solch ein classisches Loch, in dem auch bei vorsichtigem Fahren die Wagen häufig

---

[1]) Die Bai von Rio de Janeiro ist wol im ganzen genommen sehr sicher, aber doch nicht immer ganz gefahrlos. Ich habe dort infolge heftiger Stürme (1857 und 1861) zweimal gestrandete Schiffe gesehen. Den 10. October 1864 wüthete in der Bai ein furchtbarer, von schwerem Hagel begleiteter Orkan, wobei etwa ein Dutzend Schiffe zu Grunde gingen.

genug Räder- und Achsenbrüche erleiden, wie ich zu meinem Schaden selbst ein paar mal erfahren habe. Solche, den Verkehr wirklich hemmende Vernachlässigungen würden in einer grössern europäischen Stadt kaum wochenlang bestehen dürfen.

Mehrere der wichtigsten Strassen sind so eng, dass, wenn zwei Wagen nebeneinander fahren, der eine immer das Trottoir benutzen muss; um daher den Verkehr nicht zu hindern und Unglück zu vermeiden, ist die polizeiliche Massregel getroffen, dass durch bestimmte Strassen die Wagen immer nur in Einer Richtung fahren dürfen. Das bei den Spaniern und Portugiesen so beliebte und daher auch bei den meisten der von ihnen in Südamerika gegründeten Städte angewendete System der rechtwinkeligen Kreuzung der Strassen hat, wenn diese, wie es in Rio de Janeiro der Fall ist, sehr eng sind, den grossen Nachtheil, dass eine möglichst schlechte Fahrbahn beim Umbiegen um die Ecken entsteht, daher auch Gegeneinanderfahren der Wagen und Gefährdung der Fussgänger an der Tagesordnung sind.

Die bedeutendste Strasse der Stadt ist die Rua direita. Sie zeichnet sich durch ansehnliche Breite, Regelmässigkeit und gutes, aber sehr theures Pflaster aus; denn die dazu verwendeten Steine wurden aus England (von der Insel Wight) eingeführt. Vor einigen Jahren hat man gefunden, dass man in der Stadt selbst und in deren nächsten Umgebungen ein vortreffliches und weit wohlfeileres Material zur Pflasterung der Strassen besitze. In der Rua direita befinden sich viele sehr bedeutende Handelshäuser, grosse Waarenlager, elegante Kaffeehäuser, die stark besuchte Börse, das Posthaus, die sehenswerthe Kirche S. Cruz, einige schmuzige Zugänge zum gewaltigen Zollhause und die Ausmündungen von acht grossen parallellaufenden Strassen, in denen vorzüglich der Grosshandel Rio Janeiros concentrirt ist. Die hübscheste von diesen ist die Rua do Ouvidor, Sitz der eleganten Detailverkäufer, mit zahlreichen, geschmackvollen Verkaufslokalen, besonders französische Mode- und Quincailleriewaaren.

Fast parallel der Rua direita werden die eben erwähnten acht Strassen von einer Anzahl grösserer und kleinerer Querstrassen

rechtwinkelig geschnitten. Die bedeutensten sind die Rua da Quitanda, die im 17. Jahrhunderte unter dem Namen Rua do Capitaõ Mathedos de Freitas und später als Rua de Sucusarà die wichtigste Strasse der alten Stadt war, und die Rua dos Ourives (die Goldschmiedgasse), beide mit lebhaftem Handel und Personenverkehr; in ersterer hat sich vorzüglich der portugiesische Grosshandel etablirt.



Der Palastplatz.

Die öffentlichen Plätze Rio de Janeiros (die praças und largos) bieten den Besuchern nur wenige interessante Anhaltepunkte dar. Die bedeutendsten sind: Der Palastplatz (Largo do paço) mit dem kaiserlichen Palaste, dem Hause der zweiten Kammer des gesetzgebenden Körpers, der kaiserlichen Kapelle, der Igreja do Carmo, den kaiserlichen Stallungen, der in den frühesten Morgenstunden äusserst interessanten Markthalle und einem in orientalischem Stile gehaltenen Brunnen; unweit davon der Platz von Moura (Largo de Moura) mit einer Kaserne und einem Brunnen, der Spitalplatz (Largo da Misericordia) vor dem grossen Hospitale, der Platz von S. Francisco de Paula (Largo

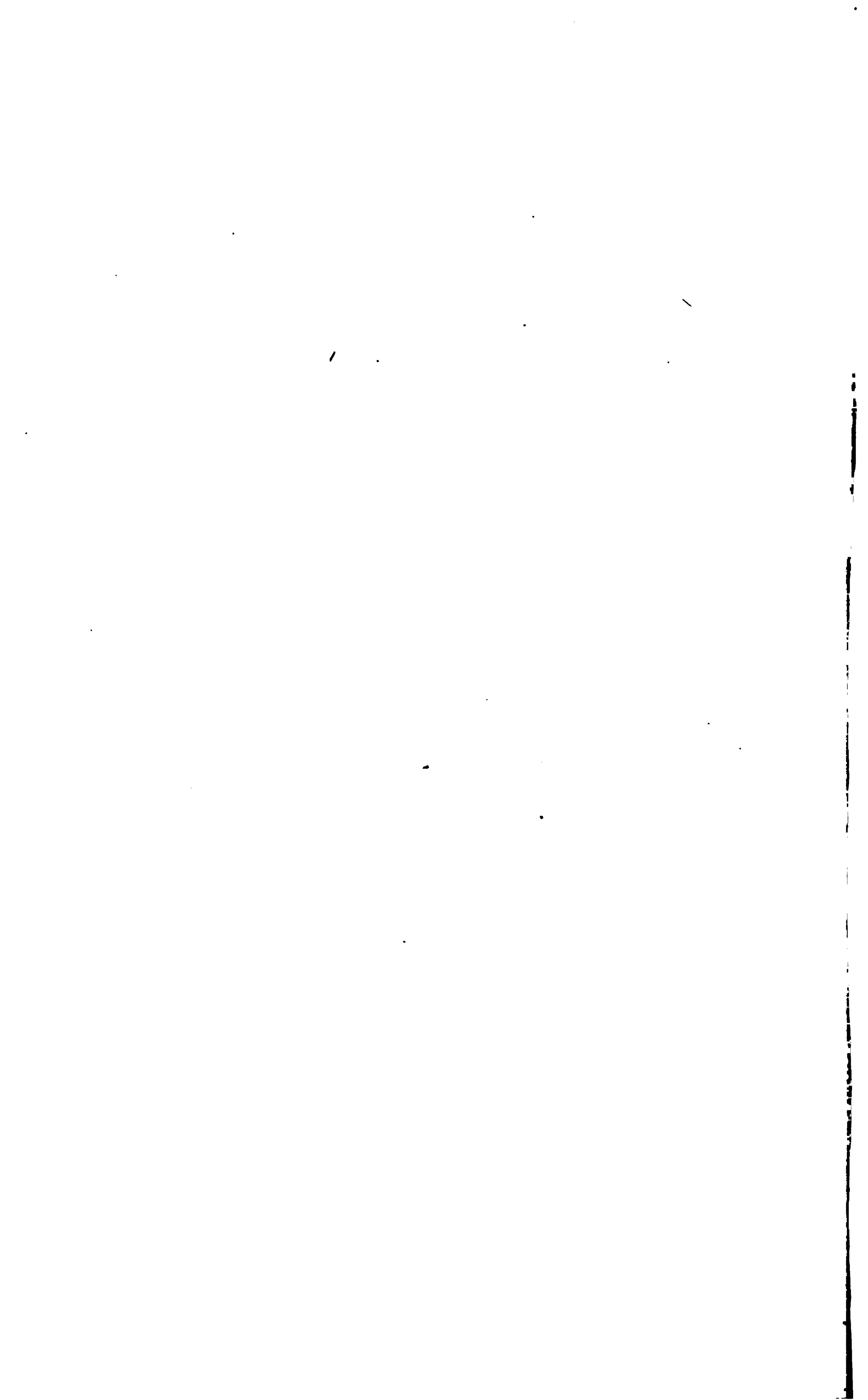
de São Francisco de Paula) mit der gleichnamigen Kirche und der hübschen Militärakademie, der Verfassungsplatz (Praça da constituição, früher Largo do Roçio, Marktplatz), ein längliches Viereck mit der Statue von D. Pedro I., der Cariocaplatz) Largo da Carioca) mit seinem berühmten Brunnen aus Quadern mit drei Wasserbehältern, von denen sich das Wasser aus 35 messingenen Röhren ergiesst, die beständig von schnatternden, immer beweglichen Negern mit Wasserfässchen belagert sind. Der grösste aller Plätze ist der Annaplatz (Campo de Sant' Anna), in den sich vier der grossen von der Rua direita abgehende Strassen (Rua de São Pedro, Rua do Sabão, Rua da Alfandega, Rua do Hospicio) einmünden. Er bildet fast das Centrum der Residenz; an seinen Einfassungsseiten befinden sich die Kirche von S. Anna, eine Kaserne, der Senatspalast, das Nationalmuseum, das Rathhaus (Casa da camara municipal), das Ministerium des Aeussern, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, der Bahnhof der Eisenbahn Dom Pedro II. und noch andere öffentliche und Privatgebäude. Aber welch ein Anblick bietet der Platz selbst! Man glaubt sich daselbst weit eher in einer Wasenmeisterei, als im Mittelpunkte einer Residenz zu befinden. Verwüstete Grasplätze, ekelhafte Unrathhaufen, Leinen mit Wäsche behangen, alte, kranke Pferde und Maulthiere, die die letzten Tage ihres mühevollen Daseins hier noch so lange kümmerlich fristen, bis sie endlich todt zusammenstürzen und dann oft tagelang unverscharrt liegen bleiben, bilden die Staffage dieses ausgedehnten Platzes, der nach seiner Lage und Ausdehnung zum herrlichsten Parke umgewandelt werden könnte.[1]) Es scheinen schon wiederholt Projecte gemacht worden zu sein, eine in ästhetischer und hygienischer Hinsicht dringend gebotene Umwandlung dieses

---

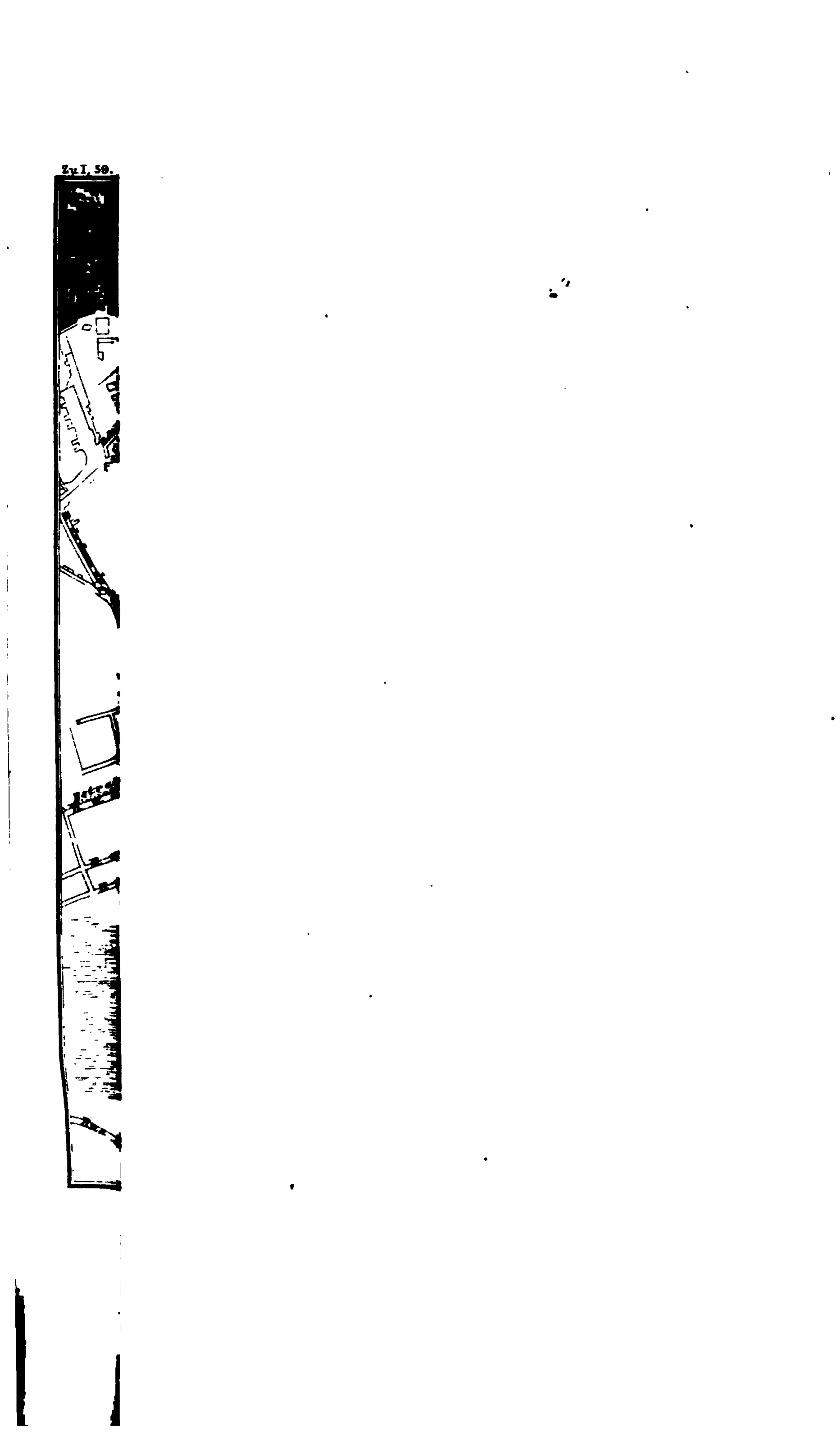
[1]) In neuester Zeit wurden der kaiserlichen Regierung verschiedene Projecte eingereicht, das Campo de Sant' Anna zu einem monumentalen Platze umzuwandeln. Unter den Proponenten befindet sich auch ein gewisser Victor Frond, ein französischer Photograph, dessen luftige Projecte Summen beanspruchen würden, über die unter den jetzigen Verhältnissen die Regierung zu einem solchen Zwecke wol nicht disponiren könnte. Von Garantien von seiten des Projectenmachers ist keine Rede. Um Garantien zu geben, muss man die Mittel haben, sie geben zu können.

Zu I, 59.

Der Morro do Castello.



Zu I, 59.



ekelhaften Schauplatzes vorzunehmen, aber bald fehlte es an Geld, bald an gutem Willen und an Einigung über einen vernünftigen und zweckmässigen Plan.

Den 12. October 1822 erneuerte hier Dom Pedro I. vor den Staatsbehörden, dem Militär und einer zahllosen Menschenmenge seine Proclamation der Unabhängigkeit Brasiliens, und von diesem Tage an wurde er auch der Beifall- oder Zurufsplatz (Praça da acclamação) genannt; im Jahre 1831 erhielt er überdies noch den Namen Ehrenfeld (Campo da honra). Er ist aber immer noch am häufigsten unter seiner ursprünglichen Benennung Campo de Sant' Anna bekannt.

Ausser diesen grössern Plätzen gibt es in der Handelsstadt noch einige unbedeutendere, wie der Largo de Santa Rita, Largo do Capim, Largo de Santo Domingos und Largo da Ajuda, letzterer mit einer hübschen Kirche.

Die Altstadt Rio de Janeiro kann, wie Rom, eine Siebenhügelstadt genannt werden. Auf einer kleinen Halbinsel zwischen der Bucht Sacco da Gamboa und der Praia do Vallonga erhebt sich der Morro da Saude, an der Praia do Vallongo liegen dicht nebeneinander der Morro da Conceição und der Morro de S. Bento mit einem der ältesten Klöster Brasiliens. In der Nähe des Palastplatzes ragt der Castellberg (Morro do Castello) [1] mit der Sternwarte, einem Militärspitale und einem Flaggentelegraphen empor; von ihm durch ein schmales Thal getrennt, in dem die beiden Strassen Rua d'Ajuda und Rua da Guarda velha verlaufen, letztere eine der allerschlechtesten der Stadt, trotzdem in derselben das Ministerium des Innern, dem bis 1861 auch die öffentlichen Arbeiten unterstanden, liegt, erhebt sich der Morro de S. Antonio mit seinem reichen und grossartigen Kloster und endlich südlich vom Campo de Sant' Anna der Morro do Senado.

---

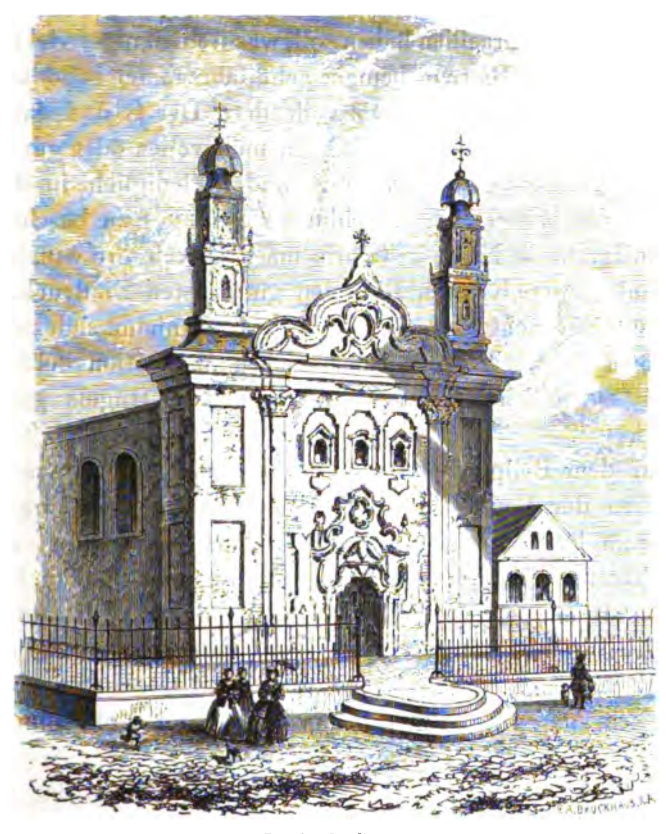
[1] Der Zustand des Castellberges ist ein sehr bedenklicher, da infolge heftiger Regengüsse, besonders im Jahre 1859, an demselben bedeutende Abrutschungen stattfanden. Es wurde daher wiederholt in Anregung gebracht, den ganzen Berg abzutragen; man scheint indessen vor der Hand durch kostspielige Schutzbauten dem Uebel Einhalt thun zu wollen.

Nach Westen vom Campo de Sant' Anna und längs der Praia de Santa Luzia nach Botafogo und Praia vermelha dehnen sich die neue Stadt oder die Vorstädte der eigentlichen Handelsstadt aus. Auch hier ist das Terrain grossentheils bergig. Die Hügel sind mit zahlreichen Häusern und Villen, und zum Theil mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Der Theresienberg (Morro de Santa Theresa) mit seinen vielen lieblichen Landsitzen und einer wundervollen Fernsicht auf die Bai ist ein Lieblingsaufenthalt der europäischen Bevölkerung Rios.

Während in der Altstadt die Häuser meistens hoch, schmal und tief sind, zeigen sie in den neuen Stadttheilen durchgehends eine etwas bequemere und angenehmere Bauart, obgleich im allgemeinen auch an sie nicht der Masstab der Solidität, Bequemlichkeit, Zweckmässigkeit und Eleganz der neuen Häuser einer mitteleuropäischen Stadt gelegt werden darf. Einzelne Wohnungen reicher Privatleute machen allerdings eine Ausnahme von der Regel. Bei manchen von ihnen sind die äussern Wände mit glasirten, bunten Porzellanziegeln (meistens weiss mit blauen Zeichnungen) belegt, was ihnen einen ungemein freundlichen und reinlichen Ausdruck verleiht; andere sind in italienischem Stile aufgeführt, bei einzelnen lässt sich der maurische Typus nicht verkennen. Vielleicht wird in Zukunft auch bei den Bewohnern Brasiliens ein entwickelterer Sinn für Architektur rege. Einer der reichsten Brasilianer, der Baron von Neufreiburg, hat in neuester Zeit in der schönsten und breitesten Strasse der Neustadt, in der Rua do Cattete auf dem Wege nach Botafogo, mit ausserordentlichen Unkosten ein grosses Palais aus Quadern durch einen deutschen Ingenieur ausführen lassen.

An Denkmälern der Baukunst ist Rio de Janeiro arm. Die Kirchen, fast in allen Ländern ein Schoskind der Architektur, die sie oft mit einer Fülle von Schönheiten schmückt, entbehren in Brasilien durchaus einer tiefdurchdachten, edeln Idee. Einzelne werden freilich schön genannt; dieses Urtheil ist aber vor dem Forum der streng richtenden Kunstkritik nichts weniger als stichhaltig. Die meisten von ihnen sind nach dem nämlichen Plane in einem schwer zu charakterisirenden Stile

ausgeführt. Ihre Bauart weicht sehr bedeutend von derjenigen der zur nämlichen Epoche errichteten Kirchen des spanischen Südamerika ab. Während diese, besonders die grössern, nachweisbar meistens von den Jesuiten erbauten, in der Regel stattliche, oft grossartig gewölbte Kuppeln (medias naranjas) haben, bestehen die brasilianischen mit wenigen Ausnahmen aus einem flachbedeckten Langschiffe zuweilen mit zwei Seitenschiffen. Bei



Igreja do Carmo.

einigen bilden die Schiffe die Form eines Kreuzes, bei andern ein Achteck. Im Innern des Landes hat das Schiff häufig nicht einmal eine Decke, und der nach aufwärts gerichtete Blick trifft das rohe, nackte Sparrenwerk. Die meisten Kirchen haben an

der Eingangsfaçade zwei gewöhnlich niedrige viereckige Thürme mit abgerundeten oder Giebeldächern.

Die innere Ausschmückung ist oft reich, blendend (z. B. in der Igreja do S$^{mo}$ Sacramento), aber meistens geschmacklos, mehr geeignet, die Andacht abzulenken, als sie zu erregen. Von den mehr als 50 Kirchen und Kapellen, die Brasiliens Hauptstadt zählt, sind die bemerkenswerthesten die schon erwähnte Igreja da Cruz und die Igreja da Candelaria, die die höchsten Thürme von ganz Brasilien haben soll, was freilich nicht viel heissen will. Obgleich ihr Bau vor beinahe acht Jahrzehnten begonnen hat, so ist er doch noch nicht ganz vollendet. Der Grund davon ist aber nicht etwa in einer kostspieligen, mühevollen oder gar künstlerischen Architektur zu suchen, sondern lediglich in der Indifferenz, die Mittel zum Abschlusse des Baues zu beschaffen.

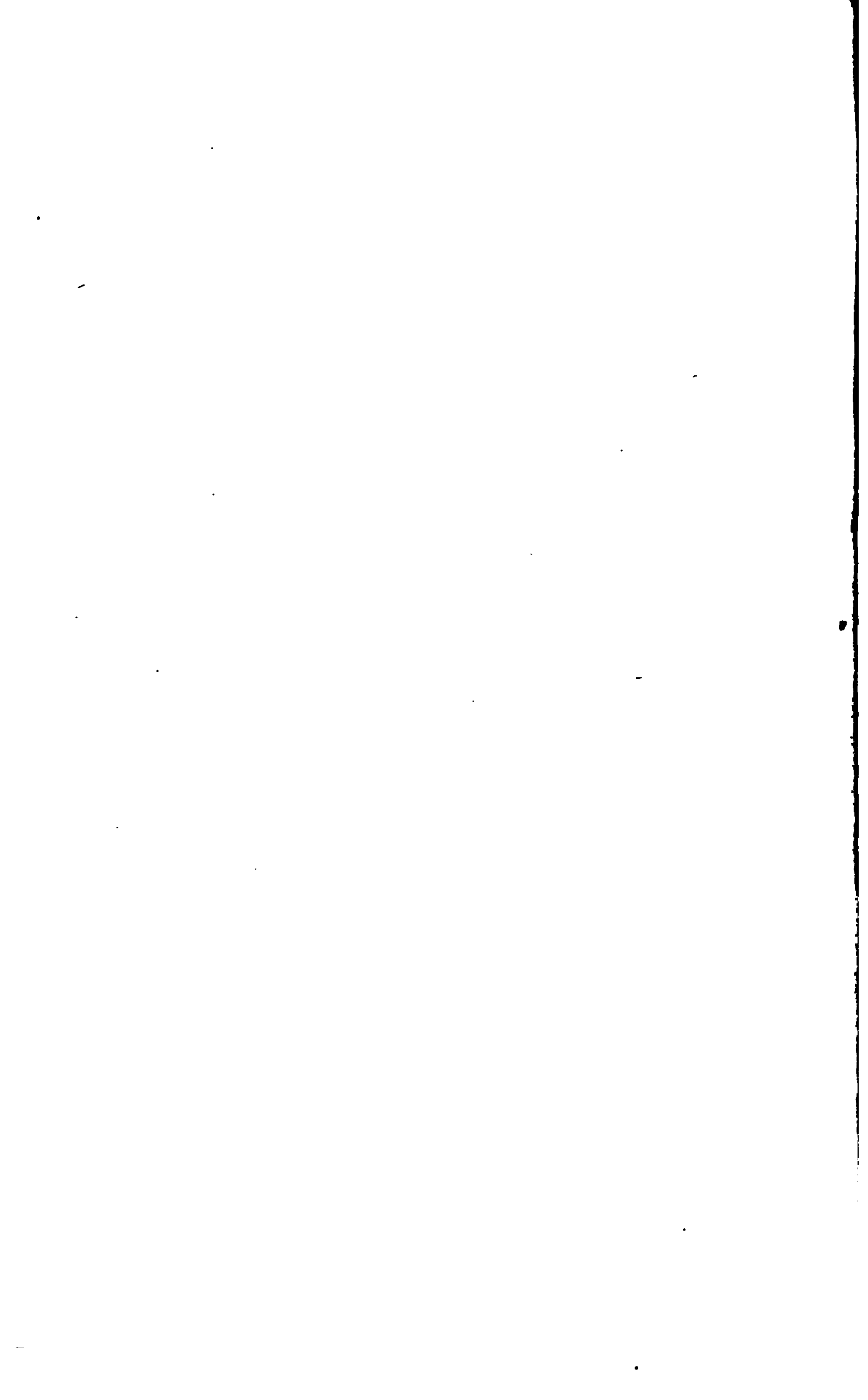
Die Igreja de N$^{a}$ S$^{a}$ da Gloria macht durch ihre wundervolle Lage unter allen Kirchen Rios den günstigsten Eindruck. Das eigenthümliche, achteckige, weisse Gotteshaus nimmt sich zwischen dem tiefen Grün eines mit einer reichen Vegetation bekleideten und mit freundlichen Häusern geschmückten Hügels gar lieblich aus.

Auf dem Beilplatze (Largo do machado) ist seit mehr als 20 Jahren der Bau einer Kirche im hübschen Stile begonnen, aber kaum halb vollendet geblieben. Der Platz selbst ist geschmackvoll angelegt und wird, wenn die noch jungen Palmen mehr heranwachsen, einer der schönsten Plätze der Stadt werden. Aber wahrscheinlich werden die Palmen schon längst ihr volles Wachsthum erreicht haben, zum Theil durch junge wieder ersetzt sein und die Kirche immer noch ihrer Vollendung entgegensehen.

Der kaiserliche Palast, die ehemalige Residenz der portugiesischen Vicekönige, gleicht mehr einer Kaserne als einem Fürstensitze. Es befindet sich in dem traurigsten baulichen Zustande. Schon vor mehreren Jahren führte der Minister des Innern, auf einen Commissionsbericht Sachverständiger gestützt, die gefährlichen Verhältnisse dieses Gebäudes und die unabweisbare Nothwendigkeit, einen neuen, des Kaiserreiches würdigen

Zu I, 62.

Die Kirche Nossa Senhora da Gloria.



Palast zu bauen, den versammelten Kammern zu Gemüthe, aber es blieb bisjetzt alles beim Alten.

Der Kaiser bewohnt dieses baufällige Gebäude nicht, er besucht es nur bei gewissen Gelegenheiten, besonders zum Galaempfangen, wozu sich die grossen, aber sehr vernachlässigten Räume besonders eignen. Die gewöhnliche Residenz des Monarchen ist ein zwar noch unvollendeter, einfacher, aber in einem hübschen Stile gehaltener Palast mit herrlichen Umgebungen und einer prachtvollen Fernsicht auf dem kaiserlichen Landgute Boa vista. Es gehört zum Kirchspiele São Christovão, das an der Bai zwischen dem Dorfe Mattoporcus und der Ponta do Cajú liegt und sich an die westliche Vorstadt Eugenho velho anlehnt.

Die Militärakademie, das Nationalmuseum, die öffentliche Bibliothek, die Akademie der bildenden Künste (vom französischen Architekten Grand-jean de Montigny gebaut), die Bank, die beiden Arsenale, die Theater sind zwar zum Theil schöne, einige von ihnen auch grossartige Gebäude, aber ohne allen architektonischen Werth. Für den besten Plan für ein neues Theater wurde von der Regierung ein Preis von 20 Contos de Reis (circa 50000 Franken) ausgesetzt. Von den vielen eingereichten Plänen wurde der eines deutschen Architekten als preiswürdig erkannt. Ich hatte Gelegenheit, Einsicht davon zu nehmen, und fand ihn mit unwesentlichen Abänderungen mit dem des Theaters in Dresden übereinstimmend.

Die Börse in der Rua direita, obgleich mit einer magern Säulenreihe geziert, nimmt sich nichts weniger als stattlich aus und lenkt so wenig die Aufmerksamkeit auf sich, dass man wiederholt an ihr vorbeigehen kann, ohne sie als Bauwerk zu bemerken. Das Posthaus entspricht nicht einmal den bescheidensten Anforderungen, die man an ein Staatsgebäude zu stellen berechtigt ist. Das nahe dabei liegende Zollhaus (Alfandega) ist ein immenses Gebäude und soll für seine Zwecke ganz bequem eingerichtet sein. Seine Waarenhallen sind aber dumpfe, schmuzige, übelriechende Räume, und das Loos der jungen fremden Kaufleute, die hier die Waaren zollfrei machen müssen, ist durchaus kein beneidenswerthes, und mancher von ihnen hat sich den

Keim zum tödlichen Fieber geholt. Es ist eine Goldgrube Brasiliens, da die hohen Eingangs- und Ausfuhrzölle die Hauptrevenuen des Staates bilden, mit unaussprechlichen Mysterien, deren Schleier zu heben selbst für einen tief Eingeweihten ein allzu gewagtes Unternehmen sein dürfte. Er wurde im Jahre 1862 von fester Hand nur etwas gelüftet, und die Folge davon war, wenn ich recht unterrichtet bin, die Absetzung von 111 Beamten! Bis in die neuere Zeit herrschte in dem Gebaren des Zollhauses eine Immoralität, zu der wol in keinem Theile der Welt ein Seitenstück zu finden wäre. Der unerbittlichen Strenge des spätern Staatsministers Angelo Moniz da Silva Ferraz gelang es in seiner damaligen Eigenschaft als Zollinspector dieser heillosen Wirthschaft zum grössten Theile ein Ende zu machen, wodurch er sich ein für die finanzielle Lage des Staates nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erwarb.

Bei der stets zunehmenden Ausdehnung des internationalen und innern Handelsverkehrs sind Neubauten bei der Douane dringend nothwendig geworden, und es sollen dieselben auch zweckmässig ausgeführt werden.

Auffallend ist es dem Fremden, dass er hier, wie in jedem Staatsgebäude, den Kopf entblössen muss, wenn er nicht in Gefahr laufen will, von irgend einem schwarzen Wachmanne auf eine nichts weniger als höfliche Weise daran erinnert zu werden. Fletcher sagt darüber in seinem in mancher Hinsicht trefflichen Werke über Brasilien[1]: „Der Brasilianer ist in der äussern

---

[1]) Brazil and the Brazilians portrayed in historical and descriptives sketches by Rev. Dr. P. Kidder D. D. and Rev. J. C. Fletcher. Dem sehr schön ausgestatteten Werke ist eine Karte beigegeben, von der die Verfasser rühmen, „dass es wol die vollkommenste sei, die je über ein Land veröffentlicht worden, das noch nicht vermessen wurde" (S. 5), aber mit vollem Rechte bemerkt Petermann (Geographische Mittheilungen etc., 1858, S. 79) davon: „Doch können wir mit gutem Gewissen sagen, dass es eine der schlechtesten Karten ist, die uns jemals vorgekommen." Die zum Theil vorzügliche xylographische Technik ist oft an ganz unwahre Zeichnungen verschwendet; dies gilt besonders von den naturhistorischen Abbildungen, z. B. von Armadil, Tapir, Iguana, Ameisenbär, kahlköpfigem Faulthiere u. s. f. Die Zeichnungen der Botocuden sind schlechte Copien meistens aus des Prinzen Maximilian von Neuwied Reise durch Brasilien. Das Bildchen the lazo ist ebenfalls eine unglückliche Copie,

Beobachtung der Höflichkeit sehr streng, und da er nie ein Privathaus betritt, ohne seinen Hut abzunehmen, so glaubt er auch keins der Gebäude der Regierung seines Kaisers betreten zu dürfen, ohne die nämliche Rücksicht zu beobachten."



Ein Theil der Wasserleitung.

Das grossartigste Bauwerk Rio de Janeiros ist ohne Zweifel seine berühmte über 3000 Klafter lange Wasserleitung zwischen dem Morro de Santa Theresa, und dem Morro de S. Antonio. Sie wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts von dem interimistischen Gouverneur Thomé Correa d'Alvarenga begonnen und erst 1723 vollendet. Da sie indessen mit wenig Sachkenntniss und ohne Berücksichtigung eines zweckmässigen Gefälles angelegt war, so liess Gomez Freire d'Andrada zwei übereinander

---

die beweist, wie unkritisch die Verfasser bei Auswahl der Originalien vorgegangen sind. Wie kann der Reiter den vor ihm hinrennenden Stier fangen, wenn er seine Wurfschlinge (lazo), statt sie dem Thiere nach vorn hin um die Hörner zu werfen, nach rückwärts auslässt?

stehende Bogenreihen errichten, über die die Wasserleitung führt; 1750 wurde diese neue Arbeit zum Abschluss gebracht. Später wurden noch von verschiedenen Vicekönigen und unter dem Könige Jõa VI. grössere Arbeiten unternommen, um dem immer steigenden Bedürfnisse nach Wasser durch Zuleitung neuer Quellen gerecht zu werden; 1829 wurden endlich durch den französischen Ingenieur Rivière die letzten grössern Arbeiten an diesem Werke ausgeführt und der schon oben erwähnte Brunnen in seiner jetzigen Form hergestellt. Die Unkosten dieser letztern Arbeiten wurden durch eine städtische Subscription gedeckt.

Ebenso auffallend wie die Armuth an wirklichen Denkmälern der Architektur ist dem beobachtenden Fremden der Mangel an Monumenten. Der geringe Sinn für solche Werke ist ein charakteristischer Zug der romanisch-maurischen Rasse in Südamerika. Die Hauptstadt Brasiliens kann z. B. nur wenige öffentliche Brunnen aufweisen, die das Prädicat geschmackvoll verdienen. Die grössern Fontainen, die nach ihrer Lage auch auf hübschen öffentlichen Plätzen der Stadt zur Zierde gereichen würden, sind meistens verpfuschte Machwerke. Man erkennt an ihnen zwar vielen guten Willen von seiten des Künstlers, er wird aber durch die schlechte Ausführung noch weit übertroffen. Auf den Landsitzen der Portugiesen und Eingeborenen sieht man in Parkanlagen häufig Statuen. Sie sind fast ausnahmslos aus Gips, klein, und sehr oft mit äusserst geschmacklosen Farben angestrichen.

Erst in neuerer Zeit hat Rio de Janeiro ein plastisches Kunstdenkmal von Bedeutung erhalten. Den 30. März 1862 wurde auf dem Largo do Roçio die bronzene Reiterstatue des ersten Kaisers von Brasilien, Dom Petro I., unter grossen Feierlichkeiten enthüllt. Der Künstler hat seinen Helden in dem Momente dargestellt, wie er auf dem Felde von Ipiranga die eben erhaltene Depesche emporhält, und mit dem Ausrufe: „Tod oder Unabhängigkeit" Brasiliens Unabhängigkeit vom Mutterlande erklärt.[1])

[1]) Die Enthüllungsfeier der Statue rief in Rio de Janeiro, wie es bei solchen Gelegenheiten auch anderwärts der Fall ist, eine ziemlich grosse Literatur über die Person des Gefeierten ins Leben. Leider ist unter derselben nichts Gründliches, keine ernste historische Arbeit. Durch eine elegante, sehr schwungvolle Sprache zeichnet sich eine kleine Broschüre „La statue de l'Empereur Dom

Die europäische Kunstkritik hat das Werk strenge, aber nicht ganz ungünstig beurtheilt. Ich kenne es nur nach Zeichnungen. Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, den Entwurf zu einer andern Statue Dom Pedro's einzusehen, der sinniger aufgefasst ist. Der Künstler hatte sein Modell zur Concurrenz nach Rio de Janeiro gesandt, das Schiff aber, auf dem es verladen war, ging unglücklicherweise während der Ueberfahrt zu Grunde.

Unter den vielen zur Beurtheilung eingesandten Modellen wurde das des französischen Bildhauers Louis Rochet, eines Schülers von David d'Angers, zur Ausführung gewählt. Die bekanntern Werke Rochet's sind: Napoleon als Schüler zu Brienne, Madame de Sévigné, Christus unter den Kindern und, als vorzüglichstes, die Gruppe Graf Ugolin mit seinen Kindern.

Fast in allen grössern Städten Brasiliens findet man einen sogenannten Passeio publico (öffentliche Promenade), der aber in der Regel, wenigstens von der einheimischen Bevölkerung, ziemlich selten benutzt wird. Auch Rio de Janeiro hat den seinigen neben dem Quai da Gloria (Caes da Gloria). Bis zum Jahre 1860 war er ein schöner, aber etwas verwilderter Park mit Baumgruppen von seltener Schönheit und einigen herrlichen Vegetationsansichten. Statt ihn auf eine zweckmässige und schonende

---

Pedro I." von dem Dichter L. A. Burgain aus. Bemerkenswerth durch eine anekelnde Speichelleckerei ist eine andere von einem gewissen A. D. Pascual „Rasgos memoraveis do Senhor Dom Pedro I.", Mitglied des historisch-geographischen Institutes von Rio de Janeiro. Dom Petro war der Monarch, dem Brasilien seine Unabhängigkeit zu danken hat und dem deshalb die Nation nicht blos eine unvergesslich dankbare Erinnerung bewahren soll, dem sie aber auch ein äusseres Denkmal zu errichten schuldig war. Von dem Geschichtschreiber aber dürfen die Sünden nicht vergessen werden, die Dom Pedro gerade gegen die von ihm erklärte Unabhängigkeit begangen hat. Er hat sich des unermesslichen Jubels zu erinnern, mit dem die Abdication des Kaisers den 7. April 1831 vom Heere und vom Volke entgegengenommen wurde, und ebenso der am folgenden Tage von der Reichsvertretung an die Nation erlassenen Proclamation, worin es heisst: „Ein schlecht berathener Fürst, an den Rand des Abgrundes gedrängt durch heftige Leidenschaften und anticonstitutionelle Vorurtheile, ist der Kraft der kühn ausgesprochenen Meinung gewichen und hat eingestanden, dass er nicht länger Kaiser von Brasilien sein könne." Die Geschichte wird Dom Pedro immer einen thatkräftigen, nicht aber, weder als Privatcharakter noch als Staatsmann, einen grossen und edeln Fürsten nennen.

Weise umzugestalten, statt das Schöne sorgfältig zu erhalten und das Vernachlässigte und Verwilderte auf eine vernünftige Weise zu verschönern, wurde der unglückliche Gedanke gefasst, den ganzen Park nach einem neuen Plane umzuändern. Seine Ausführung wurde contractlich zu hohem Preise einem einflussreichen Manne übertragen, der aber nur ein mangelhaftes Verständniss seiner Aufgabe hatte. Mit einem Vandalismus, wie er nur bei Personen von der niedrigsten ästhetischen Bildung möglich ist, wüthete er unter den herrlichsten Partien, zerstörte die prachtvollsten Bäume und machte aus dem schönen Parke ein ganz geschmackloses Potpourri, das einen englischen Landschaftsgarten vorstellen soll! Mit wahrem Seelenschmerze sah ich 1861 Tag für Tag eine herrliche Baumkrone nach der andern verschwinden, und begriff vollkommen einen mir befreundeten Enthusiasten des alten Parks, als er mir vor dem Thore des Passeio publico in höchster Entrüstung zurief: „Ah, M^r^ F.! le sauvage; voyez donc ses s . . . . . déplorables!

Weltberühmt ist eine andere öffentliche Promenade in einiger Entfernung von der Stadt, nämlich der botanische Garten, o jardim botanico da Lagoa de Rodrigo de Freitas. Er nimmt am Fusse des Corcovado eine bedeutende Area ein, ist aber nicht ein botanischer Garten nach europäischen Begriffen, in dem nach irgend einem Systeme eine Menge fremder Pflanzen gezogen und zum Theil zum Unterricht für Studirende benutzt werden, sondern eher ein Versuchsgarten, in dem nebenbei eine Anzahl vulgäre Medicinalkräuter gepflanzt und dem Publikum unentgeltlich verabreicht werden. Besonders diente er zu ziemlich ausgedehnten Versuchen mit der Cultur des chinesischen Thees. Die Regierung hatte mit grossen Unkosten Theesamen und Chinesen, die mit der Pflege des Theestrauches und den Manipulationen der Blätter vertraut waren, nach Rio de Janeiro kommen lassen und ihnen im botanischen Garten einen Wirkungskreis angewiesen. Wenn auch heute das dortige Versuchsfeld fast ganz verwildert und werthlos ist, so hat doch die von der Regierung ergriffene Initiative den ausserordentlich wichtigen

Erfolg gehabt, die Theecultur in mehrern Provinzen des Reiches einheimisch zu machen.

Obgleich der botanische Garten Rio de Janeiros in streng wissenschaftlicher Bedeutung weit hinter ähnlichen Anstalten selbst kleiner deutscher Universitätsstädte zurücksteht, so schliesst er doch Schönheiten in sich, durch die er jeden botanischen Garten des europäischen Continents weit überragt. Staunen und Bewunderung erregt die wundervolle Palmenallee dem Hauptthore gegenüber, ein starrer Säulengang mit lebensfrischen Capitälen. Nur bei einigen Braminentempeln Ostindiens sollen Palmalleen von ähnlicher Schönheit wie diese vorkommen. Amerika hat keine zweite aufzuweisen. Die diese Allee bildende Palma real ist nicht in Brasilien einheimisch, sie ist die ostindische Oreodoxa regia, hat aber in dem feuchten, heissen Klima und in dem üppigen Boden Rio de Janeiros ein zweites Vaterland gefunden, in dem sie wenigstens ebenso trefflich gedeiht als in ihrer ursprünglichen Heimat. Ich habe ein vor 12 Jahren aus der Nuss gezogenes Exemplar gemessen, das 2 Fuss vom Boden schon einen Umfang von 10 Fuss hatte. Andere Alleen von luftigen Casuarinen und dichtbelaubten, gewaltigen Jacas (Brotfruchtbäumen) machen auf den europäischen Besucher einen fast ebenso lebhaften Eindruck, besonders letztere mit ihren riesenhaften Früchten, die entweder aus der Theilungsstelle der Aeste oder unmittelbar aus den Aesten selbst hervorbrechen. Herrliche Gruppen von Bambusrohr, einzeln stehende prachtvolle Palmen verschiedener Arten, alle Gattungen Gewürzbäume beider Welttheile und manche andere tropische Handelspflanzen erregen hohes Interesse bei einem Besuche dieses Gartens.

Im Garten selbst stehen die Directorialwohnung und das Haus für die Arbeiter. Im Jahre 1860 waren daselbst 104 Sklaven und 8 freie Afrikaner (Africanos livres); von erstern waren indessen nur 56 arbeitstüchtig, der Rest krank oder altersschwach. Man sollte glauben, dass diese immerhin bedeutenden Arbeitskräfte hinreichen würden, den Garten in trefflichem Stande zu erhalten; dem ist leider nicht so, und Pflege und Ordnung sind

geradezu tadelnswerth. Wenn auch im ganzen genommen die Dotation eine sehr mässige ist, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass der Director desselben Dr. C. A. S. durchaus nicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht, und dass mit mehr Verständniss und Hingebung und mit gewissenhafterer Verwendung der vorhandenen Mittel und Kräfte ungleich mehr geleistet werden könnte. Leider steht zu befürchten, dass er einer noch traurigern Zukunft entgegengehen wird.

In neuerer Zeit ist man sogar mit dem Plane umgegangen, im botanischen Garten Lebensmittel für die Neger und Futter für die dort verwendeten Maulthiere zu pflanzen! Ob dieses Project des damaligen Ministers des Innern, Jõa de Almeida Pereira Filho, zur Ausführung gekommen ist, weiss ich nicht; so viel aber weiss ich, dass dieser Nutzeffect nur auf Unkosten der Schönheit des Gartens erzielt werden könnte und er dadurch seiner eigentlichen Bestimmung immer mehr entfremdet würde. Der Himmel möge nur verhüten, dass dieser schöne Erholungsort nicht auch, wie der Passeio publico, eines Tages einer gänzlichen Metamorphose unterzogen und mit deren Ausführung der Verstand und die ästhetische Bildung des Herrn F. oder einer seines Gelichters betraut werde!

Eine ziemlich bequeme Verbindung zwischen der innern Stadt und dem Jardim botanico ist durch eine Omnibuslinie, deren Wagen täglich viermal zwischen diesen beiden Punkten verkehren, hergestellt. In der Nähe des Gartens befinden sich ein paar schlechte, aber sehr theure Gasthäuser.

Die Gasthäuser Rios, deren Bekanntschaft der Fremde gleich nach seiner Ankunft in der brasilianischen Hauptstadt machen muss, zeichnen sich weder durch Comfort noch Eleganz aus. In der innern Stadt hat nur das Hôtel de l'Europe an der Ecke der Rua do Carmo und Rua do ouvidor einen feinern europäischen Anstrich. Die Zimmer sind indessen nur äusserst mittelmässig, das Essen, französische Küche, in der Regel fein und tadellos, die Preise aber, besonders für Weine, exorbitant. Die übrigen Gasthöfe der Altstadt entsprechen kaum deutschen zweiten und dritten Ranges. Manche von ihnen haben für Reisende

keinen Platz, denn sie werden jahraus jahrein von femmes entretenues und Lustdirnen der elegantern Kategorie bewohnt. In der Vorstadt Botafogo am Largo do Cattete liegt das sehr bekannte Hôtel dos etrangeiros. Es ist vorzüglich das Absteigequartier der fremden Diplomaten und der höchsten Marineoffiziere der in der Bai stationirenden Kriegsschiffe. Seine Lage ist gesund und sehr freundlich. Ich wohnte im Jahre 1857 ein paar Wochen dort und fand bei hohen Preisen ein mittelmässiges Essen und schlechte Bedienung. Die Zimmer sind aber viel freundlicher als im Hôtel de l'Europe. Ich musste gleich in der ersten Nacht aufstehen und meine Koffer auf Stühle stellen, da die Ratten sie von allen Seiten zu benagen anfingen.

Gewiss würde in Rio de Janeiro ein grosses Hôtel an einem günstig gelegenen Platze, das den gerechten Ansprüchen auf reinliche und schnelle Bedienung, gutes Essen und wohnliche Zimmer und den Verhältnissen angepasste mässige Preise Rechnung tragen würde, splendide Geschäfte machen. In den übrigen Hauptstädten Südamerikas gibt es überall grosse Gasthöfe, die diese Bedingungen erfüllen und ihren Besitzern bedeutende Revenuen abwerfen.

Auch die Kaffeehäuser entsprechen mit wenigen Ausnahmen kaum den bescheidensten Anforderungen. Selbst das erste der Hauptstadt in der Rua direita am sogenannten Boulevard Carceller macht trotz seiner geräumigen und schönen Lokalitäten auf den Fremden einen unangenehmen Eindruck; um diesen zu verwischen, muss er sich erst eine Zeit lang in Rio de Janeiro aufhalten und sich daran gewöhnen, dass ihm ein schwarzer oder dunkelfarbiger Kellner mit abgetretenen Pantoffeln, ohne Strümpfe, Weste oder Jacke nur mit schmuzig-weissen Beinkleidern und einem noch schmuzigern Hemde angethan, das Verlangte reicht.

Die grosse Markthalle (Praça do mercado) am Palastplatze bietet besonders in den frühen Morgenstunden ein eigenthümliches Bild des regsten Lebens. Ich habe sie häufig, oft wöchentlich ein paar mal besucht und dort fast jedesmal höchst interessante, oft auch sehr seltene naturhistorische Gegenstände, vorzüglich unter den reichvertretenen Seethieren gefunden. Aber

nicht allein dem Naturforscher, sondern dem überhaupt aufmerksam Beobachtenden eröffnet sich daselbst eine unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedenartigsten Studien. Wie oft wünscht er sich da die originellen Scenen und Gruppen aus dieser reichen, lebendigen Musterkarte durch einen Hogarth'schen Pinsel fixirt. Im bunten Gewirre erblickt er anständig und reinlich gekleidet die weisse Hausfrau; sie trägt ihren Korb selbst, denn sie lebt nicht in glänzenden Verhältnissen und vermag es nicht, eine Sklavin zu halten, die sie auf den Markt begleiten könnte; sie ist eine Europäerin; eine Brasilianerin würde es unter ihrer Würde halten, einen Korb mit Lebensmitteln selbst zu tragen. Unweit davon steht ein französischer Chef de cuisine eines der grössern Hôtels von mehrern korbtragenden Negern begleitet, weltverachtende Suffisance ist der Ausdruck seines ganzen Wesens; la cuisine c'est moi! spricht aus jedem seiner Züge, und mit imperialistischer Protectormiene mustert er die aufgeschichteten Vorräthe der harrenden Händler. Bald hier, bald dort erscheinen die Uniformen der Proviantmeister der Kriegsschiffe; schmucke Matrosen in malerischer Seemannstracht nehmen die eingekauften Provisionen in Empfang. Schiffsköche aller Nationen, bald von alten Seehunden, bald von muntern Schiffsjungen begleitet, drängen sich durch die Menge und handeln unter ungeduldigem, fast komischem Geberdenspiel und lebhaften Gesticulationen die täglichen Vorräthe ein. Käufer und Verkäufer verstehen sich nicht, diese sprechen nur portugiesisch, jene russisch, schwedisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch; aber die Bedeutung von Vintem, Pataca, Cruzado, Milreis [1]) kennt ein jeder, und einige aufgehobene Finger müssen das Fehlende ergänzen. Hunderte von Köchinnen in allen Farbennuancen von der pechschwarzen Longonegerin bis zur europäischen Blondine feilschen, plaudern, zanken, kosen und beeilen sich gar nicht im mindesten,

---

[1]) 1 Vintem = 20 Reis. 1 Pataca = 320 Reis. 1 Cruzado = 400 Reis. 1 Milreis = 1000 Reis oder 2 Franken 5 Centimes bis 3 Franken je nach dem Cars, = 1 fl. 13 kr. östr. Währ. = 22 Silbergroschen = 1 fl. 19 kr. südd. Währ. al pari. Die Einheit ist 1 Real, vielfache Zahl von Real ist Reis. Die kleinste circulirende Münze ist 20 Reis = 1 Vintem.

an den häuslichen Herd zurückzukehren. Hier sitzen Miethsklaven, darunter scharf prononcirte Typen, und warten in behaglicher Ruhe, bis sie gerufen werden, einen Korb voll Lebensmittel wegzutragen, und dort reicht eine zerlumpte, alte freigelassene Sklavin mit fleischloser, schwarzer Hand den letzten Vintem hin, um dafür ihr kärgliches Mittagsmahl, eine Schnitte Kürbis, in Empfang zu nehmen.



Ein Neger am Marktplatze.

Die Verkäufer der Gemüse sind grösstentheils Portugiesen. Sie bewohnen in der nächsten Umgebung der Stadt kleine, meistens gepachtete Chacras, auf denen sie Gemüsebau treiben. Eine verhältnissmässig kleine Fläche Landes gibt bei der ununterbrochenen Vegetation einer zahlreichen Familie Arbeit in Fülle, hinreichenden Lebensunterhalt und lässt ihr, bei der charakteristischen Genügsamkeit des Portugiesen, oft noch einen nicht unbedeutenden Gewinn. Sie ziehen vorzüglich Kopfkohl, Wirsing, Salat, Möhren, Radies, Rettiche, Erbsen, Bohnen, Juju, Quimcombo (Hibiscus esculentus), eine Malvenart, deren Früchte mit würfelig geschnittenem Fleische zu einer schleimigen faden Speise gekocht werden; sie wird von den Brasilianern häufig und gern gegessen; ich finde sie höchst widerlich. Ferner spanischen Pfeffer, Porré, Paradiesäpfel, Melonen, Kürbisse, Gurken. Mandioca, Cara und einige andere Aroideenarten und Pataten kommen meistens aus den nahegelegenen Fazendas auf den Markt, Blumenkohl und dünner, grüner, unansehnlicher, aber sehr aromatischer Spargel aus den Gebirgen von Petropolis und Theresopolis. Zwiebeln und Knoblauch, in gewaltigen Haufen aufgespeichert, sind meistens aus Portugal importirt;

ebenso der grösste Theil der Kartoffeln. Aus dem Gebirge werden nur wenige gebracht.

Zu gewissen Jahreszeiten ist der Markt reichlich mit Früchten versehen, oft aber, besonders während einiger Monate des Winters, sehr spärlich. Wenn die Abacaxis in Pernambuco und die Mangas in Bahia reif sind, so bringt jeder aus dem Norden des Reiches kommende Dampfer diese ausgezeichneten Früchte in Menge nach der Hauptstadt; dann aber ist auch die Reifzeit vieler anderer weniger geschätzten Tropenfrüchte in der Umgebung von Rio und die Auswahl auf dem Markte eine grosse. Apfelsinen und Bananen sind eigentlich die einzigen Früchte, die jahraus jahrein hier zu finden sind und selbst diese nicht einmal immer in guter Qualität. Unter den erstern gibt es solche, die an Saftfülle, Aroma und Süsse kaum noch übertroffen werden können. Sie scheinen auch aus den nördlichen Provinzen zu stammen. Ein ausserordentlich feines und starkes Bouquet, aber weniger Saft haben die unter dem Namen Tanjarinas bekannten kleinen, hochrothgelben Orangen. Es gibt zwei oder drei Varietäten; bei allen löst sich die Schale mit der grössten Leichtigkeit vom Fleische.

Die Bananen (Pisang oder Paradiesfeigen) sind während der Wintermonate wenig schmackhaft, saftlos und haben dann meistens auch ein fleckiges Fleisch; im Sommer hingegen von vorzüglicher Qualität. Von den acht verschiedenen brasilianischen Arten, die ich kenne (vielleicht gibt es deren noch mehr) sind die Banana maçãa (Apfelbanane) und die Banana anão (Zwergbanane) die delicatesten; ihr am nächsten steht die Banana de S. Thomé. Die grosse, dicke, rothe Banane (Banana roxa) hat ein widerlich-süsses Fleisch. Die meisten Bananen kommen aus der Umgegend von Rio de Janeiro auf den Markt. Fast in jeder Chacra, die etwas feuchte Plätze hat, wachsen die Pisangschafte in grosser Ueppigkeit. Ich gebe umstehend nach einer Photographie die Abbildung einer Bananengruppe auf einer Chacra von Rio de Janeiro, da die meisten mir bekannten bildlichen Darstellungen der Bananeiros nicht naturgetreu sind.



Bananengruppe.

Die Aepfel auf dem Markte von Rio de Janeiro kommen entweder aus Nordamerika mit den Schiffen, welche Rio de Janeiro mit Eis versehen, oder aber und zwar vorzüglich aus Montevideo. Es sind haltbare, aber keine feinen Sorten. Lissabon sendet ebenfalls Obst nach Rio de Janeiro, hauptsächlich Trauben. In der Umgegend von Rio werden auch Trauben an Spalieren gezogen. Unter diesen ist mir eine Art durch ihre eigenthümlichen Eigenschaften besonders aufgefallen. Ihre grossen rothbraunen Beeren haben eine sehr dicke Hülse, ein gallertartiges, wenig saftiges, sehr zähes Fleisch von einem stark ausgeprägten terpentinartigen, dem der Mange (Frucht von Mangifera indica) sehr ähnlichen Geschmack. Man nennt sie deshalb auch Uva Manga. Ich habe, freilich nur ausnahmsweise, riesenhafte Exemplare dieser Traube gesehen. Ihre Länge betrug 18—20 Zoll bei einem Gewichte von 7—9 Pfund. Der gemeinsame

Stiel war so stark wie ein Mannsdaumen. Sie stimmt der Form der Beere und der Grösse nach am meisten mit unserer Calebstraube oder Candolle überein. Der sonderbare Geschmack ist wahrscheinlich durch die Bodenmischung bedingt.

Die Urtheile der Europäer lauten über den Geschmack der Tropenfrüchte sehr verschieden. Der eine erklärt die Banane, ein anderer die Abacaxi, ein dritter die Maracuja, ein vierter die Fruta do Conde u. s. f. für seine Lieblingsfrucht; einer meiner Bekannten in Rio grande stellte über alle die unreifen grünen Orangen und verzehrte oft deren 20—25 Stück nacheinander. Ich für meinen Theil gebe unter allen brasilianischen Früchten der aus Ostindien nach Südamerika verpflanzten Manga den Vorzug. Der Baum selbst ist mit seiner prachtvollen, breiten, dunkelgrünen Krone eine der schönsten Zierden der Gärten. Die Frucht verlangt zu ihrer vollkommenen Entwickelung eine hohe mittlere Temperatur und bleibt daher in Rio de Janeiro meistens klein, unansehnlich und von schlechtem, unangenehmem Geschmack, und wenn manche die Manga mit einem durch Terpentinöl gezogenen Strick vergleichen, so kann es höchstens auf diese Beziehung haben. In Bahia hingegen erreicht die Manga alle die vorzüglichen Eigenschaften, wegen deren sie auch in ihrer ursprünglichen Heimat so sehr geschätzt ist.

Im Sommer ist der Cajú oder Acajaiba (Cassuvium occidentale) eine werthvolle Frucht, denn es werden mit ihrem Saft sehr angenehme kühlende Limonaden bereitet. Um sie roh zu essen, ist sie viel zu herbe. Ihr sonderbares Aussehen überrascht jeden, der sie zum ersten male sieht; sie hat fast die Form einer Birne, auf deren breiter Basis auswendig der nierenförmige, braungraue, etwa ein Zoll lange Kern sitzt. Er wird in Deutschland unter dem Namen Elephantenlaus in den Apotheken verkauft.

Ein Vergleich der Obstsorten der Ostküste Südamerikas mit denen der Westküste fällt nicht zu Gunsten der erstern aus. Der pacifische Küstenstrich der Republik Ecuador und Peru erzeugt den grössern Theil der brasilianischen Früchte in weit vorzüglicherer Qualität. Die Piña mulata von Guajaquil ist der Abacaxi von Pernambuco vollkommen ebenbürtig. Die Mangas

des Ecuador sind zwar kleiner, als die von Bahia aber an Wohlgeschmack werden sie von diesen nicht übertroffen.

Unter allen Bananen Brasiliens habe ich keine gefunden, die der peruanischen Platano guineo an Aroma und in Hinsicht auf das zarte saftige Fleisch an die Seite gestellt werden könnte. Was ist aber die kaum faustgrosse Fruta do Conde (Anona squamosa) oder die Fruta da Condesa (Anona obtusiflora) im Vergleiche zur Chirimoya (Anona tripetala vl. Cheremolia) von Huanuco, von 10—12 Pfund Schwere, diesem Meisterwerke der Natur, wie Häncke sie nannte? Was die Abacate Brasiliens im Vergleiche zur Palta (Persea gratissima) Perus? Die peruanischen Brevas (weisse Feigen) finden ihresgleichen nicht in Brasilien, und die unvergleichlichen Trauben Piscos und Icas verhalten sich zur Uva Manga von Rio de Janeiro gerade wie eine hochfeine Goldparamaine zu einem Holzapfel. Ebenso sind die Tunas der Westküste weit vorzüglicher als die brasilianischen Jamacarus (Früchte von Cactusarten).

Der Westküste fehlen, soviel mir bekannt ist, der Cajú und die meisten Eugeniaarten mit geniessbaren Früchten (Jambo, Jaboticaba u. s. f.) Brasiliens, während ich hier nie die köstliche Lucuma (Lucuma obovata) Nordchiles, den Pacay (Prosopis dulcis), Capulies (Prunus Capulin) u. a. m. Perus sah. Beide Ländergebiete könnten noch viele ihnen eigenthümliche Früchte gegenseitig austauschen.

Sehr reich ist der Markt mit Seethieren versehen, und hier kann der Naturforscher, wenn er sich mit den Fischern verständigt, oft ausgezeichnete Acquisitionen machen. Freilich erfordert dies einen längern Aufenthalt in der Hauptstadt und einen fast täglichen Besuch der Markthalle. Einige Individuen, darunter ein paar Mulatten, haben den Fischverkauf sozusagen monopolisirt, indem sie in den frühesten Morgenstunden den zurückkehrenden Fischern ihren Fang ziemlich billig abkaufen und ihn dann zu sehr hohen, oft exorbitanten Preisen auf dem Markte feilbieten. Sie pflegen in der Regel nur sehr wenige von den geschätztern Fischen auszulegen, um die Käufer glauben zu machen, der Vorrath sei nur ein sehr geringer. Sind diese theuer

genug an den Mann gebracht, so bleibt das Bret eine Zeit lang fischleer, dann erscheint wieder das eine oder andere Exemplar, und sind auch diese verkauft, so beginnt das nämliche Spiel von neuem. Auf diese Weise tyrannisiren und prellen die Fischhändler das Publikum auf die schamloseste Weise.[1]) Eine geregelte und strenge Marktpolizei könnte diesem Unfuge leicht ein Ende machen, aber daran fehlt es fast gänzlich. Gelingt es das Vertrauen eines dieser Fischhändler zu gewinnen, und gestattet er nach längerer Bekanntschaft das Betreten der hinter der Verkaufsbude liegenden Räume, so kann man sich erst einen Begriff von dem ausserordentlichen ichthyologischen Reichthume der Bai von Rio de Janeiro machen. Einer dieser Fischhändler gestand mir unverhohlen, dass er und seine Kameraden oft, wenn der nächtliche Fang besonders reich ausfalle, am Morgen, nachdem sie den Fischern die ganze Ausbeute abgekauft haben, die Hälfte davon wieder ins Meer werfen, nur um die Preise auf dem Markte hoch halten zu können.

Weichschalige Seekrebse, Meerspinnen, Hummern u. dergl. gehören nicht zum Monopole und sind daher gewöhnlich billig zu erhalten. Die Austern, oft handgross, sind fast immer klumpenweise zusammengewachsen, deshalb schwer zu öffnen und daher, obgleich vorzüglich von Geschmack, nicht besonders geschätzt und gesucht.

Da die Brasilianer wie kaum eine andere Nation zahmes Geflügel auf ihrem Tische lieben, so ist auf dem Markte stets eine grosse Auswahl davon vorhanden, besonders Hühner, junge Hähne (Galhinos e frangos), Truthühner (Perus), Perlhühner (Pintadas) und Tauben (Pombas). Gänse und Enten sind weit seltener. Die grosse türkische Ente ist durch ganz Brasilien weit mehr als die gewöhnliche Hausente verbreitet. Auch an interessanten lebenden Luxusthieren ist in der Markthalle selten Mangel. Am häufigsten sind verschiedene Arten von Papagaien (Loros, Persicos

---

[1]) Im Jahre 1857 bildete sich in Rio eine Gesellschaft unter dem Namen Nereida und mit dem Zwecke, die Hauptstadt mit frischen und gesalzenen Fischen zu versehen. Sie löste sich aber nach sehr kurzem Bestehen wieder auf.

und Periquitos) und Singvögel, darunter der sehr beliebte Cardinal. Mehreremal sah ich Käfige voll junger Pfefferfresser (Tucans), die mit Mais und in Milch aufgeweichtem Brote gefüttert werden, sich in der Gefangenschaft aber selten lange halten. Ferner verschiedene Reiherarten, darunter zuweilen den prachtvollen rosafarbenen Löffelreiher (Platalea Ajaja), die langzehige Jaçanda (Parra Jassanda), einheimische Fasane (Jacú, Jacubemba, Jacutingo u. s. f.), den Hoko des Nordens, verschiedene Raubvögel, kurz eine reiche ornithologische Auswahl.

Von Säugethieren findet man stets verschiedene Affenarten; Klammeraffen, Stummelaffen, Brüllaffen seltener als die muthwilligen Sajus und die niedlichen Uistitis. Diese scheuen, wenig lebhaften, kreischenden Aeffchen kommen vorzüglich aus Bahia, wo sie in Menge zum Verkauf ausgeboten werden. Sie sind sehr zart und halten nur schwer eine längere Seereise aus. Die Passagiere eines nach Europa zurückkehrenden Dampfers kauften beim Anlaufen in Bahia einmal 105 solche Uistitis, von allen erreichten aber nur vier das Ziel der Reise. Den brasilianischen Hasen sah ich nur ein einziges mal lebend am Markte; er hat in der Färbung grosse Aehnlichkeit mit unserm Feldhasen, unterscheidet sich aber bedeutend von demselben durch die Schädelbildung und besonders durch die scharf abgesetzte Nase. Pecaris (Nabelschweine), Nasenbären (Nasua coati) und Faulthiere sah ich dort wiederholt. Einmal wurde mir ein zahmer Tapir für 32 Milreis, ein andermal eine ausgewachsene Puma (der amerikanische Löwe) um 40 Milreis angeboten. Oefters beobachtete ich in der Markthalle seltene ostindische und westafrikanische Thiere, die von Matrosen den Thierhändlern verkauft werden.

An Wildpret ist auf dem Markte fast vollständiger Mangel. Schmackhaftes Wildpret ist überhaupt in der Provinz Rio de Janeiro ziemlich selten und das wenige, was erlegt wird, verträgt wegen der grossen Hitze einen mehrtägigen Transport nach der Hauptstadt nicht. Geschossene Thiere gehen bekanntlich in heissen Ländern weit schneller in Fäulniss über als geschlachtete, und der Zersetzungsprocess des im Körper zurückgebliebenen

Blutes, vorzüglich um die Schusswunde herum, tritt mit überraschender Schnelligkeit ein. Es ist auch eine sichere Jägererfahrung, dass krank geschossenes Wild in den Tropen sich weit seltener ausheilt als bei gleichen Verletzungen in kältern Ländern.

In den Strassen der Stadt wird zuweilen von dunkelfarbigen Jägern Wildpret zum Verkaufe ausgeboten; es hat aber fast mehr zoologischen als culinarischen Werth und beschränkt sich fast ausschliesslich auf Vögel, nämlich Drosselarten, Würger, Papagaien und Tauben. Sie werden zu je 6—10 Stück an einen Sipo gereiht und ihnen etwa noch ein Eichhörnchen beigefügt; selten befinden sie sich noch in einem wünschenswerthen Grade der Frische, noch seltener werden sie zu einem dem Werthe entsprechenden Preise ausgeboten.

Um den Bewohnern der Vorstadt Cattete das Einkaufen der Lebensmittel zu erleichtern, wurde von einer Actiengesellschaft der Companhia praça da gloria (mit einem Kapital von 500 Contos in 2500 Actien zu 200 Milreis) auf dem Larga da Lappa am Fusse des Morro da gloria eine geräumige Markthalle erbaut. Sie ist seit mehrern Jahren vollendet, aber ihrem eigentlichen Zwecke fast gänzlich entfremdet, da für die Verkaufslokale eine zu hohe Miethe beansprucht wurde.

Der Verbrauch von frischem Fleische ist in der Hauptstadt, im Verhältniss zu andern Städten gleicher Einwohnerzahl, ausserordentlich gering. Der Grund davon liegt darin, dass die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sehr selten frisches Fleisch geniesst, sondern sich, ausser mit Bohnen und Reis, vorzüglich mit Stockfisch und lufttrockenem Fleische (carne secca) ernährt. Nach einer Durchschnittsberechnung von sechs Monaten werden durchschnittlich täglich 142 Ochsen geschlachtet. Da diese zwar gross sind, aber in der Regel sehr mager zur Schlachtbank getrieben werden, so dürfen wir pro Stück nicht mehr als 350 Pfund Fleischergewicht rechnen. Es würden also wöchentlich pro Kopf der Bevölkerung 1,12 Pfund Fleisch kommen. Nun ist aber wohl zu berücksichtigen, dass der Verbrauch im Hafen für die Marine ein sehr grosser ist, sich also für die Stadtbewohner das Verhältniss weit niedriger herausstellt. Der Preis des Rindfleisches

variirt zwischen 80—200 Reis pro Pfund. Die Qualität ist aus Gründen, die ich später angeben werde, in der Regel sehr schlecht.

Die Ochsen werden in dem öffentlichen Schlachthause (Matadouro publico) auf dem Wege nach S. Cristovaõ gelegen, geschlachtet. Das Etablissement steht unter einem Administrator, dem ein Secretär, zwei Aerzte und ein Feitor beigegeben sind. Der innere Dienst und die sanitätspolizeilichen Vorsichtsmassregeln sind durch ein zweckmässiges Reglement geordnet. Die Lage des Schlachthauses macht sich schon aus grosser Entfernung durch einen unerträglichen Geruch und grosse Scharen es umkreisender Aasgeier bemerklich. Das Fleisch wird von hier aus nach circa 125 Fleischbänken (açougues) verführt und daselbst dem Detailverkaufe übergeben.

Der Verbrauch von Schweinefleisch ist in Rio de Janeiro im Verhältniss weit geringer als im Innern des Landes. Schaffleisch wird sehr wenig consumirt; es ist kaum geniessbar. Für die ganze Stadt werden durchschnittlich täglich nur drei Kälber geschlachtet. Die Südamerikaner geniessen im allgemeinen nur äusserst selten Kalbfleisch. Bekanntlich war in den ersten Jahrzehnten nach der Eroberung sowohl im spanischen als auch im portugiesischen Südamerika das Schlachten von Kälbern bei schwerer Strafe verboten. Die Regierungen suchten durch diese Massregel die Vermehrung des importirten Rindviehes zu bezwecken. Nachdem dieses Verbot längst ausser Kraft getreten war und die Rinder sich zu zahllosen Heerden vermehrt hatten, so enthielt sich doch die Bevölkerung auch ferner noch, sei es aus Gewohnheit, sei es aus einer natürlichen Abneigung, dieses in andern Ländern so sehr geschätzten Fleisches.

Die Schwierigkeit der Fleischer, sich Kälber zu verschaffen, mag in Rio de Janeiro auch mit Grund sein, dass deren Eleisch so spärlich zum Verkaufe kommt. Die Districte, in denen Viehzucht in grossem Masstabe betrieben wird und die das Schlachtvieh nach der Hauptstadt liefern, sind viel zu weit entfernt, als dass sich der Transport der Kälber dahin bewerkstelligen liesse. Die Fleischer sind daher nur auf die Kälber angewiesen, die in

der Stadt und deren nächster Umgebung fallen, und da die Menge des Melkviehes eine sehr beschränkte ist, so ist auch natürlich die Zahl der Kälber eine höchst unbedeutende.

Es ist erstaunlich, wie wenig Milch in Rio de Janeiro consumirt wird. Tausende von Familien brauchen im Jahre nicht eine Maass, denn eine ihrer Hauptverwendungsarten städtischer Bevölkerungen, nämlich die Mischung mit Kaffee, ist bei den Eingeborenen fast gar nicht gebräuchlich. Man trinkt den Kaffee schwarz und hält ihn so für gesund, während der allgemeine Glaube dem Milchkaffee hier wie in andern Tropenländern sehr schädliche Eigenschaften zuschreibt. Ob diese Ansicht richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden; ich habe in Amerika ebenso wenig wie in Europa Milchkaffee getrunken. Mehrere gebildete und beobachtende, einheimische und fremde Aerzte haben mir indessen versichert, dass diese Ansicht begründet sei.

Ueber die Temperaturverhältnisse Rio de Janeiros ist schon vieles und manches Gute geschrieben worden; ich kann mich daher hier kurz fassen. Während der trockenen Jahreszeit (vom Mai bis September) ist die Temperatur der brasilianischen Hauptstadt sehr angenehm, oft sogar empfindlich kühl; im Sommer dagegen, der Regenzeit (vom October bis April) meistens drückend heiss, in den eigentlichen Sommermonaten (December bis März) zuweilen fast erstickend, besonders wenn die Seebrisen nicht wehen; die Nächte sind dann beinahe unerträglich und nur um ein paar Grad kühler als die Tage. Der grössere Theil der Europäer, vorzüglich die Nordländer, leiden zu dieser Zeit an dem bekannten, äusserst lästigen Hitzeexanthem. Dieses, verbunden mit den peinigenden Mosquitos und der dumpfen Schwüle, macht die Nächte wahrhaft qualvoll und verscheucht den Schlaf oft bis in die frühen Morgenstunden.

Es ist wohl zu bemerken, dass die Kühle des Winters und die Sommerhitze auf die Haut einen weit grössern Eindruck hervorbringen, als man nach der Zahl der Thermometergrade vermuthen sollte. Für das Gefühl ist der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur ein ausserordentlich grosser, und doch beträgt er im Mittel nicht mehr als höchstens

7 Grad der hunderttheiligen Scala. Nach sechsjährigen Beob achtungen ist der Mittelstand des Thermometers im Winter nie unter 19° C. gewesen, im Sommer hat er nie 28° C. erreicht. Während dieser Zeit war sein Tagesmaximum $28,_{47}$° C. (Januar $12^h$ Mitt.), sein Tagesminimum $18,_{81}$° C. (Juni $6^h$ M.). In Europa haben wir oft an Einem Tage einen weit grössern Temperaturunterschied. In Rio de Janeiro sowie in den meisten Tropenländern ist es der geringe Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht, das Continuirliche der Hitze, welche sie so unerträglich macht. Es gibt in Süddeutschland Sommer, in denen wiederholt die Temperatur im Schatten eine höhere Zahl von Graden erreicht als die des Wärmemaximums in Rio de Janeiro, und doch ist dort die Hitze weit weniger empfindlich als hier, weil die lauen Abende und kühlen Nächte nach der Tagesschwüle erquicken und stärken.

Es wird allgemein versichert, das Klima von Rio de Janeiro habe sich in den letzten 15 Jahren wesentlich geändert, und dass besonders die in frühern Zeiten mit der grössten Regelmässigkeit täglich fast zur nämlichen Nachmittagsstunde wiederkehrenden Gewitter während der Regenzeit weit seltener und unregelmässiger geworden seien. Es sind mir keine exacten Beobachtungen über die Zahl der Regentage in den Sommermonaten der Jahre vor 1850 bekannt; ist aber die allgemeine Angabe über früher täglich wiederkehrende Gewitter richtig (wenn sie nicht durch genau verzeichnete Beobachtungen festgestellt ist, so hat sie keinen wissenschaftlichen Werth), so ist allerdings eine sehr bedeutende Veränderung vorgegangen, denn während der sechsjährigen Beobachtungsperiode von 1851—1856 variirte die Zahl der Regentage in den Sommermonaten zwischen 10—17 und der Stand des Pluviometers wies 1853 im Monat Mai $408,_{0}^{mm}$, im August $286^{mm}$, während er im Januar nur $85,_{0}^{mm}$, im Februar $132,_{0}^{mm}$ zeigte. Die Zahl der Gewittertage wechselte in dieser Epoche zwischen 0—8 pr. Monat, erreichte nie mehr als 32 pr. Jahr (1853). Das Jahr 1856 zählte deren nur 11, wovon auf die vier eigentlichen Sommer- oder Gewittermonate nur 8 kamen.

Der höchste Stand des Hygrometers fällt auf die Sommermonate, der niedrigste stets auf die Monate Juni, Juli, August. Reine Nord-, Ost-, West- oder Südwinde sind sehr selten. Die Hauptluftströmungen sind aus Nordost oder Nordwest, aus Südost oder Südwest; letzterer wüthet zuweilen mit ausserordentlicher Heftigkeit, wenn auch weniger verderblich, als weiter nach Süden, wo er unter dem Namen Pampeiro (Pampawind) den Seefahrern oft unheilbringend ist.

Der Director der Sternwarte in Rio de Janeiro Dr. Antonio Manoel de Mello hat werthvolle meteorologische Annalen von den Jahren 1854—1856 herausgegeben. Die Beobachtungen beschränken sich aber leider nur auf die Tagesstunden von 6$^h$ morgens bis 6$^h$ abends, sind dafür aber stündlich angestellt worden. Die obenerwähnten allgemeinen Resultate sind denselben entlehnt. Um den Leser, der sich speciell für diesen Gegenstand interessirt, einen festen Anhaltepunkt zu geben, lasse ich aus Dr. Mello's Tabellen ein paar Auszüge folgen, und berücksichtige dabei von den sechs Jahren nur drei: nämlich 1851, 1853, 1856.

Mittlerer Tagesthermometerstand in Rio de Janeiro:

| | 1851. | | 1853. | | 1856. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Cent. | Réaum. | Cent. | Réaum. | Cent. | Réaum. |
| Januar | 27,34 | 21,85 | 27,08 | 21,66 | 25,07 | 20,06 |
| Februar | 27,54 | 22,03 | 26,89 | 21,51 | 28,83 | 20,66 |
| März | 26,25 | 21,00 | 25,44 | 20,35 | 25,59 | 20,47 |
| April | 26,41 | 21,13 | 26,21 | 20,97 | 25,73 | 20,59 |
| Mai | 22,29 | 18,35 | 22,65 | 18,12 | 22,89 | 18,31 |
| Juni | 20,92 | 16,74 | 21,51 | 17,21 | 20,53 | 16,42 |
| Juli | 21,65 | 17,35 | 21,89 | 17,51 | 19,69 | 15,75 |
| August | 21,36 | 17,09 | 22,55 | 18,04 | 21,24 | 16,99 |
| September | 21,17 | 16,94 | 23,41 | 18,72 | 21,25 | 17,00 |
| October | 23,08 | 18,46 | 23,21 | 18,65 | 21,61 | 17,29 |
| November | 23,83 | 19,07 | 25,53 | 20,42 | 23,36 | 18,69 |
| December | 24,74 | 19,79 | 25,14 | 20,11 | 24,24 | 19,39 |
| Mittel des ganzen Jahres | 22,94 | 19,15 | 24,29 | 19,43 | 23,09 | 18,47 |

## Mittlerer täglicher Barometerstand auf 0° Temperatur reducirt bei 63,8 Meter über dem Meeresspiegel.

| | 1851. | 1853. | 1856. |
|---|---|---|---|
| Januar | 754,026$^{mm}$ | 755,058$^{mm}$ | 755,231$^{mm}$ |
| Februar | 754,779 | 754,677 | 755,428 |
| März | 755,621 | 756,911 | 754,367 |
| April | 755,699 | 756,216 | 757,337 |
| Mai | 758,910 | 758,219 | 757,895 |
| Juni | 760,594 | 761,395 | 760,727 |
| Juli | 759,557 | 761,355 | 762,553 |
| August | 759,210 | 758,667 | 759,934 |
| September | 759,385 | 757,616 | 760,402 |
| October | 756,176 | 756,773 | 756,940 |
| November | 754,020 | 755,361 | 754,445 |
| December | 755,097 | 755,084 | 754,137 |
| Mittel des ganzen Jahres | 756,907 | 757,278 | 757,533 |

## Zustand der Atmosphäre.

| | 1851. | | | 1853. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Pluviomtr. | Regentg. | Gewittertg. | Pluviomtr. | Regentg. | Gewittertg. |
| Januar | 104,0$^{mm}$ | 12 | 7 | 85,0$^{mm}$ | 14 | 6 |
| Februar | 117,0 | 10 | 6 | 132,0 | 11 | 4 |
| März | 186,0 | 16 | 3 | 77,0 | 9 | 2 |
| April | 31,0 | 6 | 3 | 29,0 | 7 | 1 |
| Mai | 206,0 | 12 | 0 | 408,0 | 12 | 0 |
| Juni | 34,0 | 10 | 0 | 58,3 | 4 | 1 |
| Juli | 10,0 | 1 | 0 | 4,0 | 4 | 3 |
| August | 45,0 | 9 | 0 | 286,0 | 10 | 0 |
| September | 27,0 | 5 | 1 | 26,0 | 10 | 2 |
| October | 12,0 | 4 | 0 | 58,0 | 10 | 1 |
| November | 415,0 | 10 | 2 | 37,0 | 6 | 4 |
| December | 82,0 | 8 | 1 | 111,0 | 15 | 6 |
| | 1269,0 | 103 | 23 | 1311,3 | 112 | 30 |

### 1856.

| | Pluviometer. | Regentage. | Gewittertage. |
|---|---|---|---|
| Januar | 139,0$^{mm}$ | 16 | 3 |
| Februar | 73,4 | 7 | 2 |
| März | 58,5 | 10 | 1 |
| April | 64,5 | 5 | 0 |
| Mai | 107,0 | 12 | 0 |
| Juni | 24,0 | 6 | 0 |

| | Pluviometer. | Regentage. | Gewittertage. |
|---|---|---|---|
| Juli | 62,0 | 6 | 0 |
| August | 49,0 | 2 | 0 |
| September | 76,0 | 7 | 1 |
| October | 42,0 | 5 | 1 |
| November | 106,5 | 13 | 2 |
| December | 258,0 | 17 | 1 |
| | 1060,4 | 106 | 11 |

Die Temperaturverhältnisse Rio de Janeiros sind nicht gerade ungünstig, und doch erfreut sich die brasilianische Hauptstadt hinsichtlich ihrer Salubrität nichts weniger als eines günstigen Rufes. In der nächsten Umgebung der Stadt, mehr aber noch in dem entferntern Einfassungsrande der Bai kommen stehendes, trübes Wasser und versumpfte Flüsse in Menge vor und bilden ebenso viele Herde miasmatischer Ausdünstungen.[1]) Man hat auch der geologischen Formation einen bedeutenden Einfluss auf den nachtheiligen Gesundheitszustand der Stadt zuschreiben wollen, aber wol mit Unrecht, denn der leicht verwitternde Granit, der dort vorherrscht, gibt sicherlich keine gesundheitsschädliche Potenz ab; weit schlimmer sind die notorische Unreinlichkeit in den Häusern, die niedrigen engen Wohnungen (Cortizos, Bienenkörbe), in denen eine grosse Menge von Menschen zusammengepfropft wohnen, und eine höchst mangelhafte Ernährung der untern Schichten der Bevölkerung. Phthisen und Typhen im weitern Sinne des Wortes, Affectionen der Unterleibsorgane und Entzündungen sind die hauptsächlichsten Krankheitsformen. Die Zahl der Opfer, die alljährlich durch alle Schichten der Bevölkerung und unter allen Rassen der Lungentuberkulose erliegen, ist eine sehr beträchtliche; der Grund

---

[1]) In neuester Zeit hat sich die Gesellschaft Companhia Rio de Janeiro City Improvement gebildet, um durch ein ausgezeichnetes System von Kanälen den Unrath aus den Häusern zu entfernen. Dadurch werden die nur zu bekannten Neger mit den Kothfässern (Tigres) und die Unrathwagen beseitigt. Ein gewaltiger Schritt vorwärts!

An der Spitze der Compagnie steht der bekannte Brassey; Chef-Ingenieur ist Mr Gotto, ein ausgezeichneter Techniker in diesem Fach.

dieser Erscheinung ist, so viel darüber gesprochen und geschrieben wurde, noch nicht aufgeklärt.[1])

Am meisten beeinflusste in neuerer Zeit den Gesundheitszustand der Hauptstadt das Gelbe Fieber, das nach 164 Jahren zum ersten male wieder im Jahre 1849 die ganze brasilianische Küste mit verheerender Heftigkeit heimsuchte. Es war durch ein nordamerikanisches von New-Orleans kommendes Schiff nach Bahia eingeschleppt und von diesem Punkte aus nach den meisten brasilianischen Häfen verbreitet worden. Es wüthete mit ausserordentlicher Verheerung in Rio de Janeiro in den Jahren 1850 und 1851; es sollen während dieser Zeit 120000 Menschen daran erkrankt sein, eine Angabe, die nicht verbürgt ist und die ich für sehr übertrieben halte; wie viele daran verstorben sind, findet sich nicht verzeichnet.

Von 1849—1860 ist diese furchtbare Krankheit in Rio de Janeiro alljährlich gewöhnlich im Januar und Februar epidemisch aufgetreten. Eine der heftigsten und andauerndsten Epidemien war die von 1860. Sie begann schon im December 1859 und dauerte 10 Monate lang; ihr Maximum erreichte sie in den Monaten März bis Juli 1860. Im Jahre 1861 kamen nur vereinzelte Fälle vom Gelben Fieber vor; als Epidemie trat es in diesem Jahre so wenig wie in den beiden darauffolgenden auf, trotz der ausserordentlichen Hitze der Sommer 1861 und 1863.

---

[1]) Im Jahre 1860 waren von 11141 Verstorbenen erlegen:

| | | |
|---|---|---|
| der Lungentuberkulose | 1498 | Personen. |
| Gelbem Fieber | 1252 | „ |
| Diarrhöe | 617 | „ |
| Gastroenteritis | 462 | „ |
| Mesenterial-Tuberkeln | 455 | „ |
| Convulsionen | 340 | „ |
| Typhus | 308 | „ |
| perniciosem Fieber | 302 | „ |

In Wien 1863 von 17093 Verstorbenen:

| | | |
|---|---|---|
| der Lungentuberkulose | 4840 | Personen. |
| Pneumonie | 300 | „ |
| Gehirncongestionen | 207 | „ |
| Leberentzündung | 197 | „ |

etc. etc.

Bei den Eingeborenen und den schon acclimatisirten Europäern ist der Verlauf der Krankheit in der Regel ein günstiger, sehr gefährlich dagegen bei den Neuangekommenen, sei es, dass sie aus Europa oder dem Norden Amerikas oder aus den kältern Ländern des südlichen Amerika, oder aus dem Innern Brasiliens anlangen. Am verheerendsten tritt jede Epidemie auf den Schiffen im Hafen auf und rafft am meisten nordländische Matrosen, Russen, Schweden, Dänen, Deutsche, Engländer weg, hält aber auch auf den schmuzigen italienischen und portugiesischen Schiffen eine reiche Todtenernte. Während der letztern Epidemien war die Sterblichkeit eine bedeutend geringere als in den erstern, obgleich nach dem Urtheil der Aerzte ihre Intensität eine grössere war. Der Grund liegt wol darin, dass die Aerzte auf die erlangten Erfahrungen gestützt, eine grössere Sicherheit in der Behandlung der Krankheit gewonnen haben. Rio de Janeiro besitzt sowol unter den einheimischen als den europäischen dort niedergelassenen Aerzten sehr gebildete Männer, scharfe Beobachter, sichere Diagnostiker, geschikte Operateure und glückliche Praktiker, aber es ist auch unter dem dortigen ärztlichen Stande (Einheimischen und Fremden) viele Ignoranz, Frechheit und Charlatanismus zu finden.

Ich will hier nur beiläufig bemerken, und ohne weitere Folgerung zu ziehen, dass mir während der Epidemie von 1860 die täglich sorgfältig angestellten Beobachtungen des Schönbein'schen Ozonometers ein umgekehrtes Verhältniss zwischen dem Ozongehalt der Luft und der Intensität des Fiebers gezeigt haben; je geringer nämlich jener war, desto intensiver war diese. Während des Höhepunktes der Epidemie zeigte das Schönbein'sche Papier einen kaum merklichen Ozongehalt der Luft.[1]) Im Jahre 1856 besuchte auch die Cholera auf ihrer damaligen Weltwanderung die brasilianische Hauptstadt und verursachte daselbst einen panischen Schrecken. Man hatte nämlich bald nach ihrem Auftreten erkannt, dass sie der einheimischen Bevölkerung weit

---

[1]) „Der Ozongehalt der Luft im Verhältniss zum Krankenstande eines Ortes von Dr. J. J. v. Tschudi", in der „Wiener Medicinischen Wochenschrift", 1862, Nro. 49, S. 747.

gefährlicher sei als der fremden: beim Gelben Fieber war es umgekehrt und deshalb die Sanitätsmassregeln der Regierung verhältnissmässig beschränkt. Bei der Cholera hingegen wurden unverzüglich in vielen Strassen Ambulancen errichtet und alle mögliche vernünftige und unsinnige Verordnungen erlassen, durch die die Einwohner mehr geängstigt als beruhigt wurden. Die schwarze Bevölkerung bildete ein Hauptangriffsobject der Cholera. Bei ihr trat die Krankheit in der Regel sehr intensiv auf und endete meistentheils nach raschem Verlaufe tödlich. Das berührte die sensible Seite der Brasilianer, ihre gewichtigsten Interessen waren gefährdet, ihr lebendes Kapital verminderte sich von Tag zu Tag. Ihre Aufregung wäre sicherlich eine weit geringere gewesen, hätte die Cholera die Neger verschont, aber unter der übrigen Bevölkerung in noch weit heftigerm Grade gewüthet.

Die Krankheit blieb nicht wie das Gelbe Fieber auf die Hauptstadt und einen schmalen Küstenstrich beschränkt; sie drang zum Entsetzen der Gutsbesitzer ins Innere vor und nistete sich auf den Fazendas ein, und hier, wo in der Regel keine Aerzte sind, sondern elende Curpfuscher als Heilkünstler figuriren, machte sie schreckliche Verheerungen. Mancher Fazendeiro hat binnen wenigen Tagen ein Sklavenkapital von 50—100000 Thaler mit Erde bedeckt. Glücklicherweise war die Epidemie von verhältnissmässig kurzer Dauer und kehrte seither nicht wieder. Noch zwei oder drei Choleraepidemien wie die von 1856 und der Nationalreichthum Brasiliens ist für unabsehbare Zeiten untergraben.

Ich habe wiederholt in Reisebeschreibungen spöttelnde Bemerkungen über die schattenlosen Gartenanlagen um die Landsitze der Brasilianer gelesen. Es ist nun allerdings ganz richtig, dass schattenreiche Bäume, schlanke Palmen, dichte Alleen, riesenhafte Bambusgruppen und üppige Schlingpflanzen herrliche Zierden eines Parkes sind; aber die Erfahrung hat den Eingeborenen gelehrt, dass eine reiche Baumvegetation in der Nähe der Wohnungen durchaus gesundheitsschädlich sei, abgesehen davon, dass sie die lästige Plage der menschenfeindlichen geflügelten

Insekten ausserordentlich begünstigt. Will der Brasilianer Kühle gegen die drückende Tageshitze haben, so sucht er nicht ein schattiges Plätzchen seines Gartens auf, sondern zieht sich in seine Zimmer zurück, deren Fenster sorgfältig mit Jalousien verschlossen sind; will er der linden Abendluft froh werden, so setzt er sich nicht unter einen Baum des Parkes und trinkt dort Portwein oder Ale, sondern er lässt die Thüren seines Saales öffnen und schlürft in gedecktem Raume behaglich seine Limonade oder seinen Thee. Der Europäer dagegen wählt sich gern eine Chacra mit Baumpartien, um sie so zu geniessen, wie er es in seiner Heimat gewohnt war, und zahlt sein Vergnügen sehr häufig mit einem tödlichen Fieber.

Die Gesundheitsverhältnisse führen mich zu den Humanitätsanstalten der Stadt, durch die sie wahrhaft gross dasteht, was auch die erklärtesten Gegner Brasiliens zugeben müssen.

Das allgemeine Krankenhaus (Santa Casa da Misericordia) wurde um das Jahr 1545 gegründet und 30 Jahre später von dem berühmten Jesuiten Thaumaturgen José de Anchieta in besondere Protection genommen; 1605 ertheilte die Krone von Portugal der Anstalt dieselben Privilegien wie sie die Santa Casa da Misericordia in Lissabon genoss. Unbedeutend in seinen Anfängen, hat sie sich, besonders durch die Neubauten der letzten Jahrzehnte, derart vergrössert, dass sie heute das schönste und grösste Spital des südamerikanischen Continents ist und selbst nur von sehr wenigen ähnlichen Anstalten der europäischen Weltstädte übertroffen wird. Die sogenannte neue Misericordia bietet mit ihrer 600 Fuss langen Façade vom Hafen aus einen überraschend imposanten Anblick; aber noch gewaltiger ist der Eindruck bei einem Besuche des Spitales selbst, indem erst da die immensen Räumlichkeiten in ihrer Totalität gewürdigt werden können. Während der alte Theil des Hospitals noch an allen Mängeln leidet, die derartigen aus frühern Zeiten stammenden Gebäuden ankleben, sind bei der neuen, aber noch nicht ganz vollendeten Misericordia alle bewährten und zweckmässigen Einrichtungen angebracht, die von einer solchen Anstalt ersten Ranges verlangt werden können. Zweckentsprechende Eintheilung, Ventilation, Reinlich-

keit, Ordnung, innere Organisation und ärztlicher Dienst lassen kaum noch zu wünschen übrig. Das ganze Institut wurde zum grössern Theile durch milde Stiftungen hergestellt und wird auch jetzt noch vorzüglich durch solche unterhalten. Es hat ausserdem noch eine bestimmte Revenue aus gewissen Zollgefällen[1]), Lotterien und Grundbesitz. Im Jahre 1860 betrugen die Einnahmen 540 Contos de Reis, die Ausgaben 552 Contos (bei $1^1/_2$ Millionen Franken).

Der tägliche Krankenstand wechselt von 800—1100 Individuen. Im Jahre $18^{59}/_{60}$ (1. Juli bis 30. Juni) wurden im Hospital 13622 Kranke behandelt, davon 10488 gesund entlassen, 2364 starben, darunter 233 in den ersten 24 Stunden nach ihrer Aufnahme. Diese letztern abgezogen, stellt sich die Sterblichkeit auf $15_{,3}$ Procent. Von den 13622 Kranken waren nur 1667 freie Eingeborene, 10850 Fremde, 1105 Sklaven. Vom Jahre 1855—1860 hatte sich die im Hospital behandelte Zahl der Kranken um 70 Procent vermehrt. Es ist dabei hervorzuheben, dass die Zahl der aufgenommenen Eingeborenen sich so ziemlich gleich blieb, die der kranken Fremden sich aber um eine so hohe Procentsumme steigerte. Bemerkenswerth ist noch das Verhältniss der kranken Männer zu dem der Weiber, indem es sich durchschnittlich wie 7:1 herausstellte. Es ist leicht erklärlich, da die überwiegende Mehrzahl der Kranken Fremde sind und das Verhältniss der einwandernden Männer zu dem der Weiber fast die nämliche Proportion 7:1 zeigt. Seit dem Jahre 1860 werden ebenso ausführliche als werthvolle Berichte über die innere Bewegung der Misericordia (Relatorio do gabinete Estadistico-

---

[1]) Die Beiträge, die den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten von Hafen- und Zolleinnahmen zufliessen, sind nach dem Reglamente der Douane art. 698 (Reglam. vom 30. Mai und 22. Juni 1836) folgende: Von jedem Kopf der Bemannung eines jeden Schiffes, das aus der Barre de Rio de Janeiro nach den Häfen des Municipiums oder der Provinz Rio de Janeiro führt, 200 Reis; von denen, die nach andern Provinzen oder Ländern segeln, 640 Reis pr. Kopf; vom Rumpfe eines jeden Dreimasters oder Barkschiffes 6 Milreis; eines Brigg-Schooners 4 Milreis; einer Sumaca 2500 Reis; einer Lancha 1280 Reis. Ausserdem von jeder Pipa geistiger Getränke 1 Milreis; von jedem Dutzend Flaschen solcher Getränke 5 Reis.

medico-cirurgico do hospital geral da Santa Casa da Misericordia da Côrte e enfermerias publicas), vom Director des statistischen Bureau des Hospitals Dr. Luis da Silva Brandão veröffentlicht.

Der Krankenwärterdienst wird von Barmherzigen Schwestern, meistens Französinnen (auch Oesterreicherinnen) versehen; es zeigen sich aber auch hier die nämlichen Inconvenienzen, die in europäischen Spitälern, wo diese Ordensschwestern Krankendienste versehen, gerügt werden.

In den Misericordia wird ebenfalls eine Polyklinik für arme Kranke abgehalten. In dem oben angegebenen Zeitraume ($18^{59}/_{60}$) wurde sie von 7500 Kranken besucht.



Irrenhospital Dom Pedro's II.

Unter der nämlichen Oberleitung, gewissermassen Dependenzen der Misericordia, stehen: das Hospital Dom Pedro's II., das Waisenhaus, das Findelhaus und das Begräbnissunternehmen. Das Spital *Dom Pedro Segundo* in der Bai von Botafogo an der Praia vermelha gelegen, ist ein prachtvolles und sehr zweckmässig eingerichtetes Irrenhaus. Es wurde durch Decret von 18. Juli

1841 gegründet und steht unter der speciellen Protection des Kaisers. Es befanden sich daselbst im Jahre $18^{59}/_{60}$ 595 Irre, davon wurden geheilt entlassen 139, es starben 100. Das Sterblichkeitsverhältniss war $16_{,8}$ Procent.

Das Waisenhaus (Recolhimento das Orphãos) stammt aus dem vorigen Jahrhundert (1739) und ist nur zur Aufnahme von Mädchen bestimmt. Zehn Barmherzige Schwestern versehen den innern Dienst und sind hier jedenfalls mehr an ihrem Platze als in der Misericordia. Das Institut besitzt einen eigenen Fonds zur Ausstattung der Mädchen, die sich aus demselben verheirathen.

Das Findelhaus (Casa dos expostos) in der Rua dos Barbonos, ist ebenfalls ein altes (1737), aber höchst nothwendiges Institut. Bis in die neueste Zeit war es wegen der fast fabelhaften daselbst herrschenden Sterblichkeit beim Publikum übel berüchtigt. Im Jahre $18^{59}/_{60}$ wurden 587 Findelkinder aufgenommen, von denen 177 todt auf der Drehscheibe gefunden wurden. Die Sterblichkeit betrug in diesem Jahre nur $17_{,5}$ Procent, während sie sich im Jahre 1852 auf die unglaubliche Summe von $79_{,9}$ Procent belief, 1853 auf 72, 1854 auf $66_{,4}$, 1855 auf 30, und 1856 auf 23 Procent (Ministerialbericht von 1860). Die im Findelhause heranwachsenden Mädchen werden dem Waisenhause, die Knaben dem Marinearsenal übergeben.

Als mit der Misericordia verbunden mag hier auch noch des sehr zweckmässigen Begräbnissunternehmens mit einigen Worten erwähnt werden. Jeder Todesfall muss unverzüglich in dem dazu bestimmten Bureau der Misericordia notificirt werden und von hier aus werden sogleich die nöthigen Schritte zur Leichenbestattung eingeleitet.[1]) Die Angehörigen haben sich um weiter nichts zu bekümmern, als nachträglich die Kosten zu bezahlen. Sie belaufen sich hoch. Ein Leichenbegängniss für wohlhabende Personen kostet, den Platz auf dem Kirchhofe nicht eingerechnet, circa 900 Milreis; dabei beziffert sich der reich mit goldgesticktem Sammt und Satin ausgeschlagene Sarg auf 480 Mil-

[1]) Im Jahre 1860 wurden auf den Kirchhöfen Rio de Janeiros 11141 Leichen beerdigt; für 4008 wurden die Särge und das Begräbniss unentgeltlich

reis (über 1000 Franken), der Leichenwagen auf 180 Milreis. Die Leichenwagen für die Begräbnisse reicher Leute sind so luxuriös, wie man sie wol in keiner Stadt der Welt wiederfindet.

Von den übrigen Civil- und Militärspitälern und Krankenhäusern will ich nur noch zwei erwähnen. Das Hospital Santa Isabel in der Jurujubabai (Hospital maritimo de S[ta] Isàbel) wurde während der ersten Epidemie des Gelben Fiebers errichtet und ist vorzüglich für Matrosen und Immigranten, die am Gelben Fieber oder an der Cholera erkranken, bestimmt (Decret Nr. 2734 vom 23. Januar 1861), es werden ausnahmsweise aber auch andere Kranke aufgenommen. Täglich macht ein kleiner Dampfer mit einem Arzte die Hafenrunde, um die an Bord der Schiffe erkrankten Seeleute aufzunehmen und in das Spital zu führen. Während des Höhepunktes der Epidemie macht es täglich zweimal seine Fahrten und legt bei jedem Kauffahrteifahrer, der das bekannte Signal hisst, an. Im Jahre 1860 wurden im Spital S[ta] Isabel 1236 Kranke am Gelben Fieber aufgenommen, davon genasen 1098 und starben 125. Von andern Kranken wurden aufgenommen 110, davon genasen 100 und starben 9. Die Sterblichkeit betrug in beiden Fällen 10 Procent; im Jahre

---

besorgt. Unter den Verstorbenen waren 3391 Fremde, die nach officiellen Angaben folgenden Nationalitäten angehörten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) Afrikaner | 483. | 12) Holländer | 11. |
| 2) Argentiner | 4. | 13) Italiener | 80. |
| 3) Belgier | 21. | 14) Nordamerikaner | 25. |
| 4) Chinesen | 15. | 15) Orientalen | 4. |
| 5) Dänen | 11. | 16) Oesterreicher | 9. |
| 6) Deutsche | 73. | 17) Portugiesen | 2171. |
| 7) Engländer | 82. | 18) Preussen | 23. |
| 8) Franzosen | 223. | 19) Russen | 4. |
| 9) Griechen | 1. | 20) Schweden | 31 |
| 10) Hamburger | 4. | 21) Schweizer | 19. |
| 11) Hannoveraner | 4. | 22) Spanier | 93. |

Der Chef des Bureau, aus dem die officiellen Tabellen hervorgehen, hat jedenfalls einen eigenthümlichen Begriff von der deutschen Nationalität. Er rubricirt die Deutschen: Deutsche, Hamburger, Hannoveraner, Oesterreicher, Preussen! Die Orientalen sind nicht etwa Bewohner des Orients (Türken u. dgl.), sondern Bewohner der Banda oriental, d. h. der Nachbarrepublik Uruguay.

1856 betrug sie 19, im Jahre 1859 16,3 Procent (Ministerialbericht von 1860).



Das Hospital der portugiesischen Hülfsgesellschaft.

Das Hospital der portugiesischen Hülfsgesellschaft (Sociedade portugueza de Beneficenzia) ist ein prachtvolles in der Rua de Santo Amaro gelegenes Gebäude, das mit schwer zu rechtfertigendem Luxus aufgeführt und eingerichtet ist. Einige portugiesische Kapitalisten streckten der Gesellschaft das Baukapital vor und das Hospital geht, sobald dieses zurückersetzt ist, in den definitiven Besitz der Gesellschaft über. Den ärztlichen Dienst versehen Allöopathen und Homöopathen.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt dürfen das Blinden- und Taubstummeninstitut nicht vergessen werden.

Zu den Vorzügen von Rio de Janeiro zählen wir auch die ausgezeichnete Gasbeleuchtung. Die Flammen leuchten vorzüglich

rein und klar und sind bis in die entferntesten Stadttheile in fast verschwenderischer Menge angebracht. Ich glaube, die grosse Leuchtkraft des Gases in den südamerikanischen Hauptstädten wie Rio de Janeiro, Buenos Aires, Santiago, Lima, die weit bedeutender ist als in London, Paris, Wien und Berlin, ist vorzüglich durch den reinern Zustand der Atmosphäre bedingt, sie wird wahrscheinlich auch dadurch begünstigt, dass die Häuser in den südamerikanischen Städten niedriger sind und daher in den Strassen selbst die Verschmelzung des intensiven Sternlichtes mit dem Gaslichte leichter ermöglicht ist.

Auch durch seine verschiedenen Omnibuslinien zeichnet sich Rio de Janeiro vortheilhaft vor manchen grossen europäischen und südamerikanischen Hauptstädten aus. Drei theils concurrirende, theils sich ergänzende Unternehmungen (die Compagnie der Gondolas, der Omnibus und der Diligencias) unterhalten eine regelmässige Verbindung zwischen der innern Stadt und den entferntern Vorstädten. Die Wagen sind nach dem ältern nordamerikanischen Systeme gebaut und werden von vier Maulthieren im vollen Galop gezogen. Die Abfahrtsstunde wird zwar nicht gerade sehr pünktlich eingehalten und die Conducteure warten gern so lange, bis der Wagen voll ist; die Schnelligkeit der Fahrt ersetzt aber reichlich den kleinen Zeitverlust des Wartens. Sklaven und Personen ohne Halsbinde werden nicht in die Wagen aufgenommen.

Ausser den Omnibuslinien steht dem Personenverkehr eine grosse Anzahl von Mieth- und Platzwagen zu Gebote. Sie sind entweder einspännige, von einem Pferde oder Maulthiere gezogene zweiräderige Tilburies, oder gewöhnlich mit zwei Maulthieren bespannte Fiaker. Das Tilbury ist für ein heisses Klima und schlechtes Pflaster jedenfalls der möglichst unzweckmässige Wagen, da das Thier fast ebenso viel zu tragen als zu ziehen hat. Bei einigermassen angestrengtem Dienste hält daher ein Pferd selten länger als sechs Sommermonate aus; Maulthiere leisten mehr Widerstand. Die Fahrpreise sind hoch. Eine Fahrt im Tilbury auf eine Entfernung, für die man in Berlin mit der Droschke 5 Sgr. zahlt, kostet in Rio 1 Milreis (22 Sgr.), bei

Regenwetter 1500 Reis (1 Thlr. 3 Sgr.). Die nämliche Strecke im zweispännigen Wagen zurückzulegen kostet bis 5 Milreis (3 Thlr. 20 Sgr.). Diese Platzwagen sind grösstentheils schmuzig und schlecht bespannt. Weit bessere Wagen findet man in den zahlreichen Remisen (Cocheiras), aber freilich zu höhern Preisen. In mehrern grössern Cocheiras sind sehr elegante Coupés mit Livreebedienten zu vermiethen. Die Fahrt mit einem solchen kostet je nach Umständen 20—60 Milreis. Rio de Janeiro verdankt die Einführung von Miethwagen einem Deutschen, Herrn von Suckow, der sich, nachdem er als Offizier aus brasilianischem Dienste entlassen worden war, mit staunenswerther Thatkraft aus seiner unverschuldeten Noth emporgearbeitet und seine Idee, eine wohlorganisirte Anstalt für öffentliche Wagen zu errichten, mit grossem Glücke und glänzendem Erfolge durchgeführt hat.

Weniger Lobenswerthes ist dagegen über eine andere höchst wichtige öffentliche Anstalt zu sagen, nämlich über die Post (Correio), die sich noch heute in einem fast primitiven Zustande befindet. Mit einigem Humor werden in den öffentlichen Blättern die zahllosen Klagen des Publikums über die Postadministration unter dem Titel „materia velha“ (alter Gegenstand) rubricirt und diese scharf, wiewol fruchtlos gegeiselt.[1])

Die Nachlässigkeit und Unordnung in einem so wichtigen

---

[1]) Die meisten Kaufleute und manche Private haben auf der Briefexpedition des Postamtes bestimmte Fächer, in die alle für sie einlaufenden Briefe gelegt werden. Sie lassen dieselben von ihren Commis oder Dienern abholen und zahlen jährlich eine bestimmte Summe für das Fach. Der Misbrauch, dass jedermann beliebig Briefe von der Post abholen kann, ohne sich als Adressat zu legitimiren, wenn er nur das Postporto zahlt, findet, wie in einigen andern südamerikanischen Staaten, auch in Brasilien statt. Einer meiner Bekannten erhielt eines Tages einen Brief in das Haus gesandt. Bei Eröffnung des Couverts fand er einen an ihn adressirten Brief aus Europa und einen Zettel ohne Unterschrift folgenden Inhaltes: „Ich habe den beifolgenden an Sie adressirten Brief von der Post geholt, das Porto dafür bezahlt, ihn geöffnet und gelesen, und schicke Ihnen denselben mit dieser Bemerkung zurück, damit Sie sich mit mir und vielen andern Personen vereinigen, um gegen den Misbrauch des Postamtes anzukämpfen, Briefe an Personen, die zu deren Empfange nicht berechtigt sind, zu verabfolgen.“

Administrationszweige ist unverantwortlich und in Rio de Janeiro, eine Welthauptstadt, um so unbegreiflicher, als die Brasilianer, im ganzen genommen, gewandte Bureaukraten sind. Man glaubt vielleicht an massgebenden Stellen, tüchtige Postbeamte werden sich in Rio de Janeiro durch Uebung und mit der Zeit von selbst heranbilden und die Verwaltung sich auf eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Höhe entwickeln, wie dies ja auch in Europa der Fall war. Ich glaube aber, man täuscht sich darin gewaltig und wird bei diesen trügerischen Hoffnungen auch nach Jahrzehnten keinen Schritt weiter sein, als man vor Jahrzehnten war, denn es scheint in der brasilianischen Hauptstadt an Capacitäten für dieses Fach zu fehlen, wenigstens sind sie bis jetzt noch nicht gefunden worden. Es gibt nur ein einziges Mittel, in dieser heillosen Wirthschaft gründliche Abhülfe zu treffen, nämlich eine Anzahl tüchtige europäische Postbeamte in die Rua direita zu versetzen und unter ihre strenge Leitung die brasilianischen Jünger Mercur's zu stellen.

Ich bin monatelang täglich dem reitenden Boten begegnet, der die Briefe nach der Vorstadt Botafogo befördert. Aus halb geöffneten Büchsen, die er hinten auf jeder Seite des Sattels hängen hat, gucken die Poststücke heraus, und ein Vorübergehender könnte sehr leicht, ohne gerade Taschenspielerfertigkeit zu besitzen, ganz unbemerkt einen Theil davon herausziehen. Sollte es aber gar dem Thiere des Boten je einfallen, einen Seitensprung zu machen oder ein rascheres Tempo anzuschlagen, so würden die nach Botafogo bestimmten Briefschaften nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. Zur Ehre der Postadministration sei es indessen bemerkt, dass sie durch Auswahl eines gänzlich abgelebten Maulthieres väterlich dafür gesorgt hat, dass ein solcher Unfall die Bewohner Botafogos ihrer Correspondenz nicht beraubt.

Ich gehe nun zu einer flüchtigen Skizze der Bewohner Rio de Janeiros über und wiederhole noch einmal, dass dieses der südamerikanischen Kaiserstadt gewidmete Kapitel nur einzelne Skizzen und Beobachtungen enthält und weit entfernt ist, ein detaillirtes Bild der brasilianischen Hauptstadt zu geben. Das überreiche

Material würde Stoff zu mehrern Bänden liefern und kann daher in einer Reisebeschreibung eben nur skizzenhaft behandelt werden.

Werfen wir unsern Blick auf die fremde Bevölkerung Rio de Janeiros. Wie in jeder Weltstadt sind auch hier alle Nationalitäten in grösserm oder geringerm Verhältniss vertreten, begreiflicherweise diejenige am stärksten, deren Blut in den Adern des grössern Theiles der gegenwärtigen einheimischen Bevölkerung rollt, die einst das Kaiserreich seine Tochtercolonie nannte. Aber ungleich den europäischen Hauptstädten, in deren Mauern sich Tausende von Fremden versammeln, um sich sässig niederzulassen und eine neue Heimat zu finden, nehmen in Rio de Janeiro die Fremden, fast der vierte Theil der Einwohnerzahl, nur einen vorübergehenden Aufenthalt; sie haben alle nur den Einen Zweck, bald und womöglich viel Geld zu verdienen und dann dem Lande für immer Lebewohl zu sagen. Nur ein winziger Bruchtheil wird sich hier freiwillig für sich selbst und seine Kinder eine bleibende Zukunft gründen.

Mit Ausnahme der Portugiesen sind die *Franzosen* von allen fremden Nationen in der brasilianischen Hauptstadt am stärksten vertreten.[1]) Paris und der Elsass liefern das stärkste Contingent. Sie sind vorzüglich Hausirer (Mascates), Wirthe, Köche, Schneider, Perruquiers, Mode- und Quincailleriewaarenhändler u. dgl. Die elegante Rua d'Ouvidor ist vorzüglich von ihnen bevölkert und sie haben dort die elegantesten Verkaufsgewölbe inne. Als der Prinz von Joinville bei Gelegenheit seiner Verlobung mit einer Schwester des Kaisers eines Abends die Rua d'Ouvidor besuchte, brachte einer seiner Begleiter als Antwort auf die von dem Prinzen gemachte Bemerkung, man glaube sich hier nach Frankreich versetzt, die Franzosen dieser Strasse in eine so boshafte Beziehung zu den beiden französischen Kriegshäfen Rochefort und Toulon, dass die Franzosen dieses eleganten Quartiers, denen diese Aeusserung zu Ohren kam, für lange Jahre geschworene Feinde jenes Mannes wurden. Unter dem Handwerkerstande finden sich viele

---

[1]) Es sind 20—21000 Franzosen in Rio de Janeiro.

Franzosen als geschickte Arbeiter. Mehrere französiche Handelshäuser nehmen eine sehr ehrenvolle und einflussreiche Stelle im Exporthandel ein.

Obgleich die Brasilianer französische Sprache und Literatur sehr bevorzugen, so lieben sie doch die Franzosen nicht, und zwar aus dem gleichen Grunde, aus dem diese auch in den übrigen Staaten Südamerikas nichts weniger als beliebt sind, weil sie sich nämlich in alles einmischen, überall das grosse Wort führen wollen, rücksichtslos und verletzend kritisiren und bei jeder Gelegenheit als Glieder der „grande nation“ eine eingebildete Superiorität zur Schau tragen und die Eingeborenen fühlen lassen. Charakteristisch und ebenso klar als lange Auseinandersetzungen ist es, dass in Brasilien betrügerische Geschäfte negocios afrancesados genannt werden.

Nach den Franzosen sind wol die Deutschen numerisch am stärksten vertreten. Sie gehören grösstentheils dem Kaufmannsstande, in geringer Menge dem Handwerkerstande an. Das Nämliche gilt von den Schweizern. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das germanische Element in Rio de Janeiro durch weit mehr Intelligenz und Bildung vertreten ist als das gallische, und dass es bei den Eingeborenen auch durschschnittlich in höherer Achtung steht als dieses.

Die *Deutschen* haben ihre eigene, bescheidene protestantische Kirche (Rua dos invalidos), ihren Seelsorger und ein eigenes Vereinslokal, die Germania, zur geselligen Unterhaltung, sogar eine deutsche Bierbrauerei, wo junge, unverheirathete Männer in untergeordneter Stellung einen wenn auch sehr geringen Ersatz für den Mangel an geselligem Verkehr in Familienkreisen finden. Für den Fremden ist das Fehlen eines eigentlichen gesellschaftlichen Lebens eine der grössten Schattenseiten bei einem längern Aufenthalte in Rio de Janeiro.

Der Kaufmann geht morgens um 8 oder 9 Uhr in die Stadt auf sein Comptoir, liegt den ganzen Tag, oft bei einer fast unerträglichen Temperatur, seinen Geschäften ob und kehrt abends 4 oder 5 Uhr nach seinem Landsitze zurück, wo er erst in den vorgerückten Abendstunden seine Hauptmahlzeit einnimmt. Hat

er Familie, so ruht er im Kreise der Seinen von den Tagesmühen aus; steht er aber allein, so bietet ihm sein Garten mit der herr-



Erholung in der Chacara.

lichen Blumenfülle, Musik oder Lektüre Erholung und Genuss, und nur sehr selten verlässt er abends noch seine trauliche Wohnung, um einen Besuch zu machen. Bei der grossen, oft stundenweiten Entfernung, die befreundete Familien trennt, bei den theuern Fahrgelegenheiten und dem in dem erschlaffenden Klima so natürlichen Bedürfniss nach Ruhe ist es daher leicht erklärlich, dass sich wenig gesellschaftliches Leben entwickeln kann. Der Zusatz zu einer Einladung: „Sie werden mich abends immer zu Hause treffen", ist selten in einer Stadt wörtlicher zu nehmen als in Rio de Janeiro.

Das Klima übt in der Regel auf den Deutschen, überhaupt

auf den Nordländer, bei langjährigem Aufenthalte in der brasilianischen Hauptstadt einen nachtheiligen Einfluss aus. Die blühende Gesichtsfarbe, die er aus Europa mitbrachte, weicht allmählich einem fahlen Teint; somatische Störungen, besonders der Unterleibsorgane, stellen sich fast unbemerkt ein und treten oft erst nach seiner Rückkehr in die Heimat entschieden und häufig alarmirend hervor. Die schwülen, erstickenden, ruhelosen Sommer reiben ihn auf; die kühle Jahreszeit, oft auch mit Perioden drückender Hitze, vermag ihm nicht zu ersetzen, was er während der heissen verloren hat. Er büsst alljährlich eine gewisse Quote von seinem mitgebrachten Kräftekapital ein; er verliert seine angeborene Energie, seine körperliche und geistige Spannkraft. Die meisten trachten daher, so schnell als thunlich ein Land zu verlassen, in dem sie zwar bei einigem Glücke wichtige pecuniäre Vortheile erringen können, in der Regel aber ihre Gesundheit dabei aufs Spiel setzen. Wer von den Fremden es nur einigermassen ermöglichen kann, kehrt nach einem Aufenthalte von ein paar Jahren in Rio de Janeiro auf einige Zeit nach Europa zurück, um sich da aufzufrischen. Solche Erholungsreisen sind jedem, den seine Bestimmung für eine längere Epoche an Brasilien fesselt, äusserst wohlthätig.

*Engländer* haben sich ebenfalls in ziemlich grosser Anzahl in Rio de Janeiro niedergelassen und zwar auch grossentheils als Kaufleute. Einige der grössern Handelshäuser gehören englischen Firmen. Die englische Kirche, oder besser Kapelle, in der Rua dos Barbanos, ist wie die deutsche sehr einfach und thurmlos. Sie wurde bald nach der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens (1823) erbaut und ist, wenn ich nicht irre, das älteste protestantische Gotteshaus in einem rein katholischen Lande des südamerikanischen Continents. Der reizend gelegene englische Kirchhof auf Gamboa ist zwar hauptsächlich für Engländer bestimmt, (nach Decret vom 3. August 1861 *ausschliesslich*), die Verwaltung desselben ist aber so tolerant, auch Protestanten anderer Länder dort eine Ruhestätte zu gönnen.[1]) Der anglo-

---

[1]) Im Jahre 1861 sind endlich den Protestanten anderer Nationen auch

brasilianische Conflict der neuesten Zeit, zum Theil hervorgerufen durch ein wenig „gentlemanlikes“ Betragen des Geistlichen und zweier Offiziere eines britischen Kriegsschiffes, in dem bekanntlich König Leopold I. als Schiedsrichter zu Gunsen Brasiliens urtheilte, begründete eine bedeutende Missstimmung der Brasilianer gegen die Engländer, die jedenfalls erst nach längerer Zeit sich vollständig legen wird. Schon in frühern Jahren hat das sehr gewaltthätige, wenn auch grösstentheils gerechtfertigte Vorgehen der englischen Kriegsschiffe, bei Verfolgung von Sklavenschiffen, gegen einzelne Hafenplätze der Küste eine heftige Erbitterung hervorgerufen, die länger angedauert hätte, wenn Brasilien nicht so oft englische Kapitalien brauchen und erhalten würde; freilich gegen Sicherstellung und hohe Zinsen.

*Spanier* und *Italiener* nehmen, mit wenigen Ausnahmen, in Rio de Janeiro untergeordnete Stellen ein. Der bekannte Hass der Portugiesen gegen ihre Nachbarn auf der Pyrenäischen Halbinsel hat sich auf ihre amerikanischen Abkömmlinge nicht fortgepflanzt. Die gegenwärtigen Interessen der einstigen lusitanischen Colonie sind von denen des Mutterlandes zu verschieden, und es kann daher auch füglich keine gegründete Animosität zwischen Brasilianern und Spaniern bestehen. Die Italiener sind auch in Brasiliens Hauptstadt, wie in der ganzen civilisirten Welt, durch Gipsfigurenhändler repräsentirt; wir finden sie aber auch als Gastwirthe, Kaffeesieder, Victualienhändler, Handlungsdiener u. s. f., auch, wiewol selten, als angesehene Kaufleute.

*Nordamerikaner* sind in Rio de Janeiro weniger zahlreich als die eben angeführten Nationen. Sie sind Kaufleute, Ingenieure, Mechaniker, Leiter von technischen Etablissements, Bibel-

---

einige wichtige Zugeständnisse gemacht worden. Es wurde ihnen nämlich gestattet, auf dem akatholischen Kirchhofe, auf dem früher alle Nichtkatholiken, also auch Juden und Heiden (Chinesen) beerdigt wurden, einen eigenen Platz für Protestanten einzufrieden und daselbst eine Kapelle zu bauen, ferner die Gräber auf länger, als wie bisher blos auf fünf Jahre zu kaufen, und endlich die Kinderleichen mit schwarzem Bahrtuche bedeckt nach dem Kirchhof führen zu dürfen. In Brasilien ist für Kinderleichen ein rosafarbenes Bahrtuch gebräuchlich.

colporteure u. s. f. Das grösste Kaffeexporthaus Rios ist die nordamerikanische Firma Maxwell & Comp. Sie verschifft jährlich zwischen 4—500000 Sack Kaffee nach den Vereinsstaaten; wohin, wenigstens bis zum Jahre 1861, immer circa die Hälfte des in Brasilien producirten Kaffees, nämlich über 1 $^1/_2$ Millionen Sack (1857 880279 Sack à 160 Pfund, 1858 1,133609 Sack, 1859 1,150425 Sack) exportirt wurde.

Russen, Schweden, Dänen, Belgier, Holländer, Griechen etc. befinden sich nur in geringer Anzahl in der brasilianischen Hauptstadt, aber jede dieser Nationen besitzt dort einen Consul, ebenso die südamerikanischen Republiken, obgleich sie nur ein geringes Contingent zur Bevölkerung Rios liefern, dagegen aber grösstentheils in sehr wichtigen Grenzverhältnissen zum Kaiserreiche stehen.

Die *Chinesen*, die man ziemlich häufig in den Strassen sieht, wurden theils durch die kaiserliche Regierung, theils durch Privatspeculation versuchsweise als Arbeiter in Brasilien eingeführt. Sie haben im Laufe der Jahre ihr Ueberfahrtsgeld abverdient und sich als Speisewirthe, Fischverkäufer u. s. f. in der Hauptstadt niedergelassen.

Wenden wir uns nun zu denjenigen *Fremden*, die sich noch vor vier Jahrzehnten die Herren des Landes nannten. Wie hoch sich die Zahl der in Rio de Janeiro ansässigen *Portugiesen* beläuft, kann ich nicht genau angeben; exacte statistische Nachweise der Bevölkerung der Stadt sind mir nicht bekannt, ich erkundigte mich vergebens danach; die mir mitgetheilten Data machen keinen Anspruch auf grosse Genauigkeit. Nach denselben sollen zwischen 60—80000 Portugiesen in Rio leben. Ihre Zahl ist übrigens sehr wechselnd, denn einerseits kommen fast wöchentlich neue Zufuhren an, andererseits hält der Tod unter ihnen eine reiche Ernte. Wir finden sie in allen möglichen socialen Stellungen vom zerlumpten Bettler bis zum Millionär, als Tagelöhner, Kärrner, Handwerker, Handlungsdiener, Krämer, Kaufleute, Fazendeiros, Rentiers, u. s. f. Ein grosser Theil von ihnen stammt von den Inseln (Azoren und Madeira), vielleicht ebenso viele als vom Festlande. Fast alle, die seit der Los-

trennung der Colonie vom Mutterlande nach Brasilien einwanderten, hatten nur den Einen Zweck, sich hier ein Vermögen zu erwerben, und es ist auch vielen Tausenden gelungen. Der überwiegend grössere Theil von ihnen kommt, kaum mit dem Nothdürftigsten bekleidet, auf den unreinen Schiffen ihres Vaterlandes im Hafen an. Die Mehrzahl sind blutjunge Bürschchen, kaum den Knabenschuhen entwachsen, und nicht im Stande gewesen, das Ueberfahrtsgeld zu bezahlen; aber sie sind voll Muth und Unternehmungsgeist. Sobald ein Schiff mit solchen portugiesischen Emigranten im Hafen einläuft, so gehen ihre Landsleute an Bord, suchen sich unter denselben für ihre Zwecke die passendsten Individuen aus, zahlen dem Kapitän die Passage und führen die so ausgelösten Individuen ihrer neuen Bestimmung entgegen, bald als Arbeiter auf Fazendas, bald aber für städtische Beschäftigungen. Sehr häufig ist es die eines Ladendieners (Cacheiro), sie ist auch die von den jungen Ankömmlingen am meisten gesuchte. Haben sie in ihrer Heimat wie Schweine gelebt, so beginnt ihr neues Leben nicht viel besser, als das von Hunden. Dumpfe, schmuzige, mit ekelhaftem Geruch angefüllte Lokale als Wohnung, schlechte Nahrung und rücksichtslose, rohe Behandlung sind ihr Theil. Aber das entmuthigt den jungen Lusitanier nicht. Hat er einmal die ersten Jahre überstanden, sein Ueberfahrtsgeld und die Auslagen für die ersten nöthigen Bedürfnisse abverdient, so bessert sich seine Stellung mehr und mehr, besonders wenn er treu und geschickt befunden wird. Er ist in der Regel sparsam, oft geizig, weiss sein erspartes Geld auf irgend eine Weise reichlich gewinnbringend zu machen und fängt, sobald es ihm nur einigermassen möglich ist, für sich selbst ein Geschäft an. Viele von ihnen benutzen ihre Freistunden als Cacheiro sehr nützlich und lernen lesen, schreiben und rechnen. Durch Fleiss und Genügsamkeit erringen sie sich bald eine sorgenfreie Stellung, mit Glück dazu oft grosse Reichthümer. Ich kenne solche Portugiesen, die als armselige Cacheiros angefangen haben und heute im Besitze von Adelstiteln und ausgedehntem Grundbesitze sind und ihre Sklaven zu Hunderten, ja zu Tausenden zählen; aber freilich wird

hinter einer solchen Persönlichkeit, die trotz Adel, Orden und Geld immer noch den Stempel eines rohen Parvenu an der Stirn trägt, der Deutsche keinen Aristokraten, der Engländer keinen Gentleman, der Franzose keinen Mann comme il faut, der Spanier keinen Caballero, höchstens der Portugiese eine Excellencia suchen. Auch bei der gebildeten Klasse der Brasilianer geniessen sie nur ein sehr geringes Ansehen. Mir ist bekannt, wie ein brasilianischer Fazendeiro seine Tochter dem Sohne eines dieser portugiesischen Millionäre, der sein ungeheures Vermögen vorzüglich durch Sklavenspeculationen erworben hatte, verweigerte, „weil an dem Gelde seines Vaters zu viel Thränen und Blut kleben“.

Einmal im Besitze von Geld, geht das ganze Bestreben dieser Emporkömmlinge nach Besitz von Orden und Titeln, und beides können sie für klingende Münze in ihrem eigenen Mutterlande mit grosser Leichtigkeit erhalten. Es sind sogar fremden Consuln in Rio de Janeiro von Lissabon aus Preiscourante von portugiesischen Orden und Adelstiteln zugesandt worden! Für sein Geld wird der Händler mit Seccos e molhados (Victualien) Commandeur, Baron, Vicomte. Charakteristisch ist folgende verbürgte Anekdote. Ein solcher Ritter des Carne secca wurde gegen Bezahlung einer gewissen Anzahl von Contos de reis vom portugiesischen Baron zum Visconde avancirt. Ein paar Tage später übergibt ihm sein Commis irgend eine Rechnung zum Unterschreiben, und der neugebackene Visconde signirt Bisconde de E......, der Commis wirft einen Blick auf die Unterschrift und sagt: Ew. Excellenz werden erlauben, man schreibt Visconde nicht mit B, sondern mit V. Ganz erzürnt entgegnete der Adelsträger: Ich habe Baron mit B geschrieben und werde Visconde auch mit B schreiben (die Portugiesen verwechseln in der Regel B und V). Der pfiffige Commis, um seinen Herrn in der Unterschrift nicht blosszustellen, entgegnete ganz bescheiden: In neuerer Zeit ist es aber Mode geworden, Bisconde mit V zu schreiben. Das wirkte. Ich kenne den Herrn Viscontc persönlich und gestehe, dass seine ganze Bildung seiner Orthographie vollkommen entspricht.

Haben sich die Portugiesen ein Vermögen erworben, so

kehren sie in der Regel nach ihrem Vaterlande zurück. Diese Anhänglichkeit an die Heimat ist zwar sehr lobenswerth und für Portugal gewiss auch sehr gewinnbringend, für Brasilien aber durch den Abfluss ausserordentlicher Summen Geldes in staatsökonomischer Hinsicht sehr bedeutungsvoll und nachtheilig. Die Portugiesen sind wahre Blutsauger an Brasiliens Lebensmark.

Vor Unterdrückung des Sklavenhandels haben die Portugiesen mit Vorliebe diesen traurigen Handelszweig betrieben, und man darf behaupten, dass durch denselben die grössten Vermögen erworben wurden, dass dabei aber auch zu jedem Mittel, so niederträchtig und verächtlich es auch sein mochte, gegriffen wurde.

Als, dank dem redlichen Willen des jetzigen Kaisers und der englischen Energie, dem verruchten Menschenhandel ein Ziel gesetzt wurde, blieben auf einmal enorme Kapitalien, die früher zwischen der afrikanischen Küste und Brasilien circulirt hatten, in letzterm Lande. Es trat eine Epoche des Geldüberflusses ein, wie ihn selten ein Land aufzuweisen hat. Man war in Verlegenheit, wie diese Summen gewinnbringend angelegt werden könnten. Die Fazendeiros erhielten zu verhältnissmässig geringen Zinsen Geld in beliebiger Quantität, und sehr viele von ihnen büssen heute noch schwer den Leichtsinn, mit dem sie damals zu den ihnen gern gebotenen Kapitalien gegriffen haben. Speculative Köpfe organisirten die verschiedenartigsten Actienunternehmungen und es fehlte nicht an willigen Theilnehmern mit Geld; aber bald fanden die klugen Portugiesen, da sie ihr Lieblingsgeschäft nicht betreiben konnten, die Lage weit weniger behaglich als früher, und zogen sich einer nach dem andern in ihr Vaterland zurück. Mit ihnen verschwand ein grosser Theil der Kapitalien, nach und nach trat an die Stelle des Geldüberflusses nun Geldmangel und die neuen grossen Eisenbahnunternehmungen sahen sich genöthigt, auf dem englischen Markte Kapitalien zu suchen.

Die Portugiesen sind rührig und thätig und übertreffen darin die Brasilianer, wenigstens der Hauptstadt. Beobachter,

die Portugul genau kennen, behaupten, dass sie in Brasilien weit arbeitsamer und unverdrossener sind als in ihrer Heimat. Allerdings mögen sie dort traurige agrarische und commercielle Verhältnisse entmuthigen, während sie hier tausendfache Gelegenheit finden, sich eine günstige Zukunft zu gestalten.

In frühern Zeiten genossen die portugiesischen Kaufleute auf dem Handelsplatze wegen der pünktlichen Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten und wegen ihrer Ehrlichkeit eines vortrefflichen Rufes. Die europäischen Importhäuser verkauften ihnen Waaren für hohe Summen ohne schriftliche Verpflichtungen, blos gegen ihr Wort, am bestimmten Tage zu zahlen, und nur selten hat es einer nicht pünktlich gelöst. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse anders und weit ungünstiger und viele fremde Häuser setzen weit mehr Vertrauen in brasilianische als in portugiesische Firmen. Dieser Umschwung der Dinge liegt aber nicht etwa in einer Veränderung des Charakters der Portugiesen, sondern wurzelt tief in einem höchst ungesunden Zustande des ganzen brasilianischen Handels. Es ist hier nicht der Ort, auf dieses wichtige Thema ausführlich einzugehen; aber ich will mir doch einige wenige Bemerkungen darüber erlauben.

Brasilien importirt weit mehr, als es exportirt. Im Mittel von fünf Jahren $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ führte es an fremden Waaren im Werthe von 67,842:433 Milreis (über 185 Millionen Franken) ein (im Jahre $18^{60}/_{61}$ für 58,222:834 Milreis), dagegen führte es in der nämlichen Epoche im Mittel 57,638:873 Milreis aus (im Jahre $18^{60}/_{61}$ für 57,845:011 Milreis), also 27—28 Millionen Franken mehr ein als aus. [1])

---

[1]) Von 1831—1859 *importirte* Brasilien für 227,475:246 Milreis mehr, als es exportirte. Die *Ausfuhr* überstieg die Einfuhr in den Jahren $18^{35}/_{36}$ um 416:980 Milreis, $18^{45}/_{46}$ um 1,436:582 Milreis, $18^{47}/_{48}$ um 10,576:156 Milreis (das günstige Jahr); $18^{48}/_{49}$ um 4,720:134 Milreis, $18^{54}/_{55}$ um 5,868:874 Milreis, $18^{55}/_{56}$ um 1,644:375 Milreis. Während 28 Jahren überstieg also der Export nur in sechs Jahren den Import, aber die Gesammtsumme zu Gunsten des Exports erreichte noch lange nicht die Höhe der Summe, um die in dem einzigen Jahre $18^{57}/_{58}$ die Einfuhr die Ausfuhr überstieg. Sie betrug nämlich in diesem Finanzjahre 32,007:882 Milreis (130,207:607 Import und 96,199:725 Export). Dieses Jahr weist den höchsten Import aus, während $18^{56}/_{57}$ den höchsten Export mit

Es importirt ausser Manufacturen und einigem Rohmaterial (Eisen, Steinkohlen) auch noch eine grosse Menge der unentbehrlichsten Lebensmittel, als Fleisch (lufttrocknes), Fische (Stockfische), Weizenmehl, Butter, Salz, Kartoffeln, Bohnen, Mais, Reis, ferner Weine (im Betrage von 10—12 Millionen Franken), Spirituosen u. s. w. Es besteht also ein auffallendes Misverhältniss zwischen Production und Consumtion. Selbst zu den Zeiten, als durch eine äusserst gesteigerte Kaffeeproduction und mehrere aufeinander folgende sehr günstige Ernten die Märkte Europas und der Vereinsstaaten mit brasilianischem Kaffee überfüllt waren, bestand doch meistens eine jährliche Bilanz *gegen* das Land. Damals war man aber doch noch geneigt, dem Handel Brasiliens ein rasches Aufblühen und in nächster Zukunft eine grossartige Entwickelung zu prognosticiren, man vergass dabei aber die Hauptfactoren in Rechnung zu bringen. Man verwechselte die wirkliche Productions*kraft* des Landes mit der irrationellen forcirten *Production*, der Bodenerschöpfung folgt; man vergass, dass Brasilien hauptsächlich Kaffee ausführt, dass bei Misernten oder bei andern dergleichen unvorhergesehenen Calamitäten ein gewaltiger Rückschlag stattfinden müsse; man hoffte mit Sicherheit auf eine stete Vermehrung der Arbeitskräfte, man phantasirte von grossartigen Colonisationen und einem steten Zuströmen kräftiger, arbeitstüchtiger Einwanderer, die bei den Fazendeiros auf Halbpacht (parceira) arbeiten, oder sich als freie Ansiedler niederlassen würden; aber man bedachte nicht, dass Wortbrüchigkeit, flagrante Unehrlichkeit und Inhumanität von seiten der Anreger des Parceriesystems und Mangel an Verständniss, planloses Herumtappen und gänzlich verkehrte Massregeln von seiten der leitenden Behörden den guten Willen und die grossen Opfer der Regierung für diese Zwecke paralysiren und einen bedeutenden Einwandererstrom nicht nur in Frage stellen, sondern geradezu hemmen würden. Man wiegte sich indessen in den schönsten

---

114,503:413 Milreis zeigte. Während dieser 28 Jahre variirte der *mittlere* jährliche Wechselcurs auf London zwischen $38\frac{1}{2}$—$24\frac{7}{8}$ Pence für 1 Milreis. (Höchster Mittelcurs $18^{35}/_{36} = 38\frac{1}{2}$, niedrigster $18^{48}/_{49} = 24\frac{7}{8}$.)

aber trügerischen Hoffnungen, und wenn damals der eine oder andere scharfsichtige Beobachter seine Bedenken über die allzu rosigen Aussichten zu äussern wagte, so war höchstens ein mitleidiges Achselzucken über seine Kurzsichtigkeit die Antwort auf bescheidene Zweifel.

Aber rasch hintereinander folgten sich die Enttäuschungen. Mit dem Jahre 1856 erschien die Cholera auf brasilianischem Boden und wüthete verheerend unter den Sklaven, der eigentlich producirenden Bevölkerung. In den nächsten Jahren schon begann eine intensive Agitation gegen die deutsche Einwanderung nach dem Kaiserreiche. Die unheilvolle Handelskrise von $18^{57}/_{58}$ erschütterte schwer den Handel Brasiliens, wenn er ihn auch für den Augenblick weniger sichtlich traf, als die südlichen Nachbarrepubliken, doch gewiss ebenso nachhaltend und empfindlich; die mit grossen Privilegien ausgestattete Nationalbank gestaltete sich zu einer wahren Papierfabrik; Gold und Silber verschwanden aus der Circulation, ersteres wurde mit 8 Procent Prämie bezahlt; der Wechselcurs auf Europa, durch die beiden Factoren Zahlungsverbindlichkeit für Import und Export, die Production, bestimmt, konnte sich jahrelang nur selten über Pari erheben. Ein neuer, äusserst complicirter Zolltarif trat mit dem Jahre 1860 ins Leben, gerade das Gegentheil von dem beinahe zur nämlichen Zeit, auf richtige Principien gegründeten Eingangszoll Grossbritanniens, in welchem für eine grosse Zahl kleiner, wenig einbringender Artikel, die bei der Verzollung bedeutende Weitläufigkeit verursachen, ohne weiteres ausgelassen, die übrigen aber in möglichst wenige Rubriken zusammengefasst und dadurch eine ausserordentliche Vereinfachung der Zollmanipulationen, Gewinn an Zeit und Verminderung von Misverständnissen erzielt wurden. Fast gleichzeitig mit dem neuen Zolltarif wurde eine Erhöhung des Exportzolles um 2 Procent decretirt und somit wieder ein empfindlicher Schlag gegen den Nationalwohlstand geführt. In den massgebenden Kreisen fasste man nur die Vermehrung des Staatseinkommens ins Auge, scheint aber vergessen zu haben, dass der europäische Markt die Preise von Kaffee, Zucker u. s. f. bestimmt und nicht der brasilianische Producent,

daher es auch nicht von diesem abhängt, den vom Exporteur beim Ankauf in Anschlag gesetzten Ausfuhrzoll auszugleichen.

Diesen Douanenmassregeln [1]) folgte der Erlass eines ebenso unpraktischen als unklaren Stempelgesetzes, das den ganzen Handelsstand wegen des grossen Zeitverlustes, den dessen stricte Erfüllung mit sich führte, in die grösste Aufregung brachte, während er sowie ein grosser Theil der übrigen Bevölkerung ausserdem durch Schlag auf Schlag sich folgende Decrete, deren Zweck Besteuerung [2]) oder eine fast unwürdige Fiscalisation war, mehr und mehr gegen ein Regierungssystem erbittert wurde, dessen Tendenz im stricten Gegensatze zu den wahren Culturfortschritten stand, deren man sich so gern rühmte.

Der Urheber dieser vexirenden Massregeln, der damalige Ministerpräsident und Leiter der Finanzangelegenheiten, ein Mann von unbestreitbar hohem Talente, verfolgte dabei consequent Zwecke, die dem grössern Publikum nicht bekannt geworden sind, und deren Analyse auch nicht hierher gehört, er rief aber dadurch die grösste Erbitterung gegen die Regierung hervor. Es dürfte übrigens dem scharfen und beobachtenden Blicke dieses Staatsmannes bei seiner jüngsten Rundreise durch Europa nicht entgangen sein, dass ein System, wie er es in den Jahren seiner hohen Stellung befolgte, den Handel statt zu heben, nur untergraben kann. Es darf indessen hier nicht unerwähnt bleiben, dass er dem willkürlichen Gebaren der Nationalbank Einhalt that und die

---

[1]) Sehr charakterisch für diese Douanenmassregel ist die folgende Notiz aus dem Diario de Rio de Janeiro vom 12. Juni 1861:

„Der Schrecken der Massregeln des Herrn Ferraz ist schon über den Ocean gedrungen. Der Kapitän der Barke Nova Tentadora, die den 9. dieses aus Porto einlief und gestern mit Löschen begann, erklärte in allem Ernste und in grösster Eile, dass ihm während der Ueberfahrt ein Gimpel von mehrern, die er zum Verkaufe mitbrachte, zu Grunde gegangen sei. Der Kapitän war besorgt, dass seine Declaration nicht umständlich genug sei und er einer Strafe verfallen werde. Die englischen Schiffe, welche in jüngster Zeit in unsern Hafen eingelaufen sind, haben aus ähnlichen Befürchtungen die Butter und ähnliche Artikel als „brennbare Gegenstände“ declarirt. Welch bewunderungswürdige Verordnungen, welche den Handel zu solchen Kleinigkeitskrämereien (a semelhante miseria) nöthigt!“

[2]) Durch eine Immediateingabe an den Kaiser remonstrirte die Handelskammer den 15. Februar 1861 gegen mehrere dieser Decrete.

Befugniss ihrer Notenemission dahin beschränkte, dass dieselbe das Doppelte ihres disponiblen Kapitales nicht überschreiten dürfe, solange sie nicht im Stande sei, ihre Noten für Gold einzulösen; eine Bestimmung, die der brasilianischen Bank wie so mancher andern äusserst schwer zu erfüllen sein wird.

Unterdessen hatte sich im Handelsstande allmählich ein bösartiger Krebsschaden entwickelt. Die Kaufleute, die von den Importhäusern ihre Waaren beziehen, meistens Brasilianer und Portugiesen, konnten oder wollten den früher allgemein angenommenen dreimonatlichen Zahlungstermin nicht mehr einhalten; sie verlangten auf sechs Monate, auf ein Jahr, auf achtzehn Monate, in manchen Fällen sogar auf zwei Jahre Credit! Die Concurrenz und die Nothwendigkeit, Geschäfte zu machen, nöthigten die fremden Handelshäuser auf diese Forderungen einzugehen, nur einzelne sträubten sich aus allen Kräften gegen solche ihren Verkehr so schwer beeinträchtigende Bedingungen. Eine Anzahl Häuser versuchten es unter sich ein Concordat abzuschliessen, um nur bis zu einem fixirten Termine zu creditiren, aber die Rivalität liess sie nach kurzer Zeit diese Bestimmung wieder brechen und jeder handelte fernerhin auf seine eigene Faust, sich dem Willen des Käufers bestmöglich accommodirend. Nach ein-, oft zweijährigem Credit zahlt der Käufer sehr häufig noch nicht und macht seine Schuld auf noch länger zu einer verzinslichen. Natürlich bedarf er aber längst, ehe der letzte Termin abgelaufen ist, wiederholt neue Waaren, die ihm wiederum unter ähnlichen Bedingungen verkauft und creditirt werden. So entsteht das durchaus morsche Verhältniss, *dass das Land zum allerwenigsten* $1^1/_2$ *Jahre seines ganzen Consums an ausländischen Importartikeln schuldet.* Es ist leicht abzusehen, welch grosses Risico der fremde Handel bei diesem faulen Systeme läuft, und wie bei diesen übermässig langen Zahlungsterminen irgend eine nicht vorauszusehende Eventualität seine ausstehenden Kapitalien aufs äusserste gefährden kann. Noch auffallender gestaltet sich aber dieser Zustand, wenn wir bedenken, dass der brasilianische Producent seine Bodenerzeugnisse dem Exporteur *nur gegen*

*baare Bezahlung* verkauft, oft sogar Monate früher schon Vorschüsse auf die abzuliefernde Ernte fordert und empfängt.

Fügen wir zu all diesen Verhältnissen noch eine äussere Staatsschuld von mehr als 7 Millionen Pfd. St., eine innere von ebenso hohem Betrage, gegen 40000 Contos nicht gedecktes Papiergeld in Circulation, alljährlich sich vermehrende Auslagen für den Staatshaushalt, eine schwunghafte Einfuhr von falschem Papiergeld aus dem einstigen Mutterlande, steten Abfluss von Kapitalien nach Europa, besonders nach Portugal, keinen Zufluss fremder Kapitalien ausser zu hohem Zinsfusse, so haben wir ein annähernd treues Bild des Handels und der Finanzlage Brasiliens, aber wahrlich ein trauriges Bild.[1])

Man hört häufig von sehr gründlichen Kennern der brasilianischen Handelsverhältnisse und scharfsinnigen Beurtheilern der Zustände des Kaiserreiches die Befürchtung vor nahen, unausbleiblichen finanziellen Katastrophen und grossen Calamitäten, *die den Ruin des Landes herbeiführen müssen*, aussprechen. Es liegt fern von mir, den Ansichten jener Männer, die ungleich tiefer in die commerziellen Verhältnisse Brasiliens eingeweiht sind, als ich es bin, und die mit allen ihren Mysterien aufs genaueste vertraut sind, hier schroff entgegenzutreten; aber es möge mir vergönnt sein, einen vergleichenden Blick auf ähnliche Verhältnisse europäischer Länder zu werfen. Wir finden unter diesen Staaten mit enormen Schuldenlasten, für deren Zinsdeckung ein Viertel der Gesammtstaatseinkünfte in Anspruch genommen wird, während zwei Viertel dem Militärbudget anheimfallen, und man also nur noch mit einem Viertel den übrigen Staatsbedürfnissen gerecht werden kann, mit zum Theil entwerthetem Papiergelde, mit einer aufs höchste gespannten Besteuerung, der gegenüber selbst die

[1]) Die brasilianische Staatsschuld betrug am 31. December 1863 74,018000 Milreis; die Schuld der Provinz Rio de Janeiro 4,064500 Milreis. Im October 1863 schloss Brasilien mit Rothschild in London ein Anlehen ab von 3,300000 Pfd. St., $4^1/_2$ Proc. Zinsen tragend, zum Preise von 88 Procent. Dasselbe ist bestimmt, die fällig werdenden, von 1824 und 1843 stammenden Bonds zu decken. Ausserdem wurden gleichzeitig in Rio de Janeiro Staatsschuldscheine (Apolices) im Betrage von 5550 Contos de Reis, 6 Procent tragend, ausgegeben. Beide Finanzoperationen fanden in den Kammern lebhafte Opposition.

intensivste Bodencultur kaum noch einen Vortheil erringen kann, mit gehemmter, schwungloser Industrie, mit dahinsiechendem Handel, selbst mit einem noch nicht hinlänglich consolidirten Verfassungsleben, und doch treten keine Katastrophen und Calamitäten in dem Sinne ein, wie sie für Brasilien prognosticirt werden. Statt gewaltiger, erschütternder Krisen bemerken wir nur Lisen, die in stetem Wechsel allmählich vom Guten zum Schlechten, vom Schlechten zum Bessern führen.

Wenn auch in den schlimmsten Fällen wirkliche finanzielle Katastrophen eintreten, wie infolge der mehr geistreichen als klugen und ehrlichen Finanzoperationen Law's unter Ludwig XV., oder die Entwerthung der französischen Assignaten, oder der österreichische Bancozettelsturz, so waren das allerdings tief einschneidende, den Privat- und Nationalwohlstand auf lange Jahre zerrüttende Ereignisse, aber sie haben die Länder nicht ruinirt. Selbst das furchtbarste Ereigniss, das eine Nation treffen kann, ein jahrelang mit dem tiefsten Hasse und einer namenlosen Erbitterung geführter Bürgerkrieg, während die Bodenproduction gehemmt, die Industrie fast unthätig, der Handel zum Theil paralysirt ist und die Staatsschulden sich auf eine erschreckende Weise mehren, wird die Vereinsstaaten nicht ruiniren; sie werden nach errungenem Frieden ihre Weltstellung ebenso kräftig einnehmen wie früher.

Sollen nun Verhältnisse, die andere Staaten nicht ruiniren, gerade für Brasilien den Untergang herbeiführen? Ich kenne sehr genau die Antworten auf diese Frage; sie lassen sich in dem Einen Satze zusammenfassen: Brasilien ist in dem exceptionellen Falle, dass bei seinem reichen Boden sich seine Productionskräfte alljährlich mehr und mehr vermindern, folglich auch sein Ruin unausbleiblich. Ich lasse diesem Argument volle Gerechtigkeit widerfahren, erwidere aber, dass es jetzt noch in der Hand der Regierung liegt, diesem Unheil vorzubeugen.

Das einzige Ereigniss, das Brasiliens Ruin herbeiführen kann, ist eine Sklavenemancipation, *wenn der Staat nicht hinreichend darauf vorbereitet ist.* Es wird kaum Einem Brasilianer einfallen zu glauben, dass das Sklavenverhältniss, wie es seit Jahrhun-

derten bestanden hat, auch noch jahrhundertelang fortbestehen werde; aber vielleicht nur eine geringe Zahl von aufgeklärten Brasilianern sieht ein, dass der Zeitpunkt einer Aenderung mit Riesenschritten herannaht. Auf welche Weise die Emancipation eintreten wird, ob durch Gewaltschritte der Neger, ob unter äusserm Drucke, ob durch eine freiwillige, vernünftige Gesetzgebung, das sind Fragen der Zukunft; so viel steht fest, dass Brasilien und Cuba keine Sklavenstaaten mehr bleiben können, nachdem einmal die Sklavenemancipation durch ganz Nordamerika zur vollen Wahrheit geworden ist. Es ist daher die hohe Aufgabe der brasilianischen Staatsmänner, diesen Punkt scharf ins Auge zu fassen und ihn schon von jetzt an als eine Lebensfrage zu behandeln.[1])

Die Zahl der Sklaven in Brasilien beläuft sich auf circa $2^1/_2$ Millionen, also auf ein Drittel der Gesammtbevölkerung, die wir nach einem annäherungsweisen Census für 1862 auf circa 8 Millionen Seelen annehmen dürfen. Von diesen $2^1/_2$ Millionen Sklaven wird ein Viertel zum Hausdienste auf den Fazendas und in den Städten verwendet, ungefähr 500000 kommen auf Kinder, Greise, Invaliden, Kranke u. s. w., und etwas mehr als 1 Million auf arbeitstüchtige Individuen für die Bodencultur. Infolge einer Emancipation werden von dieser letztern Summe vielleicht zwei Zehntel in ein freiwilliges Dienstverhältniss zu den Fazendeiros treten, die übrigen werden entweder ihre Scholle selbst nothdürftig bebauen, oder sie werden Vagabunden, Räuber oder Bettler, wenn nicht sehr umsichtige Regierungsmassregeln ein gewisses Servitutenverhältniss als Uebergangsstadium zu schaffen vermögen. Wenn also eine Sklavenemancipation nicht die Agricultur, somit den Handel und folglich auch die Staatseinkünfte gänzlich untergraben soll, so hat die Regierung bis zu jenem Zeitpunkt dafür zu sorgen, dass wenigstens 6—800000 freie Arbeiter den Ausfall an schwarzen Ar-

[1]) Dem Gesetzgebenden Körper von 1865 wurden durch die Senatoren Silveira da Motta und Baron von Jequitinhonha einige dahin bezügliche Gesetzvorschläge, die aber weder auf Klugheit noch auf Gerechtigkeit basiren, eingereicht.

beitskräften decken. Steht aber dieser Wendepunkt nicht vielleicht näher, als die sorglose Menge es wähnt? und wird es der Regierung überhaupt möglich sein, eine solche Zahl Einwanderer dem Lande zuzuführen? Nach dem bisjetzt befolgten System, wie wir später sehen werden, gewiss nicht, daher kann ihr auch der Mahnruf Caveant Consules nicht laut und ernst genug wiederholt werden.

Was nützt der Bau von Eisenbahnen und Kunststrassen, für die Millionen fremden Geldes eingeführt und mit hohen Zinsen bezahlt werden, wenn das Land nur noch ein Minimum von Kaffee, Zucker, Baumwolle und Taback producirt? Ist nicht die Gefahr vorhanden, dass einst das Vieh auf den verlassenen Schienen das Gras abweidet wie in den verlassenen Strassen so mancher einst blühenden Stadt? *Mit der ersten Bahnschiene in Brasilien hätte auch der Grund zu einem vernünftigen Sklavenemancipationsgesetze und zu einem rationellen Einwanderungssystem gelegt werden sollen.* Es gibt im Staatenleben wie im Privatleben gewisse Verhältnisse, die man sich scheut zu berühren, bis nicht die dringendste Nothwendigkeit es erheischt, und dann ist es fast immer zu spät, Schaden zu vermeiden. Diese Scheu herrscht in Brasilien vor der Frage der Sklavenemancipation, und doch gibt es für das Land keine wichtigere. Ich wiederhole es, sie allein, unrichtig gelöst, ist im Stande, den Staat zu Grunde zu richten, ihn einem Schicksale entgegenzuführen, wie es heute auf Haiti lastet; ich meine nicht in politischer, sondern in staatsökonomischer Hinsicht. Die Geschichte kennt kein eclatanteres Beispiel eines ruinirten Landes als das dieser ehemaligen „Perle der Antillen“.

Eine richtig aufgefasste und klug durchgeführte Sklavenemancipation wird sich für Brasilien zum grössten Glück gestalten, da dadurch nothgedrungen der immense grösstentheils unbenutzte Grossgrundbesitz, der heute nur zum Nachtheil des Staatshaushaltes besteht, allmählich in Cultur gezogen würde. Es steht in der Hand der brasilianischen Staatsmänner, diese Frage zum Segen, aber auch zum grössten Unglück des Landes zu lösen.

Von diesen Betrachtungen wollen wir wieder zu den Por-

tugiesen Rio de Janeiros zurückkehren. Den Brasilianern gegenüber zeichnen sie sich durch ein festes Zusammenhalten aus, unter sich sind sie aber in schroff gegenüberstehende Parteien getheilt und geben ihrer Zwistigkeit sehr oft im Inseratentheile der Tagespresse öffentlichen Ausdruck. Auffallenderweise haben sie, trotzdem sie in der Hauptstadt numerisch so sehr stark vertreten sind, bis in die neueste Zeit kein eigenes journalistisches Organ gehabt, währand die Franzosen eine Zeit lang deren zwei und selbst die Italiener eins besassen. Erst im Jahre 1861 begannen sie mit einer Zeitung „O Lusitano", die wahrscheinlich auch nur von kurzem Bestande gewesen sein mag, da ihr Erscheinen nicht durch ein wahres Bedürfniss, sondern durch die heftigsten Leidenschaften hervorgerufen wurde. Es bestand nämlich lange Jahre eine äusserst erbitterte Agitation der Portugiesen gegen ihren Generalconsul Baron Moreira, der von seinen Gegnern der abscheulichsten Spoliationen, des Betruges und anderer Verbrechen beschuldigt, von seiner Regierung aber trotzdem decennienlang auf seinem einträglichen Posten belassen wurde. Nachdem mehr als ein Jahr lang fast täglich in den Blättern von Rio de Janeiro Angriffe gegen ihn, für die man in der deutschen Presse vergeblich nach Seitenstücken suchen würde, erschienen waren, gründeten seine Gegner den „Lusitano", um ihrem Unwillen und ihrer Erbitterung im ausgedehntesten Masse Luft zu machen. Nachdem die Portugiesen vergeblich bei verschiedenen Ministerien um die Abberufung des Generalconsuls petirt hatten, wandten sie sich endlich an die Reichsvertretung ihres Vaterlandes, durch deren Vermittelung ihr Begehren erfüllt wurde. Wahrscheinlich ist mit der Entsetzung des Barons Moreira auch der „Lusitano" zu Grabe gegangen. Die portugiesiche Regierung scheint überhaupt nicht sehr glücklich in der Wahl ihrer Consularagenten zu sein, denn ähnliche Anschuldigungen, wie sie dem portugiesischen Generalconsul für Rio de Janeiro gemacht wurden, wiederholen sich in sehr vielen andern Städten Brasiliens.

Die Portugiesen haben ein unbestreitbares Talent, sich in Brasilien Positionen zu gewinnen, und verstehen es auch, jede sich darbietende Gelegenheit vortrefflich zu benutzen. Es be-

steht z. B. eine über das Land weit verzweigte Gesellschaft, die den Zweck hat, überall wohlhabende Witwen aufzuspüren und alles daranzusetzen, sie an einen der ihrigen zu verheirathen. Diese Thatsache wurde mir von einem Portugiesen selbst mitgetheilt, der sich auf diese Weise weich gebettet hatte und eben im Begriffe war, mit seiner Frau nach der Residenz zu reisen.

Es herrscht eine gewiss sehr leicht zu begreifende Aversion der Brasilianer gegen die Portugiesen; ihr Charakter hat sich aber gegen früher bedeutend gemildert, und es dürfte wol kaum noch zu so gefährlichen Conflicten kommen, wie sie der gegenseitige Nationalhass noch jahrelang nach der Unabhängigkeitserklärung hervorgerufen hat. Man hört tausendmal die Brasilianer sagen: „Es ist unser Unglück, dass wir von den Portugiesen abstammen; hätte statt Portugal England oder Frankreich Brasilien erobert, so wären wir jetzt eine mächtige und weit vorgeschrittene Nation.“ Die Portugiesen ihrerseits sagen wieder: „Hätten wir nicht Dom João VI. zum Könige gehabt, so wären wir nicht so tief gesunken.“ Die letzte Behauptung ist nun freilich nicht richtig, denn der Verfall Portugals datirt von weit früher als dem schwachen Könige Johann VI.; wenngleich unter ihm das *Haus* Braganza zu seiner tiefsten Erniedrigung herabgesunken ist, so hatte doch die portugiesische *Nation* unter Prinz Johannes' Regierung Epochen, in denen sie sich ihrer grossen Vergangenheit würdig zeigte. Die erste Behauptung ist aber durchaus wahr. Hätte Holland oder Frankreich, die beide schon festen Fuss in Brasilien gefasst hatten, sich dort halten und die Portugiesen verdrängen können, so wäre Brasiliens Gegenwart gewiss eine weit glänzendere, als sie es wirklich ist.

Die Brasilianer halten sich für höher und weiter vorgeschritten als die Portugiesen. Dieses etwas stark mit Eitelkeit gemischte Nationalgefühl ist indessen nicht ganz unbegründet. Diese Bemerkung führt mich nun zu einer nähern Betrachtung der einheimischen Bevölkerung Rio de Janeiros, und ich werde bei dieser Gelegenheit auch einiges über brasilianische Verhältnisse im allgemeinen sagen.

Während für die meisten Völker eine Schilderung ihres Nationaltypus und der Grundzüge ihres Charakters so ziemlich möglich ist, so ist eine solche in Bezug auf die Brasilianer eine nicht zu lösende Aufgabe, denn eine seit Jahrhunderten andauernde Rassenmischung einer schon gemischten Rasse, wie es die Portugiesen sind, mit Indianern und Negern in allen nur denkbaren Kreuzungen, hat begreiflicherweise einen einheitlichen physischen Typus nicht entstehen lassen, und wo ein solcher fehlt, ist natürlich ein nationaler Charakter eines Volks auch nicht denkbar. Die brasilianische Nation ist eine Vereinigung von Menschen, die blos durch eine bestimmte Regierungsform untereinander verbunden sind, nicht aber, wie die europäischen Nationen, ausser dieser auch noch durch gemeinsame Abstammung und, durch diese bedingt, einen in gewissen Grundzügen übereinstimmenden Charakter.

Wir finden in vielen europäischen Ländern verschiedene sehr heterogene Nationalitäten unter *einer* Regierungsform vereint, aber jede dieser Nationen bildet für sich wieder ein abgeschlossenes Ganze mit eigener Abstammung, eigenem Charakter, eigener Sprache, eigener Geschichte, eigenen Bedürfnissen, in Brasilien hingegen sehen wir nur eine gemischte Abstammung über das ganze Land verbreitet. Allerdings haben die Bewohner von Rio grande do Sul, die Paulistas, die Fluminenses [1]), die Mineiros, die Pernambucanos etc. einen Anstrich von Nationalität, der, auf gewissen Lokalverhältnissen fussend, hauptsächlich Sonderinteressen seinen Ursprung verdankt, aber doch zuweilen scharf markirt hervortritt und die Ueberzeugung aufdrängt, dass nur die unheilvolle, so tief durchgreifende Rassenmischung einer gesunden, kräftigen Entwickelung der Nationalität hindernd entgegentritt. Bei den Völkern Europas herrscht die *Nationalität* vor, in Brasilien die *Individualität*; ähnlich wie im europäischen Walde die *Gattung* vorherrscht und Bestände bildet,

---

[1]) So nennen sich die Bewohner von Rio de Janeiro vom lateinischen Flumen (der Fluss).

im brasilianischen Urwalde aber die *Arten*, zur bunten botanischen Musterkarte vereint.

Ich habe diese Bemerkung für nöthig erachtet, um den Ausdruck „Brasilianer", den ich in den folgenden Schilderungen oft gebrauchen werde, näher zu präcisiren. Ich verstehe nämlich darunter nicht die *Gesammtheit* der Nation, sondern den intelligentern Theil der Bevölkerung mit vorherrschend weisser Abstammung. Man kann mir allerdings den Vorwurf machen, dass eine solche Auffassung willkürlich und ungerecht sei, aber ich habe sie oben motivirt und kann unmöglich, indem ich vom geistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Brasilianer spreche, den apathischen Indianer, den faulen Caboclo, den rohen freigelassenen Neger, den leichtfertigen Mulatten mit dem höher civilisirten Eingeborenen, vorzüglich romanischer Abstammung, zusammenwerfen.

Die Urtheile so vieler Reisender über Brasilien sind deshalb oft so sonderbar und unrichtig, weil sie das Unmögliche möglich machen und von einem Nationalcharakter, der nicht existirt, sprechen wollen.

Brasilien ist bekanntlich ein monarchisch-constitutioneller Staat, bis heute (1863) der einzige auf der westlichen Hemisphäre. Die Verfassung vom 23. December 1823 ist die möglichst freisinnige und in jeder Beziehung ein ausgezeichnetes Elaborat. Bei ihrer Festsetzung wurde den Ansichten und Maximen des berühmten Politikers Benjamin Constant de Rebecque, wie er sie in seinem „Cours de politique constitutionnelle" niedergelegt hat, eine sehr grosse und tief einwirkende Beachtung geschenkt. Es ist die einzige Constitution, in der ausser der legislativen und executiven Gewalt auch noch die moderative, „der Schlüssel der ganzen politischen Organisation", wie sie die Verfassung nennt, vorkommt; sie ist in den Händen des Monarchen. Wir begegnen in der brasilianischen Constitution einer sehr glücklichen Vereinigung der Principien der Centralisation mit einer möglichst grossen Wahrung der Selbständigkeit der Provinzen und der Autonomie der Gemeinden. Nach einem zehnjährigen Bestehen der Verfassung

wurden einige Abänderungen und Erweiterungen nöthig erachtet und dieselben in der Additionalacte vom 12. August 1834 niedergelegt.

Trotz ihrer anerkannten Musterhaftigkeit ist sie, wie jedes Menschenwerk, noch mancher Verbesserung fähig. Eine Abänderung der Grundgesetze kann aber, nach der Verfassung selbst, nicht durch den gewöhnlichen Gesetzgebenden Körper, sondern nur durch einen eigens zu diesem Zwecke gewählten Reichsrath vorgenommen werden. Da aber mit der Wahl einer solchen constituirenden Versammlung immer grosse Schwierigkeiten verbunden sind, so sucht ein jedes Ministerium eine solche zu vermeiden und man zieht es vor, durch erläuternde Decrete die nothwendigen Abänderungen zu treffen. So geschah es z. B. im Jahre 1860 mit dem sehr wichtigen §. 6, der sub I. sagt: „Brasilianische Bürger sind alle diejenigen, welche in Brasilien geboren sind, seien es Freigeborene oder Befreite, auch diejenigen, deren Vater ein Fremder ist.“ Seit langen Jahren hatte dieser Artikel bei den Fremden eine heftige Opposition und vielfache diplomatische Reclamationen hervorgerufen, indem die meisten ihre Nationalität auch für ihre in Brasilien geborenen Kinder gewahrt wissen wollten. Nach langen und heftigen Debatten wurde nun der Artikel vom Reichsrathe dahin abgeändert, dass die Kinder während der Minorennität der Nationalität des Vaters folgen, bei der Majorennität sich aber erklären sollen, ob sie brasilianische Bürger werden wollen. Diese Bestimmung ist offenbar weit mehr als eine Erläuterung eines Grundgesetzes, sie ist eine Abänderung, die ausser der Competenz des gewöhnlichen Gesetzgebenden Körpers lag; aber man glaubte ihr doch den Charakter einer blossen Ergänzung vindiciren zu dürfen, indem das grossjährige Kind eines Fremden, wenn es brasilianischer Bürger sein will, es durch die blosse Erklärung ist, und nicht wie die andern, die das brasilianische Bürgerrecht erlangen wollen, um dasselbe nachsuchen müssen.

Im letzten Paragraphen der Constitution (Artikel 179) sind die Garantien der bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger enthalten, und man kann nur jedem consti-

tutionellen Staate das ganze Mass dieser freisinnigen Bestimmungen wünschen.

Man hört sehr oft die Bemerkung, die brasilianische Verfassung sei zwar eine sehr schöne und eine sehr liberale, aber immerhin nur eine papierene. Es sind insbesondere Verletzungen gegen den eben erwähnten Schlussartikel, die den Grund zu diesem Tadel abgeben. Eine namenlos willkürliche Beamtenherrschaft, vorzüglich in den vom Centrum der Regierung entfernten Provinzen, macht die bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger sehr illusorisch, und das Bestreben des Monarchen und der Regierung, wenn es bei dieser vorhanden ist, dieselben streng zu wahren, scheitert zu oft an dem Unverstande und dem bösen Willen ihrer zahllosen Organe. Eine durch untergeordnete Organe tagtäglich nach Belieben verletzte Constitution ist aber weit schlimmer als ein absolutistisches Regiment, denn bei einem solchen gibt man sich doch wenigstens nicht dem Wahne hin, garantirte Freiheiten zu geniessen.

In Einer Hinsicht ist aber die monarchische Constitution Brasiliens für einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung weit mehr zur Wahrheit geworden als die republikanische Charte der Vereinsstaaten, nämlich in Bezug auf die Stellung der farbigen Bevölkerung im Staate. In Brasilien gibt es Freie und Sklaven; nur die erstern sind Staatsbürger und als solche sollen sie auch alle Vortheile der constitutionellen Freiheit geniessen. Das Gesetz kennt ihnen gegenüber keinen Farben- oder Rassenunterschied, ebenso wenig die sociale Convenienz. Dem farbigen Brasilianer steht ebenso gut wie dem von rein portugiesischer Abkunft der Weg zu allen Aemtern und Würden offen; der Eintritt in die besten Gesellschaften ist ihm nicht verschlossen, wenn er nur durch Stellung, Intelligenz oder Reichthum gesellschaftsfähig ist. Wir finden daher Brasilianer in allen Färbennuancen im Senate, in der Deputirtenkammer, im Richter- und Beamtenstande; als Advocaten, Aerzte, Professoren etc.; wir haben sie als Minister, als Staatsräthe, als Diplomaten gesehen, und wahrlich sie zeichnen sich sehr häufig durch hohe Intelligenz aus.

Jedenfalls werden in Brasilien die Menschenrechte weit mehr gewahrt, als dies in den Vereinsstaaten der Fall ist.

Es sind mir einige Beispiele von jungen Brasilianern bekannt, die, nicht zufrieden mit den constitutionellen Verhältnissen ihres Vaterlandes, für eine Verfassung mit womöglich noch grössern Freiheiten schwärmten und das Ideal staatlicher Institutionen im Republikanismus Nordamerikas zu finden glaubten und die Reise dorthin unternahmen. Unter diesen befand sich auch ein junger Mann, dem in seinem Vaterlande eine glänzende Carrière eröffnet war, denn er besass neben einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung einen scharfen Verstand, einen makellosen Charakter und ein bedeutendes Vermögen, aber — eine dunkele Hautfarbe. Er kam in Washington an und stieg in einem der ersten Hôtels ab. Den zweiten Tag nach seiner Ankunft forderte ihn der Wirth mit trockenen Worten auf, den Gasthof zu verlassen. Auf die Frage des erstaunten Brasilianers nach dem Grunde dieser sonderbaren Zumuthung erklärte ihm der Wirth einfach: „Ihr Geld wäre mir angenehm, denn Sie scheinen gut zu bezahlen, aber Sie vertreiben mir meine Gäste, die nicht in einem Hôtel bleiben wollen, in dem ein Mann von gemischtem Blute wohnt.“ Tiefgekränkt suchte der junge Mann ein anderes Hôtel auf und musste endlich zufrieden sein, in einer elenden Herberge für farbige Leute Unterkunft zu finden. Ueberall sah er sich verachtet und zurückgestossen. Aus Kaffeehäusern wurde er weggewiesen, in die Omnibusse nicht aufgenommen. Nach Abfluss einer Woche war er wieder nach Brasilien unter Segel. Aehnliche Enttäuschungen trieben auch die übrigen Verfassungsschwärmer bald an die heimischen Gestade zurück.

Die Mitglieder des Senates oder der ersten Kammer des Reichsrathes ernennt der Kaiser aus Ternovorschlägen der Wähler. Ihre Stelle ist lebenslänglich. Obgleich der Natur der Institution nach der Senat vorzüglich die Ansichten der Krone und der Regierung, wo diese miteinander übereinstimmen, vertreten sollte, so hat sich doch der bedeutendere Theil der Mitglieder dieser Körperschaft eine weit grössere Unabhängigkeit gewahrt, als dies in europäischen Herrenhäusern im allgemeinen der Fall

ist. In den Debatten selbst verletzen sie aber wol zuweilen die Würde, die eine solche Versammlung sich selbst und dem Lande schuldig ist. Sagte doch selbst ein Senatsmitglied in öffentlicher Sitzung: „Was wir vor keinem im Privatgespräche sagen würden, das sagen wir auf der Tribüne auf eine Weise, die uns entehrt.“ [1])

Es dürfte auch in keinem constitutionellen Staate Europas eine erste Kammer zu finden sein, die mit weniger Eifer sich der Erfüllung ihrer Pflichten hingibt. Ich kenne Senatoren, die jahrelang ihren Sitz nie eingenommen haben und es trotz ihres lebenslänglichen Gehaltes vorziehen, auf ihren Fazendas in der Provinz zu bleiben, als in der Hauptstadt das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Selbst die in der Residenz anwesenden Mitglieder finden es kaum der Mühe werth, die Sitzungen zu besuchen oder längere Zeit den Verhandlungen beizuwohnen; daher auch die so häufige Wiederholung der Formeln: „O Senhor Presidente declarou que não podia haver sessaõ por falta de numero para formar casa“ (der Präsident erklärt, dass wegen Mangel an Mitgliedern keine Sitzung stattfinden könne), oder „Verificandose não haver casa o Presidente declarou a discussão adiada“ (wegen Mangel an Mitgliedern vertagte der Präsident die Verhandlung). Von den 59 Senatsmitgliedern wohnen selten mehr als 30 bis höchstens 36 den Verhandlungen bei. Diese laxe Pflichterfüllung wurde im Senate selbst schon oft gerügt.[2])

Das „zweite Haus“ oder die Deputirtenkammer ist eine besonders bunte Farben- und Rassenmusterkarte, aber auch der Sitz ausgezeichneter, intelligenter Männer und vieler feuriger Patrioten.

---

[1]) O que nós não podemos dizer de ninguem em conversações particulares dizemos na tribuna de uma maneira que nos desdoura. (Annaes do Senado do Imperio do Brasil; primeiro anno da 11 Legislatura. Vol. I. p. 86).

[2]) Quereis ver o indifferentismo que lavra no paiz? Principiai pelo senado: com difficultade se abre as 11 horas: para haver casa é necessario infringir o regimento que manda que as $10^1/_2$ se faça a chamada; achão-se presentes 30 Senadores apenas, e meia hora depois ja não ha numero legal, os negocios ficão adiados; o senado portanto, não cumpre o seu dever e o que prova isto? O indifferentismo com que os Senadores do imperio (não fallo de ninguem especialmente) olhaõ para os negocios publicos. (Aus einer Senatsrede vom 20. Mai 1861.)

Ich habe oft den Verhandlungen beider Häuser beigewohnt und mit grossem Genusse die glühenden Reden, die da gehalten wurden, verfolgt. Die Brasilianer haben ein hervorragendes oratorisches Talent und suchen es gern geltend zu machen. Viele Kammerredner brilliren durch Gründlichkeit, Schärfe der Argumentation, Geistesgegenwart bei unterbrechenden Aeusserungen der Mitglieder und Eleganz des Vortrages, ohne dramatische Effecte erzielen zu wollen.

Die Stelle eines Deputirten im Reichsrathe ist für einen grossen Theil der gebildeten Brasilianer Gegenstand der grössten Ambition, und es bewerben sich um dieselbe in erster Reihe Rechtsgelehrte (Advocaten und Richter) und sie sind auch in beiden Kammern zahlreich vertreten. Selten wird ein Prätendent gewählt, der nicht schon als Deputirter eines Provinziallandtages Proben seiner parlamentarischen Fähigkeiten abgelegt und dort seine politische Richtung kundgegeben hat. Die Deputirtenwahlen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen alle vier Jahre vorgenommen werden müssen, führen immer zu den bittersten Parteikämpfen. Es wird bei ihnen ebenfalls der ganze Apparat von Corruption, der in manchen Ländern Europas bei der nämlichen Gelegenheit so wohl bekannt ist, in Anwendung gebracht, nur sind sie in Brasilien sehr häufig von tragischen Ereignissen begleitet, indem dabei Mord und Todtschlag durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Das durch und durch verwerfliche und unmoralische System der Regierung, Candidaten zur Wahl aufzustellen und sie mit allen nur möglichen erlaubten und gesetzwidrigen Mitteln zu unterstützen, um eine ministerielle Majorität zu erzielen, steht in Brasilien wie in Frankreich in voller Blüte.[1]) Wie in gewissen andern Ländern kommt es auch hier vor, dass Beamte, die für

---

[1]) **Während meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro wurde vom Ministerpräsidenten F. ein Beamter des Finanzministeriums als Präsident in eine benachbarte Provinz geschickt, um dort die Wahlen im ministeriellen Sinne zu leiten. „Setzen Sie unsere Candidaten durch, es ist gleichgültig, mit welchen Mitteln, und ob Sie sich dadurch verhasst machen; nach den Wahlen kehren Sie nach der Hauptstadt in Ihre alte Stellung zurück"; so lautete die Instruc-**

den Oppositionscandidaten stimmen, mit ihren Angehörigen gemassregelt werden. In den entferntern Provinzen haben die Regierungsorgane ein weites, freies Feld für ihre Agitationen zu Gunsten der officiellen Regierungscandidaten, und sie sind auch in der Lage, den Gegencandidaten Schwierigkeiten in den Weg zu legen, von denen sich Abgeordnete europäischer Reichsräthe gar keinen Begriff machen. Ich führe nur ein einziges Beispiel an. Der Präsident von Mattogrosso erhielt vom Ministerpräsidenten den Auftrag, die Wahl des liberalen Candidaten, Oberstlieutenant Peixoto, zu hintertreiben; es gelang ihm zwar nicht, aber er kann doch den ministeriellen Gegencandidaten mit sehr zweifelhafter Wahl durchsetzen, über deren Gültigkeit die Deputirtenkammer zu entscheiden hat. Allmonatlich geht von São Lourenzo am Paraguay ein Dampfer nach Montevideo, der die Regierungsdepeschen, Posten, Passagiere etc. von Mattogrosso für Rio de Janeiro mitnimmt. Peixoto fährt in einem Canoe nach S. Lourenzo, der Präsident aber, von seinem Schützlinge begleitet, benutzt einen kleinen Regierungsdampfer, überholt den Kahn des Oberstlieutenants und befiehlt, in S. Lourenzo angekommen, die unverzügliche Abfahrt des grossen Dampfers. Peixoto kommt natürlich zu spät an, um ihn zu benutzen, und ist nun genöthigt, eine Flussreise von 300 Meilen theils im Canoe, theils in Flussbarken zu machen, und endlich einen Dampfer zu seiner Weiterreise nach Rio de Janeiro zu finden. Dort angekommen, wird durch ministerielle Intriguen seine Wahl mit drei Stimmen Majorität annullirt, und er hat nun die sehr grossen Unkosten und den mehrmonatlichen Zeitverlust ohne irgend eine Entschädigung zu tragen.

Das Aufstellen von Regierungscandidaten hat in Brasilien

---

tion des Ministers an den neuernannten Präsidenten. Dieser folge den erhaltenen Befehlen und erntete dabei den tiefsten Hass und Verachtung. „Wir haben gesehen, wie die erste Autorität der Provinz in den Schlammpfuhl hinunterstieg, sich in demselben wälzte und durch die Unwürdigkeit ihres Benehmens das Ansehen der Regierung, deren Abgeordneter sie war, trübte"; so schrieb über ihn ein Paulista, der es wahrhaft redlich mit seinem Vaterlande meinte.

weit weniger Sinn, als in den sogenannten constitutionellen Staaten Europas, denn wenn ich recht unterrichtet bin, hat sich seit der Majorennität des jetzigen Kaisers noch kein einziges Ministerium während einer vierjährigen Legislatur am Ruder erhalten, wohl aber haben im Laufe einer solchen Periode schon sieben bis acht vollständige Ministerwechsel stattgefunden und zwar fast jedes Ministerium mit einer andern politischen Färbung. Die Opposition gegen ein Ministerium basirt wol nirgends so sehr wie in Brasilien auf dem bekannten Otes-toi de là que je m'y mets. Das Ministerium Marquis d'Olinda z. B. wurde wegen der Frage der Bankreform gestürzt und das Ministerium vom 10. August 1859 ernannt. Kaum fühlte sich dieses einigermassen fest im Sattel, so brachte es die nämliche wichtige Frage vor den Gesetzgebenden Körper, und der nämliche Mann, der von seinem Senatorsitze als erbitterter Gegner gegen die Reformfrage gesprochen hatte, vertheidigte sie von seinem Ministerpräsidentenstuhle mit Geist und Geschick und setzte sie auch durch. Ist etwa Patriotismus der leitende Grundsatz einer solchen Politik?

Die Ministercombinationen sind oft im höchsten Grade überraschend, indem sie durch die Portefeuilles (pastas) Charaktere vereinen, von denen mit aller Bestimmtheit vorausgesagt werden kann, dass von ihrem einheitlichen patriotischen Zusammenwirken zum Besten des Landes nicht das mindeste zu erwarten steht. Ich könnte in dieser Beziehung sonderbare Geschichtchen anführen. Nicht ohne Ironie sagte daher der Visconde von Albuquerque bei Gelegenheit der Adressdebatte im Senate (1861): „Wer kann in Brasilien sagen, wann er Minister wird, *mit wem* er es wird und wann er wieder abzutreten hat?[1])

Die häufigen Ministerwechsel sind im Centrum der Regierung weit weniger fühlbar als in den Provinzen, denn es herrscht das unglückliche System, dass jedes neue Ministerium in der

---

[1]) Quem é o que pode no Brazil dizer quando será ministro, com quem o será e quando sahira do Ministerio? Eine wahrhaft vernichtende Kritik über diese Ministerwechsel gab der geistreiche und gebildete, aber wenig rücksichtsvolle Senator *Dom Manoel de Assis Mascarenhas* in der Senatssitzung vom 20. und 21. Mai 1861.

Regel auch neue Präsidenten der Provinz ernennt; es ist daher selten einem gegeben, die Bedürfnisse seines Verwaltungsbezirks gründlich kennen zu lernen. Ein jeder sucht sich nach seiner Weise oder seinen Neigungen in der Provinz nützlich zu machen, oder die ihm vom Ministerium ertheilten Instructionen zu erfüllen; aber ehe er eine anhaltende Wirksamkeit entwickeln kann, erhält er einen Nachfolger, der nur ausnahmsweise die von seinem Vorgänger eingeschlagene Bahn verfolgt. Ein jeder Ministerwechsel zieht aber sehr häufig auch eine Menge von Personalveränderungen durch alle Schichten der Beamtenwelt nach sich. Dieses verderbliche Verfahren hemmt natürlich die Entwicklung des Landes, denn es ist als Staat noch sehr jung und hat deshalb eine consequente Administration nach festbestimmten Grundsätzen doppelt nöthig.[1]) Ein angesehener Brasilianer, mit dem ich mich während einer Seereise oft und lange über die Institutionen seines Vaterlandes unterhielt, sagte mir einmal in bitterm und ironischem Tone: „Wir brauchen eigentlich nur drei Minister, einen Finanzminister, der uns das nöthige Geld herschafft, einen Minister des Aeussern, der uns vor Complicationen mit dem Auslande bewahrt, und einen Minister des Innern, der es versteht, die besten Männer als Präsidenten der Provinz zu ernennen, das übrige würde sich schon von selbst geben."

Ausser den Rechtsgelehrten sitzen in der Deputirtenkammer auch Gutsbetitzer, Geistliche, Aerzte, Kaufleute etc. Man liest so oft in den deutschen Zeitungen, die über brasilianische Verhältnisse schreiben, von den Negerbaronen[2]) als die massgebende

---

[1]) Ein geistreicher brasilianischer Publicist sagt: „Schlechte Präsidenten und von sechs zu sechs Monaten ein anderes Ministerium, politische Richter, unwissende Beamte, Nepotismus, Gönnerschaft, Skandal, Immoralität, Tyrannei, Misbräuche, Verzögerungen und Abhängigkeit in allen, selbst den geringsten Geschäften, das ist es, was die Provinzen von der Hauptstadt empfangen. Wenn bei ihnen nicht die Ueberzeugung herrschen würde, dass es selbst auf diese Weise besser ist, vereint und in Frieden zu leben, als getrennt und in Anarchie, so weiss ich nicht, was noch die Einheit des Reiches zusammenhalten würde" (D. Aurelio Candido Tavares Basto, Cartas do Solitario p. 141).

[2]) Dieser beliebte Ausdruck wurde zur Bezeichnung der brasilianischen Grossgrundbesitzer erfunden.

Partei im Gesetzgebenden Körper Brasiliens und findet die absurdesten Folgerungen an diese Behauptung geknüpft. Sie beweisen aber nur, dass die Schreiber dieser tendenziösen Entstellungen nicht im entferntesten eine richtige Anschauung von dem parlamentarischen Leben Brasiliens haben. Abgesehen davon, dass die sogenannten Negerbarone factisch durchaus nicht die Majorität [1]) im Reichsrathe ausmachen, so scheiden sich die Parlamentsmitglieder durchaus nicht in Adels- und Besitzaristokraten oder Feudale, und in eine diesen entgegengesetzte Volkspartei, sondern sie gruppiren sich in Fractionen, die, von Grundbesitz, Geld, Rang und socialer Stellung gänzlich unabhängig, ihre politischen Principien vertreten. Wir finden daher unter den Deputirten der Opposition Grossgrundbesitzer mit Hunderten von Sklaven, Männer von hoher Stellung und grossem Vermögen, und wiederum auf der äussersten Rechten Volksvertreter, deren Intelligenz und Wissen ihr einziger Reichthum ist, bei jeder Partei und in jedem Stande aber Männer, die, gänzlich unabhängig, nach bestem Wissen und mit den redlichsten Willen nur das Wohl ihres Vaterlandes erstreben.

Es wird so oft über Menschen und Verhältnisse mit der gewissenlosesten Leichtfertigkeit geurtheilt; geschieht es aus Unkenntniss und Flüchtigkeit, so kann es allenfalls noch entschuldigt werden; sind aber solche Urtheile, wie wir sie besonders in der norddeutschen Presse über Brasilien so häufig lesen, nur durch unreine Motive dictirt und beruhen sie auf absichtlicher Entstellung von Thatsachen, so sind sie geradezu verächtlich.

Brasilien besitzt keine Adelsaristokratie nach europäischen Begriffen, denn die vom Kaiser von Brasilien verliehenen Adelstitel sind nicht erblich; nur die Frau des Geadelten führt den Titel ihres Mannes. Die Adelstitel sind Marquis (Marquez), Graf (Conde), Visconte (Visconde) und Baron (Barão). Die Marquis und Grafen sowie ein Theil der Visconde (21) und der Barone (31) sind Reichsgrosse (Grandes do Imperio). Den

---

[1]) 1862 waren unter den 122 Deputirten, die die Zweite Kammer zählt, 75 Doctoren der Rechte.

Marquistitel führten 1863 6, den Grafentitel 5, den Viscondetitel 24 und den Barontitel 110 Brasilianer. Es waren also damals in dem ganzen grossen Kaiserreichs nicht mehr als 145 eingeborene männliche Adelstitelträger, weit weniger als in irgend einem deutschem Duodezstaate, und doch wird immer und immer wieder erzählt, dass der erste beste für eine gewisse Summe den Adelstitel in Brasilien kaufen könne.

Es ist ganz richtig, dass in Brasilien derjenige, der eine sehr bedeutende Geldspende einer öffentlichen Anstalt (z. B. der Misericordia oder der Irrenanstalt) zufliessen lässt, dadurch gewissermassen Anspruch auf eine Titel- oder Ordensauszeichnung hat, es hängt aber immer von dem Monarchen ab, ob er den Spender einer solchen für würdig hält. In europäischen Ländern ist es genau ebenso. Der Usus in manchen cisatlantischen Staaten, demzufolge jeder, der gern ein buntes Rändchen im Knopfloche hätte, in einer bogenlangen Eingabe an ein hohes Ministerium seine Verdienste herzählen und dasselbe allerunterthänigst um die Befürwortung einer Decorationsverleihung bitten muss, ist viel unwürdiger. Eine vergleichende Analyse der Verdienste, für welche in Europa und für welche in Brasilien Orden und Titel ausgetheilt werden, fällt wahrlich nicht zum Nachtheile des letztern Staates aus. Da, wie schon bemerkt, der Adel in Brasilien nur ein persönlicher ist, so entsteht dort wenigstens kein Adelsproletariat, wie in manchen europäischen Ländern, in denen Adelstitel massenhaft verliehen werden, und es eine gar klägliche Rolle spielt. Ist übrigens ein Brasilianer eitel und thöricht genug, um für schweres Geld Titel und Orden zu petiren, so finde ich es natürlich, dass dieses der Irrenanstalt Dom Pedro's II. zugute komme, denn es ist ja ganz in der Ordnung, dass Narren für ein Narrenhaus beisteuern.[1])

[1]) Ich hatte zufällig Gelegenheit, Einsicht in zwei an den Marques de Abrantes als Vorsteher der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten gerichtete Eingaben zu nehmen, in denen die Bittsteller sich anheischig machten, beträchtliche (in den Bittgesuchen genannte) Summen zu zahlen, im Fall ihnen der Kaiser das Commandeurkreuz eines Ordens verleihen würde.

Der Kaiser von Brasilien verfügt über sechs verschiedene Orden, von denen drei portugiesischen Ursprunges, drei aber rein brasilianische sind; nämlich 1) der Orden von S. Bento d'Avis (Ordem de S. Bento d'Avis), 1147 vom Könige D. Affonso Enriques gestiftet; er hat drei Klassen. Band grün mit gelbem Saum; 2) der Orden des heiligen Jacobus vom Schwert (Ordem de Santiago da Espada) 1170 ebenfalls vom Könige D. Affonso Enriques gestiftet; er hat drei Klassen. Band roth mit blauem Saum; 3) der Christusorden (Ordem de N. S. Jesus Christo), vom Könige Dinis 1319 gegründet; er hat drei Klassen. Band hochroth mit hellblauem Saum; 4) der Orden des Südlichen Kreuzes (Ordem Imperial do Cruzeiro), vom Kaiser D. Pedro I. zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung und Krönung den 1. December 1822 gestiftet; er hat vier Klassen. Band himmelblau; 5) der Orden D. Pedro I. (Ordem de Pedro Primeiro Fundador do Imperio do Brasil), D. Pedro I. gründete diesen Orden zum Andenken der Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens den 16. April 1826; verschiedene Verhältnisse bewogen ihn indessen, die Statuten vorerst nicht zu unterzeichnen, und später unterblieb es infolge der politischen Ereignisse und der dadurch bedingten Abreise des Kaisers von Brasilien gänzlich; 16 Jahre später liess D. Pedro II. diesen Orden ins Leben treten; er hat drei Klassen. Band grün mit weissem Saum; 6) der Orden der Rose (Imperial Ordem da Rosa), ebenfalls vom Kaiser D. Pedro I. gestiftet, und zwar bei Gelegenheit seiner Vermählung mit seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, den 17. October 1829; er zählt sechs Klassen. Band gewässert Rosa mit weissen Streifen und rosa Saum.

Ausser diesen Orden hat Brasilien noch eine goldene und silberne Medaille für besondere der Menschheit geleistete Dienste (por serviços extraordinarios prestados á humanidade), die den anderwärts eingeführten Rettungsmedaillen zu entsprechen scheinen, und elf verschiedene Ehrenzeichen und Medaillen für kriegerische Ereignisse (Feldzüge, Schlachten etc.) der Neuzeit, von 1811 an.

Zum Glück für die finanzielle Lage des Kaiserreiches spielt

das stehende Heer keine so hervorragende Rolle wie in den meisten europäischen Staaten. Im Finanzjahre $18^{60}/_{61}$ beanspruchte das Kriegsministerium nicht ganz ein Fünftel des Gesammteinnahme-Budgets, freilich immerhin noch eine sehr grosse Last für ein stark verschuldetes Land. Es herrscht auch in Brasilien, wie allgemein in den südamerikanischen Republiken, ein auffallendes, den Staatsseckel sehr beeinträchtigendes numerisches Misverhältniss zwischen Offizieren und Soldaten. Im Jahre 1861 zählte die brasilianische Armee bei einem Bestande von 14—15000 Soldaten nicht weniger als 1798 Offiziere, Feldärzte und Geistliche inbegriffen; es kommt also auf je $7^{78}/_{100}$ Mann ein Offizier.[1])

Der überwiegend grössere Theil der Soldaten gehört der schwarzen und farbigen Bevölkerung an. Eine grosse Abneigung der Brasilianer gegen den Kriegsdienst (wie sie übrigens in sehr vielen Ländern herrscht) macht die Rekrutirung zu einer sehr schwierigen Aufgabe. Um sie durchzuführen, wird sie ganz unconstitutionell, nach echt russischer Manier vorgenommen, indem die jungen Leute auf der Strasse zusammengefangen, im Innern nachts von Soldaten im Schlafe überfallen und, wie ich selbst gesehen, mit schweren Ketten beladen, zu den Depotstationen getrieben werden. Die patriotischen Reden im Reichsrathe, die enthusiastisch die Freiheiten und die Constitution des Vaterlandes preisen, verlieren angesichts solcher Thatsachen jedenfalls sehr viel an Werth.

Ob das dicke, dunkelblaue, grobe wollene Tuch, in das die

---

[1]) Beim Ausbruche des Krieges mit Paraguay 1865 bestand die brasilianische Armee aus:

| | | |
|---|---|---|
| Infanterie 144 Compagnien . . . . . | 16104 | Mann. |
| Cavalérie 51 Schwadronen . . . . . | 3816 | „ |
| Artillerie 44 Compagnien, incl. 1 Regiment zu Pferde mit 6 Batterien und die Genietruppen zusammen . . . . . | 4718 | „ |
| Generalstab, Sanitätscorps, Geistlichkeit | 533 | „ |
| Offizieraspiranten (alferes alumnos). . . | 60 | „ |
| | 25231 | Mann. |

Die kaiserliche Regierung beabsichtigte durch Freiwillige (voluntarios da patria) die Armee auf 60000 Mann zu bringen.

Soldaten gesteckt werden, gerade der zweckmässige Uniformstoff für eine Gluthitze wie die von Rio de Janeiro sei, scheint man kaum ernstlich überlegt zu haben; es dürfte weit eher bei einer Temparatur von — 15° angezeigt sein. Es sind so viele höhere brasilianische Offiziere auf Commissionen in Europa gewesen, aber es ist zu vermuthen, dass sie sich daselbst nie mit der am meisten praktischen Truppenbekleidung beschäftigt haben, denn sonst hätte sicherlich die brasilianische Militärverwaltung in dieser Richtung die nöthigen Abänderungen getroffen.

Eine gewisse den Brasilianern aller Schichten eigene Nachlässigkeit, ein sorgloses Sichgehenlassen, das zum Theil durch das erschlaffende Klima bedingt ist, tritt beim Militär, wo Pünktlichkeit, Ordnung und reglementarische Diensterfüllung auf das strengste verlangt werden sollen, weit greller hervor als in den bürgerlichen Verhältnissen. Es kommt daher auch dem Fremden manches, was er bei dem brasilianischen Truppendienste zu beobachten Gelegenheit hat, sonderbar vor, das die Eingeborenen gar nicht zu beachten scheinen. Macht es nicht einen komischen Eindruck, wenn man sieht, wie in der Stadt selbst eine hinter dem Offizier einherreitende Ordonnanz plötzlich mit der Linken eine Apfelsine aus der Tasche, mit der Rechten aber den Säbel zieht und nun ganz gemüthlich mit der Mordwaffe die Frucht schält und sie isst?

Die brasilianischen Truppen haben bei mehrern Gelegenheiten Beweise ihrer Tapferkeit abgelegt. Es gibt ja überhaupt selten feige Truppen, wenn die Offiziere tapfer sind. Die Soldaten sind sehr ausdauernd, unverdrossen und dabei äusserst genügsam. Ihre Verpflegung ist weit leichter und einfacher als die europäischer Truppen.

Eine Ergänzung des stehenden Heeres bilden die Nationalgarden, deren Dienst durch das ganze Reich organisirt ist. Ich werde später noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Die brasilianische Kriegsmarine zählte 1863 53 Kriegsschiffe, nämlich 15 aufgetakelte Segelschiffe, worunter 1 Fregatte, 5 Corvetten, 1 Briggbarke, 5 Schoonerbriggs, 1 Schooner und 1 Jacht (hiate); 24 Dampfer von 16—300 Pferdekraft; 6 in England

gebaute, ganz gleiche Dampfkanonenboote von 80 Pferdekraft (Ibicahy, Itajahy, Iguatemi, Ivahy, Araguari, Mearim) und 8 abgetakelte Schiffe (3 Dampfer und 5 Segler). Die Matrosen bestehen zum grössten Theil aus Vollblutindianern, die in den Provinzen Pará und Alsa Amazonas zum Flottendienst gepresst werden und sich in der Regel schon nach kurzem Dienste sehr brauchbar erweisen. Viele der Offiziere haben in der französischen und englischen Kriegsmarine eine Anzahl Jahre gedient. Der Corvette Isabel, die vor einigen Jahren mehrere europäische Häfen besuchte, wurde von competenter Seite in jeder Hinsicht viel Lob gespendet. Bekanntlich ging das schöne Schiff an der nordafrikanischen Küste zu Grunde, wobei die Bemannung den Tod fand. Ein eigener Unstern waltet über der brasilianischen Flotte; sie erleidet im tiefsten Frieden schwere Verluste. In zwei Jahren büsste sie fünf Kriegsschiffe ein, darunter eine Corvette und drei Dampfer.

Ehrenadmirale der brasilianischen Flotte sind der Graf von Aquila, Schwager, und der Herzog August von Sachsen-Koburg, Schwiegersohn des Kaisers, und wirklicher Viceadmiral Joaquim Marquez Lisboa, Baron von Tamdanaré, ein durch und durch gebildeter Seemann.

Das Marinearsenal ist das grossartigste Etablissement dieser Art in Südamerika und auf einem eines Kaiserreiches würdigen Fuss eingerichtet; man macht ihm aber den Vorwurf, dass dort in manchen administrativen Zweigen eine zu grosse Nachlässigkeit herrsche und bei umsichtiger und strenger Leitung desselben viele Ersparnisse erzielt werden könnten. Mit ihm ist eine Schiffswerft verbunden, auf der mit grossem Aufwande von Zeit und Geld eher solide, als feine und schöne Schiffe zu fabelhaft hohem Preise gebaut werden.[1]) Vor ein paar Jahren wurde ein ganz in Granit ausgehauenes Trockendock auf der

[1]) Nach officiellen Angaben vom Jahre 1862 beschäftigte die Schiffswerfte 590 Arbeiter, denen ein jährlicher Gehalt von 300000 Milreis ausbezahlt wurde. Trotz dieser so sehr grossen Geld- und Arbeitskräfte wurden doch im Verlaufe von 10 Jahren (1852—1862) nur drei Schiffe gebaut, nämlich der kleine Dampfer Ypiranga, die Schoonerbrigg Tonelero und die Corvette Nicteroy (an der von 1857—1862 gearbeitet wurde!).

Schlangeninsel (Ilha das Cobras), dem Arsenal gegenüber, vollendet, ein Werk, auf das Rio de Janeiro stolz sein kann.

Der Name des Mannes, der während der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Brasilien mit dem Ministerium der Marine betraut war, führt mich auf ein anderes Thema. Er heisst José Joaquim Ignacio und hat zwei Brüder, von denen der eine Bento José de Carvalhos, der andere Antonio José Victorino de Barros heisst, alle drei sind leibliche Brüder, nicht etwa Stiefgeschwister; zwei von ihnen führen verschiedene Familiennamen, der dritte (der Marineminister) gar keinen, sondern nur drei Taufnamen. Der Staatsrath und Geschwaderchef Miguel de Sousa Mello e Alvins und der Brigadier Francisco Cordeiro da Silva Torres sind ebenfalls leibliche Brüder. Ich könnte noch eine Menge solcher Beispiele anführen. In England finden wir auch Brüder mit sehr verschiedenen Familiennamen, aber es sind nur die Träger von Adelstiteln, die, sobald sie einmal in den Besitz eines solchen gelangen, demselben den Familiennamen opfern, sehr häufig führen sie den aber noch neben dem Adelsprädicate fort. In Brasilien hingegen sucht man umsonst nach dem leitenden Grundsatze dieses abnormen Verhältnisses; wenigstens ist es mir trotz sorgfältiger Erkundigungen nicht gelungen, einen solchen in Erfahrung zu bringen, und es scheint, nach dem, was mir darüber mitgetheilt wurde, ganz gleichgültig zu sein, ob ein Knabe den Familiennamen seines Vaters, seiner Mutter oder irgendeiner andern Person annimmt. Aber auch Aenderungen von Familiennamen, die schon jahrelang geführt wurden, werden mit einer in Europa ganz unbekannten Leichtigkeit und mit den geringsten Formalitäten vorgenommen. Es heisst z. B. einer João José de Souza Guimaraẽs und hat irgendwelche Gründe, sich anders zu nennen, so zeigt er dem Publikum seine vorgenommene Namensänderung in den Zeitungen durch eine Anzeige ungefähr folgenden Inhalts an: Da es noch andere Personen meines Namens gibt, so sehe ich mich veranlasst, mich von heute an João José Pereira Alves zu nennen.[1])

---

[1]) Dieses Verhältniss ist um so auffallender, als die Portugiesen nicht

Es ist leicht einzusehen, dass unter solchen Verhältnissen eine Anfertigung von Civilregistern mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden ist und dem Staate eine geregelte Controle nichts weniger als erleichtert wird. Bei einer bedeutenden Zunahme der Bevölkerung werden jedenfalls die Nachtheile dieses Verfahrens noch weit greller hervortreten. Wie viele Tausende von Namensänderungen müssten in Deutschland vorkommen, wenn alle Müller, Schulze, Meier etc. sich aus ähnlichen Motiven anders nennen wollten, und welche Consequenzen würde es nicht nach sich ziehen? Familiennamen sind ein hochwichtiger Factor im Staate, und bei den meisten europäischen Nationen sind die Glanzepochen ihrer Geschichte aufs innigste mit gewissen Familiennamen verknüpft, deren Träger, durch die Tradition und den Namen der Familie angespornt, sich in den Wissenschaften und Künsten des Krieges und des Friedens hohen Ruhm erworben haben.

Es dürfte wol für die Zukunft eines so jungen Landes wie Brasilien von grosser Wichtigkeit sein, ein Verhältniss, das mit den Institutionen eines wohlorganisirten Staates nicht leicht verträglich ist, abzuändern, ehe der Misbrauch tiefer einreisst. Bei der so gemischten Bevölkerung und der grossen Neigung zur Misachtung der Gesetze sind ernste Massregeln in dieser Richtung fast dringend geboten. Der Staat kann jedoch durch die Gesetze nicht alles thun, der Sinn für Familie muss in der Fa-

---

blos Werth auf Familiennamen allein, sondern besonders auf eine grosse Anzahl derselben legen. Bekanntlich führt fast jeder Portugiese (und auch Brasilianer) neben mehrern Taufnamen zum allerwenigsten zwei, gewöhnlich aber drei und noch mehr Familiennamen. Martinez de la Rosa, der geistreiche spanische Schriftsteller, sagt witzig, dass einem Portugiesen kein Grabstein gesetzt werden konnte, weil das Monument keinen Platz für alle Namen des Verstorbenen hatte. Als Beispiele des Namenreichthums der Portugiesen führe ich den Marquis de Lavradio, den bekannten ehemaligen Vicekönig von Brasilien, an, der D. Luiz de Almeida Portugal Soares Alarcão Eça Mello Silva Mascarenhas hiess. Ein anderer seiner Landsleute nannte sich João José Vas Nunes Preto de Castilho Tudela Giraldes Barba de Ver e Meneses. Soweit hat es der neugebackene deutsche Adel denn doch noch nicht gebracht. Die mit Tauf- und Familiennamen überhäuften brasilianischen Pässe haben schon manchen europäischen Polizeibeamten in stille Verzweiflung versetzt.

milie selbst geweckt werden. Aber wie steht es mit der Erziehung der Kinder in brasilianischen Familien? Ich will es versuchen, sie in wenigen Worten zu skizziren.

Das neugeborene Kind wird unverzüglich einer Amme (Ama de leite) übergeben, in der Regel einer Sklavin (Negerin oder Mulattin). Höchst selten stillt eine Brasilianerin der bessern Stände ihre Kinder selbst; die Erfüllung dieser Mutterpflicht wird für gesundheitsschädlich gehalten. Hat die Familie keine eigene Sklavin zu diesem Zwecke und kann sie sich nicht etwa von einem befreundeten Fazendeiro eine verschaffen, so findet sie doch leicht irgendwo eine zu miethen. In den grössern Journalen Rio de Janeiros sind fast täglich unter den zu vermiethenden Sklavinnen Ammen „mit vieler und guter Milch" angekündigt. Manche Sklavenbesitzer machen mit ihren Sklavinnen als Ammen brillante Geschäfte, denn sie wissen diese oft vier- bis fünfmal ununterbrochen als Säugammen zu verwenden, was ihnen natürlich nur durch Betrug gelingen kann, indem sie das herangewachsene Kind derselben durch ein kleines Negerkind ersetzen und so die betreffenden Familien glauben machen, dass sie erst vor kurzem entbunden sei. Es liegt natürlich auch nicht im Interesse der Amme, die Täuschung aufzudecken, denn abgesehen von der harten Strafe, die sie in diesem Falle von ihrem Herrn zu erdulden hätte, geniesst sie als Amme ein vortreffliches Leben, braucht wenig zu arbeiten und hat vollauf und gut zu essen und zu trinken, Reize, denen Negerinnen nicht so leicht widerstehen. Für eine Amme werden 50—60 Milreis und noch mehr monatliche Miethe bezahlt, dem Besitzer derselben wirft also sein lebendes Kapital 30—40 Procent jährliche Zinsen ab.

Ich übergehe den Einfluss, den eine solche Ammenmilch in hygienischer Beziehung auf den Säugling ausübt, ebenso die gesundheitsschädlichen, oft schändlichen und unmoralischen Mittel, deren sich diese Individuen bedienen, um des Nachts nicht durch das Weinen des Kindes im Schlafe gestört zu werden, und den Einfluss des Charakters der Amme auf das zu säugende Kind; über letztern Punkt habe ich mich schon an einem andern Orte

ausgesprochen[1]); ich will nur bemerken, dass das Stillen des weissen Kindes durch eine schwarze Amme eine ganz bestimmte nachhaltende Einwirkung auf die spätere geistige Entwickelung desselben hat.

Sobald das Kind der Säugamme nicht mehr bedarf, wird es der Obhut eines Kindermädchens (Ama secca), gewöhnlich einer jungen Sklavin von 16—20 Jahren anvertraut, unter deren unmittelbarer Leitung sich dessen beginnendes geistiges Leben entwickeln soll. Es wird grösser und erhält nun als Gespiele ein gleich altes, häufiger aber ein älteres Sklavenkind. Dieses muss alle Launen und Leidenschaftsausbrüche des Herrenkindes geduldig ertragen, es wird vollständig zu dessen Spielzeug, und im Kinde des Hauses ist der Keim zu Herrschsucht, Eigenwillen, Ungerechtigkeit, Stolz und einer Menge anderer Fehler gelegt. Die Kinder wachsen heran, bleiben Gespielen und Freunde. Der Negerjunge, Moleque[2]) des Hauses, und im steten Verkehre mit den übrigen Negern lernt von diesen alle dieser Rasse eigenen Schlechtigkeiten und Laster und wird darin nur zu oft ein trefflicher Lehrmeister seines weissen Gespielen. Von der ganzen Sklavenbedienung ist der Moleque am innigsten mit der Familie verbunden, er bildet gewissermassen ein Glied derselben; da er aber keine Erziehung, keinen Untericht geniesst, zu keiner ernsten Arbeit angehalten wird, so gewinnt das Böse in ihm die Oberhand und nur herbe Züchtigungen können ihn noch einigermassen in Schranken halten; er ist verschmitzt, heuchlerisch, unverschämt, faul, ein Lügner und Dieb. Zum Dieb wird er gewöhnlich von den Vendeiros abgerichtet. Fast in einer jeden Strasse befinden sich nämlich eine oder mehrere Vendas, Kramladen, in denen die ersten Bedürfnisse: Holz, Lebensmittel, geistige Getränke etc. verkauft werden. Ihre Inhaber sind gewöhnlich Brasilianer oder Portugiesen. Die Concurrenz ist eine grosse und es sucht sich ein jeder auf seine Weise seine Lage zu verbessern. Der Moleque wird häufig in die Venda geschickt,

[1]) Reise durch Peru. Bd. I, S. 178.

[2]) Moleque werden die zu kleinern Dienstleistungen im Hause verwendeten Negerjungen, Mucamas die Negermädchen genannt.

um irgendeine Kleinigkeit zu kaufen. Durch ein paar Schluck Syrup, ein hoher Genuss für den Negerjungen, sucht der Vendeiro dessen Vertrauen zu gewinnen, fragt ihn, nach näherer Bekanntschaft, ob er ihm nicht irgendetwas aus dem Hause bringen könne, und verspricht ihm grössere Gaben von Syrup als Belohnung. Nun werden zuerst Kleinigkeiten nach der Venda gebracht, Cigarren, leere Weinflaschen u. dgl., dann werthvollere Gegenstände. Der Moleque ist Hausdieb geworden und weiss bei dem Vertrauen, das er bei der Familie geniesst, durch seine Verschmitztheit gewöhnlich den Verdacht von sich ab auf Unschuldige zu lenken. Bei den Töchtern des Hauses weiss er sich ebenfalls vielfach nützlich zu machen und ist trefflich als Postillon d'amour zu benutzen. Es wurde mir viel Nachtheiliges von dem Verhältnisse der Moleques zu diesen erzählt, da ich jedoch darüber keine thatsächlichen Anhaltepunkte habe, so will ich dasselbe auch nicht weiter berühren.

Ich habe monatelang in einem Garten, meinen Fenstern gegenüber, fast täglich die Tochter einer brasilianischen Familie beobachtet, ein Mädchen von 12—13 Jahren, gewöhnlich sehr zierlich in Weiss gekleidet, mit umfangreichster Crinoline; sie befand sich stets in Gesellschaft eines Moleque von 14—15 Jahren, der sehr häufig splitternackend mit dem eleganten Mädchen spielte.

Der Moleque ist der böse Geist des Hauses. Ein brasilianischer Dichter, J. de Alencar, hat in einem trefflichen Schauspiel „O demonio familiar" den verderblichen Einfluss des Moleque im häuslichen Leben mit meisterhaften Zügen geschildert. Es ist ein lebenswahres brasilianisches Familienbild.

Wenn der Sohn eine öffentliche Schule oder ein Collegium als Externe besucht, so ist er in den freien Stunden doch stets in Gesellschaft des Moleque, und es ist daher ein wahres Glück für den Knaben, wenn er als Seminarist einem Collegium übergeben und so, aus dem älterlichen Hause entfernt, dem dämonischen Einflusse des Moleque entzogen wird. Wenn der Jüngling sich später einem Fachstudium widmet, so erhält er gewöhnlich von seinen Aeltern den nun ebenfalls gross gewordenen Moleque

als Copeiro (Bediente); dieser dient ihm nun in etwas veränderter Richtung, besonders häufig als Kuppler, und nennt seinen Herrn noch immer, wie in den ersten Jahren seiner Jugend, Nhonho. So ist der junge Brasilianer von der Stunde seiner Geburt, bis er unabhängig in der Welt dasteht, in einem fast ununterbrochenen, innigen Contacte mit den Negern, der entschieden und im höchsten Grade nachtheilig auf sein geistiges, sittliches und physisches Leben einwirkt. Der so oft angefeindete Satz, dass die Neger die brasilianische Jugend erziehen, entbehrt durchaus nicht jeglicher Begründung.

Natürlich gibt es auch höchst ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel und viele Aeltern überwachen mit der gewissenhaftesten Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder. Mancher einsichtsvolle Vater erinnert sich dabei seiner eigenen Jugendzeit und sucht seinen Sohn den unglücklichen Folgen, die er an sich selbst erfahren hat, zu entziehen. In keinem Verhältnisse treten die Schattenseiten der Sklaverei greller und einschneidender hervor, als in der erwähnten Kindererziehung. Es ist wahrlich keine schroffe und ungegründete Behauptung, dass, solange hierin nicht eine radicale Aenderung getroffen wird, die brasilianische Nation nie einen sittlichen Aufschwung nehmen und sich zu einem wahrhaft gebildeten Volke entwickeln kann.

Bei dieser Gelegenheit muss ich noch einen Zug aus dem Leben der Brasilianer hervorheben, den ich immer mit Wohlgefallen beobachtet habe. Es ist die grösste Ehrfurcht und die achtungsvollste Rücksicht der Kinder gegen ihre Aeltern, und hierin könnte das brasilianische Familienleben mancher Nation, die sich auf ihre Bildung sehr viel zugute thut, als Vorbild dienen. Nie wird ein junger Brasilianer in Gegenwart seiner Aeltern vorlaut oder unbescheiden sein, er wird sich nie einer Rücksichtslosigkeit irgendeiner Art gegen sie schuldig machen; es geht so weit, dass er, selbst schon verheirathet, in Anwesenheit seiner Aeltern nie rauchen wird, ohne von ihnen dazu aufgefordert zu werden.

Im engern brasilianischen Familienkreise findet auch der Fremde viele Gemüthlichkeit und einen herzlichen, erheiternden

Umgang, das Gegentheil aber im Salonleben. Eine brasilianische Soirée ist in der Regel die fadeste Vereinigung, die man sich nur denken kann. Die Frau des Hauses sitzt mit einer oder zwei Damen auf dem Sofa und im Halbkreise auf der einen Seite die übrigen Damen, auf der andern die Herren. Erfrischungen, Thee, Backwerk und Zahnstocher werden von den Sklaven herumgereicht. Jeder spricht mit seinen Nachbarn halblaut und langweilt sich ein paar Stunden lang entsetzlich. Zuweilen wird dieser peinliche Zustand durch Musik und Gesang unterbrochen, und die Höflichkeit verlangt, dass man auch den mittelmässigsten Productionen Aufmerksamkeit und Beifall spende. Privatbälle sind häufig und es wird auf denselben oft ein sehr grosser Luxus entwickelt, vorzüglich durch Diamantgeschmeide, was im Lande der Diamanten leicht begreiflich ist. In verschiedenen Clubs werden öffentliche Bälle veranstaltet und öfters auch von der kaiserlichen Familie besucht. Das Casino fluminense, dem Passeio publico gegenüber, ist prachtvoll und hat wol in ganz Südamerika keinen ebenbürtigen Concurrenten. Seine luxuriöse Einrichtung scheint aber das Gesellschaftskapital gänzlich aufgerieben zu haben.

An Gelegenheit zum Theatergenusse fehlt es in Rio de Janeiro nicht. Das Theatro lyrico fluminense auf dem Campo de Santa Anna ist für Opern bestimmt, und hat sich schon öfter der Mitwirkung ausgezeichneter Kräfte (Italiener) zu erfreuen gehabt. Der Staat subventionirte es mit dem Reinertrag von 36 Staatslotterien hauptsächlich für den Bau eines neuen Hauses. Es bestand früher zur Heranbildung von Sängern eine Imperial Academia de Musica, die vor wenigen Jahren aufgehoben, dafür aber eine Opera lyrica national (1860) geschaffen wurde. Sie gibt ihre Vorstellungen ebenfalls im Theatro lyrico. Die Zukunft mag lehren, ob sie lebensfähig ist. Der grösste Theil der Sänger an dieser Oper sind Brasilianer; sie haben auch schon mit glücklichem Erfolge die Werke brasilianischer Componisten dem Publikum vorgeführt. Eine Academia conservatora de Musica zur musikalischen Bildung (sowol Gesang als Instrumental-

musik) steht unmittelbar unter dem Ministerium des Innern und zählt durchschnittlich 60—80 Schüler nnd Schülerinnen.

Das grösste Theater für dramatische Vorstellungen ist das Theatro de S. Pedro d'Alcantara, ein geräumiges und schönes Haus, das nach einem dringend gebotenen Umbaue 1857 wieder (das Theater ist dreimal abgebrannt) eröffnet wurde. Es geniesst vom Staate eine beträchtliche Subvention. Die Kunstkritik und die Urtheile des gebildeten Publikums sind ihm nicht günstig gestimmt. Ein Deputirter erklärte in einer Kammerverhandlung bei Berathung des Finanzgesetzes, dass dieses Mustertheater (Theatro modelo) ein Muster von faulem und veraltetem Zeuge und schlechtem Geschmacke sei, ein Theater, in dem nicht einmal richtig portugiesich gesprochen werde, und eine der am besten redigirten Zeitungen in Rio de Janeiro nannte es ein Pandaemonium, in dem die Kunst und die Sprache die Schande der empörendsten Verachtung erleiden.[1])

Dieses Urtheil erscheint doppelt scharf, wenn man weiss, dass in Rio de Janeiro durch kaiserliches Decret vom 19. Juli 1845 ein dramatisches Literaturtribunal unter dem Namen Conservatorio dramatico brasileiro errichtet wurde, dessen Censur ein jedes auf irgendeinem Theater der Hauptstadt zur Aufführung kommende Stück unterworfen werden muss. Dieses Censurtribunal besteht aus drei Präsidenten (einem Ehren-, einem Effectiv-, einem Vicepräsidenten), zwei Secretären und einem Secretäradjuncten, einem Kassir, einem Anwalt und elf Räthen. Ich kenne zwar den Wortlant des betreffenden Decretes ganz genau, aber ich gestehe offen, dass mir die *leitenden Grundsätze* des Tribunals sehr unklar sind, denn es kommen eine Menge von Stücken zur Aufführung, die allerdings weder grob noch fein gegen die Sittlichkeit verstossen, wohl aber schwere Sünden

---

[1]) Quanto á enorme e iniquissima subvencão ao Theatro de S. Pedro d'Alcantara o orador (o S[r] deputato Landulpho) apenas repito ó que esta na conciencia de todos. Protegerse com largas sommas, roubodas à fome de uma parte do Imperio a Instituição de um pandaemonio artistico onde a arte e lingoa soffrem a ignonimia do mais revoltante desprezo é alimentarse à corrupção do gosto pelo espectaculo constante de ridiculas scenas.

gegen den guten Geschmack, ja gegen den gesunden Menschenverstand und geradezu eine Beleidigung gegen das Publikum sind. Nach meiner Ansicht ist ein Theaterstück mit etwas laxer Moral, aber geistreich behandelt, weit weniger gefährlich, als ein solches, in dem in schwülstigen Phrasen der höhere Blödsinn emphatisch declamirt wird. Von den 2—400 (!!) Stücken, die dem Conservatorio jährlich zur Censur unterbreitet werden, erhalten 90—95 Procent das Admittitur! In ihrem überwiegenden Theil stellen sie dem Tribunal ein gewaltiges Armuthszeugniss aus und beweisen, dass es eher aus Splitter- als aus Kunstrichtern zusammengesetzt ist.

Das zweite Theater zu dramatischen Vorstellungen ist das Theatro Gymnasio dramatico da sociedade dramatica nacional (provisorisches Gebäude); das dritte das Theatro de S. Januario. In diesen beiden Schauspielhäusern wird in der Regel weit besser gespielt als im Mustertheater S. Pedro d'Alcantara, was aber die Häuser selbst betrifft, so stehen sie weit hinter diesem. Im Theater S$^{ta}$ Theresa und S$^{ta}$ Leopoldina in der Vorstadt Botafogo wird nicht regelmässig gespielt, sondern nur, wenn gerade irgendeine Compagnie hier ihre Rechnung zu finden glaubt.

Ich befand mich eines Tages im Gespräche mit einigen Bekannten in der Buchhandlung der Rua da Quitarda, als eine sehr elegant gekleidete, aber sehr verblühte Dame zu uns trat und uns auf äusserst ungezwungene Weise zu ihrem Benefize in einem Theater zweiten Ranges einlud. Ein witziger Brasilianer und, wie es sich später herausstellte, ein alter Bekannter der Benefiziantin, der längere Zeit in Europa gelebt hatte, sagte mir, nachdem sich diese entfernt hatte: „Da haben Sie wieder einen Unterschied zwischen Europa und Brasilien. In europäischen Hauptstädten werden die Schauspielerinnen zweiten Ranges gewöhnlich Lustdirnen, bei uns aber werden öffentliche Mädchen, wenn sie altern, Schauspielerinnen.“

Da wir in den Theatern der Hauptstadt nicht, wie sie es sein sollten, Bildungsanstalten des ästhetischen Sinnes und guten Geschmackes (etwa Damentoiletten ausgenommen) finden, so wollen wir uns nun die eigentlichen Bildungsanstalten näher

betrachten und, mit den einfachsten beginnend, stufenweise zu den höhern fortschreiten.

Von den Vernichtern Brasiliens wurde in der deutschen und französischen Presse dem transatlantischen Kaiserreiche wiederholt der schwere Vorwurf gemacht, dass es den Volksunterricht in hohem Grade vernachlässige und in seinen Leistungen für dieses hochwichtige Bildungsmittel weit hinter den europäischen Staaten zurückstehe. Da ich die feste Ueberzeugung habe, dass keiner von allen, die Brasilien diesen Vorwurf machen, sich je einlässlich mit dieser Frage beschäftigt, noch viel weniger je eine brasilianische Volksschule betreten hat, so glaube ich mich um so mehr berechtigt, hier über dieses Verhältniss mein Urtheil abgeben zu können, als ich auf meinen Reisen durch Brasilien dem Primärunterrichte grosse Aufmerksamkeit geschenkt habe, und so oft es mir nur möglich war, auch in den entfernten Provinzen des Innern des Landes die Volksschulen besuchte. Es sei mir aber auch vergönnt, bei meinen Bemerkungen einen vergleichenden Seitenblick auf den Volksunterricht jenes europäischen Staates zu werfen, der sich bei jeder Gelegenheit rühmt, an der Spitze der Civilisation zu stehen, und dessen Monarch sich berufen glaubt, seine civilisatorische Mission nach den entferntesten Weltgegenden ausdehnen zu sollen, während es mit der Volksbildung im eigenen Lande doch so erbärmlich aussieht.[1]) Ich halte mich für die Belege an eine treffliche Abhandlung von *Jules Simon* „L'Instruction primaire et les bibliothèques populaires" (en France) in der Revue des deux Mondes, 15. September 1863.

Unter den vielen schweren Sünden des portugiesischen Mutterlandes gegen seine wichtigste Colonie war die Hemmung des Unterrichtes eine der folgenschwersten. Nicht zufrieden, die

---

[1]) Nous autres Français qui faisons magnifiquement les choses, qui payons comme on dit notre gloire au Mexique et en Cochinchine et qui renversons les maisons par centaines pour nous faire la capitale la plus moderne et la plus rectiligne du monde entier, nous ne donnons propositionellement à nos écoles la huitième partie de ce que donne aux siennes la petite république de Genève. Jules Simon I. c. p. 350.

Volksbildung, statt zu fördern, auf eine rohe Weise zu unterdrücken, schlug es auch die höhere Bildung in schwere Fesseln. Nur den Söhnen der bessern Familien war es möglich, einigen Unterricht zu geniessen, der in Brasilien mit mangelhaften Gymnasialstudien seinen Abschluss fand. Der nach höherm Wissen strebende junge Mann war gezwungen, nach Portugal zu reisen und in Coimbra die Universität zu besuchen. Mit der Unabhängigkeit Brasiliens wurde eine neue Bahn gebrochen. Der §. 22 des Artikels 179 der Constitution erklärt den Primärunterricht unentgeltlich für alle brasilianischen Bürger und der folgende §. betrifft die Errichtung von Collegien und Universitäten. Durch Gesetz vom 15. October 1827 wurde die Errichtung von Elementarschulen in allen Städten, Flecken und grössern Dörfern angeordnet; durch Gesetz vom 11. October 1827 die beiden juridischen Facultäten in Olinda und São Paulo errichtet und den 7. August und 14. October 1852 die beiden medicinischen Schulen in Bahia und Rio de Janeiro statuirt.

Die politischen Bewegungen der beiden ersten Decennien der Existenz des jungen Kaiserreichs waren der Entwickelung der Volksschulen nicht günstig, und es blieb erst dem jetzigen Monarchen vorbehalten, der Volksbildung die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. In staunenswerther Progression vermehrten sich nun die Primärschulen vom Uruguay bis zum Amazonenstrome durch alle Provinzen des Reichs. Der ausgezeichnete englische Naturforscher Bates, der elf Jahre lang den Amazonenstrom bereiste, sagt in seinem trefflichen Werke „The naturalist on the River Amazonas“ (1863): „Es gibt in diesen entlegenen Gegenden kaum ein Dorf, das nicht seine Primärschule hätte und dessen Lehrer nicht den nämlichen Gehalt bezöge wie der Geistliche, nämlich circa 1800 Franken.“ Und das in der vom Centrum der Regierung entferntesten Provinz. Es ist nur der strengsten Wahrheit gemäss, wenn ich sage, dass kein einziger europäischer Staat in so *kurzer* Zeit so *viel* für Volksschulen gethan hat wie Brasilien. Vor einigen Jahren (6. Mai 1860) trat in Rio de Janeiro ein Verein unter dem Namen Academia pedagogica ins Leben, der es sich zur Aufgabe stellte, die Be-

dürfnisse des Primärunterrichts zu studiren, ein Beweis, dass eine rege Theilnahme an diesem so überaus wichtigen Gegenstande auch über die Regierungskreise hinausreicht.

Im Jahre 1857 hatte in Frankreich auf je fünf Kinder eins keinen Unterricht genossen. Jules Simon sagt, indem er dieses Factum anführt: „Il faudrait que tout le monde sût ce chiffre par coeur. Il y a en France 879611 enfants, près de 1 million d'enfants qui absolument n'apprennent ni à lire, ni à écrire.“ Nach seinen Angaben konnten im Jahre 1860 von 306314 jungen Leuten, die auf der Rekrutenliste standen, 89878, also 29 Procent, weder lesen noch schreiben, und 9337 blos auf das nothdürftigste lesen. Unsere Autorität bemerkt dabei, dass, während die Schulstatistik nicht einmal den vierten Theil der Kinder als gänzlich ununterrichtet angibt, die Rekrutirung dagegen mehr als ein Drittel solcher ausweist. Und dieses Verhältniss finden wir in Frankreich, einem dicht bevölkerten Lande, in dem der Volksunterricht seit *Jahrhunderten* durch Gesetze geregelt ist. In Brasilien, wo geschlossene Ortschaften selten und in grossen Entfernungen auseinanderliegen, fast die Hälfte der Bevölkerung auf Landgütern oder einsamen, kleinen Besitzungen (sitios) wohnt und ein Schulbesuch den Kindern dieser abgeschieden wohnenden Familien geradezu unmöglich ist, entbehrt allerdings eine grössere Quote der Kinder des öffentlichen Unterrichts als in Frankreich; bei Berücksichtigung aller der angegebenen Umstände darf aber daraus der Regierung kein Vorwurf gemacht werden, denn sie thut für den Volksunterricht weit mehr als Frankreich.

Während die französische Regierung auf je sechs Individuen ihrer Gesammtbevölkerung jährlich *einen* Franken für Elementarunterricht ausgibt, so gibt Brasilien auf je 4,7 Personen seiner Staatsbürger einen Franken zum nämlichen Zwecke aus. Die Gehalte seiner Volkslehrer variiren von 4—600 Milreis (also von 1000—1500 Franken); sie dürfen also bei ihrem Berufe nicht *hungern*. Indem Jules Simon von den elenden Gehalten der französischen Volkslehrer spricht, bemerkt er: „C'est une mauvaise condition que d'avoir faim et d'avoir chez soi une femme et des enfants qui ont faim, pour faire la classe tous les jours

pendant six heures, et c'est un mauvais spectacle, un mauvais enseignement pour les enfants et pour leurs parents, que de voir l'instituteur vêtu de haillons.“ Und weiter unten: „Aujourd'hui même, avec les 6 millions que donne l'état et les 16 millions que rend la rétribution scolaire, on compte encore par milliers les instituteurs communeaux qui peuvent envier la position d'un bon valet de charrue.“ Also trotz der Staatsbesoldung und der Einnahme des Schulgeldes beneiden noch Tausende von französischen Schullehrern das Loos eines Ackerknechtes! Es ist aber wohl zu bemerken, in Brasilien ist, wie schon oben angeführt, der Volksunterricht unentgeltlich und der Staat trägt die ganze Ausgabe für denselben, während in Frankreich der Staat kaum mehr als ein Drittel der kärglichen Besoldung der Elementarlehrer bestreitet und beinahe zwei Drittel die Aeltern der schulbesuchenden Kinder tragen müssen. Welcher Staat leistet nun mehr, Brasilien oder das hochcivilisirte Frankreich?

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in Brasilien, dass für die Stellen von Volksschullehrern bisjetzt noch eine so sehr geringe Concurrenz statthat, dass immer eine beträchtliche Anzahl davon vacant sind, trotzdem die Regierung durch häufige Concurse und besondere Vergünstigungen ihr Möglichstes thut, diese Lücken auszufüllen. Ich bemerkte schon an einem andern Orte[1]), dass der Grund dieser auffallenden Erscheinung, der in Europa wol nicht vorkommt, weniger im *Mangel* an befähigten Individuen zu suchen sein dürfte, als in der *Trägheit* der befähigten Individuen und der ziemlich allgemeinen Abneigung, sich einer anstrengenden Beschäftigung zu widmen, vielleicht auch in der Unregelmässigkeit der Ausbezahlung der Besoldung, denn in den Provinzialkassen ist oft grosse und andauernde Ebbe. Diese Uebelstände werden ohne Zweifel durch eine grössere Ausbildung der Administration nach und nach verschwinden.

Jede Provinz ist in eine gewisse Anzahl von Studienkreisen (Circulos litterarios) abgetheilt, von denen ein jeder unter einem

---

[1] Die Provinz Minas geraes. Ergänzungsheft IX zu Petermann's Geographischen Mittheilungen. S. 24.

eigenen Studiendirector (director do circulo) steht. Jeder Kreis zerfällt wiederum in kleinere Bezirke (agencias de ensino), die ein Aufseher (fiscal) überwacht. Die Oberleitung führt der Generalstudiendirector (director geral da instrucção publica) in der Provinzialhauptstadt. Diese Organisation ist zweckmässig, indem sie bei der grossen Territorialausdehnung eine Ueberwachung des Unterrichts sehr erleichtert; sie würde aber noch weit erspriesslicher sein, wenn die Studiendirectoren in der Erfüllung ihrer Pflichten weniger lässig wären.

Realschulen (Cadeiras do 2° grado) sind in allen grössern Ortschaften; ihre Organisation lässt noch manches zu wünschen übrig, da wichtige Lehrgegenstände gar nicht berücksichtigt werden, während auf den Gymnasien (Cadeiras da instrucção secundaria v. intermedia) besonders in den Provinzialhauptstädten die Unterrichtsgegenstände wieder zu sehr gehäuft sind.

Das öffentliche Gymnasium in Rio de Janeiro, *o Imperial Collegio de Pedro Segundo*, wurde den 2. December 1837 gegründet und den 25. März 1838 feierlich eröffnet. Im Laufe der Zeit erkannte man, dass bei der grossen Ausdehnung der Stadt dieses Eine Gymnasium nicht genüge; es wurde daher die Errichtung eines zweiten mit Benutzung der nämlichen Lehrkräfte für interne Schüler beschlossen, was durch Decret vom 24. October 1857 geschah. Diese beiden Schwestercollegien entsprechen durchaus den Anforderungen der Pädagogik an eine derartige höhere Lehranstalt. Beide sind zahlreich besucht. Der Curs ist ein siebenjähriger und umfasst Religion, biblische Geschichte, portugiesische, griechische, lateinische, französische, englische, deutsche, italienische Sprache, Geographie, brasilianische Geschichte, Philosophie, Rhetorik, Aesthetik, Poesie, Naturgeschichte, Physik, Mathematik und Zeichnen, ferner Musik, Tanz und gymnastische Uebungen. Die Preise sowol für die internen als externen Zöglinge sind durchaus den Verhältnissen angemessen.

Eine grosse Anzahl von Privatinstituten, sowol für Kinder als für ältere Knaben und Mädchen, wovon ein grosser Theil von Europäern gegründet und geleitet sind, genügt mehr als

hinreichend für die Bedürfnisse der Hauptstadt. Ausserdem befinden sich noch einige wirklich gute Privatinstitute für Knaben in Petropolis und Neufreiburg, wohin selbst von Rio de Janeiro häufig Zöglinge gesendet werden.

Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel erwähnt, dass Brasilien keine Universitäten, sondern nur getrennte Facultäten in verschiedenen Städten besitzt. In Rio de Janeiro sind eine theologische und eine medicinische Facultät. Die erstere hat ihren Sitz im erzbischöflichen Seminarium (Seminario episcopal de São José), das 1739 durch den Bischof D. Fr. Antonio de Guadeloupe gegründet wurde. Es ist auffallend, zugleich aber charakteristisch, dass an dieser theologischen Facultät *Hebräisch* gar nicht gelehrt wird und dass erst 123 Jahre nach ihrer Gründung (1862) eine Lehrkanzel für *griechische* Sprache und eine für *Exegese* errichtet wurde! Die Priesterseminarien sind der faulste Punkt des gesammten Erziehungswesens in Brasilien, da sie dem directen Einflusse der Regierung entzogen und in den Händen eines Klerus sind, der in seiner überwiegenden Mehrzahl keinen Anspruch auf Bildung, Aufklärung und Toleranz machen kann.

Einen viel ehrenvollern Platz nimmt dagegen die medicinische Facultät ein. Es wirken an ihr viele Männer von bedeutender wissenschaftlicher Befähigung, die zum Theil in Europa ihre Studien gemacht haben. Sie steht allerdings nicht auf der Höhe der medicinischen Facultäten an deutschen Universitäten und es sind besonders die wichtigen Zweige der Physiologie, der pathologischen Anatomie und Chemie so ziemlich vernachlässigt. Es ist keine Initiative zu schwierigen, selbständigen Forschungen und Untersuchungen vorhanden und Mikroskop und Reagentien werden noch viel zu wenig gehandhabt. Zu bedauern ist es, dass die Professoren mit der deutschen Fachliteratur fast gar nicht vertraut sind und daher aus dieser unerschöpflichen Fundgrube keinen Nutzen ziehen können. Wie in den übrigen medicinischen Schulen Südamerikas ist hier der französiche Einfluss der weitaus überwiegende.

Die Facultät ist weniger besucht, als man es von der be-

deutendsten medicinischen Schule des Reichs erwarten sollte; 1861 waren blos 100 Studenten der Medicin immatriculirt, von denen 10 doctorirten, und 31 Hörer der Pharmacie. Die Vorliebe für medicinische Studien ist in Brasilien im ganzen genommen sehr gering, und da die diplomirten Aerzte sich meistens in den Hauptstädten niederlassen, so ist in den Dörfern und Flecken ein entschiedener Mangel an ärztlichem Personal.

Als Fachschulen erwähne ich noch die *Centralkriegsschule* (escola central), eine wohlorganisirte Militärakademie zur Heranbildung von Offizieren, die *Kriegsschule* (escola militar) mit zweijährigem Curse für rein militärische Gegenstände; der Curs des zweiten Jahres ist der Ausbildung in den wissenschaftlichen Specialwaffen bestimmt; die *Marineschule* (escola de marinha) mit dreijährigem Curse; die *Handelsschule* (Instituto commercial da Corte), unter dem Ministerium des Innern, in der die Erlernung der fremden Sprachen verhältnissmässig zu wenig berücksichtigt wird, und endlich die *Akademie der bildenden Künste* (Academia Imperial das bellas Artes), gegründet 1824, aus der bisjetzt freilich noch kein Künstler von Bedeutung hervorgegangen ist; sie besitzt eine Galerie von Gemälden und Sculpturwerken, unter erstern einige werthvolle Stücke.

Wir vermissen in Rio de Janeiro ein von der Regierung gegründetes polytechnisches Institut; es besteht zwar unter dem Präsidium des Staatsraths Eusebio Quiros ein *Lyceo de artes e officios*, aber trotz seiner 19 Professoren und 4 Adjuncten ist es nicht im Stande, ein wohlorganisirtes Polytechnicum zu ersetzen.

Die *Nationalbibliothek* (Bibliotheca nacional e publica de Corte) in einem hübschen und zweckmässigen Gebäude, dem Passeio publico gegenüber, steht unter der Direction des Frei Camillo de Monserrate, eines sehr gebildeten und gelehrten französischen Benedictinermönchs; sie zählt an 100000 Bände. Von der jährlichen Dotation von 10—12 Contos de Reis wird die Besoldung der Beamten und der Ankauf neuer Werke bestritten. Dem Publikum ist sie an allen Werktagen von morgens um 9 Uhr bis nachmittags um 2 Uhr geöffnet. Alle höhern Fach-

schulen, wie die medicinische Facultät, die Kriegs- und Militärschule, die Marineschule (8000 Bände und 1700 Karten), das historisch-geographische Institut haben ihre eigene Bibliothek. Ebenso besitzen mehrere Lesevereine nicht unbedeutende Büchersammlungen. Die älteste ist die des deutschen Vereins Germania (16. August 1820); die englische (1826) soll reich und gewählt sein; die portugiesische (1837) zählt 32—33000 Bände, ebenso stark ist die von einer einheimischen Lesegesellschaft 1847 gegründete Bibliotheca fluminense. An diese reiht sich noch eine öffentliche Leihbibliothek.

Es ist jedenfalls ein ehrenvolles Zeichen für die Bestrebungen nach Bildung der Bevölkerung von Rio de Janeiro, dass im Jahre 1863 daselbst schon 15 Buchhandlungen etablirt waren, während vor 30 Jahren der vierte Theil davon den Bedürfnissen der Hauptstadt genügte. Den hervorragendsten Platz unter ihnen nimmt die *Buch- und Verlagshandlung von E. und H. Lämmert* ein. Dieses Etablissement ist von solchem Umfange und solcher Bedeutung, dass ich nicht umhin kann, einige Notizen darüber mitzutheilen; sie dienen vielleicht dazu, denjenigen, die Brasilien nur von unwissenden Fazendeiros und schwer mishandelten Sklaven bewohnt glauben, eine etwas bessere Meinung vom Kaiserreiche beizubringen.

Herr *Eduard Lämmert* gründete im Jahre 1827 in Rio de Janeiro eine Sortimentsbuchhandlung. Acht Jahre später folgte ihm sein Bruder Heinrich nach Brasilien und wurde bald Theilnehmer am Geschäfte. 1838 errichteten die beiden Brüder eine Buchdruckerei und verbanden mit ihr ein Verlagsgeschäft, das sich ungemein rasch entwickelte. Die Druckerei befindet sich in der Rua dos invalidos neben der protestantischen Kirche in einem zweckmässig eingerichteten, umfangreichen Gebäude. Ihr Personal besteht aus 50—60 Setzern und Druckern, die sechs Stanhopehandpressen und drei mit Dampf getriebene Druckmaschinen aus der bekannten Fabrik von König & Bauer beschäftigen. Sämmtliche Pressen drucken durchschnittlich pr. Tag 24000 Bogen oder jährlich beiläufig 7—8000 Ries Papier. Eine Stereotypengiesserei nach den neuesten Einrichtungen, Maschinen

zum Schneiden von Spatien und Linien für mathematische Figuren, galvanoplastische Apparate, Satinir- und Glättpressen und eine Buchbinderei stehen mit der Druckerei in Verbindung. In der Buchbinderwerkstätte fertigen 60 Arbeiter monatlich 4 bis 5000 Einbände und 13—14000 Broschüren an. Im Besitze aller mechanischen Hülfsmittel neuester Erfindung gehen aus ihr Einbände hervor, die den Vergleich mit den vorzüglichsten europäischen Arbeiten nicht scheuen dürfen.

Die Zahl der verschiedenen Verlagsartikel betrug 1862 über 340 grössere und kleinere Werke, darunter Ausgaben mit zahlreichen und schönen in Europa angefertigten Stahlstichen, wie das „Museo pittoresco", 2 Bde. 4.; „Gabinete de leitura"; „Geschichte Napoleon's u. s. w. Die Verleger liessen mehrere deutsche Werke ins Portugiesische übersetzen, z. B. Bredow's Weltgeschichte, Werther's Leiden, Wieland's Oberon, die berühmten Jugendschriften von Christoph Schmid, eine Reise nach dem heiligen Lande, selbst den von der Kinderwelt so sehr verehrten Struwelpeter u. s. w.

Eine Publication von anerkannter Wichtigkeit ist der alljährlich erscheinende „Almanak administrativo commercial e industrial da Corte [1]) e da Provincia do Rio de Janeiro". Er erschien zuerst 1844 als ein unscheinbares Büchlein von 288 Seiten in 18. und ist seitdem zu einem Bande in gross 8. von mehr als 1500 Seiten und einer Auflage von 3000 Exemplaren angewachsen. Das Supplement enthält ausser Auszügen aus den jährlichen Kammerberichten der Minister werthvolle statistische Angaben sowie die wichtigsten neuern Gesetze und Decrete. An diesen Almanach schliesst sich die Publication eines eigenthümlichen Kalenders (Folhinha) in Buchform, der in 50 verschiedenen Ausgaben verbreitet wird. Das Kalenderbüchlein enthält ausser einer jovialen Einleitung, dem eigentlichen Kalender, den Postcursen, einer Jahreschronik u. s. w. noch einen Anhang bald ernsten, bald heitern, bald belehrenden Inhalts, von dem der

---

[1]) Rio de Janeiro wird gewöhnlich unter dem Ausdrucke Corte, unserm Residenz entsprechend, bezeichnet.

Kalender seinen Titel führt (z. B. Folhinha historica brasileira, Folhinha de Justiça, Folhinha geographica, Folhinha do charadista u. s. f.).

Dieser Kalender wusste den Weg durch das ganze Kaiserreich und zu allen Schichten der Bevölkerung zu finden; ich bin ihm überall auf meinen Reisen begegnet und in den entferntesten Dörfern wird seiner jährlichen Ankunft mit eben dem Verlangen entgegengesehen, wie wir es in Erwartung wichtiger telegraphischer Depeschen kaum grösser haben. Als Beweis seiner überaus günstigen Aufnahme mag die Angabe dienen, dass die Auflage von 5000 Exemplaren des ersten Jahres (1839) auf 80000 gestiegen ist. Es sind diesem wirklich volksthümlichen Büchlein nur bessere Holzschnitte zu wünschen.

Das Haus Lämmert ist das erste, welches den Buchhandel in Südamerika auf deutsche Weise betrieb und bis in die entferntesten Provinzen des Reichs Verbindungen anknüpfte. Im Jahre 1860 versandte es auf Bestellung seiner Agenten in den Provinzen 285 Collis im Werthe von mehr als 200000 Franken. Die täglichen Ausgaben des Etablissements beliefen sich durchschnittlich über 1200 Franken. Keine südamerikanische Stadt kann ein ähnliches Unternehmen von solcher Bedeutung aufweisen. Ich will nur noch bemerken, dass der Druck durchschnittlich sehr rein und fehlerfrei ist.

Mit französischer Literatur ist die Buchhandlung B. L. Garnier in der Rua do Ouvidor reichlich versehen.

Auffallend und für das geistige Leben von Rio de Janeiro charakteristisch ist die ausgesprochene Neigung zur Bildung von Vereinen. Ich ziehe natürlich die grosse Menge von Gesellschaften und Compagnien mit rein pecuniären Zwecken, z. B. Dampfschiffahrts-, Strassen- und Kanalbau-, Gas-, Omnibus-, Strassenreinigungs- Wasserversorgungs-, Colonisations-Unternehmungen u. s. w. nicht in Betracht; ebenso wenig die zahllosen religiösen Corporationen oder die Wohlthätigkeits- und Musik-Vereine und Clubs u. s. f., sondern will nur jene mit wissenschaftlichen Tendenzen erwähnen.

In erster Reihe führe ich die Facultätsvereine an. Es sind: ein *Juristenverein* (Instituto da Ordem dos avogados brasileiros), 1847 gegründet; ein *Verein der Aerzte* (Instituto medico brasileiro), 1858; zwei *Apothekervereine* (Instituto pharmaceutico brasileiro und Sociedade pharmaceutica brasileira), 1851; und ein *homöopathischer Verein* (escola homoeopathica), 1846. Vereine, deren Zweck literarische Ausbildung ist, sind: Die *Academia philosophica*, 1857; die *Sociedade ensaios litterarios*, 1859; *Gymnasio scientifico litterario brasileiro*, 1848; *Gremio litterario portuguez*, 1856; *Retiro litterario portuguez*, 1859. Eine wichtigere Stelle nehmen die Vereine für Jugendbildung ein. Obenan steht die 1829 unter dem Namen *Sociedade jovial e instructiva* gegründete Gesellschaft für Jugendunterricht, *Imperial Sociedade amante da Instrução*, die 1832 eine Schule für arme Kinder und Waisen errichtete, in der seit ihrem Bestehen an 2000 arme Kinder Unterricht, Schuhe und zum Theil auch Kleider erhielten. Ihr folgt die schon oben erwähnte Gesellschaft zur Förderung des Primärunterrichts, *Academia pedagogica*, 1760, und endlich die polymathische Gesellschaft, *Instituto polymathico brasileiro*, 1860, mit dem Hauptzwecke: Entwickelung aller Zweige der Wissenschaften und pecuniäre Unterstützung armer studirender Gesellschaftsmitglieder.

Diesen Vereinen reihen sich noch eine Anzahl anderer an, z. B. die Gesellschaft zur Förderung der schönen Künste (*Sociedade propagadora das bellas artes*), 1856, mit ihrem schon erwähnten Lyceo de artes e officios, und eine statistische Gesellschaft (*Sociedade estatistica do Brasil*), 1855; ferner die grossartige Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie (*Sociedade auxiliadora da industria nacional*) in sieben Sectionen (für Agricultur, Fabrikindustrie, Maschinen und Geräthe, freie Künste und Mechanik, Handel und Transportmittel, angewendete Geologie und technische Chemie und Verbesserung der Thierrassen), sie besitzt eine Maschinensammlung und wird von der Regierung, die sie mit 4 Contos de Reis jährlich unterstützt, in Fragen des Ackerbaues und der Industrie häufig consultirt;

und endlich noch eine Ackerbaugesellschaft (Imperial Instituto fluminense de agricultura), 1860.[1])

Ein grosser Theil dieser Gesellschaften hat ihr eigenes Organ zur Veröffentlichung der Arbeiten ihrer Mitglieder. Aus den bei den Vereinen angegebenen Jahreszahlen ihrer Gründung geht hervor, dass die meisten derselben noch sehr jungen Ursprunges sind und aus dem letztverflossenen Decennium datiren. Sie geben aber auch den unwiderlegbaren Beweis der rührigen Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in der Kaiserstadt. Manche Gesellschaften haben, wie wir das überall finden, nur eine kurze Existenz; 1857 waren z. B. in Rio de Janeiro eine Gartenbaugesellschaft und ein Verein für Chemie und Physik, die ich drei Jahre später nicht mehr fand. Ebenso hatte in dieser Zeit eine andere Gesellschaft ihre Thätigkeit eingestellt, sie hatte sich eine dreifache Aufgabe vorgesetzt: Unterdrückung des Sklavenhandels, Beförderung der Colonisation und Civilisation der Indianer. Für erstere brauchte sie nicht mehr zu wirken, da ohne ihr Zuthun der Sklavenhandel aufgehört hatte, den beiden andern war sie nicht gewachsen.

Ich vermisse in Rio de Janeiro einen naturwissenschaftlichen Verein und kann mir dessen Mangel nur an dem sehr geringen Interesse an Naturwissenschaften, das sich überall in Brasilien, trotz der überschwenglichen Fülle an Stoff, den das Land dem Forscher bietet, so fühlbar zeigt, erklären. Von dem naturhistorischen Museum möchte ich lieber schweigen, ich habe es nie ohne ein Gefühl des tiefsten Mismuthes betreten, denn für das, was es sein sollte und könnte, ist es erbärmlich. Die zoologische Abtheilung ist eine fast werthlose Rumpelkammer; die botanische soll vieles Gute enthalten und leidlich geordnet sein. Das Werthvollste der mineralogischen Section, mit Aus-

[1]) Im Januar 1861 wurde eine neue landwirthschaftliche Gesellschaft unter dem Namen Circulo agricola de São Jose de Cacaria gegründet. Ihr Präsident, der Conselheiro Antonio Pereira Barreta Pedroso, charakterisirte bei der Eröffnungsrede die Agriculturverhältnisse Brasiliens und die Aufgabe des Vereins in so ausgezeichneter Weise, dass ein jeder brasilianischer Agriculturminister den grössten Theil dieser Rede in sein Programm aufnehmen sollte.

nahme der Diamanten, wurde von König Johann VI. von Portugal nach Brasilien gebracht. In der ganzen Anordnung vermisst man Verständniss und Kenntniss der Fortschritte der wissenschaftlichen mineralogischen Systematik. Die ethnographische Sammlung macht eine rühmliche Ausnahme; sie ist reich an Waffen, Kleidern, Industriegegenständen u. s. w. der Indianerstämme des Reichs und daher für Brasilien von Wichtigkeit.

Den hervorragendsten Platz unter den Vereinen nimmt durch seine wissenschaftlichen Leistungen das von der kaiserlichen Regierung mit jährlich 5 Contos de Reis dotirte *historisch-geographische Institut* ein. Es wurde im Jahre 1838 auf Anregung des Marschalls *Raymundo Jose da Cunha* und des Kanonikus Januario da Cunha Barbosa, gewissermassen als Zweigverein der obenerwähnten Sociedade auxiliadora da industria nacional, gegründet, löste sich aber bald vom Stamme los, um sich selbständig und kräftig zu entwickeln. Das Institut steht unter der speciellen Protection des Kaisers, der regelmässig den Sitzungen beiwohnt, denselben mit dem grössten Interesse folgt und sich häufig an den Debatten betheiligt. Die Sitzungen werden immer Freitags von 14 zu 14 Tagen in einem Saale des kaiserlichen Palastes in der Stadt abgehalten. Das Institut veröffentlicht unter dem Titel „Revista trimensal do Instituto historico geographico e ethnographico do Brasil" seine Sitzungsberichte und die eingereichten Abhandlungen und Documente. Es sind bisjetzt einige und zwanzig Bände erschienen. Sie enthalten eine Anzahl äusserst wichtiger Documente zur Geschichte Brasiliens, einzelne tüchtige selbständige Memoiren, werthvolle Biographien ausgezeichneter Brasilianer, aber auch manche hohle, in schwülstige Phrasen eingekleidete Schülerarbeit, auf die das Motto der Revista: „hoc facit, ut longos durent bene gesta per annos, et possint sera posteritate frui", eine bittere Ironie ist.

Unter der Redaction des Conselheiro *Candido Baptista d'Oliveira*, eines Mitglieds des historisch-geographischen Instituts, erscheint, aber unabhängig von diesem, seit 1857 in vierteljährlichen Heften, eine Revue für Wissenschaften, Literatur und Künste (Revista Brasileira, Jornal de sciencias, lettras e artes),

die wegen der Gediegenheit des grössten Theils ihrer Artikel[1]) eine ehrenvolle Erwähnung verdient.

Auf Anregung des historisch-geographischen Instituts entschloss man sich vor einer Reihe von Jahren (Lei Nr. 884, von 1. October 1856) einige weniger bekannte Provinzen des Reichs durch eine wissenschaftliche Commission erforschen zu lassen, und verlangte vom Reichsrathe die nöthigen Geldmittel, die dieser in liberalster Weise bewilligte. Die Commission (Commissão scientifica oder exploradora) bestand aus fünf Sectionen, an deren Spitze folgende Männer standen: 1. Section für Zoologie Dr. Manoel Ferreira Lagos; 2. Section für Botanik Francisco Freire Allemão (der in wissenschaftlichen Kreisen Europas ehrenvoll bekannte Botaniker), Präsident der Commission; 3. Section für Geologie und Mineralogie Dr. Capanema; 4. Section für Astronomie Dr. Giacomo Raja Gabaglia; 5. Section für Ethnographie der seither verstorbene Dichter Dr. Antonio Gonçalves Dias, zugleich auch Historiograph der Expedition.[2])

Es wurden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, aus Europa vorzügliche, sehr kostspielige astronomische und physikalische Instrumente, eine äusserst reiche naturhistorische Bibliothek, Waffen, Reiserequisiten, eine fabelhafte Menge Chinin u. s. w. bezogen, und endlich die Reise mit Instructionen des Ministeriums des Innern am 26. Januar 1859 nach der nördlichen Provinz Ceará angetreten. Vage Gerüchte, die sich aber Jahrhunderte

---

[1]) Nur die mineralogischen und zoologischen Artikel von B. sind schülerhaft und durchaus nicht auf der Höhe der Wissenschaft.

[2]) Die vollständige Zusammensetzung der Commission war folgende: 1. *Botanik*, Chef, Conselheiro Francisco Freire Allemão, Adjunct Dr. Manoel Freire Allemão. 2. *Zoologie*, Chef Manoel Ferreira Lagos, Adjuncte: João Pedro Villa-Real und Lucas Antonio Villa-Real, als Präparatoren ferner Jäger, Handlanger. 3. *Geologie*, Chef Dr. Guilherme Schüch de Capanema, Adjunct Kapitän João Martins da Silva Coutinho. 4. *Astronomie* und *Geographie*, Chef Giacomo Raja Gabaglia, Adjuncte die Flottenoffiziere: João Soares Pinto Brasilio de Siqueira Barbedo, die Ingenieure Caetano de Brito de Sousa Gayoso, Francisco Carlos Lassance Cunha, der Hauptmann Antonio Alvares dos Santos Sousa und der Dr. Agostinho Victor de Borja Castro. 5. *Ethnographie*, Chef Dr. Antonio Gonçalves Dias, Adjunct Dr. Francisco de Assis Azevedo Guimarães, ferner ein Zeichner, ein Metallarbeiter und sechs Soldaten (Handwerker) aus dem Arsenal.

hindurch erhalten hatten, von einem grossen Reichthume edler Metalle im Innern jener Provinz hatten bei der Wahl des ersten zu erforschenden Landestheiles an massgebender Stelle den Ausschlag gegeben. Man scheint im Publikum schnelle und eclatante Resultate der Expedition erwartet zu haben und wurde darin getäuscht. Schon nach Ablauf des ersten Jahres zeigte sich eine grosse Misstimmung gegen dieselbe, die immer mehr und mehr wuchs und in den Journalen der Provinz Ceará und in denen der Hauptstadt ein beredtes Echo fand. Man machte sie lächerlich, und das ist bei derartigen Unternehmungen immer eine sehr gefährliche Angriffswaffe. Nachdem sich auch im Reichsrathe gewichtige Stimmen gegen die Fortsetzung der Expedition erhoben hatten, wurde dieselbe durch Ministerialbefehl vom 10. Mai 1861 zurückberufen.

Die wissenschaftliche Commission hat nach meiner Ansicht den Fehler (in den so viele ähnliche Unternehmen verfallen) begangen, vor dem Beginne der Reise zu sehr ins grosse Horn zu stossen, und dadurch sowol in Brasilien als in Europa die Erwartungen auf eine Weise zu spannen, dass jeder Unbefangene von vornherein sagen musste, sie können unmöglich erfüllt werden; daher auch nachträglich hüben und drüben viel Spott. Es ist indessen noch viel zu früh, über die Erfolge der Expedition abzuurtheilen. Das kann erst geschehen, wenn einmal die wissenschaftlichen Errungenschaften veröffentlicht sind, und auch dann kann und darf das grosse Publikum nicht Richter sein. Ein jeder, der sich selbst mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt hat, weiss, wie mühevoll diese sind, und wie oft die Resultate, obgleich von wahrem wissenschaftlichen Werthe, von der Menge gar nicht begriffen werden können.

Die Commission scheint während ihrer Reise, trotzdem der Kaiser sich für dieselbe in hohem Grade interessirte, von der Regierung doch nicht die gehörige Unterstützung genossen zu haben. Eine Reihe von humoristischen Artikeln in einem der grössten Journale Rio de Janeiros (Diario 1861), von einem Diener eines Mitgliedes der Commission unterzeichnet (der Verfasser ist das betreffende Commissionsmitglied selbst), werfen,

oft in beissender Satire, eigenthümliche Streiflichter auf die Commission und enthalten wahrscheinlich weit mehr pikante und unumwundene Geständnisse, als sie uns später der officielle Historiograph machen wird.

Die Expedition hatte den Verlust eines grossen Theils der von dem talentvollen und eifrigen Chef der geologischen Section gesammelten mineralogischen Ausbeute zu beklagen, da der Küstenfahrer, auf dem sie verschifft war, an der Küste von Ceará zu Grunde ging.

Es liegen mir bisjetzt nur ein paar Hefte von den Publicationen der Commission vor. Der rührige Botaniker Freire Allemão hat mit werthvollen Untersuchungen den Reigen eröffnet. Das einleitende Heft, wahrscheinlich von Dias, enthält ausser den Instructionen und einer sehr gedrängten Uebersicht der Reise ein Résumé der wissenschaftlichen Leistungen einer jeden Section. Aber auch diese Berichte, die zum Theil sehr dürftig ausgefallen sind, können noch nicht als Masstab zur Beurtheilung der Leistungen der Commission dienen.

Es will mich übrigens bedünken, dass der Verfasser gleich in der Einleitung von den schweren Opfern, die die Mitglieder der Wissenschaft gebracht, von ihrer Opferwilligkeit, von ihren Leiden und Gefahren weit mehr gesprochen hat, als es unter Jüngern der Wissenschaft gebräuchlich ist; dass es ferner nicht ganz passend erscheint, wenn er schon in den einleitenden Worten auf diese Weise, wenn auch vergeblich, Mitleidskapital bei den Lesern machen will, und dass er als Historiograph und Theilnehmer an der Expedition seine Collegen von vornherein allzu sehr lobt. Das Loben soll er billigerweise unparteiischen Beurtheilern überlassen.

Die Expedition hat von $18^{56}/_{57}$—$18^{61}/_{62}$ (laut Bericht des Finanzministeriums von 1863) die Summe von 573 Contos de Reis, also über *anderthalb Millionen* Franken gekostet, wovon auf die Reisejahre 1859—61 über 1,200000 Franken kommen.

Betrachten wir die grossen Leistungen anderer Reisenden bei Mitteln, die im Vergleiche zu dieser Summe verschwindend klein sind, z. B. die eines Humboldt und Bonpland, Natterer, Spix

und Martius, d'Orbigny, ferner die eines Dr. Barth und anderer Afrikareisender, eines Dr. Antonio Raymundi in Peru, und noch einer sehr grossen Anzahl reisender Naturforscher, so sind wir jedenfalls berechtigt, unsere Erwartungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Errungenschaften der Expedition *sehr hoch* zu spannen, denn mit einer solchen enormen Summe lässt sich — selbst in Brasilien — schon Ausserordentliches in allen Disciplinen der Naturwissenschaften leisten.

Da wir nun schon einen flüchtigen Blick auf die Gelehrtenrepublik Brasiliens geworfen haben, so wollen wir noch etwas länger dabei verweilen. Es ist einigermassen auffallend, dass das heutige Brasilien nur einen einzigen Gelehrten in exacten Wissenschaften aufzuweisen hat, dessen Name in Europa bei den Fachmännern gekannt ist und in Ansehen steht; es ist der schon mehrmals erwähnte Botaniker Conselheiro Francisco Freire Allemão. In keinem der übrigen Zweige der descriptiven Naturwissenschaften, ebenso wenig in Chemie, Physik oder Astronomie hat sich irgend ein Brasilianer der Neuzeit durch Leistungen hervorgethan, die seinen Namen in der europäischen Gelehrtenwelt eingebürgert hätten. Das Nämliche gilt für die medicinischen Wissenschaften. Der Name keines einzigen brasilianischen Arztes als Histolog, Physiolog, Patholog, Therapeutiker, Operateur oder Gynäkolog ist in ärztlichen Kreisen der Alten Welt gekannt. Es ist dadurch nicht gesagt, dass nicht unter den Vertretern gerade dieser Zweige der Wissenschaften sich sehr tüchtige, sogar ausgezeichnete Männer befinden, sie haben es bisher aber noch nicht weiter als bis zum localen Ruhme gebracht.

Um in den descriptiven Naturwissenschaften mit Erfolg arbeiten zu können, sind Hülfsmittel nöthig, wie sie in Brasilien, insbesondere für Zoologie, gar nicht existiren. Grossartige Museen und ebenso grossartige Bibliotheken sind dazu unumgängliche Erfordernisse. Es mag sich daher auch der Bearbeiter des zoologischen Theils der wissenschaftlichen Expedition sehr hüten, nicht an einer Klippe Schiffbruch zu leiden, die ausgezeichnete Zoologen, denen die umfassendsten Hülfsmittel zu Gebote standen, nicht immer glücklich umschifft haben. Zur

Publication einer zoologischen Reiseausbeute genügt es nicht, ausser der Befähigung dazu auch noch einige der besten systematischen Werke, Reisebeschreibungen und Faunen zu besitzen und zu consultiren; man muss sich durch jahrelange Studien in die Fachliteratur hineinleben, und besonders aus den zahllosen betreffenden Zeitschriften, die in allen Ländern und Sprachen publicirt werden, mühsam das nöthige Material zusammentragen und dabei stets reiche Museen consultiren können. Es ist erstaunlich, welche Massen zoologischer Gegenstände alljährlich nach Europa gebracht und vorzüglich in Fachjournalen wissenschaftlich verwerthet werden; die Gefahr, Längstbekanntes für Neues zu beschreiben, mehrt sich daher von Jahr zu Jahr.

Auch in den übrigen Wissenschaften sehen wir uns vergebens nach berühmten Namen um, und ausser dem von Fr. Adolf *von Varnhagen*, der als Historiograph auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes gekannt und geachtet ist, wüsste ich keinen zu nennen.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung dürfte hauptsächlich in einem Mangel an geistiger Unabhängigkeit zu suchen sein, der seinerseits aus einem blinden Nachbeten der französischen Schulautoritäten entstanden ist. Da Portugal in der Neuzeit keine Männer aufzuweisen hat, die mit europäischem Ruhme an dem Aufbau der Wissenschaften gearbeitet haben und sich also die brasilianischen Studenten nicht an Originalwerke ihrer Muttersprache anlehnen können, vorzügliche fachwissenschaftliche Werke französischer Gelehrten aber entweder ins Portugiesische übersetzt sind, oder doch in der stammverwandten Sprache von ihnen leicht gelesen werden können, so machen sie die französische Auffassung der Wissenschaften zu der ihrigen, ohne jedoch an ihrer fernern Entwickelung mitzuarbeiten.

Diesen sehr bedeutenden Einfluss Frankreichs habe ich auch in den meisten übrigen Staaten Südamerikas beobachtet. Es beginnt übrigens auch in dieser Richtung sich allmählich ein Umschwung fühlbar zu machen, denn viele junge Südamerikaner werden gegenwärtig statt nach Frankreich, wie es früher fast ausschliesslich geschah, nun nach Deutschland zur Erziehung

gesandt und deutsche und englische Sprache gewinnen in den südamerikanischen Collegien immer mehr und mehr an Boden.

Ueberall aber, wo die geistige Unabhängigkeit gewahrt ist und sich nicht freiwillig in drückende Fesseln geschlagen hat, entwickelt sich das geistige Kapital in Brasilien auf eine Weise, der wir die vollste Anerkennung und Achtung nicht versagen können, so vorzüglich in der Literatur.

Kein einziger Zweig irgendeiner Wissenschaft ist in Brasilien zu einer eigenthümlichen unabhängigen Entwickelung gelangt, es gibt dort keine Originalität der Wissenschaft, aber eine selbständige, durchaus originelle Literatur; eine Literatur, die, auf brasilianischem Boden vor zwei Jahrhunderten entsprossen, sich stetig und glänzend entfaltet hat. Brasilien zählt eine lange Reihe ausgezeichneter Namen als Dichter und Prosaiker, berühmte Männer, so weit die portugiesische Sprache gesprochen und verstanden wird. Sie wären es in ungleich weitern Kreisen, wenn gelungene Uebersetzungen ihre Meisterwerke auch zum Gemeingut anderer Nationen machen würden. Wer von dem grossen deutschen Publikum würde den Dichter Mirza Schaffy kennen, wenn uns nicht Bodenstedt seine herrlichen Lieder übersetzt, wer Nal und Damajanti, wenn uns Rückert nicht das liebliche Gedicht in deutscher Sprache geschenkt hätte?

In Deutschland ist die portugiesische Sprache in den gebildeten Kreisen fast so unbekannt wie die persische und das Sanskrit, daher sind es auch die brasilianischen Werke der schönen Literatur, so sehr eine grosse Zahl von ihnen die weiteste Verbreitung verdiente. Wohl aber ist die *Geschichte der brasilianischen Literatur* in neuester Zeit durch ein vortreffliches Werk des berühmten Kenners der romanischen Sprachen, Herrn Dr. Ferdinand *Wolf*, Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien, jedem Gebildeten zugänglich geworden. Möchten doch alle jene, die der brasilianischen Nation auch nicht das geringste Gute lassen, dieses Werk eines Mannes lesen, der in seinem langen, ehrenvollen wissenschaftlichen Leben noch *nie* sein geläutertes Urtheil irgendeinem Sonderinteresse untergeordnet hat.

Ich hätte gern der brasilianischen Literatur, mit der ich

mich jahrelang auf das eifrigste beschäftigte, einen eigenen Abschnitt gewidmet, wenn ich nicht dadurch die Grenzen, die ich mir bei dieser Skizze gezogen habe, weit überschreiten müsste. Ich verweise daher die Leser, die Interesse an dem Gegenstande nehmen, auf das treffliche Werk Wolf's, will aber doch wenigstens die Namen der ausgezeichnetsten brasilianischen Literaten der Gegenwart hier nennen. Obenan steht Dr. Domingos José Gonçalves de *Magalhaens* (seit 1859 brasilianischer Ministerresident in Wien), der Gründer einer national-brasilianischen Dichterschule, ausgezeichnet als Lyriker und Dramatiker und vorzüglich berühmt durch sein indianisches Epos „A confederacão dos Tameyos"; Manoel de Araujo *Porto-Alegre*, ein Dichter mit tiefem Sinne, einer feurigen Phantasie, vollendeter Sprache und vielseitiger Bildung; Antonio Gonçalves *Dias*, der bei einem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich und Deutschland sich dem Studium wissenschaftlicher Anstalten widmete, in seiner Heimat besonders durch seine „Poesias americanas" bekannt und geschätzt; in Leipzig hat er auch ein kleines Wörterbuch der Tupysprache herausgegeben; Joaquim Manoel de *Macedo*, sein episch-lyrisches Gedicht „A nebulosa" in sechs Gesängen ist meisterhaft in Hinsicht auf brillante, fliessende Verse und lebensvolle, wenn auch zuweilen zu üppige Tropenbilder; seine Komödien gehören zu den besten, die über die Bühnen Rio de Janeiros gingen; er zeichnet sich auch als fruchtbarer Romanschriftsteller aus, und seine beiden Romane „Die Brünette" (A morenhinha) und „Der Blondin" (O moço louro) haben ihm die vollste Gunst des Publikums gewonnen; S. de *Alencar*, dessen Komödien als treffliche Sittengemälde Rios, wenn auch nicht immer der Form nach vollendet, durch ihre Wahrheit und ihr frisches Colorit die grössten Erfolge erzielten; Joaquim *Norberto de Souza Silva*, einer der hervorragendsten Dichter Brasiliens, vielseitig, fruchtbar, geistreich, stets nach Vollkommenheit in der Form strebend, reich an herrlichen Gedanken und oft gewaltig in seiner Sprache, im Umgange schlicht, bescheiden und liebenswürdig; *Varnhagen* habe ich schon oben erwähnt,

seine Verdienste um die brasilianische Literatur sind in mannichfacher Beziehung sehr bedeutend.

Seit ein paar Jahren erscheint in Rio de Janeiro eine Revue unter dem Titel: „Revista popular“, die schon nach kurzem Bestehen die regste Theilnahme in weitesten Kreisen für sich gewonnen hat. Sie zählt die besten literarischen Kräfte zu Mitarbeitern und ihre ganze Tendenz berechtigt zu der Hoffnung, dass sie einen sehr wohlthätigen Einfluss auf den noch wenig geläuterten Geschmack des grossen Publikums ausüben wird. Ich will diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne noch einige Bemerkungen über die so sehr wichtige Tagespresse zu machen.

Die Journalistik in Rio de Janeiro hat unbestreitbar eine den grossartigen Dimensionen der Hauptstadt, den ausgedehnten und wichtigen Handelsverhältnissen, dem Centralpunkte einer constitutionellen Monarchie mit freiester Presse und einem sich immer mehr und mehr entwickelnden wissenschaftlichen Leben entsprechende wichtige Stellung errungen. Eine grosse Zahl von politischen Tages- und Wochenblättern und, wie wir gesehen haben, belletristischer und fachwissenschaftlicher Journale befriedigt in ausgedehntestem Masse die Bedürfnisse und das Verlangen nach Politik, Tagesneuigkeiten, Unterhaltung und Belehrung.

Die erste Stelle unter den Tagesblättern nimmt sowol an Abonnentenzahl als an Grösse das „Journal do commercio“ ein. In letzterer Beziehung rivalisirt es mit den Riesenjournalen Englands und Frankreichs. Um sich einen Begriff davon zu machen, genügt die Bemerkung, dass jede Seite 8 Spalten, eine vollständige Spalte 281 Zeilen, also eine Seite 2248 Zeilen mit Perlschrift gedruckt enthält. Das Papier ist stark und gut, der Druck so rein und correct als in irgendeinem Erzeugnisse der europäischen journalistischen Presse. Der Abonnementspreis beträgt für die Hauptstadt 24 Milreis jährlich; mit einem Portozuschlage von 4 Milreis wird es auf Hunderte von Meilen, bis in die entferntesten Provinzen versandt. Es erscheint täglich, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen.

Das Journal do commercio, Eigenthum der Nachkommen

eines naturalisirten Franzosen, war, solange die brasilianische Regierung kein eigenes Blatt hatte (bis 1862), ihr halbofficielles Organ und daher immer ministeriell, ohne eine ihm eigenthümliche unabhängige Politik zu verfolgen. Nur selten brachte es einen Leitartikel; es wurde grundsätzlich keine der ungemein wichtigen Fragen, die mit der Entwickelung des Kaiserreichs so innig verbunden sind, in diesem Blatte besprochen, und wenn zuweilen der Fall vorkam, dass in demselben doch die eine oder andere in Anregung gebracht wurde, so geschah es immer nur in Correspondenzartikeln aus den Provinzen. Man kann daher mit vollem Recht sagen, dass es seine wichtige, ich möchte sagen civilisatorische Aufgabe, die ihm durch seine Stellung gebotene moralische Verpflichtung der Nation gegenüber nicht von fern erfüllt hat. Es war ein blosses Geldblatt, das aber mit bestem Erfolge seinen Zweck erreichte. Trotzdem es durch Grösse, Typenzahl und Geldertrag mit den ersten Journalen der Welt rivalisirte, stand es doch durch seine totale Bedeutungslosigkeit als historisches, politisches und volksbildendes Organ noch weit hinter den europäischen Blättern zweiten Ranges zurück. Ob es, seit die Regierung ein eigenes officielles Journal herausgeben lässt, sich zu einer ehrenvollern Stellung emporgeschwungen hat, kann ich nicht sagen, da ich es in den zwei jüngstverflossenen Jahren nur selten gelesen habe.

Nach Ankunft der europäischen Dampfer ist das Blatt ausserordentlich reich an transatlantischen Neuigkeiten und publicirt mehrere Tage nacheinander die Mittheilungen seiner europäischen Correspondenten. Man vermisst dabei aber Gesinnungstüchtigkeit des Chefredacteurs. Ich habe z. B. in der nämlichen Nummer des Jornal do commercio einen Artikel gelesen, in dem der König Franz II. von Neapel als der edelste Monarch geschildert und die einzige wahre Stütze des europäischen Princips genannt wird, während auf der folgenden Seite ein andrer Artikel den Erfolgen Garibaldi's in Sicilien entgegenjubelt und hofft, dass es dem Revolutionsführer bald gelingen möge, auch Neapel von dem Drucke der unausstehlichsten Tyrannei zu befreien! Da das Journal in mehrern europäischen Hauptstädten Correspon-

denten von der entgegengesetztesten politischen Färbung hat, so kommt in dem Blatte unter der neuesten Politik ein solches Gemisch zusammen, dass man oft glauben möchte, die Papierkörbe der verschiedensten europäischen Redactionen seien geleert und im Jornal do commercio abgedruckt worden. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass manche Correspondenten geistreich und angenehm schreiben und die politischen Zustände europäischer Länder (insbesondere Frankreichs) gut charakterisiren; meistens aber beschränken sie sich auf eine Revue aus europäischen Zeitungen mit mehr oder minder pikanten Bemerkungen gewürzt, und ergehen sich gern in Stadtklatschereien, die bei der grossen Entfernung von sehr geringem Interesse sind. Mehrere Correspondenzen haben unverkennbar einen specifisch-brasilianischen Legationsanstrich.

Unter dem Titel „Gazetilha" ist eine Rubrik für Tagesneuigkeiten vom Hofe und der Stadt bestimmt; sie registrirt besonders gewissenhaft Diebstähle, die von der Polizei beigebrachten Gefangenen (meistens Neger und Trunkenbolde) u. s. w., geiselt aber auch scharf und mit grosser Hartnäckigkeit viele Misbräuche, z. B. Postunordnungen, Strassenverunreinigungen, mangelhafte Polizei u. s. f. Täglich werden auch die Witterungsbeobachtungen der Sternwarte mitgetheilt, an diese schliesst sich das Todtenverzeichniss an; es enthält Namen, Alter und Vaterland (aber nicht Stand) der Verstorbenen, nebst Bezeichnung der Krankheiten, denen sie erlegen sind. Vom December bis April begann jahrelang diese traurige Liste mit den Opfern des Gelben Fiebers.

Nach der Gazetilha findet das *Mitgetheilte*, „Communicado", seinen Platz. Diese Rubrik ist meistens kurz, aber beachtenswerth, denn man trifft darin zuweilen ein Körnchen Wissenschaft oder Patriotismus. Manche Artikel stehen in sehr naher Beziehung zu ministeriellen Bureaux, sie sind in der Regel mit gesperrter Schrift gedruckt.

Den Communicados folgen die „Veröffentlichungen auf Verlangen", *Publicacões a pedido*, ein Potpourri der verschiedenartigsten Inserate, von denen ein Theil mit Namensunterschrift, die

Mehrzahl aber mit Pseudonamen versehen sind. Besonders letztere enthalten gewöhnlich Angriffe auf Behörden, Gesellschaften oder Private. Diese Rubrik ist ein unehrlicher Tummelplatz für alle Leidenschaften; ihr ist nichts heilig. In diesen Publicationen läuft ein jeder Gefahr, seine oder seiner Familie Ehre durch irgendeinen Schuft, der nicht die Stirn hat, offen aufzutreten, besudelt zu sehen. Es ist eine wahre Schmach, dass in dem grössten Journal der brasilianischen Hauptstadt diesem Misbrauche schamlos Thor und Riegel geöffnet sind. Man wird vielleicht fragen, gibt es denn keine Gesetze, die demselben steuern, die dem ungerecht Verleumdeten zur Seite stehen und ihm Genugthuung verschaffen?

Allerdings gibt es solche Gesetze, aber sie sind fast ganz wirkungslos. Der feige Verleumder kauft sich für eine grössere oder geringere Summe einen sogenannten Eisenkopf (testa de ferro), d. h. irgendein verworfenes Individuum, das die Verantwortung auf sich nimmt und nöthigenfalls noch eine hinreichende Anzahl erkaufter falscher Zeugen stellt. Der Verleumder entgeht also, wenn er nur Geld hat, jeder Verantwortung, er schiebt einen Dritten vor. Der Kläger findet daher nicht nur keine Genugthuung, sondern läuft sogar Gefahr, durch meineidige Zeugen die ungerechtesten Anschuldigungen gegen sich erhärtet zu sehen und bei einem theuern Processe noch sein Geld einzubüssen. Nur eine eiserne Handhabung der Gesetze unter loyaler Mitwirkung der Redacteure kann dieser Immoralität endlich Einhalt thun.

Den grössten Theil des Journals nehmen Ankündigungen aller Art ein; officielle Anzeigen, Mittheilungen von Gesellschaften und Vereinen, Schiffsanzeigen, Versteigerungen[1]), unzählige, zum

[1]) In Rio de Janeiro finden täglich eine Anzahl theils gerichtlicher, vorzüglich aber freiwilliger Versteigerungen (leilaõ) aller möglichen Gegenstände statt. Mit diesem Geschäfte sind 18 Versteigerer (Agentes matriculados de leilões) betraut, die sich in ihren Journalankündigungen zu überbieten suchen. Einer von ihnen, Namens Manoel de Oliveira e Sá, hat die Marotte, den Inhalt seiner Anzeigen gewöhnlich noch lateinisch zu recapituliren. Ich kann nicht umhin, einige Proben der Latinität dieses philologischen Versteigerers zu geben:
Opulentae picturae optimis auctoribus factae proxime advenientibus istius urbis auctionandum.

Theil illustrirte, kaufmännische Annoncen; einige Columnen sind mit Gegenständen, die vermiethet, verkauft oder benöthigt werden (diese Anzeigen fangen mit den Worten an: aluga-se, vende-se oder precisa-se), und in denen vorzüglich Sklaven die Hauptrolle spielen, und mit Theateranzeigen u. s. w. gefüllt.

Eine eigene Abtheilung des Journals führt den Titel „Commercio“. Sie behandelt mit grosser Ausführlichkeit die tägliche Bewegung des Handelsplatzes und des Hafens. Das Feuilleton dieses Blattes ist der schönen Literatur gewidmet. Früher hatten in demselben ausschliesslich Uebersetzungen französischer Romane die Herrschaft; in neuerer Zeit sind sie durch Originalarbeiten brasilianischer Schriftsteller etwas in den Hintergrund gedrängt worden.

Das zweitgrösste Blatt ist der „*Correio mercantil*“, redigirt von Dr. Francisco Octaviano de *Almeida Rosa*. Es hat eine entschieden liberale Tendenz, die es seit seinem 21 jährigen Bestehen nie verleugnete. Treu seinem freisinnigen Programm hat es stets die Sklavereifrage auf eine Weise behandelt, die dem Redacteur in den Südstaaten Nordamerikas die schwersten Beleidigungen zugezogen, wenn nicht das Leben gekostet hätte. In Brasilien hat es als entschiedene Gegner die streng conservative und die klerikale Partei, insbesondere letztere, weil es jeden ihrer Uebergriffe unbarmherzig, gewöhnlich aber erfolglos, geiselt. Octaviano ist ein vielseitig gebildeter, hochbegabter Mann und ein feiner und geschickter Redacteur. Seine Leitartikel sind meistens ganz ausgezeichnet, wenn auch oft von drastischer Schärfe, doch in der Regel würdig gehalten.[1])

Dem Correio mercantil schliesst sich das „*Diario do Rio de Janeiro*“ mit einer noch ausgesprochenern liberalen Färbung an.

---

Optimum forum admirabilis ornatis magnis gemmis primariae qualitatis, horirii ex auro et argento facti, multa quantitas argenti legis ab opera.

Optimis agriis propriis cum magna quantitate superiori aqua melioris loci proxime istius urbis, salutaris et visus melior est, non plus ultra auctionandi.

[1]) Octaviano trat in neuester Zeit von der Redaction des „Correio“ zurück. Er wurde 1865 als ausserordentlicher Gesandter nach den La-Plata-staaten geschickt und bald darauf vom Kaiser zum Minister des Aeussern ernannt.

Sein Redacteur ist Dr. Joaquim *Saldanha Marinho*, wie Octaviano Advocat und Reichstagsabgeordneter für Rio de Janeiro. Saldanha zeigt in seiner äussern Erscheinung, in seinen Reden und in seinem Blatte den Charakter eines unbeugsamen Volkstribuns. Wehe den Ministern oder andern höhern Staatsbeamten, die ihre Pflichten verletzen! Saldanha's Worte in den Kammern, seine Feder im Diario fallen wie Knutenhiebe auf die Schuldigen. Er ist der Racheengel des verletzten Rechts. Der Ruf eines ehrlichen, geraden Mannes steht ihm zur Seite. Er vertritt seine politischen Ansichten aus tiefinniger Ueberzeugung und lässt sich daher in seiner eingeschlagenen Bahn durch keine Rücksichten beirren. Nur in einem Lande mit den freisinnigsten Institutionen und dem vollsten Masse der Pressfreiheit können Männer wie Saldanha freie Luft athmen; auf constitutionellem europäischen Boden würde ihr Liberalismus bald in sehr enge Schranken eingedämmt werden.

Obgleich Correio mercantil und Diario do Rio de Janeiro an Abonnenten- und Typenzahl hinter dem Jornal do commercio zurückstehen, so überragt jedes von ihnen dieses weit an innerem Gehalte, Werth und Gesinnungstüchtigkeit. Die Eintheilung dieser Blätter ist so ziemlich die nämliche, wie ich sie beim Jornal do commercio angegeben habe; auch sie haben ihre Rubrik „Publicacões a pedido", die gar oft einer schmuzigen Cloake gleicht. Ich habe mich immer gewundert, dass Männer wie Octaviano und Saldanha nicht das Unmoralische solcher Inserate einsehen und ihnen aus einem allen Gebildeten eigenen Schicklichkeitsgefühl ihre Spalten verschliessen. Ich finde es z. B. ganz in der Ordnung, dass in einem grossen Blatte da, wo es die Pressgesetze gestatten, die Politik der Männer am Staatsruder in Leitartikeln der allerstrengsten Kritik unterworfen wird, dass unehrliche Handlungen, die sie sich etwa zu Schulden kommen lassen, unnachsichtlich aufgedeckt und gebrandmarkt werden; aber es ist einer Redaction, die einen Begriff von Ehre und Anstand hat, unwürdig, wenn sie dieselben im Inseratentheile des Blattes durch erbärmliche Knittelverse und schmuzige Beleidigungen

besudeln lässt. Solche Angriffe sind den Schmeissfliegen unter den Journalen zu überlassen.

Seit zwei Jahren lässt die Regierung ein officielles Journal unter dem Titel „Diario official do Imperio do Brasil“ erscheinen. Der Redacteur ist nicht genannt. Es hat die nämliche Einrichtung und Tendenz wie seine europäischen Schwestern, damit ist alles gesagt, was über dieses Blatt zu sagen ist.

Mit dem 3. Januar 1863 trat ein äusserst zweckmässiges Journal, dessen Zweck es ist, Brasilien mit Europa in Beziehung zu bringen, ins Leben. Es führt den Titel „Le Brésil“, ist französisch geschrieben und erscheint nur viermal monatlich, nämlich nach Ankunft und vor Abgang der englischen und französischen Postdampfer. Für die mit Brasilien in Verbindung stehenden europäischen Handelsplätze ist dieses Journal sehr wichtig, indem es in allbekannter Sprache und in gedrängter Kürze die von einem Postdampfer zum nächsten vorgefallenen politischen Ereignisse resumirt und über die Bewegungen im Handel und im Hafen ausführlich berichtet. Ausser dem Eigenthümer des Blattes, Flavio Farnese, sind noch zwei Redacteure genannt; sie sind auch die eines andern Blattes „A actualidade“.[1])

Die Journale zweiten Ranges führe ich blos mit ihren Titeln an. Ich habe in Rio de Janeiro folgende gesehen: O Correio da Tarde, a Actualidade, a Regenerador (klerikal), o Imperio, o Echo da nação, o Archivo municipal, o Paiz, a Mormotta, o Monarchista, a Sentinela do Povo, o Publicola, a Sonambula, o Entreacto, o Lusitano, l'Echo du Brésil, le Courrier de Brésil, zwei gehalt- und bedeutungslose französische Journale, Monitor Italiano. Ich weiss nicht, ob diese Liste vollständig ist. Die 22 hier angeführten Zeitungen genügen aber als Beleg für die grosse Entwickelung des journalistischen Lebens in Rio de Janeiro. Schliesslich muss ich noch eines trefflichen Blattes, der „Semana illustrada“ erwähnen. Es wurde von deutschen

---

[1]) Ihr Programm in der ersten Nummer des Blattes lautet: „Nous sommes libéraux sans restriction en politique et en commerce, en littérature et en religion. Dans les questions que nous discuterons au Brésil, l'idée libérale dominera toujours dans toute sa pureté.“

Künstlern, den Brüdern *Fleiuss*, gegründet und fand beim Publikum der Hauptstadt rasch eine wohlverdiente, ausserordentlich günstige Aufnahme. Die zahlreichen Illustrationen sind leicht mit Witz und Geschick gezeichnete Lithographien. Sie beziehen sich meistens auf politische Tagesfragen, Stadtneuigkeiten und bekannte Persönlichkeiten, halten aber in der Caricatur stets ein taktvolles Mass. Der Text ist gut geschrieben und verräth sehr tüchtige einheimische Kräfte als Mitarbeiter. Zuweilen findet in der Semana illustrada irgendeine Anekdote oder Geschichte aus den „Fliegenden Blättern" einen Platz. Den Brasilianern sind diese Reproductionen unbekannt und haben daher für sie denselben Werth wie Originalarbeiten. Ich kenne aus keiner der übrigen südamerikanischen Hauptstädte ein ähnliches humoristisches Blatt.

Es bleibt mir nur noch übrig, von der letzten Klasse der Bevölkerung Rio de Janeiros, von der *farbigen Bevölkerung* zu sprechen.. Ich scheide sie zu diesem Zwecke in vier Abtheilungen, nämlich in *freie Farbige* (gente de côr), *freigelassene Neger* (libertos), *freie Afrikaner* (africanos libres) und in *Sklaven* (captivos).

Die *farbige Bevölkerung* ist aus der Mischung der drei Hauptrassen Weisse, Indianer und Neger hervorgegangen. [1]) Nach brasilianischer Nomenclatur heissen die Abkömmlinge von Weissen mit Indianern *Mamelucos*, von Weissen mit Negern *Mulatos*, von Indianern mit Negern *Cafuzos*, von Indianern mit Cafuzos *Xibaros*. Diese Mischungen kreuzen sich unter den verschiedensten Verhältnissen untereinander und mit den reinen Rassen. Das geübte Auge des Brasilianers findet auch da noch Mischungsverhältnisse heraus, wo der europäische Anthropologe sie durchaus nicht mehr zu bestimmen im Stande ist. Ein Mulatte, dessen Vater ein Weisser, dessen Mutter eine Negerin ist, unterscheidet sich für den Rassenkenner deutlich vom Mulatten, dessen Vater ein Neger, die Mutter eine Weisse ist; das Nämliche gilt für

---

[1]) In neuester Zeit sind auch noch die Mongolen, nämlich Chinesen, dazugekommen, aber in einem nur sehr schwachen Verhältnisse.

die Mamelucos und Cafuzos. Einer meiner brasilianischen Bekannten, dessen Talent im Herausfinden von Rassenmischungen ich wiederholt anzustaunen Gelegenheit hatte, machte sich anheischig, ohne zu fehlen, bis in die dritte Generation rückwärts die Abstammung irgendeines Farbigen angeben zu können; ja er behauptete, bei jedem Mulatten mit der grössten Sicherheit zu bestimmen, ob dessen Vater ein Portugiese oder ein anderer Europäer sei. Ich hatte leider nicht Gelegenheit, sein Talent in diesem speciellen Falle auf die Probe zu stellen, aber nach den andern Beweisen, die er mir von der Richtigkeit seines Urtheiles gegeben hatte, zweifle ich kaum, dass er im Stande ist, seine Behauptung zu erfüllen.

Die Farbigen, wenn wir unter diesen überhaupt die Individuen gemischten Blutes verstehen, sind übrigens von den Vollblut-Portugiesen oft kaum zu unterscheiden. Dies gilt vorzüglich von denen indianischer Mischung. Es ist wiederholt behauptet worden, dass neun Zehntel der Brasilianer gemischter Abstammung seien. Wenn auch diese Angabe zu hoch gegriffen ist, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dass nahezu vier Fünftel derselben dieser Kategorie einzureihen sind.

Im ersten Jahrhunderte nach der Entdeckung Brasiliens war die Zahl der portugiesischen Frauen, die nach Brasilien übersiedelten, eine äusserst geringe, die Beziehung der Portugiesen zu den Indianern aber sehr intim. Der Zuwachs der Bevölkerung Brasiliens bestand damals also, ausser aus den neuen Ankömmlingen vom Mutterlande her, hauptsächlich aus den Kindern der Portugiesen mit indianischen Weibern. Durch die Vermehrung der europäischen und gemischten Bevölkerung wurden die Indianer allmählich mehr und mehr zurückgedrängt und die Rassenmischung in dieser Richtung verminderte sich etwas. Bald aber kam durch die Einführung der afrikanischen Sklaven ein neues, fruchtbares, aber böses Element zu fernern Rassenmischungen auf brasilianischen Boden und die Proportion der neugeborenen Kinder gemischter zu der rein europäischer Abstammung gestaltete sich allmählich wie 4 : 1. Dieses Verhältniss soll, wie mir Brasilianer, die ich in dieser Frage für durchaus

competent erachte, versicherten, auch noch heute das richtige sein. Sogenannte officielle Ausweise sind in dieser Beziehung durchaus nicht massgebend, denn es ist eine der schwachen Seiten der Brasilianer, sich stets *weisser* zu machen, als sie es wirklich sind, und mancher prahlt mit seiner rein portugiesischen Abstammung, in dessen Adern Indianer-, oft auch Negerblut rollt.

Sonderbar! als ob es weniger ehrenvoll wäre, von einem tapfern Indianervolk abzustammen als von Portugiesen! Die brasilianischen Dichter besingen die Indianer in ihren schönsten Liedern, finden unter ihnen würdige Helden ihrer Epos und malen mit den feurigsten Bildern deren Edelsinn, Tapferkeit und eine Menge anderer Tugenden; aber ein jeder dieser Poeten wird sich auf das feierlichste gegen irgendein Abstammungsverhältniss zu ihren Idealen verwahren.[1]) Wie hoch steht auch in dieser Beziehung der grösste Brasilianer, der unsterbliche José Bonifacio d'Andrade e Silva da, von dem Magalhães singt:

> E desse sabio Andrada que se ufana
> Co'os illustres irmãos de ter nas veias
> Sangue de Teb'riçá e dos Tamoyos.

Ich habe oben gesagt, dass durch die Neger ein böses Element zur Rassenmischung nach Brasilien gebracht wurde. Die Erfahrung hat in allen Ländern, in denen Sklaverei bestand oder noch besteht, unwiderlegbar nachgewiesen, dass jede Rasse und Vermischung mit Negern einen bedeutenden Rückschritt macht. Man hat sogar behauptet, dass die gemischten Abkömmlinge von Negern noch weit unter diesen selbst stehen. Diese Angabe scheint mir nur zum Theil begründet zu sein. Es steht wol fest, dass die Kinder von Negern mit einer höher begabten Rasse an intellectuellen Fähigkeiten ihren schwarzen Aeltern im allgemeinen bedeutend überlegen sind, weniger in rein mechanischen Fertigkeiten; der Charakter aber der Mischlinge ist durchschnittlich weit schlechter als der der Neger. Es gibt vielleicht auf der Welt keine verworfenere Menschenklasse als die Mischlinge von Negern und Indianern, die Cafuzos oder

---

[1]) Und von jenem weisen Andrada, der sich rühmt, mit seinen erlauchten Brüdern in den Venen Blut von Tebiriça und von den Tamoyos zu haben.

Zambos, wie sie im spanischen Südamerika genannt werden. Sie sind um so schlechter, je tiefer der Indianerstamm steht, dem der Vater oder die Mutter angehörte.

Etwas besser sind die *Mulatten*. Es gibt unter ihnen sogar ausgezeichnete Männer von hoher geistiger Begabung, einem ausgedehnten Wissen und einer vielseitigen, gründlichen Bildung. Männer, die als Politiker, Schriftsteller, Künstler, oder Feldherren sich grossen Ruhm erworben haben. Es sind aber doch immer nur seltene Ausnahmen. Im allgemeinen ist der Mulatte äusserst sinnlich, leichtfertig, leichtsinnig, meist arbeitsscheu, dem Spiele und Trunke ergeben, rachsüchtig, hinterlistig und verschlagen. Er ist zu allem zu gebrauchen, zu allem fähig und liefert auf die Anklagebank der Schwurgerichte, in die Gefängnisse und das Zuchthaus das grösste Contingent.

Manche Reisende sprechen mit einem wahren Enthusiasmus von den Reizen und der Schönheit der Mulattinnen. Ich meinerseits gestehe unverhohlen, dass meine Begriffe von weiblicher Schönheit ganz andere sind und ich durchaus nicht den Lobredner von Mulattinnenschönheiten machen kann. Ein schlanker Wuchs, üppigste Formen, verführerische Bewegungen, ein feuriges Auge mögen wol Reize haben, sie allein aber machen noch nicht die Schönheit eines Weibes aus. Auch im Gesichte der schönsten Mulattin ist keine Spur von edler Form zu entdecken. Die Nase ist immer breit, die Lippen mehr oder weniger wulstig aufgeworfen, der Blick ohne Geist, wohl aber feurig, sinnlich-herausfordernd, der Teint gelbbraun und die Hautausdünstung von specifisch ekelhaftem Geruch. Sie allein ist schon hinreichend, jede Illusion recht gründlich zu zerstören.

Unbegrenzte Eitelheit und wollüstige Sinnlichkeit sind die Grundzüge des Charakters der Mulattenweiber. Sie lieben für ihre Kleider die schreiendsten Farben; Schmuckgegenstände sind ihre höchste Ambition. Sie sind glücklich, wenn an ihnen alles nur schimmert, flimmert und glänzt, die Zusammenstellung mag noch so geschmacklos sein. Nur den Turban, den sie oft tragen, wissen sie mit Grazie zu winden.

Die Mulattinnen verheirathen sich verhältnissmässig selten;

es entspricht ihren Neigungen weit mehr, in wilder Ehe zu leben, um dadurch die Möglichkeit zu haben, freier mit Männern wechseln zu können. Ihrem zügellosen Leben kommt noch der Umstand zu statten, dass sie, wie dies bei Bastarden so gewöhnlich ist, sehr häufig unfruchtbar sind. Ein brasilianischer Statistiker versicherte mir, dass nach annäherungsweiser Schätzung drei



Die Mulattin.

Viertel der Maitressen und öffentlichen Mädchen der Hauptstadt aus Mulattinnen bestehen. In vorgerücktem Alter haben sie eine grosse Neigung zu starkem Fettansatze.

Einen Grad höher als die Mulatten stehen die *Mamelucos* (im spanischen Südamerika Mestizos geheissen). Sie sind in Brasilien numerisch stark vertreten, besonders aber aus Gründen,

die ich schon oben angeführt habe, die Mischlinge von Mestizen. Da der Typus der Indianer vom europäischen nicht so sehr abweicht wie der des Negers, so ist schon der Nachkomme eines Portugiesen mit einer Mestizin für das an Rassenunterschiede wenig geübte Auge kaum noch vom reinen Portugiesen zu unterscheiden. In Hinsicht auf den Charakter sind die Mamelucos den Mulatten vorzuziehen, trotzdem bei ihnen die Nationalfehler der Indianer scharf genug hervortreten. Indolenz und Trägheit herrschen bei ihnen vor, besonders unter Verhältnissen, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt.

Die einheimischen Handwerker gehören der Klasse der farbigen Bevölkerung an (Freie oder Sklaven); der weisse Brasilianer, in dessen Augen körperliche Arbeit entehrt und der es beinahe für eine Schande ansieht, wenn jemand nicht einmal einen Sklaven besitzt, der ihn bedient, hält es tief unter seiner Würde, ein Handwerk zu lernen. Er zieht es vor, bei einem Kaufmann als Commis (Cacheiro) einzutreten und später ein selbständiges Geschäft zu etabliren, um bald darauf zu Grunde zu gehen, und so lange sich wieder zu etabliren und zu falliren, als er noch irgendein Handlungshaus findet, das ihm Waaren borgt. Ein weisser Familienvater sieht lieber seine Söhne als Faulenzer, Spieler und Taugenichtse, denn als Handwerker. Handwerker können ja nur die tiefer stehenden Schwarzen und höchstens Fremde sein. Dieser sinnlose Hochmuth ist eine wahre Calamität für das Reich, denn er vermehrt das weisse Proletariat und hindert den Stand der Handwerker, sich auf die hohe, wichtige und ehrenvolle Stufe zu schwingen, die er in Europa einnimmt, wo er eine mächtige Stütze eines jeden Staates ist und in seinen Reihen treffliche Bürger und sichere Steuerträger zählt. Trotzdem sich eine beträchtliche Anzahl Europäer als Handwerker in Brasilien niedergelassen und zum grossen Theil auch wohlhabende Leute geworden sind, so genügten doch diese Beispiele nicht, die Abneigung der weissen Brasilianer zu überwinden, und es dürften unter tausend Lehrlingen auch heute kaum zwei bis drei weisse Brasilianer sein. Lieber im Nichtsthun auf die elendste Weise zu leben und mit Weib und Kind zu

darben, als durch ein Handwerk zum wohlhabenden Manne zu werden, das scheint die Maxime eines grossen Theiles der sich so sehr überschätzenden Brasilianer romanischer Abkunft zu sein.

Diese erste Abtheilung der farbigen Bevölkerung hat volles Anrecht auf alle von der Constitution den brasilianischen Bürgern verheissenen Vortheile.

Die zweite der von mir angeführten Abtheilungen umschliesst die freigewordenen Sklaven (*Libertos*). Sie werden frei, indem sie entweder ihrem Herrn den Schätzungspreis aus eigenem, verdientem Gelde selbst bezahlen, oder indem ihnen von ihrem Herrn die Freiheit geschenkt wird.

Für eine gewisse Klasse von Negern ist es, wie wir bald sehen werden, nicht schwer, eine selbst hohe Summe Geldes, womit sie ihre Freiheit erkaufen können, zu verdienen. Wenn diese Loskaufungen dennoch verhältnissmässig selten vorkommen, so liegt der Grund vorzüglich darin, dass die Neger es nur ausnahmsweise verstehen, einen richtigen Gebrauch von ihrem Gelde zu machen, und dasselbe weit lieber für Branntwein, Spiel, Vergnügungen, Lotterien u. s. f. ausgeben, als es zur Erlangung ihrer Freiheit zinsbringend anzulegen.

Vor Aufhebung der Sklaveneinfuhr, als die Neger noch niedrig im Preise standen, kam es weit häufiger vor, dass Sklaven von ihren Herren die Freiheit geschenkt wurde, als gegenwärtig. Damals geschah es sehr oft, dass der Sklavenbesitzer das Kind irgendeiner bevorzugten Negerin, sei es aus persönlicher Neigung, sei es aus Rücksicht auf einen befreundeten Pathen, freitaufen liess, oder dass dieser dem Besitzer für die Freiheit des Täuflings eine geringe Entschädigung bezahlte. Damals war es auch fast feststehende Regel, dass der wohlhabende Sklavenhalter in seinem Testamente einem oder mehrern Sklaven die Freiheit schenkte. Das kommt auch jetzt noch vor, wiewol weniger häufig als ehedem.

Das Los der freigelassenen Neger ist selten ein rosiges. Der Freibrief begründet nur allzu oft recht eigentlich ihr Unglück.

Mit den Schuhen [1]) kommen nicht auch die Subsistenzmittel, und der Neger, der als Sklave weder für seine Kleidung noch Nahrung zu sorgen hatte, muss als Freier häufig am Hungertuche nagen. Nicht dass es ihm an Gelegenheit fehlen würde, hinreichenden, ja reichlichen Verdienst zu finden, aber, einmal seiner Fesseln entledigt, weis er keinen vernünftigern Gebrauch von seiner Freiheit zu machen; er ist auch gleich zu stolz, Arbeiten, die er als Sklave geleistet, auch als Freier zu verrichten. Er wird sehr leicht Faulenzer, Säufer, Dieb oder Bettler und recurrirt als solcher am häufigsten an seinen alten Herrn. Ein plötzlicher Uebergang von Sklaverei zur Freiheit ist für den Neger immer eine gefährliche Klippe und für jedes Land, in dem er im grossen stattfindet, eine wahre Calamität, oft sogar ein entschiedenes Nationalunglück.

Obgleich die freigewordenen Sklaven nach Artikel 6 der Verfassung brasilianische Bürger sind, so befinden sie sich doch nicht im Vollgenusse der constitutionellen Vorrechte, denn nach Artikel 94 der Verfassung dürfen sie nicht Wahlmänner bei Deputirten- und Senatorenwahlen sein, können also selbst auch nicht in den Gesetzgebenden Körper gewählt werden.

Vor einigen Jahren ernannte der Kaiser aus einem Ternovorschlage der Wähler einen Senator für eine der grössten Provinzen des Reichs. Ein durch diese Ernennung tief verletzter Gegencandidat wollte den Beweis liefern, dass der Ernannte nach der Constitution nicht Senator sein könne, da er der uneheliche Sohn eines katholischen Geistlichen mit einer Sklavin und blos ein Liberto sei. Genauere Nachforschungen stellten schliesslich heraus, dass die Negerin schon vor der Geburt des heutigen Senators ihre Freiheit erlangt hatte.

In die dritte Abtheilung der farbigen Bevölkerung habe ich die freien Afrikaner *(Africanos libres)* gesetzt. Wer mit den brasilianischen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird diese Bezeichnung nicht verstehen. Sie wird nämlich für diejenigen Neger

---

[1]) Die Sklaven dürfen keine Schuhe tragen. Das erste, was sich daher ein Freigewordener anschafft, ist eine Fussbekleidung.

gebraucht, die nach Aufhebung des Sklavenhandels auf den von brasilianischen Kreuzern aufgebrachten Negerschiffen vorgefunden wurden.

Es ist hier nicht der Ort, auf die englischen Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels, auf die bekannte Bill Aberdeen's von 1845, auf die unerhörte Pression Englands und dessen rohe maritime Gewaltthätigkeiten gegen Brasilien, auf die Mission Lord Howard's an den brasilianischen Hof (1850—52) und auf seine und seines Nachfolgers (Mr Southern) Bemühungen zur vollständigen Unterdrückung der Sklaveneinfuhr nach Brasilien einzugehen; ich will nur erwähnen, dass im Jahre 1850 der eigentliche Sklavenhandel aufgehoben wurde, und dass der Kaiser Dom Pedro II. in seiner Thronrede beim Schluss der Kammern, am 14. September 1851, feierlich erklärte, dass er mit den kräftigsten Mitteln den Sklavenhandel unterdrücken werde, und dass auch seit jener Zeit, dank dem ernsten kaiserlichen Willen und der Wachsamkeit der brasilianischen Flotte, die Sklaveneinfuhr nun gänzlich aufgehört hat. Während bis zum Jahre 1845 die Zahl der jährlich nach Brasilien importirten Sklaven zwischen 50—80000 betrug, kam sie in den ersten Jahren des vorigen Jahrzehnts auf 12—1500 pr. Jahr. Die Ueberwachung der brasilianischen Küste wurde indessen mit einer solchen Strenge fortgesetzt, dass es nach 1855 keinem Sklavenhändler mehr gelang, auch nur einen einzigen Neger unbehelligt nach Brasilien einzuführen. Ein paar Versuche in neuerer Zeit (einer in der Provinz Bahia, ein anderer in der Provinz Espiritu Santo) liefen für die Unternehmer so unglücklich ab, dass seit ungefähr fünf Jahren kein einziges Negerschiff mehr gewagt hat, sich der brasilianischen Küste zu nähern. Man kann daher mit voller Wahrheit sagen, dass der Sklavenimport nach Brasilien *gänzlich* aufgehört hat.

Die nach Aufhebung des Sklavenhandels von den brasilianischen Kreuzern auf den Negerschiffen vorgefundenen Schwarzen waren nach dem Gesetze frei, sobald sie den brasilianischen Boden betraten. Die kaiserliche Regierung konnte ihnen allen unmög-

lich die volle Freiheit geben, ohne sich ihrer anzunehmen; was hätte sie diesen Unglücklichen genutzt in einem Lande, dessen Sitten und Sprache sie nicht kannten? Noch weniger hätte es genutzt, sie nach dem Orte ihrer Einschiffung, an die afrikanische Küste, zurückzubringen, sie wären ja dort den Sklavenhändlern unverzüglich wieder in die Hände gefallen und dann wahrscheinlich nach den südlichen Vereinsstaaten oder Cuba reexportirt worden. Zudem wären dem Lande sehr bedeutende Unkosten durch solche nutzlose Rücksendungen erwachsen. Die Regierung suchte daher nach andern Auswegen und beschloss in erster Reihe, diese Neger an bekannte angesehene Fazendeiros gegen Kost, Kleidung und einen geringen Lohn zu vermiethen. Bestimmte Verordnungen wurden erlassen, um dieses Dienstverhältniss zu regeln und den freien Afrikanern den möglichsten Schutz zu gewähren. Diese Massregel war eine gänzlich fehlgegriffene. Hunderte solcher freier Afrikaner wurden von Fazendeiros, oft mit Vorwissen bestochener gewissenloser Behörden, auf die raffinirteste Weise zu Sklaven gemacht. Fast ausnahmslos wurden sie aber den Sklaven gleich gehalten und ebenso hart wie diese behandelt.

Dem bevollmächtigten Minister Englands, Mr Southern, gelang es endlich 1854, die brasilianische Regierung dahin zu bestimmen, dass alle diese freien Afrikaner nach 14jähriger Dienstzeit de jure et de facto frei sein sollten, dass also das nämliche System befolgt werde, wie England selbst es auf seinen westindischen Inseln eingeführt hatte.

Da schon früher die brasilianische Regierung durch das Gesetz Nr. 581 vom 14. September 1850 den Grundsatz ausgesprochen hatte, dass in keinem Falle mehr gekaperte Neger Privatleuten zum Dienst überlassen, sondern nur Regierungsarbeiten verwendet werden sollen (sérão empregados em trabalho debaixo da tutela do Governo), bis und so lange sie nicht auf Regierungskosten nach irgendeinem passenden Punkte ausserhalb des Reiches gebracht werden, so wären diese freien Afrikaner in Brasilien in einer weit bessern Lage gewesen, als die englischen, die genöthigt sind, bei Pflanzern harte Contracte auf 14 Jahre

abzuschliessen, wenn die kaiserliche Regierung ehrlich und pflichtgemäss vorgehen würde.[1])

---

[1]) Das Verhältniss der Africanos libres nimmt ein interessantes Blatt in der neuern Geschichte Brasiliens ein, muss aber jedem billig denkenden Brasilianer die Schamröthe ins Gesicht jagen.

Der erste Vertrag zwischen England und Portugal über die allmähliche Abschaffung des Sklavenhandels datirt vom 19. Februar 1810, in welchem Portugal nur noch das Recht vorbehalten wurde, Sklaven einzig und allein in den portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Küste zu kaufen. Beim Wiener Congress wurde der zweite Vertrag zwischen diesen beiden Mächten abgeschlossen (15. Januar 1815), in dem den portugiesischen Schiffen der Sklavenhandel von irgendeinem Punkte der afrikanischen Küste nördlich vom Aequator strengstens verboten wird. In einem Additionalvertrage vom 18. Juli 1817 werden fernere Bestimmungen zur Beschränkung des Sklavenhandels vereinbart und festgesetzt, dass gemischte Commissionen mit dem Sitze in England, Brasilien und an der afrikanischen Küste alle Fälle von aufgebrachten, einen unerlaubten Sklavenhandel treibenden Schiffen aburtheilen sollen. In §. 7 wurde ferner bestimmt, dass alle Neger von solchen Schiffen der Regierung des Landes, in dem der Fall abgeurtheilt wurde, übergeben und von ihm als freie Arbeiter verwendet werden sollen. Eine neue Convention vom 23. November 1826, zwischen England und Brasilien abgeschlossen, stellte fest, dass solche Neger in kürzester Frist wieder nach der afrikanischen Küste gebracht werden sollen. Diese Bestimmung wurde von der brasilianischen Regierung durch das Gesetz vom 7. November 1831 und das Decret vom 12. April 1832 sanctionirt. Mit einer cynischen Heuchelei und einem wahren Jesuitismus erklärte die brasilianische Regierung im Aviso vom 29. October 1834, warum sie die vom Gesetze angeordnete Reexportation nicht ausgeführt habe und vorderhand auch nicht ausführen werde, und bestimmte die Bedingungen, unter denen diese freien (!) Neger an Private, vorerst nur im Municipium Rio de Janeiro, übergeben werden, als schon ein Jahr später durch Aviso vom 19. October 1835 verordnet wurde, dass sie auch Fazendeiros des Municipiums einer jeden Provinzialhauptstadt übergeben werden können. Ein Aviso vom 7. März 1836 eröffnete in der Staatskasse eine eigene Rubrik für die aus der Vermiethung dieser Neger einfliessenden Gelder, und seit 1843 figurirten sie alljährlich im Budget unter den Staatseinnahmen! Von den Fazendeiros, die freie Afrikaner von der Regierung übernahmen, wurde sehr häufig ein schändlicher Misbrauch mit diesen Unglücklichen getrieben und unzählige davon auf die niederträchtigste Weise zu wirklichen Sklaven gemacht. Ein Aviso vom 15. September 1836 suchte zwar diesem Unwesen zu steuern, es blieb aber nach wie vor dasselbe. Als endlich England mit der Aufhebung des Sklavenhandels bittern Ernst machte, wurde von der brasilianischen Kammer durch Gesetz Nr. 581 vom 1. September 1850 von neuem die Reexportation der freien Afrikaner an die afrikanische Küste decretirt und zugleich bestimmt, dass dieselben unter keiner Bedingung mehr an Private übergeben werden dürfen. Wie ernst es die Regierung jedoch mit ihrer Gesetzesvorlage war, beweist das Decret vom

Die Regierung verwendet die freien Afrikaner theils zum Strassenbau, theils in ihren öffentlichen Anstalten sowol in der Hauptstadt als auch in entferntern Provinzen. Eine Anzahl dieser Schwarzen wurde z. B. in die Militärcolonie Itapura tief im Innern der Provinz São Paulo geschickt, wo sie theils als Strassen-, theils als Feldarbeiter ihre Verwendung finden. Sie erhalten Kleidung, Militärration und 100 Reis tägliche Löhnung (Weiber und Kinder unter 12 Jahren die Hälfte), ausserdem wird einem jeden ein Landlos als Eigenthum angewiesen, zu dessen Bearbeitung ihm wöchentlich zwei Werktage frei gewährt sind. Nach sechsjähriger guter Aufführung werden diese Afrikaner vollständig emancipirt und erhalten ihren Freibrief.

Es sind das, wenn stricte eingehalten, sicherlich keine drückenden Bedingungen. Das Tagelohn dieser Neger ist zwar sehr gering, da sie aber bekleidet und beköstigt werden und Landeigenthümer sind, so sind sie doch noch in einer viel günstigern Lage als Tausende von Colonisten, die selbst für Nahrung und Kleidung sorgen müssen.

Die Regierung hat dem Finanzausweise von 1863 zufolge in den Jahren $18^{56}/_{57}$—$18^{61}/_{62}$ an Tagelöhnen für die freien Afrikaner 22:629 Milreis (60000 Franken) beim Staatsschatze deponirt. Ob diese Summe einst dazu benutzt werden wird, diese Neger nach Liberia oder irgendeinem andern geeigneten Punkt an der afrikanischen Küste zu transportiren, oder ob jedem ein Conto eröffnet ist und ihm sein Theilbetrag nach der Emancipation behändigt wird, weiss ich nicht, ebenso wenig welche politische Stellung sie dann im Staate einnehmen werden; vermuthlich die der Libertos, obgleich sie, rechtlich genommen, nie Sklaven waren.

---

20. December 1853, welches verordnet, dass alle freien Afrikaner, die an Private überlassen wurden, nach 14jährigem Dienste emancipirt werden sollen, wenn sie es verlangen, aber nur unter der Bedingung, dass sie nur an dem Orte wohnen dürfen, der ihnen von der Regierung bezeichnet werde, und dass sie Dienste gegen einen bestimmten Lohn übernehmen müssen.

Erst im Jahre 1865 wurde, dank dem Einflusse und der warmen und ernsten Befürwortung einer wahrhaft freisinnigen Presse, die Emancipation der Africano libres zur Wahrheit.

In einer officiellen Liste einer bedeutenden Anzahl Africanos libres fand ich folgende afrikanischen Nationen vertreten: Ben-



Hausneger (Benguella).

guella, Angola, Quimguaguella, Quigaguella Quiçaman, Mucongo, Congo, Mina (meist Mohammedaner), Muxicongo, Muxiguinge, Mucumbé, Cassange, Cabiuda, Chuatama, Kelimane, Anguiz, Cocóngo, Libama.

Endlich haben wir noch einen Blick auf die letzte Abtheilung der farbigen Bevölkerung zu werfen. Sie umfasst die Sklaven (*Captivos* oder *Escravos*). Es kann natürlich nicht in meiner Absicht liegen, dieses Thema, das Stoff zu einem dickleibigen Buche liefern könnte, hier einlässlich zu behandeln und dadurch schon längst Bekanntes wiederzugeben; ich will nur einzelne Züge hervorheben, die jedoch hinreichend das ganze

Wesen der Sklaverei charakterisiren. Ich werde ohnehin noch später Gelegenheit haben, diesen Krebsschaden des socialen Zustandes Brasiliens wiederholt zu berühren.

Lichtfarbige Sklaven, also Mulatten und ihre Descendenten, sind in Brasilien weit seltener, als sie es, die numerischen Proportionen gewahrt, in den übrigen Staaten Südamerikas waren und es jetzt noch in den südlichen Vereinsstaaten und auf Cuba sind. Sie verstehen es in der Regel weit besser als die Schwarzen, sich den Launen und dem Willen ihrer Herren zu accomodiren, werden daher besonders als Haussklaven vorgezogen, und es wird ihnen als solchen auch eher die Freiheit geschenkt. Ich habe in Brasilien ein einziges mal eine ganz lichte, fast weisse Sklavin gesehen, und auch dieser war für ihre bevorstehende Verheirathung der Freibrief zugesichert.

Ueber die Behandlung der Sklaven im allgemeinen in Brasilien wird sehr verschieden geurtheilt. Von einigen Schriftstellern wurde sie als ausserordentlich hart, von andern als mild geschildert. Ich halte es für fast unmöglich, ein Urtheil im allgemeinen darüber abzugeben. Die Behandlung hängt ja ganz von der Individualität des Herrn und seiner Sklavenaufseher sowie der Sklaven selbst ab. In vielen Fazendas werden die Sklaven reichlich genährt, gut gekleidet und mild behandelt; in andern dagegen werden sie elend und roh gehalten und unmenschlich gezüchtigt. Das Nämliche gilt für die Haussklaven. Am meisten mishandelt werden sie in der Regel von Portugiesen, Franzosen (besonders den Frauen) und von freien Mulatten. Die *gebildete* Klasse der Brasilianer ist durchschnittlich durchaus mild gegen die Sklaven. Unmenschlichkeit und Grausamkeit sind dem weissen Brasilianer fremd; daher überschreiten die Züchtigungen der Neger bei diesen auch selten das Mass, das in manchen europäischen Ländern selbst heute noch bei der Marine und dem stehenden Heere üblich ist. Es ist jedenfalls ein anerkennenswerth schöner Nationalzug, dass dem Sklaven, für den selbst von einem Unbekannten eine Fürbitte eingelegt wird, ohne weiteres die Strafe erlassen wird. Wenn man hört, dass ein Brasilianer seine Sklaven schlecht halte, so kann man fast

mit Gewissheit annehmen, dass er entweder ein Farbiger ist, oder dass er sich bei erster Gelegenheit seiner rein portugiesischen Abstammung rühmen wird.

Der brasilianische und portugiesische Sklavenhalter wird den fehlenden Sklaven nie in einem Ausbruche von Zorn mit Ohrfeigen, Fusstritten, Prügeln u. dgl. strafen. Für schwere Vergehen hat er die Peitsche (bacalhaõ), für leichtere die Pritsche (palmatoria), mit der auf die flache Hand eine Anzahl Schläge applicirt werden. Es ist eine allgemeine Annahme, dass es sehr gefährlich sei, einem Neger Ohrfeigen zu geben, indem dieser stets den Kopf so zu drehen wisse, dass der Schlagende sich an den Zähnen, die ihm dieser fletschend entgegenhält, verletze, solche, wenn auch nur leichte Wunden, aber immer einen höchst bösartigen Charakter annehmen.

„Wenn ein Neger etwas recht und ordentlich macht, so geschieht es nur, weil er fehlt, denn seiner Natur nach muss er alles verkehrt und schlecht machen; man darf sich daher nicht wundern, wenn wir oft die Geduld verlieren und hart strafen lassen", sagte mir einst ein alter Mann, der mehr als 70 Jahre lang stets von zahlreichen Sklaven umgeben war. Diese eigenthümliche Ansicht überraschte mich und kam mir anfangs fast lächerlich vor; ich habe aber mit der Zeit vollkommen begriffen, dass man nach längerm Verkehr mit Negern diese Anschauungsweise dennoch nicht ganz so irrig findet, als es auf den ersten Moment den Anschein hat. Sicherlich reisst auch dem sanftesten Gemüthe endlich die Geduld, wenn die dienstthuenden Neger tagtäglich, sei es aus Absicht, Leichtsinn, Bosheit, Trägheit oder Dummheit, selbst die einfachsten Dienstleistungen immer wieder verkehrt machen.

Hausdienste werden in Rio de Janeiro mit seltenen Ausnahmen von Sklaven verrichtet. Sie sind Köche, Kutscher, Lakaien, Bediente, Wäscherinnen, Näherinnen u. s. w. Ihre ekelhaft penetrante Hautausdünstung (catinga) macht sie für Dienstleistungen im Innern der Gemächer den Fremden beinahe unerträglich. Ueberdies sind sie nicht gerade Muster von

Reinlichkeit und nur die strengste Aufsicht kann sie an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen.



Eine Negerin im Sonntagsputz.

Es wäre ebenso irrig als ungerecht, den Negern Fähigkeiten und Talente abzusprechen. Für mechanische Arbeiten zeigen sie viel Geschick; sie haben besonders einen ausgesprochenen Nachahmungstrieb, während ihnen rein schöpferische Talente mangeln. Als Handwerker sind sie oft sehr brauchbar, und als Maurer, Steinmetze, Zimmerleute, Tischler, Sattler u. s. w. zuweilen ausgezeichnet geschickt. Mancher Sklavenhalter gewinnt durch Vermiethung seiner Negerhandwerker bedeutende Summen Geldes. Ich kannte einen Neger als Kellner auf einem Dampfschiffe, der seine regelmässigen Fahrten zwischen Rio de Janeiro

und dem Hafen von Santos machte, und in seinen Mussestunden den Prolog zu einer Komödie geschrieben hatte, die viele gute Gedanken enthielt und jedenfalls von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten des Verfassers zeugte.

Eine eigene Klasse bilden die sogenannten Negros de ganho. Es sind jene Sklaven, die ihren Herren eine gewisse tägliche Abgabe zahlen, dafür aber auf eigene Faust ihrem Verdienste nachgehen, und diesen auch, insbesondere als Lastträger, reichlich finden. Es wurde mir ein Portugiese genannt, der 200 solcher Sklaven besitzt. Sie erhalten von ihrem Herrn weiter nichts als jährlich zwei baumwollene Hemden, in denen die Nummer eines jeden eingenäht ist, und zwei solche Beinkleider. Sie müssen sich selbst verköstigen und per Kopf täglich ihrem Besitzer 4 Patacas (1280 Reis, circa 4 Franken) abliefern. Den Ueberschuss ihres Verdienstes können sie für sich selbst behalten. Sie sind rottenweise abgetheilt und solidarisch füreinander haftbar. Entflieht einer von ihnen und wird er nicht mehr eingefangen, so müssen die übrigen täglich einen Mehrbetrag abliefern, bis der Werth des Entflohenen dem Herrn ersetzt ist. Diese Sklaven, meist sehr kräftige Individuen, sind hauptsächlich als Lastträger im Zollamte verwendet und verdienen in diesem Dienste viel Geld. Sechs Neger tragen z. B. ein Piano und erhalten je nach der Entfernung, wenn diese nicht zu weit ist, 12—20 Milreis Trägerlohn. In ein paar Stunden verdient also in diesem Falle ein jeder das Zwei- bis Dreifache seines täglichen Tributs. Sehr oft gewinnen sie in einem Tage sechs- bis achtmal mehr, als sie ihrem Herrn abzuliefern haben. Nur äusserst selten spart einer von ihnen den Gewinn zur nöthigen Summe für seine Loskaufung zusammen; gewöhnlich wird er in den allersinnlichsten Vergnügungen wieder durchgebracht.

Zu den Negros de ganho gehören auch die Quitandeiras, Sklavinnen, die unter ähnlichen Bedingungen stehen, ihren Hauptverdienst aber im Verkauf von Früchten und Backwerk (Doce) in den Strassen und auf öffentlichen Plätzen finden. Sie sind meistens jüngere Negerinnen von der kräftigen Nation Mina und zeichnen

sich durch ihre etwas phantastische Kleidung, ihr kokettes Wesen und ihren eigenthümlichen Gang aus, bei dem sie auf eine nur ihnen eigene Weise sich in die Hüften werfen. Der immer blosse Nacken und Schultern sind meistens von tadelloser Schönheit und könnten Künstlern fast als unübertreffliche Modelle dienen. Die Bildseite der Medaille ist freilich weit weniger anziehend.

Nach dem Kanonensignale, das ein Wachtschiff im Hafen im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr abends löst, wird jeder Sklave auf der Strasse von der Polizei angehalten, und wenn er sich nicht durch eine schriftliche Erklärung vom nämlichen Tage, in der sein Name, der seines Herrn und der der Wohnung, und der Grund, warum der Sklave ausgeschickt würde, genau angegeben sind, legitimiren kann, sogleich gefänglich eingezogen. Der Zweck dieser Massregel ist hauptsächlich ein nächtliches Entweichen zu verhüten.

Das Entweichen von Sklaven kommt in der Hauptstadt verhältnissmässig häufig vor. Es ist immer ein gefährliches Unternehmen, das dem Flüchtling, wenn er wieder eingefangen wird, sehr theuer zu stehen kommt. Zum Aufspüren entflohener Sklaven entwickeln die Polizeiorgane immer eine weit grössere Thätigkeit als bei allen ihren übrigen Functionen, weil dem Ueberbringer eines entflohenen Sklaven in der Regel eine bedeutende Belohnung verabfolgt wird. In den waldigen Umgebungen Rio de Janeiros und im Orgelgebirge sollen sich zwar flüchtige Sklaven herumtreiben, förmliche Quilombos [1]) aber keine existiren.

Ueber den Verkauf eines Sklaven wird immer ein gerichtlicher Act aufgenommen. Der Staat bezieht von jedem Sklavenverkaufe eine gewisse Abgabe. Sämmtliche Unkosten bei der Handänderung eines Sklaven belaufen sich auf ungefähr 70 Milreis, die der Käufer zu tragen hat. Ausserdem muss von jedem Sklaven jährlich noch eine gewisse Abgabe bezahlt werden. Im

---

[1]) Niederlassungen entflohener Neger in den Wäldern.

Jahre $18^{60}/_{61}$ betrug die Sklaventaxe in Brasilien 322:101 Milreis, im Jahre $^{61}/_{62}$ 276:251 Milreis.

In Rio de Janeiro existirt unter dem Namen Previdencia eine Lebensversicherung für Sklaven. Sie ist auf ähnliche Principien gestützt wie die europäischen Versicherungsanstalten, nur dass der approximative Werth des Sklaven, also die Versicherungssumme, durch ein eigens dazu bestimmte Commission von Fachmännern fixirt wird und Individuen unter 12 Jahren nicht versichert werden können. Die einzuzahlende Prämie steigt auch mit dem Alter der Versicherten. Während von 12—40 Jahren 4 Procent des Werthes zu erlegen sind, so müssen von 55—60 Jahren 9 Procent, von 65—70 Jahren 21 Procent bezahlt werden.

Charakteristisch ist der Artikel 4 der Statuten. Er heisst: „Die Gesellschaft ist nicht verantwortlich für Todesfälle infolge von Grausamkeiten oder Selbstmorden, wenn diese durch Gewaltthat, barbarische Strafen oder Torturen von seiten des Versicheres bewirkt wurde.“ Die Compagnie unterhält auch ein Hospital in erster Reihe für versicherte kranke Sklaven, nimmt aber auch unversicherte und freie Personen zu den nämlichen Bedingungen wie die Misericordia auf. Es gibt Aerzte in Rio de Janeiro, die oft brillante Geschäfte dadurch machen, dass sie kranke Neger kaufen, heilen und dann wieder verkaufen.

Die Stellung der Sklaven im Staate ist begreiflicherweise eine durchaus abnorme. Von ihrem Verkauf verlangt der Fiscus eine Abgabe wie bei Handänderungen von Immobilien; von ihrer Benutzung erhebt er eine Taxe wie von Gewerben; ihre Besitzer werden gerade so besteuert, als wären die Sklaven unbewegliche Güter. Sie geniessen factisch durchaus keine einzige Rechtswohlthat. Von der ganzen Gesetzgebung existirt für sie nur der Criminalcodex. Was aber noch weit schlimmer ist, sie sind einem Privatstrafverfahren anheimgegeben, das von der einfachsten Züchtigung bis zum raffinirtesten Morde sich jeder behördlichen Controle zu entziehen weiss. Religion und Moral verdammen ein solches Verhältniss, und die Staatsklugheit muss im aufrichtigsten Interesse der Nation dessen baldiges Ende wünschen.

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, will ich noch des *Capoeiragem* erwähnen, den ich noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen finde. Ich werde daher hier mittheilen, was ich darüber von Polizeibeamten und andern wohlunterrichteten Männern erfahren habe.

Die *Capoeiras* [1]), deren scheussliches Treiben Capoeiragem genannt wird, sind entweder Mulatten, freie Neger oder Sklaven und bilden einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art. Manche Anzeichen lassen vermuthen, dass ihre Verbindung nach gewissen geheimen, wenn auch höchst einfachen Statuten organisirt und geleitet ist. Ich habe indessen darüber keine Gewissheit erlangen können. Die Capoeiras fangen ihre Carrière als Kopfboxer an. Sie rennen mit den Schädeln gegeneinander, weichen ab, greifen wieder an und kämpfen stossend oft so heftig, dass der eine oder andere todt auf dem Platze liegen bleibt. An Sonn- und Festtagen, am häufigsten aber bei grossen Processionen vereinigen sie sich, beginnen bei passender Gelegenheit mit Kopffechten, montiren sich dabei, bis sie in eine Art blinde, thierische Wuth gerathen und durchziehen dann wie Besessene die Strassen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen. Treffen sie dabei einen Sklaven, der schlecht bei ihnen angeschrieben steht, weil er entweder ihrer Verbindung nicht beitreten wollte, oder den sie als Verräther betrachten, so ist er unrettbar dem Tode geweiht. Es beginnt nun eine wüthende, tolle Jagd. Der Bedrohte sucht zu entfliehen, die Capoeiras verfolgen ihn, verwunden ihn, jagen ihn wieder auf, verwunden ihn wieder, ohne ihm den Todesstoss zu geben, und treiben dieses grausame Spiel so lange fort, bis der Unglückliche förmlich zu Tode gehetzt leblos zusammenstürzt. Kommt ihnen kein ihnen feindlicher Sklave vor, so morden sie den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, Farbiger oder Weisser, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sie füh-

---

[1]) Capoeiro heisst im Portugiesischen eigentlich „ein Geflügeldieb“.

ren weder Messer noch Dolche, sondern lange Nadeln und Pfriemen, die sie dem Todgeweihten zwischen die Rippen stossen. Sind einige Opfer gefallen, so sind auch die Capoeiras spurlos verschwunden, und oft bedient ein solcher Mörder wenige Minuten, nachdem er sein scheussliches Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen.

Ich sah einst an einem schönen, mondhellen Sonntagabende an der Ecke der Rua de Santo Amaro sich eine Anzahl Neger versammeln, und bald waren sie unter Gelächter und Lärm im heftigsten Kopfkampfe begriffen. Die Stösse waren so heftig, dass man weit weg das Anprallen der Schädel hörte. Ich hielt es nicht für gerathen, bei diesem mir neuen Schauspiel lange zu verweilen, und eilte meine Wohnung zu erreichen. Am folgenden Dienstage las ich in der Gazetilha des Jornal do commercio, dass zwei Tage früher die Capoeiras zwei Sklaven und einen Freien ermordet haben.

Raub und Diebstahl wirft man den Capoeiros nicht vor. Den grössten Anstrengungen der Polizei ist es noch nicht gelungen, diese furchtbare Mörderbande auszurotten. Der Capoeiro, der als Mörder ergriffen wird, erleidet Todesstrafe; wenn ihm kein Mord nachgewiesen werden kann, so erhält er die schärfsten körperlichen Züchtigungen, und mancher hat schon infolge davon den Geist aufgegeben. Selbst der Vermittlung der angehensten Standespersonen gelingt es nur sehr selten, einen Lieblingssklaven von der so sehr verdienten Prügelstrafe zu befreien; denn gewöhnlich hat er sie nach summarischem Verfahren schon erhalten, ehe sein Besitzer in Kenntniss gesetzt wird, dass er sich in den Händen der Polizei befinde.

Die Capoeiras sollen unverbesserlich sein, und selbst wiederholt hart abgestraft der Verbindung dennoch nicht entsagen und das Kopffechten und nachfolgende Mordrennen gewissermassen als Ehrensache betrachten.

Der Capoeiragem scheint mit der Einfuhr von Sklaven gewisser afrikanischer Stämme auf brasilianischen Boden verpflanzt

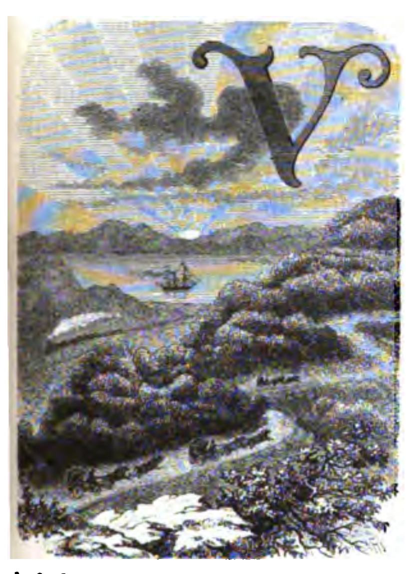
worden zu sein. Es erinnert lebhaft an den Todtenlauf auf mehrern Sundainseln und es dürfte ihm ursprünglich eine religiöse Bedeutung zu Grunde gelegen haben.



Kloster S. Antonio.

# Drittes Kapitel.

## Petropolis.




on der Prainha, in der Nähe des Marinearsenals, fährt täglich in der Frühe um 6 Uhr und nachmittags um 2 Uhr ein Dampfboot ab, das die Verbindung zwischen der Reichshauptstadt und Petropolis unterhält. Man gelangt durch eine lange Waarenhalle, an deren Eingang die Cassa, wo man die Billets für das Dampfboot und die Eisenbahn löst, sich befindet, an den Einschiffungsplatz, der sich dadurch vor den meisten andern Einschiffungsplätzen in Rio de Janeiro vortheilhaft auszeichnet, dass man nicht Gefahr läuft, Hals und Beine zu brechen. In keiner Seestadt von ähnlichen Dimensionen ist für *sichere*, ich will nicht sagen *bequeme* Einschiffungsplätze weniger gesorgt als in Rio, obgleich die Verhältnisse der Bai zu diesem Zweck im ganzen genommen sehr günstig sind. Die betreffenden Behörden wollen oder wissen sie aber nicht zum Vortheil des Publikums zu benutzen.

Der Dampfer ist eine schwerfällige Barke. Auf dem Hinterdeck, über das ein hölzernes Dach angebracht ist, befindet sich eine Damenkajüte und vor derselben mehrere Reihen hölzerner Bänke als erster Platz. Der Vordertheil ist für die Passagiere zweiter Klasse und für die „Unbeschuhten" (pessoas descalzas), also Sklaven, bestimmt, deren Fahrpreis den dritten Theil von dem der Beschuhten auf dem nämlichen Platze beträgt. Sie theilen den sehr engen Raum mit Säcken, Kisten, Koffern, Körben, Maulthieren und dem Steuermann. Das Steuerrad ist nämlich nahe dem Schiffsschnabel angebracht, damit der steuernde Matrose in der Fernsicht nicht beirrt wird.

Gewöhnlich sind zwei oder mehr schwer beladene Lanchas am Schlepptau des Dampfers befestigt; seine Bewegungen sind daher sehr langsam, oft kaum schneller als die eines gut bemannten Walfischbootes. Der schwerfällige Gang der Barke gestattet aber in vollen Zügen die wunderbaren Reize der herrlichen Bai mit den stets wechselnden Bildern ihrer Ufer, den zahlreichen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Inseln und den bizarren Formen der aus dem Wasser hervorragenden Felsen zu geniessen. Wahrlich, die Bai von Rio de Janeiro geniesst mit vollstem Rechte den Ruhm eines der schönsten Landschaftsbilder der Erde.

Der Dampfer verfolgt von seinem Ausgangspunkte eine nördliche Richtung mit sehr geringen Abweichungen nach Osten. Bald nachdem er den Ankerplatz der Kriegsschiffe verlassen hat, fährt er an der kleinen Ilha da Enchada vorüber, steuert auf die Gouverneurinsel zu und verfolgt längs deren Ostküste seinen Lauf zwischen zahlreichen kleinen Inseln hindurch.

Die *Ilha do Governador*, die bedeutendste der Inseln der Bai, von beinahe 20 Quadratlegoas Flächeninhalt, ist grösstentheils hügelig, besonders in ihren östlichen und südlichen Theilen. Im Innern derselben wird auf einigen Fazendas Ackerbau getrieben. Die Bevölkerung hat sich mehr an den Ufern niedergelassen und bewohnt einen fast um die ganze Insel reichenden Kranz von Häusern und Hütten. Hier sind 14—18 Kalk-

# DIE BAI
von
# RIO DE JANEIRO
## und die Eisenbahn
nach
## RAIZ DA SERRA.

Maßstab.

PORTO DO MAUA

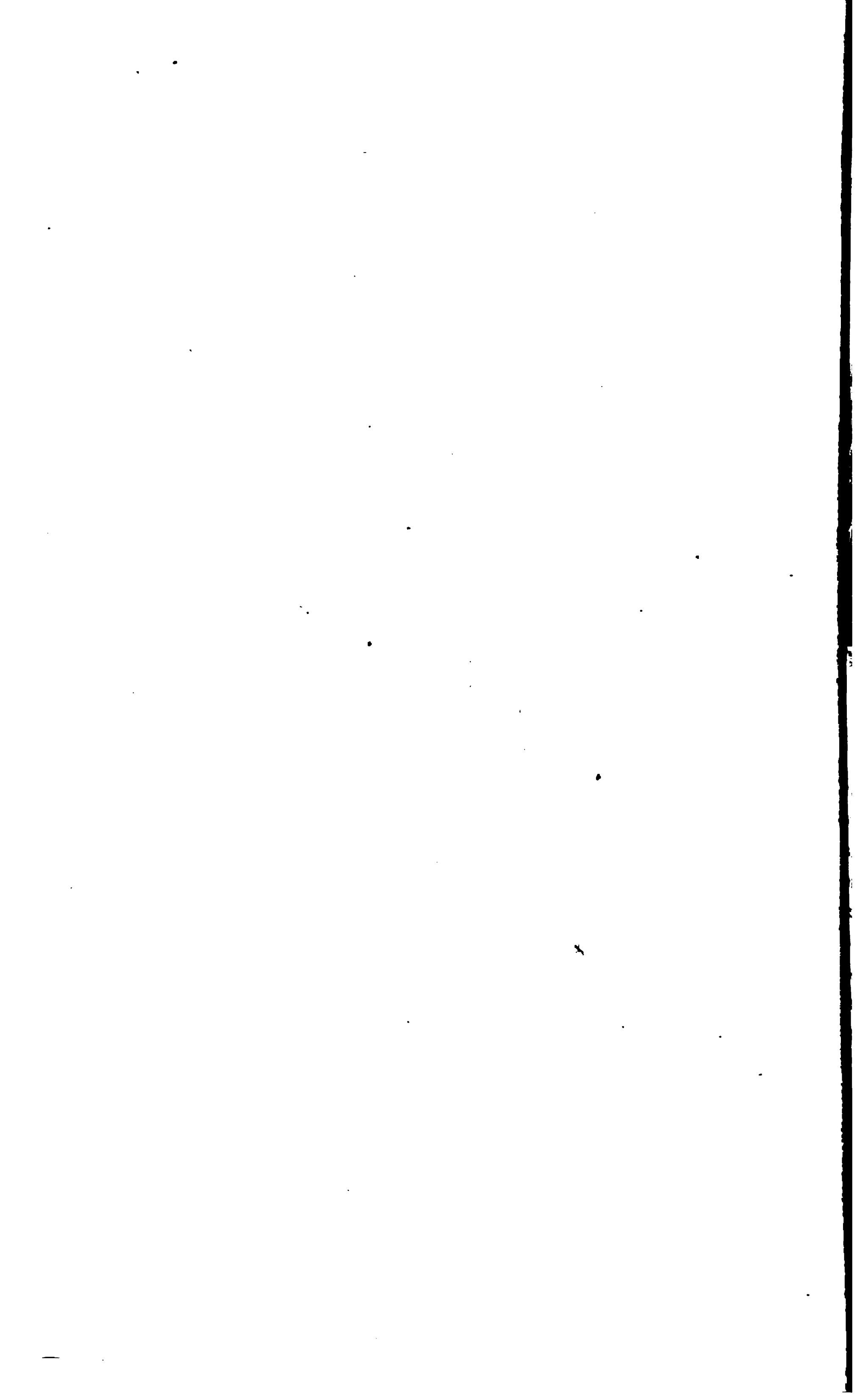
ILHA DO GOVERNADOR

RIO DE JANEIRO

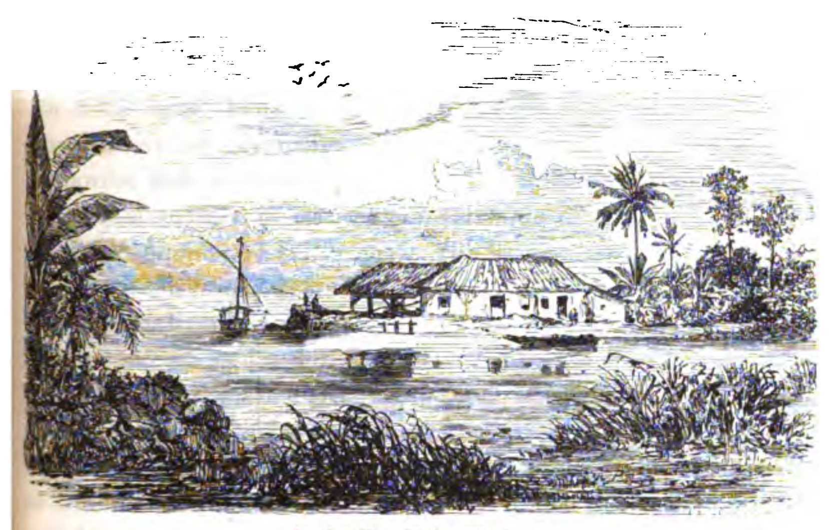
Nitheroky

1. Ankerplatz für Kriegsschiffe.
2. Ankerplatz für auszuladende Schiffe.
3. Ankerplatz für zu ladende Schiffe.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



brennereien und eine Töpferwaarenfabrik in Betrieb. Das Kirchspiel, zu dem die Bewohner vereint sind, heisst Freguezia de Nª. Sª. d'Ajuda da Ilha do Governador.



An der Ilha do Governador.

Weiter nach Nordost liegt die kleinere, idyllische Insel *Paquetá*, ziemlich bevölkert und in gutem Culturzustande. Auch hier wird die Kalkbrennerei in grösserm Masstabe betrieben (hauptsächlich aus den Muscheln der Venus flexuosa Lam.); sie deckt einen sehr grossen Theil des jährlichen Kalkbedarfs der Hauptstadt. Zum Kirchspiel Freguezia do Senhor Bom Jesus do Monte da Ilha de Paquetá gehören auch die naheliegenden Inseln Brocoyo, Pancarahyba und die südlicher gelegene Gruppe Ilhas Jerobaibas (Ferro, Redonda, Agoa, Caza, Palma, Romana, Brazoforte).

Einen eigenthümlichen Reiz gewähren die kleinen Inselchen; zuweilen steht auf einem solchen ein einzelnes Hüttchen von einer unbedeutenden Bananenanlage, einigen Orangenbäumen und einem Stückchen Feld mit Mais oder Mandioca bepflanzt, umgeben, oft erheben sich nur ein paar schlanke Palmen mit luftigen Kronen

aus niedrigem Gesträuche, oder es ragt blos ein sonderbar geformter Felsen aus der sanft gekräuselten Wasserfläche. Fast jeder Räderschlag bringt neue Bilder, neue Abwechslung.

In den Sommermonaten, wenn die drückende Mittagshitze schwer auf der Bai lastet, ist die Fahrt wol etwas lästig, und es wird den beiden grossen thönernen Wassergefässen vorn am Hinterdeck fleissig zugesprochen; dann sieht man auch die Neger kühlende Limonade bereiten, indem sie die reife Frucht Cajú auspressen und den herben Saft zwischen den schwarzen Fingern hindurch in ein Glas Zuckerwasser träufeln lassen.

Nach $1\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt, wenn mehrere Schleppschiffe angehängt sind, auch nach längerer Dauer, langt die Barke im *Porto de Mauá* an, dessen Entfernung von Rio de Janeiro etwas über 11 Seemeilen beträgt. Hier wartet schon die dampfende Locomotive und braust ohne längern Aufenthalt dem Fusse der Serra d'Estrella zu. Diese Eisenbahnstrecke, die erste in ganz Brasilien, von ungefähr 12 englischen Meilen Länge, wurde durch eine Actiengesellschaft mit einem Kapitale von 2000 Contos, an deren Spitze der Baron Mauá steht, gebaut und den 30. April 1854 dem Verkehr übergeben. Irenéo Evangelista de Souza, Barão de Mauá, einer der hervorragendsten Brasilianer, zählt zu den bedeutendsten Finanzgrössen des Reiches und entwickelt, durchaus ein Mann der Initiative, in den verschiedensten Richtungen eine rastlose Thätigkeit auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Von ihm wurde unter anderm die Bank gegründet, die seinen Namen trägt und besonders in Montevideo eine wichtige Rolle spielt, die grosse Fabrik für Dampfmaschinen in Ponta d'Area bei Nicterohy, der Reichshauptstadt gegenüber, und die Actiengesellschaft zur Beschiffung des Amazonenstromes ins Leben gerufen. Im Gesetzgebenden Körper vertritt er als Deputirter seine Heimatsprovinz S. Pedro do Rio grande do Sul, und wenn er sich auch da nicht als brillanter Redner auszeichnet, so steht er doch in erster Reihe als aufrichtiger Vertheidiger der constitutionellen Freiheiten seines Vaterlandes, des Rechts und des Fortschritts.

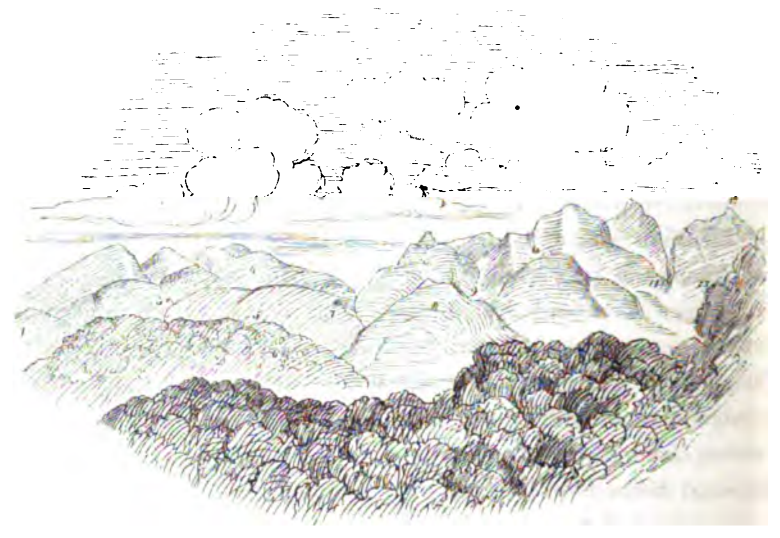
Die Eisenbahn ist nicht gut gebaut, woran zum Theil auch das sumpfige Terrain, über das sie streckenweise führt, schuld sein mag; vielleicht trägt auch der Umstand dazu bei, dass es eben der erste Versuch in Brasilien war, eine Eisenbahn herzustellen. Der Niveauunterschied der beiden Schienenstränge ist an manchen Punkten unberechtigt gross, was die Fahrt nicht besonders angenehm macht. Die Waggons sind klein, unbequem und schmuzig; die zweiter Klasse genügen häufig nicht, die Zahl der Passagiere aufzunehmen, und es werden die Sklaven zu den Reisenden erster Klasse hineingeschoben, eine höchst lästige Nachbarschaft bei einer die Hautausdünstung so sehr befördernden Hitze von einigen und dreissig Grad.

Ziemlich genau in der Mitte der Bahnstrecke liegt die Station *Inhomerim* in geringer Entfernung vom gleichnamigen Dorfe (in frühern Zeiten Anhu mirim „das kleine Feld" geheissen). In der Umgegend befinden sich reiche Zuckerplantagen und andere Fazendas in gutem Culturzustande, die bis ziemlich hoch ans Orgelgebirge hinaufreichen. Das Thal, durch das die Bahn führt, ist weit, freundlich, streckenweise aber sumpfig. Ich bemerkte einigemal beim Durchfahren eine ziemlich reiche ornithologische Fauna, vorzüglich von Sumpfvögeln und Tanagriden; anderemale war wieder die Gegend wie ausgestorben von ihren befiederten Bewohnern.

Es wird in der Regel auf dieser Bahn mit grosser Schnelligkeit gefahren, was bei ihrer sehr mangelhaften Construction nichts weniger als klug ist. Einige und zwanzig Minuten nach der Abfahrt von Porto de Mauá hält die Locomotive in der Endstation *Raiz da Serra* am Fusse der Serra l'Estrella, einer Section des Orgelgebirges. Hier stehen die Wagen zur Weiterfahrt über das Gebirge bereit. Um sicher zu sein, in einem dieser nichts weniger als bequemen Fuhrwerke einen Platz zu finden, nimmt man gewöhnlich schon bei den Agenten dieser Wagenverbindung in der Station Prainha das Billet.

Mit Reisenden und Gepäck bis zum Erdrücken vollgepfropft, verlässt die lange Reihe von Wagen, fast ausschliesslich von

deutschen Kutschern geführt und mit vier kräftigen Maulthieren bespannt, die Station. So oft es nur die Steigung erlaubt, wird im Galop oder scharfen Trab gefahren. Die Kunststrasse ist im ganzen genommen gut, bedarf aber unausgesetzter Reparaturen, da ihr Bau nicht nach richtigen Principien ausgeführt zu



Gebirge von Petropolis vom Kastellauerberge bei Villa Thereza aus gesehen (nach Reimarus).

1) Kreuzberg.
2) Spangenberg.
3) Consul.
4) Westphalen.
5) Palast.
6) Wähler.
7) Ziegelei.
8) Unterpfalz.
9) Schweizerthal.
10) Wähnelt.
11) Oberpfalz.
12) Fahnenberg.
13) Morin.
14) Villa Thereza.

sein scheint. Er hatte gewaltige Hindernisse zu überwinden und verdient trotz seiner Mängel die grösste Anerkennung; er soll 3000 Contos de Reis gekostet haben. Im Zickzack führt der Weg durch eine herrliche, grossartige Landschaft, in der Urwald, Capoeiras, Weideplätze, groteske Felsenpartien, Schluchten Bäche und kleine Wasserfälle in buntem Wechsel das Auge

entzücken. Nach einstündiger Fahrt werden die Maulthiere gewechselt. Oberhalb dieser Station eröffnet sich ein wundervolles Panorama auf die Bai und die zurückgelegte Wegstrecke, bei günstiger Beleuchtung eine Aussicht von zauberhaftem Effect.

Vom Sattel des Gebirges eilen die Wagen in sausendem Galop die ziemlich sanfte Neigung des Ostabhanges hinunter durch Villa Thereza und halten in der Rua do Imperador in Petropolis.

Die Wegstrecke von Rio de Janeiro nach Petropolis wird gegenwärtig in vier Zeitstunden zurückgelegt, von denen, wie wir gesehen haben, circa $1^1/_2$ Stunden auf die Dampfschiff-, 23 Minuten auf die Eisenbahn- und 2 Stunden auf die Wagenfahrt, der Rest aber auf die kurzen, unvermeidlichen Aufenthalte kommt. Die Fahrpreise für diese kurze Strecke belaufen sich auf 8 Milreis (über 20 Franken)! nämlich je 2 Milreis für das Dampfboot und die Eisenbahn, und 4 Milreis für einen Platz im Wagen. Für die Eisenbahnfahrt wird also hier beinahe der sechsfache Betrag von dem Durchschnittspreise auf europäischen Eisenbahnen verlangt. Noch unverschämter ist die Forderung für den Dampferplatz, da die Compagnie auf Unkosten der Zeit der Reisenden und in rücksichtsloser Gier nach Gewinn den Dampfern immer mehrere Schleppschiffe anhängt. Die Forderung für die Gebirgsfahrt ist zwar auch gespannt, sie lässt sich aber doch durch die sehr kostspielige Unterhaltung des Betriebsmaterials einigermassen rechtfertigen. Es ist unbegreiflich, dass die Eisenbahncompagnie, an deren Spitze unleugbar gescheite Männer stehen, durchaus nicht zur Erkenntniss gelangen will, dass niedere Fahrpreise fast immer eine höhere Frequenz bedingen und in der Regel grössern Gewinn abwerfen als hohe. Durch übermässige Forderungen glauben die meisten ähnlichen Unternehmungen in Brasilien rasch einen bedeutenden Profit zu erzielen und kommen gewöhnlich sehr spät zur Einsicht ihrer irrigen Berechnung.

*Petropolis* ist eine deutsche Colonie, Sommersitz des Kaisers, und dient einer grossen Menge wohlhabender Familien der Hauptstadt zu einer mehrmonatlichen Villeggiatura. Die Colonie wurde

auf der ehemaligen Fazenda *Corrego secco*, die der Kaiser von ihrem frühern Besitzer durch Kauf erworben hatte, gegründet. Der Provinziallandtag von Rio de Janeiro beschloss nämlich im Jahre 1843 statt des alten streckenweise lebensgefährlichen Saumweges über die Serra d'Estrella eine fahrbare Kunststrasse anzulegen und allmählich den wichtigen Handelsweg nach der Provinz Minas geraes zu verbessern. Der mit den Vorarbeiten betraute Ingenieur Julius Köhler, ein ehemaliger deutscher Offizier und Major in brasilianischem Dienste, machte der Regierung den Vorschlag, 300 deutsche Strassenarbeiter kommen zu lassen, und es wurde mit ihrer Bewilligung ein Agent des Hauses Delrue & Comp. in Dünkirchen beauftragt, diese Leute zu engagiren und nach Brasilien zu befördern. Wahrscheinlich um aus der ganzen Expedition einen grössern Vortheil zu ziehen, verschiffte Delrue, damals brasilianischer Viceconsul in Dünkircken, die doppelte Anzahl Arbeiter, und da die meisten von ihnen verheirathet waren, so langten in kurzen Zwischenräumen bei 2300 Auswanderer, alt und jung, in der Bai von Rio de Janeiro an. Delrue & Comp. hatten durch ihre Unteragenten, die vorzüglich längs des Rhein und der Mosel ihre Thätigkeit entwickelten, die gewöhnlich in Anwendung kommenden Verlockungen durch Verheissen von hohem Lohne, ausgedehntem Landbesitz auf fruchtbarstem Boden, Ueberfluss an Lebensmitteln, günstige Absatzquellen, Schul- und Gottesdienst in deutscher Sprache u. s. f., benutzen lassen, und ohne Schwierigkeit die grosse Zahl von Leichtgläubigen zusammengebracht.

Die Regierung war bei Ankunft dieser so sehr ihre Berechnung übersteigenden Zahl von Auswanderern in der grössten Verlegenheit, wie sie unterbringen, da nicht die geringste Vorsorge dafür getroffen war. Statt das Versäumte schleunigst nachzuholen, that sie gar nichts. Die Ankömmlinge, die schon während der Reise durch verdorbene Lebensmittel, Hunger, Durst und Mishandlungen viel gelitten hatten, wurden in Praya grande ausgeschifft, ohne dass indessen die nöthigen Schritte für ihr ferneres Unterkommen eingeleitet wurden. Die Folgen davon waren Hunger, Krankheit, Elend. Endlich, nachdem von den verschiedensten Seiten

die ernstesten Reclamationen gegen diese unwürdige Behandlung der Emigranten erhoben worden waren, beschloss der Kaiser Dom Pedro II. diese Unglücklichen auf seiner Fazenda Corrego secco anzusiedeln und zugleich den schon früher gefassten Entschluss auszuführen, in gemässigtem Klima eine Sommerresidenz bauen zu lassen. Für die Wahl von Corrego secco soll vorzüglich auch der Gedanke bestimmend mitgewirkt haben, für gewisse Eventualitäten an einem gegen einen äussern Feind weniger exponirten Punkte als Rio de Janeiro einen Zufluchtsort für Archive, den Staatsschatz u. s. f. zu besitzen.

Im Juli 1845 wurde in Corrego secco die Colonie gegründet und ein Jahr später der Bau des kaiserlichen Palastes in Angriff genommen. Den Colonisten wurden Landloose von je 15 Brazas Front (1 Braza = 80 englische Zoll) und 100 Brazas Tiefe zugetheilt. Sie mussten nun vor allem ihre Hütten bauen und den Wald roden, um die nöthigsten Nahrungsmittel selbst zu bauen. Daneben fanden sie theils beim Bau des kaiserlichen Palastes und den Regierungsarbeiten im Colonialcentrum, theils beim Strassenbau über das Gebirge für lange Zeit Verdienst.

Die Gründung der Colonie und deren Direction wurde dem Major Köhler übertragen. Die Urtheile über diesen Mann lauten so entgegengesetzt als möglich. Während ihn eins den trefflichsten, edelsten und menschenfreundlichsten Mann nennt (Dr. Robert Avé-Lallemant), charakterisirt ihn ein anderes (Dr. Th. Wiedemann [1]) geradezu als einen Abschaum der Menschheit, „bei dem Betrug, Treulosigkeit und Sittenlosigkeit in schönster Blüte vereint waren“.

Wie immer bei solchen extremen Urtheilen liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Major Köhler soll ein talentvoller, im Umgange liebenswürdiger, aber leichtsinniger Mann gewesen

---

[1]) „Die deutsche Colonie Petropolis in der Provinz Rio de Janeiro. Ein Beitrag zur Kenntniss Brasiliens, von Professor Dr. Th. Wiedemann, weiland Pastor der deutschen Colonisten in Petropolis, 1858.“ Dr. Th. Wiedemann fungirte vom Januar 1854 bis April 1855 als katholischer Geistlicher in Petropolis. Die angeführte Broschüre ist ein Pamphlet, bei dessen Lesung man

sein. Bei seinem Tode, infolge eines unglücklichen Pistolenschusses beim Scheibenschiessen, hinterliess er gänzlich zerrüttete Vermögensverhältnisse. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass er für die Colonisten nicht in der Art gesorgt hat, wie es seine Pflicht war, und dass er seine Stellung sehr oft misbrauchte; andererseits steht es aber auch fest, dass ein grosser Theil der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen auf Verleumdungen unzufriedener Colonisten beruhte.

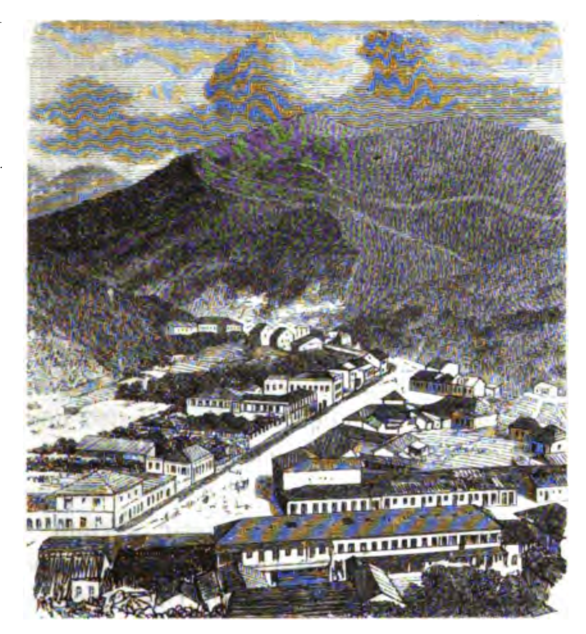
Unter seinen brasilianischen Nachfolgern nahmen die verschiedenen Arbeiten einen steten, wiewol auch nicht allzu raschen Fortgang. Die Colonialverhältnisse besserten sich aber nicht. Unordentliches, oft unredliches Gebaren mit den Bau- und Subsidiengeldern beeinträchtigte vielfach die Colonisten; der Boden ihrer Landloose war zum grössten Theil von allerschlechtester Qualität; religiöse Hetzereien bald von protestantischer, bald von katholischer Seite stifteten Zwietracht und Hass; eine unvernünftige Beamtenwirthschaft wirkte nach allen Richtungen demoralisirend und eine erschreckende Sittenlosigkeit schlug immer tiefere Wurzeln. Es dauerte lange Zeit, ehe nur einigermassen erträgliche Zustände herbeigeführt werden konnten.

Von dem fast kesselförmigen Centrum der Niederlassung, da wo der kaiserliche Palast gegründet und um den die eigentliche Ortschaft tracirt wurde, breitete sich die Colonisation nach den radienförmig auslaufenden Thälern der Umgegend aus.

Den topographischen Verhältnissen entsprechend wurde die Colonie in 22 Quartiere (Quarteraões) abgetheilt, die grösstentheils nach den Heimatsgegenden der dort niedergelassenen Colonisten benannt wurden, daher so viele Namen aus den Rheingegenden. Diese Quartiere, die Deutschen nennen sie Thäler, sind folgende:

---

nicht glauben würde, dass es aus der Feder eines Priesters geflossen ist: Herr Wiedemann hätte die echt christliche Lehre: nolite judicare etc., nicht vergessen sollen. Ein grosser Bruchtheil der katholischen Colonisten in Petropolis spendet ihm nichts weniger als Lobeserhebungen. Das Lob, das er in seiner Broschüre hat abdrucken lassen, geht ja auch nur von einer Fraction der Colonisten aus.



Eine Strasse in Petropolis.

| | | |
|---|---|---|
| 1) Stadt—Villa—(jetzt Cidade) | 1) | Quarteirão Imperial. |
| 2) Unterrheinthal | 2) ,, | Rhenania inferior. |
| 3) Mittelrheinthal | 3) ,, | Rhenania central. |
| 4) Oberrheinthal | 4) ,, | Rhenania superior. |
| 5) Wormserthal | 5) ,, | Worms. |
| 6) Engländerthal | 6) ,, | Inglez. |
| 7) Simmernthal | 7) ,, | Simmeria |
| 8) Kastellanerthal | 8) ,, | Castellania. |
| 9) Villa Thereza | 9) ,, | Villa Thereza. |
| 10) Oberpfalz | 10) ,, | Palatinato superior. |
| 11) Unterpfalz | 11) ,, | Palatinato inferior. |
| 12) Schweizerthal | 12) ,, | Suisso. |
| 13) Franzosenthal | 13) ,, | Frances. |
| 14) Westphalen | 14) ,, | Westphalia. |
| 15) Brasilierthal | 15) ,, | Brasileiro. |
| 16) Nassauerthal | 16) ,, | Nassau. |
| 17) Moselthal | 17) ,, | Mosel. |

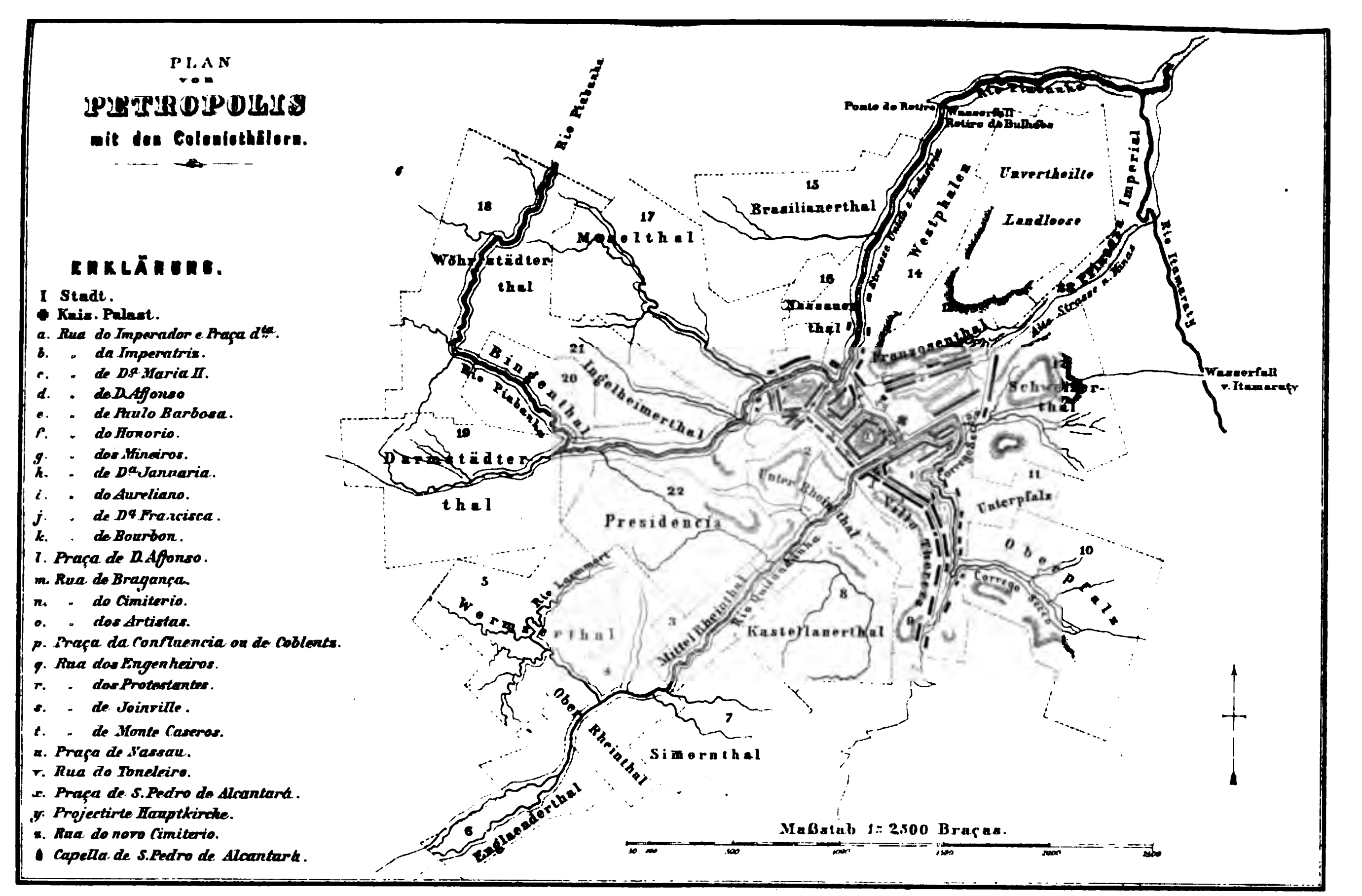
| | |
|---|---|
| 18) Woerstädterthal | 18) Quarteirão Woerstaedt. |
| 19) Darmstädterthal | 19) „ Darmstadt. |
| 20) Bingerthal | 20) „ Bingen. |
| 21) Ingelheimerthal | 21) „ Ingelheim. |
| 22) Presidencia | 22) „ Presidencia. |
| 23) Das Quartier der kaiserlichen Prinzessin. | 23) „ Princessa Imperial. |

Dieses letztere wurde erst später den übrigen Quartieren beigefügt. Zwischen ihm, dem Franzosen- und Westphalenthale liegen noch einige nicht vertheilte Landloose. Die grösste Ausdehnung der Niederlassung ist von Südwest im Engländerthal nach Nordost, da wo die Quartiere Westphalen und Princessa Imperial am Rio Piabanha zusammenstossen.

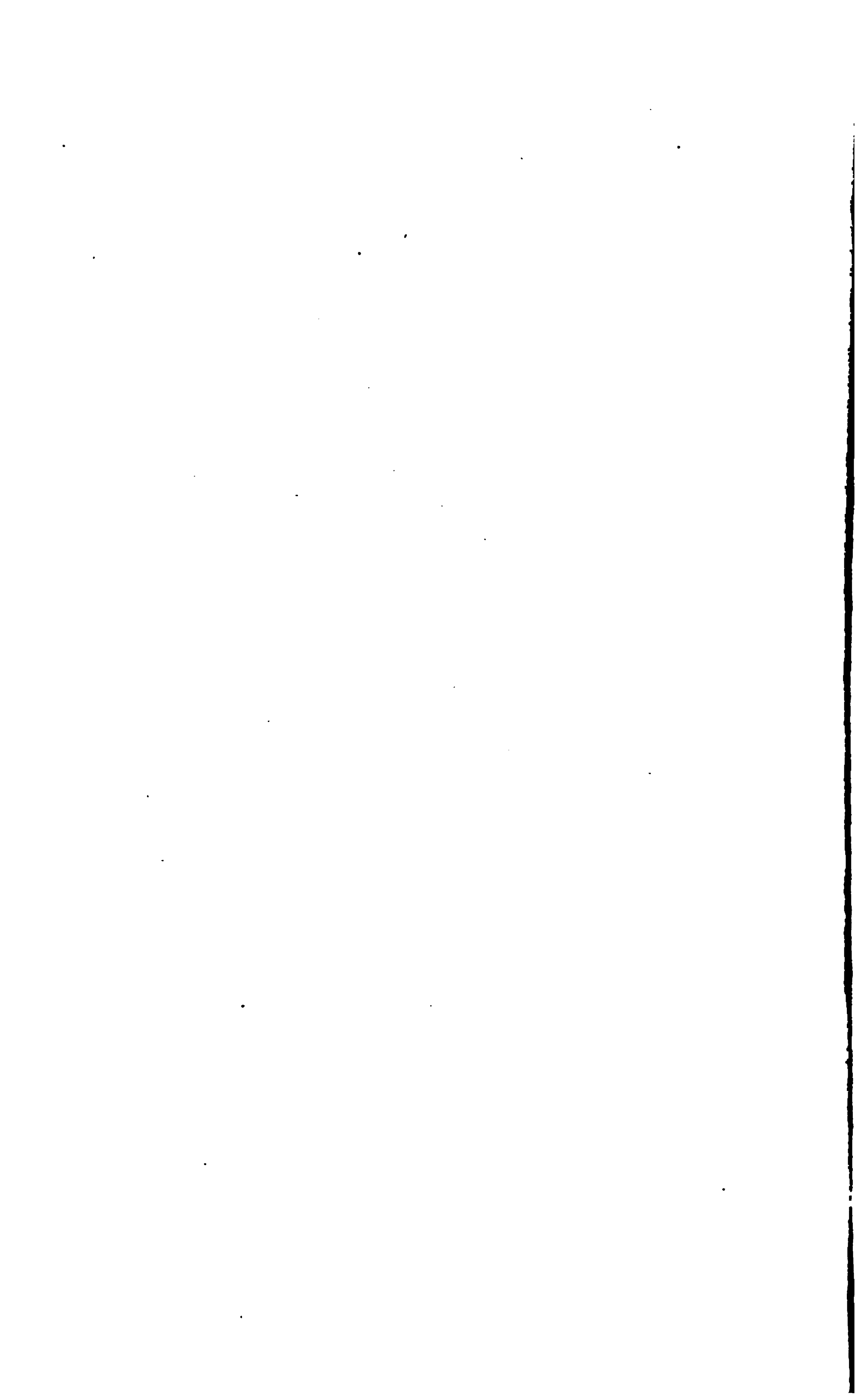
Die Strassen der Ortschaft wurden soviel wie möglich geradlinig gezogen, aber das stark coupirte Terrain erlaubte es nicht, sie in einem regelmässigen Netze anzulegen. In der Ortschaft selbst und in ihrer nächsten Umgebung sind sie im ganzen genommen gut, nach den Colonien hin werden sie aber um so schlechter, je mehr man sich vom Centrum entfernt.

Die Niederlassung ist ausserordentlich wasserreich. In der Oberpfalz im Osten entspringt der Corrego secco, von dem die ehemalige Fazenda ihren Namen führte. Im Westen tritt der Rio Quintadinha durch das Engländerthal in die Colonie und vereinigt sich, durch den kleinen aus dem Wormserthale fliessenden Rio Lämmert verstärkt, mit ersterm dicht am Garten des kaiserlichen Palastes. Vom Norden her berührt der Piabanha zuerst im Woerstädterthal das Colonialterrain, macht durch das Binger- und Ingelheimerthal einen grossen östlichen Bogen, nimmt beim Koblenzerplatz die vereinigten Corrego secco und Rio Quintadinha auf, richtet seinen Lauf zwischen dem Nassauer- und Brasilianerthale einerseits, und dem Franzosen- und Westphalenthale andererseits nach Norden und verlässt in östlicher Richtung die Colonie, da, wo sich der von Süden kommende Rio Itamaraty mit ihm vereint. Dieser berührt die Ansiedlung nur an der Ostgrenze des Quartiers Princessa Imperial.

Der sehr unregelmässige Lauf dieser Flüsschen machte deren




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt Leipzig.



Kanalisirung in Petropolis nothwendig und sie wurde auch auf eine unbegreifliche Weise derart ausgeführt, dass der Kanal des Corrego secco und der des Rio Quintadinha sich beim Palastplatze in gerader Linie, von entgegengesetzter Seite fliessend, treffen und von diesem Punkte unter einem rechten Winkel ab weiter geleitet werden! Die Folge dieser Sünde gegen die Regeln der Wasserbaukunst ist die, dass der Kaiserplatz (Praça do Imperador) und die beiden Hauptstrassen von Petropolis bei heftigem Platzregen durch Rückstauungen fusshoch unter Wasser gesetzt werden und dann die Communication fast unmöglich wird.

Die Nachlässigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Colonialbehörden und später der Municipalkammer war so gross, dass, trotzdem alljährlich nächtlicherweile Personen in den Kanälen verunglückten, man erst vor ein paar Jahren dieselben durch Geländer einfasste und Strassenbeleuchtung einführte. Im December 1857, in finsterer Nacht nach anhaltendem Regen von einem Besuche zurückkehrend, stürzte ich, noch wenig mit den Strassen vertraut, beim Kaiserpalaste in den hochangeschwollenen Kanal und konnte nur schwimmend das Ufer wiedergewinnen.

Nach Vollendung der Serrastrasse und Herstellung einer leichtern Verbindung mit Rio de Janeiro mittels Dampfbooten und Eisenbahn nahm Petropolis einen raschen Aufschwung. Die jährliche Wiederkehr des Gelben Fiebers in Rio de Janeiro während der heissen Monate war für viele wohlhabende Bewohner der Hauptstadt ein Beweggrund mehr, einen gesunden und kühlen Sommeraufenthalt jenseit des Orgelgebirges aufzusuchen, und da der Hof ebenfalls regelmässig seinen Sommeraufenthalt in Petropolis bezog, folgte natürlich auch der Tross der Dii minores. Die ersten armseligen Colonistenhütten mussten nun bequemen Wohnungen weichen. Viele Familien, die alljährlich hier ihre Villeggiatura zu halten beabsichtigten, liessen sich hübsche Landhäuser bauen. Mehrere dieser Villen wurden mit Geschmack und Eleganz eingerichtet. Andere Häuser wurden auf Speculation hergestellt, um sie Sommerparteien zu hohen Zinsen zu vermiethen, und so gewann Petropolis allmählich das Aussehen gewisser

neuerer europäischer Badeorte, in denen je nach Bedürfniss bald ein Land-, bald ein Zinshaus für die sich mehrende Zahl der Gäste erbaut wird.

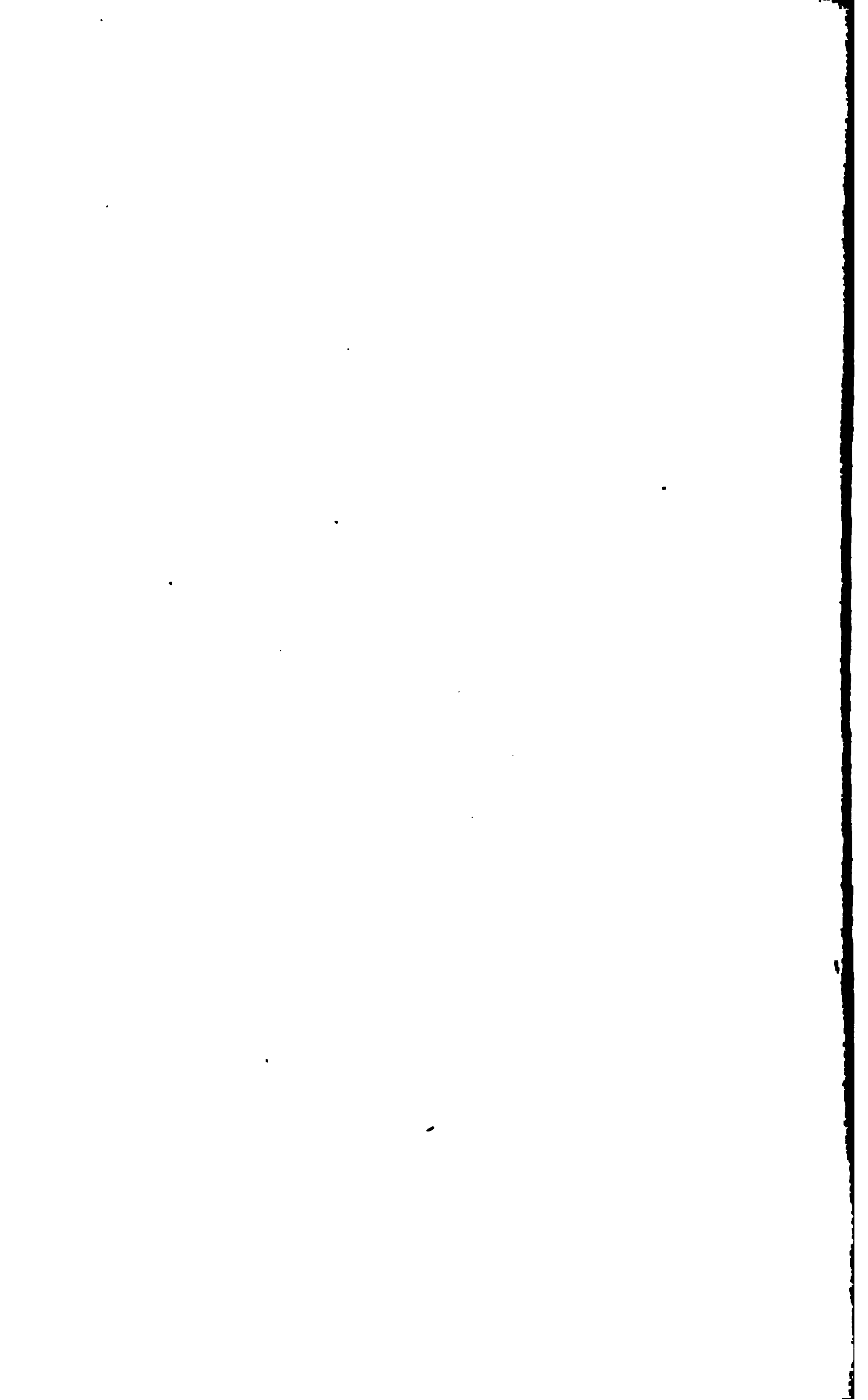
Die Hauptstrasse von Petropolis, eigentlich die einzige einigermassen regelmässig geschlossene, ist die Rua do Imperador längs beider Seiten des Hauptkanals; in ihr ist der meiste geschäftliche Verkehr, der bedeutendste Gasthof, das Expeditionsbureau der Wagenverbindung über die Serra u. s. w. Ebenfalls längs eines Kanals geht unter rechtem Winkel von ihr ab die Rua da Imperatriz, in der auf der östlichen Seite der kaiserliche Palast in einer Gartenanlage, auf der westlichen die katholische Kirche steht. Diese letztere übersteigt kaum die Dimensionen einer Kapelle und führt auch den Titel Capella de S. Pedro d'Alcantará. Sie ist von sehr primitiver Einfachheit und für die Bedürfnisse von Petropolis viel zu klein. Der Bau einer Pfarrkirche am Eingange der Joinvillestrasse im Franzosenthale ist zwar schon längst projectirt, wird aber noch viel länger auf die Ausführung warten müssen. In dem Falle, dass die projectirte Kirche wirklich gebaut wird, soll die jetzige Kapelle für den protestantischen Gottesdienst, der bisher in der baufälligen Schule abgehalten wurde, bestimmt werden.

Der kaiserliche Palast ist in einfachem, aber durchaus geschmackvollem Stile aufgeführt; der Park aber, in dem er steht, lässt sehr viel zu wünschen übrig. In diesem Klima und bei dem unermesslichen zu Gebote stehenden Vegetationsmaterial wäre es ein Leichtes gewesen, hier mit Verständniss und Geschmack eine wunderbar grossartige Schöpfung ins Leben zu rufen.

Die Gasthäuser in Petropolis entsprechen durchaus nicht den Anforderungen, die das Publikum an solche Etablissements in einem vielbesuchten Erholungsorte zu machen berechtigt ist. Das grösste von ihnen, das Hôtel Braganza in der Hauptstrasse (Rua do Imperador), zeichnet sich weder durch Comfort noch insbesondere durch Reinlichkeit aus. Das Hôtel oriental in der Rua dos artistas stand eine Zeit lang im Rufe des besten. Sein Besitzer ist ein Türke Namens Said Ali, einst Koch des verstorbenen

Zu I, 206.

Der kaiserliche Palast in Petropolis.



Grafen Medem, früher russischen Geschäftsträgers in Brasilien. Ich fand dort die Preise ausserordentlich hoch, die Nahrung schlecht und überhaupt eine echt türkische Wirthschaft im ganzen Hause. Das Einsieden der um Petropolis wachsenden bittern unveredelten Pfirsiche ist eine stille Leidenschaft Said Ali's, der seine Gäste zum Opfer fallen. Die meisten übrigen Hôtels werden vorzüglich von Pensionären bewohnt, daher es auch für Reisende oft schwer hält, ein Unterkommen zu finden. In dem deutschen Gasthause des Herrn Johann Meyer in der Rua do Imperador steigen meistens Fazendeiros des Innern und herumziehende Handelsleute (Mascates) ab. Meyer war einer der ersten Ansiedler in Petropolis und hat die Mühen und Leiden der jungen Colonie in reichem Maasse mitgenossen. Rastlose Thätigkeit und Klugheit verschafften ihm bald ein günstigeres Loos, und aus den bescheidenen Anfängen einer höchst einfachen Schenke entwickelte sich allmählich ein stattliches Gasthaus das besonders gern von den deutschen Bewohnern von Petropolis besucht wird, denn sie finden dort manche Anklänge an die Heimat, deutschen Wein, deutsches Bier. Selbst eine kleine, aber gewählte Bibliothek deutscher Classiker ziert Meyer's Wohnzimmer.

Von den deutschen Ansiedlern wohnen in Petropolis selbst fast nur die Handwerker; sie geniessen aber durchschnittlich keines besonders guten Rufes hinsichtlich ihrer Arbeiten. Ich meinerseits muss gestehen, dass ich noch nirgends so schlechte Arbeit erhielt und so unverschämt geprellt wurde wie hier. Ein deutscher Tischler z. B. verlangte mir für das Einleimen eines drei Zoll langen Bretchens in eine Chatoulle, wofür in Deutschland kaum ein Groschen bezahlt würde, 2500 Reis (1 Thlr. 25 Sgr.) ab!

Die ackerbautreibenden Colonisten sind, wie schon bemerkt, in den Thälern der Umgegend angesiedelt. Die Wahl der ehemaligen Fazenda Corrego secco zu Colonisationszwecken war eine sehr unglückliche, da ein grosser Theil derselben der Cultur fast unzugänglich ist. Der Boden besteht aus verwittertem stark eisenschüssigem Granit mit einer sehr spärlichen Humusdecke, das Terrain hauptsächlich aus steilen Waldlehnen, nur

um die Sohlen der kleinen Flüsschen sind einige wenige sanft geneigte oder ebene Parcellen. Werden diese Waldlehnen abgeholzt und in Cultur gezogen, so sind sie schutzlos den äusserst heftigen Platzregen ausgesetzt und oft wird schon die erste Aussaat nach einer Rodung mit dem wenigen fruchtbaren Erdreich durch einen wolkenbruchähnlichen Guss abgeschwemmt und so die Arbeit und Hoffnung des Colonisten gänzlich zerstört. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich von Ackerbau kaum die Rede sein. Die Colonisten konnten sich daher mit vollem Recht beklagen, dass auch in dieser Beziehung ihre Hoffnungen betrogen wurden.

Bei günstigen Terrainverhältnissen hätte eine fleissige Colonistenbevölkerung in der Umgegend von Petropolis durch nahen und sichern Absatz ihrer Producte in der Stadt reichen Gewinn finden können. Denjenigen Ansiedlern, deren Landloose nicht so steil gelegen sind, lohnt der gute Verkauf ihrer Erzeugnisse trotz des wenig dankbaren Bodens doch die Mühe reichlich. Am besten stehen sich jene, denen es gelungen ist, künstliche Weideplätze anzulegen und etwas Viehzucht zu treiben, da Milch und Butter in Petropolis stets hohe Preise haben und auch für letztere Rio de Janeiro ein trefflicher Markt ist. Kartoffeln und Gemüse sind gegenwärtig die Haupterzeugnisse der Colonialthäler.

Die geringe Productionsfähigkeit des Bodens macht das Leben in Petropolis sehr theuer und es steht in dieser Beziehung dem der Reichshauptstadt kaum nach. Ein grosser Theil der Lebensmittel muss aus Rio de Janeiro eingeführt werden und zu den dortigen Marktpreisen noch die hohe Fracht zahlen. Aus Ersparungsrücksichten wird also nicht leicht jemand seinen Landaufenthalt hier nehmen.

Das Klima von Petropolis ist angenehm, vorzüglich während der trockenen Monate. Im Sommer ist es etwas schwül und feucht, denn in dieser Jahreszeit überwiegen die Regentage. Gewitter sind sehr häufig und brechen oft schnell und mit ausserordentlicher Heftigkeit los. Den heissen Tagen folgen aber erfrischende Nächte. Im sogenannten Winter ist die Nachttemperatur

empfindlich kühl, die Tageswärme sehr mässig. Für ein üppiges Gedeihen der eigentlichen Tropenvegetation ist die mittlere Temperatur etwas zu niedrig, doch wird der Kaffeebaum mit einigem Erfolg gepflanzt und selbst die Bananen bringen noch vortreffliche Früchte.

Nach den Messungen und Berechnungen des verstorbenen Colonial-Ingenieurs Otto *Reimarus* liegt Petropolis 22° 31′ 36″ südl. Br., $2^h$ 52′ $28_{,42}$ W. Greenw. (Hôtel Oriental) und 3827 Palmos über M. (382 Brazas = 3227′); der höchste Berg in der Umgegend, in der Oberpfalz, erhebt sich 7620 Palmos (762 Brazas = 6350′) über M.

Es dürfte befremden, dass trotz des im trefflichsten Rufe stehenden Klimas von Petropolis doch schon, nach kaum 15jährigem Bestehen der Colonie, ein zweiter Friedhof nothwendig wurde. Bei Colonien, die unter ungünstigen Verhältnissen ins Leben treten, finden wir anfangs immer eine sehr grosse Sterblichkeit, besonders wenn die Ansiedler schon während der Seereise viele Entbehrungen und Noth zu leiden hatten. Die Choleraepidemie von $18^{54}/_{55}$ lieferte ferner einen starken Beitrag zu der Reihe der Gräber, und alljährlich wird sie noch durch eine Anzahl Bewohner der Hauptstadt vermehrt, die in rettungslosem Zustande von ihren Aerzten mit der trügerischen Hoffnung in das Gebirge geschickt werden, dort ihre Gesundheit wiederzuerlangen. Beim Anblicke dieser verwilderten, abgeschwemmten, traurigen Leichenstätten darf also kein nachtheiliger Schluss für das Klima von Petropolis gezogen werden.

Nach den statistischen Ausweisen von 1856 war die Mortalität unter der Coloniebevölkerung eine sehr geringe, da auf $87_{,7}$ Bewohner ein Sterbefall kam. Das Verhältniss der Todesfälle zu den Geburten war $1:3_{,25}$. Nach den nämlichen Ausweisen des Polizeiamtes belief sich die Zahl der Colonisten in jenem Jahre auf 2808 Individuen, 1500 männliche und 1308 weibliche (über 50 Jahre 106, unter 5 Jahren 316); davon waren Katholiken 1855, Protestanten 922. Die Zahl der Häuser in Petropolis war mit 1034 Nummern angegeben.

Seit ungefähr drei Jahren hat Petropolis aufgehört, eine

Colonie zu sein, das heisst, das Colonieamt wurde aufgelöst, wodurch die Regierungscontrole durch das Generallandamt (Repartição geral das terras publicas) mit allen ihren Vor- und Nachtheilen ihr Ende erreichte, Petropolis mit allen seinen Umgebungen zu einem Municipium erhoben und in zwei Districte getheilt. Der eine umfasst Petropolis mit den Coloniethälern, der zweite das fünf Legoas entfernte Pedro do Rio und Umgebung. Gleichzeitig erhielt der Flecken (Villa) Petropolis Titel, Rang und Vorrechte einer Stadt (Cidade de Petropolis). Trotzdem der Kern dieses neuen Municipiums aus Deutschen besteht und sie beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen, so gelang es ihnen doch nicht, bei den Wahlen für die Municipalbehörden mehr als einen einzigen ihrer Landsleute (Joh. Meyer) durchzusetzen, so sehr lassen Eifersüchteleien, Neid, Zwietracht, Augendienerei gegen die Brasilianer u. s. f. ihre eigenen wichtigsten Interessen verkennen. Die berühmte Einheit ist überall, wo es Deutsche gibt, sei es im europäischen Vaterlande, sei es auf amerikanischem oder asiatischem Boden, die nämliche, überall spielt sie die gleiche klägliche Rolle, und die nachtheiligen Folgen fallen überall wieder auf die Deutschen selbst zurück; sie fühlen und erkennen es, aber nur um bei nächster Gelegenheit wieder gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen.

Seitdem das Colonialamt aufgelöst ist, fehlen auch genaue statistische Nachweise über die Bevölkerung. Das ganze Municipium soll nach annäherungsweiser Berechnung nicht mehr als 6000 Seelen zählen; rechnet man die fluctuirende Bevölkerung mit, als Strassenarbeiter, Sommergäste u. s. f., so dürfte sie die Zahl von 9—10000 ebenfalls nicht übersteigen. Die Stadt selbst soll zwischen 12—1500 Seelen zählen.

Die meisten Handwerker, als Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Wagner, Schmiede, Schlosser, Klempner, Goldarbeiter etc., sind Deutsche, die Kaufleute hingegen, mit sehr wenigen Ausnahmen, Brasilianer oder Portugiesen. In fünf Brauhäusern wird ein bierähnliches Getränk fabricirt, bei dem in der Regel Gerste und Hopfen durch Surrogate ersetzt werden.

Petropolis besitzt ein kleines, ursprünglich für kranke Co-

lonisten errichtetes Spital, dem ein brasilianischer Arzt vorsteht; ausserdem noch ein gutes Privatkrankenhaus (casa de saude), unter der Leitung des intelligenten französischen Arztes Dr. Touzet.

Mit der katholischen Seelsorge ist Abbé Germain betraut, ein würdiger Geistlicher, dem von allen Parteien ungetheiltes Lob gespendet wird. Seinem echt apostolischen Wirken ist es auch gelungen, den religiösen Sinn der Bevölkerung, der bald durch fanatische Hetzereien oder cynische Indolenz verschiedener Geistlichen auf Irrwege geführt worden war, wieder in eine richtige Bahn zu lenken.

Seit 1861 versieht Herr Pastor Ströle von der Missionsanstalt in Basel den protestantischen Gottesdienst in Petropolis und zugleich auch in der freilich sehr entfernten Colonie Dom Pedro II. bei Juiz de Fora. Solange Petropolis noch Colonie war, hatte die kaiserliche Regierung die Verpflichtung, einen protestantischen Geistlichen dort zu salariren, wie sie es den von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten zufolge in jeder Colonie, deren protestantische Bevölkerung mehr als 600 Seelen zählt, thun soll. Sobald eine Colonie als solche zu bestehen aufhört und eine selbständige Municipalverfassung erhält, hört diese Verpflichtung auf und das Kirchspiel hat nach den bestehenden Landesgesetzen seinen Geistlichen selbst zu salariren. Nachdem Petropolis zum Municipium erhoben worden war, sollte die dortige protestantische Gemeinde selbst für ihren Geistlichen sorgen. Die pecuniäre Lage der betreffenden Gemeinde war aber durchaus nicht derart, dass sie dieses Opfer bringen konnte, somit blieben die Protestanten von Petropolis mehrere Jahre ohne Seelsorger und erst im Jahre 1861 gelang es, die kaiserliche Regierung zu bestimmen, Subsidien für einen neuen Pastor zu bewilligen. Es geschah aber ihrerseits nur unter der Bedingung, dass er auch das Amt eines Colonialpfarrers von Dom Pedro II. versehe. Es ist daher der Pastor eigentlich der Seelsorger der genannten Colonie und Petropolis nur seine Filiale.

Neben den öffentlichen katholischen und protestantischen Schulen sind in Petropolis auch einige Privaterziehungsanstalten,

unter denen das Knabeninstitut des Dr. H. Kopke im Nassauerthale den ersten Platz einnimmt. Es geniesst eines bewährten, sehr guten Rufes und ist stets von zahlreichen Schülern, besonders von Rio de Janeiro, besucht. Das Collegio de Santa Theresa von Faletti und die Institute von Drummond und Matson sind ebenfalls für die Erziehung der Knaben bestimmt, während eine Frau Cramer in einem Landhause der Joinvillestrasse ein Mädcheninstitut leitet.

Vor einigen Jahren hat sich in Petropolis eine brasilianisch-deutsche Gesellschaft für Ackerbau und Industrie constituirt, die den Zweck hat, auf Verbesserung des Ackerbaues, Beförderung der Künste und Handwerke und des Handels zu wirken. Sie zählt gegen 150 Mitglieder, hat eine kleine Modellsammlung und Bibliothek und hält sich ein paar der wichtigsten deutschen Fachjournale. Die Tendenz dieses Vereins ist sehr anerkennenswerth, denn er gibt theils durch seine Büchersammlung, theils durch mündliche Mittheilungen geistige Anregung und muntert zu Versuchen auf, von denen doch manche ein günstiges Resultat liefern können. Unter den Deutschen in Petropolis zeichnet sich besonders Herr Karl Spangenberg durch mannichfaltige Culturversuche aus. Er ist ein sehr geschickter Kunstdrechsler und hat sich durch seine schöngeschnitzten Stöcke aus geeigneten, zum Theil sehr seltenen Holzarten des Urwaldes einen weitverbreiteten guten Ruf erworben. Seine sorgfältig gepflegte freundliche Besitzung liefert einen schönen Beweis von der Intelligenz und Thätigkeit ihres Besitzers.

Einige Jahre lang erschien in Petropolis wöchentlich einmal eine deutsche Zeitung, die schliesslich aus Mangel an Theilnahme wieder einging; zwei brasilianische Zeitungen vegetiren hingegen fort.

Die Umgebungen von Petropolis sind reich an romantischen und überraschend schönen Landschaftspartien. Ein vielbekannter, oft abgebildeter und beschriebener Punkt ist der Wasserfall, den der Rio Itamaraty östlich vom Schweizerthale bildet. Er zeichnet sich weniger durch die Höhe seines Falles und durch Wasserreichthum, als vielmehr durch seine grossartige, wundervolle

Vegetationsumgebung aus. Der kleine Wasserfall im Retiro do Bulhões und die Gruta das Saudades (die Erinnerungs- oder Heimwehhöhle) sind ebenfalls reizende Ziele kleiner Spaziergänge. Petropolis gewährt unstreitig in landschaftlicher Beziehung und durch sein gesundes Klima einen sehr angenehmen Sommeraufenthalt; ob aber in diesen Verhältnissen eine Garantie für ein weiteres Aufblühen des Städtchens liegt, möchte ich sehr bezweifeln. Ich glaube im Gegentheil, dass es gegenwärtig auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung steht. Mehrere Hauptfactoren, die dieselbe beschleunigten, haben allmählich ihre wirkende Kraft verloren. Die Furcht vor dem Gelben Fieber, die früher einen Theil der Bevölkerung während der Sommermonate aus der Hauptstadt weg ins Gebirge trieb, hat sich durch das allmähliche Verschwinden der Epidemie vermindert und sehr viele Familien, die wegen derselben die heissen Monate in Petropolis zubrachten, verleben sie nun ganz ruhig in Rio. Seit der Vollendung der grossen Kunststrasse der Compagnie União e Industria nach Juiz de Fora hat Petropolis aufgehört, der wichtigste Stapelplatz für die Producte des Innern zu sein, da von der Gesellschaft längs der ganzen Strecke an mehrern Stationen Waarendepots errichtet wurden. Ebenso wenig haben die Bewohner dieses Theiles der Provinz, die nach der Hauptstadt reisen wollen, nöthig, wie früher bis nach Petropolis zu reiten, um erst von dort die Fahrgelegenheit zu benutzen, sie können sie jetzt weit bequemer von den Zwischenstationen erreichen. Es ist ferner noch sehr wohl zu berücksichtigen, dass durch den Bau der Eisenbahn Dom Pedro II., die ebenfalls über das Gebirge führt, den Bewohnern der Hauptstadt neue und ebenso reizende Gegenden für einen Sommeraufenthalt eröffnet werden, zu denen sie weit wohlfeiler und bequemer gelangen können. Ein Aufschwung von Petropolis in landwirthschaftlicher Beziehung ist aus den schon oben angeführten Gründen durchaus nicht zu erwarten und ebenso wenig wird sich dort eine irgend nennenswerthe Industrie entwickeln. Die temporäre Anwesenheit des Hofes und eine Anzahl reicher Familien, die dort ihre Häuser besitzen, sichern ge-

wissermassen dem Städtchen sein gegenwärtiges Entwicklungsstadium.

Die deutsche Bevölkerung wird unter der Municipalverwaltung rascher ihren ursprünglichen Typus verlieren, als unter der Leitung des Colonialamtes. Die junge Generation hat schon grösstentheils brasilianische Sitten und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil derselben, dessen Moralität, den Landeskindern gegenüber, nicht besonders gelobt wird. Hunger und Elend in der ersten Zeit des Coloniallebens hatten die Bande des Familienlebens gelockert und das Gefühl für Sittlichkeit gewaltig abgestumpft; an steten Versuchungen und an gesuchten Gelegenheiten zur Immoralität fehlte es nie. Die Sommergäste Rio de Janeiros sind gern gesehene Besucher in vielen Häuschen der Coloniethäler. Auch diese Verhältnisse werden sich kaum günstiger gestalten. Griechische Namen, deutsche Bevölkerung, portugiesische Sprache und brasilianische Gesetze finden wir wie in Petropolis so auch in mehrern andern brasilianischen Colonien. Eine sonderbare Mischung so verschiedener Elemente.

Die kaiserliche Familie bezieht ihren Sommeraufenthalt in Petropolis in der Regel in den letzten Tagen des Decembers oder Anfang Januar und verweilt daselbst bis kurz vor der Eröffnung der Kammern im Beginne des Monats Mai. Während dieser Zeit fährt der Kaiser jeden Sonnabend in Staatsgeschäften nach der Residenz.

Es mag hier der Ort für einige Mittheilungen über Brasiliens Monarchen sein.

Dom Pedro II. de Alcantará wurde den 2. December 1825 geboren. Er ist das jüngste von drei Geschwistern. Seine älteste Schwester, D[a] Januaria, ist mit Dom Luiz, Grafen von Aquila, die jüngere, D[a] Francisca, mit dem Prinzen von Joinville vermählt. Er verlor seine treffliche Mutter, die Erzherzogin Leopoldina von Oesterreich, als er kaum ein Jahr alt war. Sie starb, wie allgemein angenommen wird, infolge von Kränkungen über die Maitressenwirthschaft und von Mishandlungen ihres Gemahls, des Kaisers Dom Pedro I., eines Fürsten,

dessen ganzes Leben eine sonderbare Mischung von Thatkraft und moralischer Schwäche, von Consequenz und Unschlüssigkeit, von persönlichem Muthe und muthloser Erschlaffung, von Roheit und Milde, von Härte und Güte war, eines Charakters, wie ihn uns die Geschichte in der fürstlich Romanzow'schen Familie nicht selten, aus dem Hause Braganza aber nie vorgeführt hat.

Der Knabe war noch nicht sechs Jahre alt, als infolge der Abdication seines Vaters vom 7. April 1831 die Kaiserkrone Brasiliens auf ihn überging. Während seiner Minderjährigkeit leitete anfangs eine Regentschaft aus drei Mitgliedern, später ein Reichsverweser die Staatsgeschäfte. Die letztere Stelle bekleidete eine Reihe von Jahren Pedro de Araujo Lima, Marquez de Olinda, der trotz seines hohen Alters auch in neuester Zeit wiederholt seinen Platz am Ministertische einnahm.

Die politischen Verhältnisse während der Minderjährigkeit des Fürsten gestalteten sich allmählich derart bedenklich, dass der Gesetzgebende Körper beschloss, trotz des Artikels 121 der Constitution, der ausdrücklich bestimmt: „Der Kaiser ist minderjährig bis zum Alter von 18 Jahren", Dom Pedro schon mit 15 Jahren grossjährig zu erklären, was auch den 23. Juli 1840 geschah. Es hatte sich nämlich, wie dies unter ähnlichen Verhältnissen häufig vorkommt, um den minderjährigen Fürsten eine Oligarchie gebildet, die eine stets wachsende gefährliche Macht gewann und die liberale Partei mit den grössten Besorgnissen erfüllte. Von ihr ging daher auch die Proposition der frühzeitigen Mündigkeitserklärung aus.

Der junge Monarch hatte als regierender Fürst zwischen den erbitterten politischen Parteien, von denen jede mit allen erdenklichen Mitteln nach Einfluss auf seine Person und daher auf die Regierungsgeschäfte trachtete, eine überaus schwierige Stellung. Seinen trefflichen natürlichen Anlagen und seinem gesunden Sinne gelang es aber mit Hülfe einiger weiser Rathgeber, schon früh zu einer politischen Reife zu gelangen, die man nur höchst selten bei jungen Monarchen findet. Zudem zeichnete ihn eine ausserordentliche Liebe zu den Wissenschaften aus,

die weit mehr einem innern Drange als äussern Anregungen entsprungen war.

Im Jahre 1843 vermählte sich der Kaiser mit Dª Theresa Christina Maria, der Schwester des verstorbenen Königs Franz I. von Neapel. Sie gebar ihm vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Die beiden Knaben starben in ihren frühesten Lebensjahren (der erste, Dom Alfonso, geboren 1845, starb 1847, der zweite, geboren 1848, starb 1850). Ihr Tod machte im Publikum den peinlichsten Eindruck und man war nur zu schnell bereit, politische Verbrechen, schändliche Hofintriguen u. dergl. als Ursache ihres frühzeitigen Ablebens anzugeben. Es scheint indessen mit Sicherheit anzunehmen zu sein, dass nur unbegründeter Verdacht, unüberlegte Aeusserungen und böswilliges Geschwätz Gerüchte verbreiteten, die jeder thatsächlichen Grundlage entbehrten.

Von den beiden Töchtern hat die ältere, Princesa Imperial Dª Isabel (geboren 29. Juli 1846), die präsumtive Thronfolgerin, den 29. Juli 1861 beim Antritt ihres 16. Lebensjahres vor dem versammelten Gesetzgebenden Körper den Eid auf die Constitution abgelegt.[1]) Ihre Schwester, Prinzessin Dª Leopoldina (geboren den 13. Juli 1847) ist ein Jahr jünger als sie.[2])

Dom Pedro II. ist gross, kräftig, mit blondem Haar und Vollbart, hoher Stirn und einem klaren, offnen Blicke. Der Schnitt des Gesichts und besonders der Mund deuten unverkennbar auf seine Verwandtschaft mit der Habsburg-Lothringischen Regentenfamilie. Ein Marineoffizier, der vor einigen Jahren am Bord des brasilianischen Kriegsschiffes Bahiana in Cherbourg war, erzählte, dass die Corvette Sonntags häufig von neugierigen Parisern besucht wurde. Ein grosses Brustbild des Kaisers in der Kajüte soll jedesmal auf die Besucher einen überraschenden Eindruck gemacht und mancher von ihnen seinem Erstaunen ganz naiv in der Aeusserung gegen die Offiziere Luft gemacht haben:

---

[1]) Vermählt den 15. October 1864 mit dem Grafen von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours.

[2]) Vermählt mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha den 15. December 1864.

„Aber mein Gott, wir haben geglaubt, Ihr Kaiser sei schwarz!“ Die vielfarbige Bemannung des Kriegsschiffes mochte wol die guten Pariser zu diesem abenteuerlichen Glauben verleitet haben.

Der Kaiser ist ein Mann von rastloser Thätigkeit und einer sehr regelmässigen Lebensweise. Er liebt körperliche Bewegung, ist ein gewandter und kühner Reiter, ein trefflicher Fechter und ein geübter Billardspieler. Seine von Regierungsgeschäften freie Zeit widmet er hauptsächlich wissenschaftlichen Studien und beschäftigt sich dann mit grosser Vorliebe mit neuen Sprachen, von denen er mehrere geläufig spricht, Geschichte, Archäologie, Mathematik und Astronomie. Es steht fest, dass der Kaiser Dom Pedro II. an vielseitigem und zugleich gründlichem Wissen von keinem Brasilianer übertroffen wird. In richtiger Würdigung des hohen Einflusses wissenschaftlicher Bildungsanstalten auf das Staatsleben widmet der Monarch denselben eine besondere Aufmerksamkeit, besucht sie häufig, wohnt den Prüfungen der Schüler mit sichtlichem Interesse bei und nimmt oft selbst die Stelle des Examinators ein. Alle seine Handlungen charakterisiren sich dadurch, dass sie reiflich überlegt und klug ausgeführt sind. Er liebt strenge Ordnung und Pünktlichkeit und geht daher bei seinen unerwarteten Besuchen öffentlicher Anstalten in die geringsten Details der Administration ein, und mancher gewissenlose Beamte hat schon die vom Kaiser selbst aufgefundenen Nachlässigkeiten büssen müssen.

Den Ministerconferenzen präsidirt der Kaiser mit grösster Regelmässigkeit; sie pflegen um 7 Uhr abends zu beginnen und oft entlässt der Monarch seine Räthe erst in den frühen Morgenstunden. Jede Vorlage behandelt er mit ihnen allseitig auf das genaueste; die wichtigsten behält er zur strengen Prüfung bis zur nächtsten Conferenz zurück und theilt dann erst seine Ansicht mit.

Es gibt eine Partei in Brasilien, die dem Kaiser den Vorwurf macht, er beschäftige sich viel zu wenig mit Regierungsangelegenheiten, während wiederum eine andere unverhohlen die Befürchtung ausspricht, er thue es nur zu viel, und ihn sogar absolutistischer Gelüste zeiht. Gewiss ist das Urtheil beider Par-

teien ein irriges, denn wenn je ein Monarch sich der Wichtigkeit seiner hohen Stellung bewusst war, so ist es Dom Pedro II. Er ist der treueste und gewissenhafteste Hüter der Constitution, und wenn auch bei seinen Umgebungen öfters schon anticonstitutionelle Gedanken aufgestiegen sind und hin und wieder dem Kaiser gegenüber Ausdruck gefunden haben, so haben sie doch in diesem stets den entschiedensten und ehrlichsten Opponenten gefunden.

Dom Pedro II. ist kein Monarch in Uniform; er zeigt keine ausgeprägte Vorliebe für militärisches Schaugepränge, Paraden, kostspielige Abänderungen in der Ajustirung u. dergl.; er hat auch noch keine Gelegenheit gehabt, Proben von Feldherrntalent abzulegen, aber er hat doch wenigstens im Jahre 1863 beim englisch-brasilianischen Conflicte und 1865 beim Kriege mit Paraguay den Beweis geliefert, dass er im Momente, wo es gilt, die Rechte seines Volkes einem äussern Feinde gegenüber zu vertreten, seine ganze Energie und Thätigkeit der Land- und Seemacht zuwendet, und mit rastloser Ausdauer sich persönlich um die geringsten militärischen Details bekümmert. In der Stunde der Gefahr wird der Kaiser durch persönlichen Muth seinem Volke gewiss mit glänzendem Beispiel vorangehen.

Die Civilliste des Kaisers von Brasilien ist mit 800 Contos de Reis (etwas über 2 Millionen Franken) normirt, nach Proportion eine der niedrigsten irgendeines Monarchen. Dom Pedro hat sich immer geweigert, eine Vermehrung derselben von den Kammern, die ihm eine solche sicherlich gewährt hätten, zu beanspruchen, nur um für seine Person das Budget nicht mehr zu belasten.

Bei dem grossen Wohlthätigkeitssinne des Kaisers und den endlosen Ansprüchen, die an die kaiserliche Privatchatoulle gemacht werden, ist es leicht einzusehen, dass mit so karg bemessenen Revenuen kein grossartiger Hoftrain geführt werden kann, und es ist der kaiserliche Hofhalt auch demgemäss auf dem bescheidensten Fusse eingerichtet. Man hört von gewissen Seiten oft spöttische Bemerkungen darüber, dass es am brasilianischen Hofe keine Hoffeste, Galadiners, Kammerbälle u. dergl. gibt, und

dass sich auch in mancher andern Beziehung der Kaiser sehr reservirt zeigt. Dom Pedro II. scheint indessen hierin durchaus den richtigen Weg zu verfolgen. Er will nicht auf Unkosten des Landes sich mit Prunk umgeben und durch kostspielige Feste und Essen seine Einkünfte, die er auf ungleich viel weisere Art zu verwenden weiss, schmälern.

Das Ceremoniell am kaiserlich brasilianischen Hofe ist so ziemlich dasselbe wie an den Höfen der Pyrenäischen Halbinsel. Es ist auffallend, dass ein so aufgeklärter Fürst wie Dom Pedro II. nicht schon längst die veraltete Ceremonie des Handkusses (beija-mão) hat fallen lassen. Jeder Brasilianer nämlich, der vom Kaiser empfangen sein will, soll demselben ritualiter beim Kommen und Gehen die Hand küssen, ebenso der Kaiserin und den kaiserlichen Prinzessinnen. An feierlichen Empfangstagen spielt der Handkuss die Hauptrolle. Es liegt in diesem orientalischen Gebrauche immer etwas Entwürdigendes für den Mann, und es stimmt insbesondere sehr wenig mit den leitenden Grundsätzen, die in einem constitutionellen Staate das gegenseitige Verhältniss zwischen dem Regenten und der Nation bezeichnen, überein, wenn Minister, Staatsräthe, Senatoren, Deputirte u. s. f. dem Monarchen bei jeder Gelegenheit die Hand küssen. Als Galanterie gegen Damen mag es immerhin noch seine Entschuldigung finden.

Dom Pedro II. steht heute im kräftigsten Mannesalter und kann voraussichtlich nach gewöhnlichen Berechnungen noch eine lange Reihe von Jahren seine hohen Functionen ausüben. Für Brasilien ist seine Regierung das grösste Glück, denn seinem directen persönlichen Einflusse ist es bisher stets gelungen, die sich ungemein schroff gegenüberstehenden politischen Parteien wenn auch nicht zu versöhnen, so doch in bestimmten Schranken zu halten, dass ihre extremen Gelüste das Staatsgebäude nicht untergraben. Es ist wol nur der ausgezeichneten Persönlichkeit des Kaisers zu danken, dass Brasilien, rings von Republiken stammverwandter Völker umgeben, heute noch an den monarchisch-constitutionellen Principien festhält und nicht wie

seine Nachbarstaaten von politischen Parteien zerrissen und ruinirt ist.

---

Es dürfte nicht überflüssig sein, als Schluss dieses Kapitels einige Bemerkungen zur Apodemik für Reisende in Brasilien zu machen. Durch Schaden wird man klug, und es ist immer besser, man wird es durch fremden als durch eigenen.

Ich habe mir bei meinen Reisen stets fremde Erfahrungen soviel wie möglich zu Nutze gemacht und mich dadurch vor manchem Schaden bewahrt, zugleich aber auch das Lückenhafte solcher Angaben nur zu oft empfunden und mir die eigenen theuer genug erkaufen müssen. Ich habe daher auch die Ueberzeugung, dass ein jeder Wink betreffs der vortheilhaftesten Reiseausrüstung und der zweckmässigsten Art zu reisen allen jenen. die im Interesse der Wissenschaften oder zur eigenen Belehrung ähnliche längere Reisen in ferne Gegenden unternehmen, wo ihnen weder Eisenbahnen noch Postwagen zu Gebote stehen, willkommen sein wird. Ich bemerke aber von vornherein, dass die Art zu reisen fast in jedem Theile von Südamerika eine verschiedene ist und meine hier mitgetheilten Bemerkungen sich vorderhand nur auf das Reisen im Innern von Brasilien beziehen.

Einer der ersten und wichtigsten Punkte ist die Frage: Soll der Reisende die nöthigen Reit- und Lastthiere miethen, oder sich solche selbst kaufen? Für kurze Reisen von wenigen Wochen hat jedenfalls das erstere den Vorzug, und es ist auch ziemlich leicht auszuführen, denn man findet unschwer Individuen, die für die ganze Dauer einer kürzern Reise, besonders wenn der Reisende beabsichtigt, auf dem Landwege wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzukehren, ihre Maulthiere und sich selbst oder einen ihrer Sklaven oder Diener vermiethen. Selbst für längere Reisen ist das Miethen von Thieren und deren Begleiter ausführbar, indem man dieselben nur für bestimmte Distanzen engagirt. Ich würde aber dieses Verfahren jedem

Reisenden entschieden abrathen, da er dadurch unfehlbar das Opfer des Eigenwillens des Besitzers der Thiere ist und trotz aller möglichen Contracte schutzlos dessen Launen anheimgegeben ist. Ich halte es dagegen für das Zweckmässigste, dass sich der Reisende die Thiere selbst kauft, denn nur dadurch ist er unbedingt Herr seiner Reiseroute, er kann dieselbe beliebig abändern, längere oder kürzere Tagereisen machen, die Thiere nach ihrer Leistungsfähigkeit mehr oder weniger beladen, kurz, er kann ganz unabhängig reisen. Wenn er einen vertrauten, einigermassen geschickten einheimischen oder europäischen Diener hat, so braucht er nur noch ein wegekundiges Individuum, einen sogenannten *Camarada*, der die Behandlung und das Beladen der Maulthiere gründlich versteht und womöglich mit dem Hufbeschlage nach Landesart umzugehen weiss. Ich habe auf meiner Reise durch die Provinz Minas geraes neun verschiedene Camaradas gehabt, und bin mit Ausnahme des ersten, eines jungen Deutschen aus Petropolis, mit allen, waren es Freie oder Sklaven, vollkommen zufrieden gewesen. Ich hatte mit keinem die geringste Unannehmlichkeit, obgleich ich mich, gegen die Landessitte, nicht mit ihnen zugleich an den Tisch setzte. Bei dem grossen Selbstgefühle und Hochmuthe eines jeden freien Brasilianers, und wenn er auch auf der untersten gesellschaftlichen Stufe steht, braucht es einige Vorsicht im Umgange mit den Camaradas, denn diese Herren in Lumpen beanspruchen eine weit delicatere Behandlung als ein Reichsrath, und greifen bei vermeintlichen Verletzungen ihres Ehrgefühls oft gar schnell zu ihrem Messer. Leicht erregbaren, ungeduldigen und heftigen Reisenden ist deshalb doppelte Vorsicht in der Behandlung ihrer Camaradas und ein strenges Festhalten an der brasilianischen Lebensregel „paciencia“ zu empfehlen.

Im nördlichen Brasilien reist man mit Pferden, im mittlern und südlichen fast ausnahmslos mit den weit kräftigern und brauchbarern Maulthieren. Beim Ankauf der letztern ist hauptsächlich darauf zu sehen, Thiere von mittlerer Grösse, breiter Brust, vollkommen gesunden Gliedmassen, harten, wohlgebildeten Hufen zu wählen, senkrückige sind durchaus zu vermeiden, auch

soviel wie möglich solche mit Rückenwunden oder ausgedehnten Narben von alten Satteldrucken. Bei den Reitthieren ist weit mehr ein ausgiebiger bequemer Reiseschritt als schöne Formen zu berücksichtigen. Sowol den Last- als Reitthieren sollen die Sättel genau angepasst sein. Vernachlässigungen in dieser Beziehung rächen sich immer schwer. Jede Ladung soll soviel als möglich aus zwei ganz gleich schweren Stücken bestehen. Am vortheilhaftesten sind die sogenannten Canastras, mit starkem Leder beschlagene Holzkoffer, von denen zwei bequem auf ein Maulthier geladen werden können. Man findet sie in Rio de Janeiro in der Rua do Sabão im Ueberfluss in beliebiger Qualität und Grösse.

Jeden unnöthigen Ballast vermeide der Reisende auf das sorgfältigste; je weniger überflüssiges Gepäck er mit sich führt und je geringer seine Bedürfnisse sind, desto angenehmer wird er reisen. Ich möchte jedem Reisenden anrathen, wenigstens ein Maulthier, das sowol als Last- als auch als Reitthier verwendbar ist, mehr als die unumgänglich nöthige Zahl für seinen Bedarf mitzunehmen. Diese Vorsichtsmassregel kann ihm oft von ausserordentlicher Wichtigkeit werden. Eine Verletzung an einem Fusse infolge eines schlecht eingeschlagenen Nagels oder eines verlorenen Eisens, eine Rückenwunde, hervorgebracht durch Vernachlässigung des Packsattels oder unrichtiges Beladen, oder irgendein anderer Zufall, wie sie unzähligemal vorkommen, kann eins der Thiere für kürzere oder längere Zeit dienstuntauglich machen und zwar gerade in Gegenden, in denen ein Ersatz durch Kauf oder Tausch entweder geradezu unmöglich, oder nur mit sehr grossen Opfern an Geld und Zeit ausführbar ist. In solchen Fällen entschädigt ein Reservemaulthier reichlichst für die Auslagen des Ankaufs und der Ernährung während der Reise. Uebrigens kann auch ein solches Thier immer abwechselnd mit einem der andern benutzt werden. Führt der Reisende eigene Maulthiere mit, so thut er gut daran, sich noch ein sehr zahmes Pferd, etwa auch eine Stute, um geringes Geld dazu zu kaufen, und dasselbe mit einer Schelle um den Hals leer mit dem Zuge gehen zu lassen.

Die Maulthiere folgen dieser sogenannten Madrinba sehr willig und entfernen sich auch in der Nacht selten weit von ihr. Da die Thiere nicht immer nachts auf eingeschlossene Weideplätze getrieben werden können, sondern im Walde oder auf offenen Campos ihr Futter suchen müssen, so braucht sich der Camarada in der Frühe nur nach der Schelle der Madrinha zu richten, um sicher zu sein, die Maulthiere in ihrer nächsten Nähe zu finden. Ohne eine solche Leitstute verlieren oft mehrere Personen einen halben, häufig einen ganzen Tag, um die nach allen Richtungen zerstreuten Maulthiere aufzufinden. Wie schmerzlich ein solcher verlorener Tag ist, wissen wol viele Reisende aus eigener Erfahrung.

Es gilt als allgemeine Regel, sich bei den Reiseausrüstungen soviel wie möglich nach der Landessitte zu richten. Ich pflichte diesem Satze nicht unbedingt bei, denn ich habe sehr häufig gefunden, dass die Landessitte weder immer bequem noch zweckmässig ist. Betreffs der Packsättel empfehle ich sehr, sich der landesüblichen zu bedienen, denn die Thiere sind daran gewöhnt und tragen sie daher leichter als jede andere ihnen ungewohnte Art. Die Reitsättel eines jeden Landes haben ihre Vortheile. Ich bin auf den brasilianischen, chilenischen und peruanischen gern geritten und habe sie nach einiger Gewöhnung sehr bequem und vortrefflich gefunden. Ich bin aber auch Hunderte von Meilen auf einem gutgebauten englischen Sattel geritten und schätze auch dessen grosse Vorzüge hoch.

Eine eigenthümliche Art von Satteldecken ist in mehrern Theilen Brasiliens üblich. Sie sind von Leder, zierlich abgesteppt, und haben in ihrem mittlern Theile die Form eines englischen Sattels. Auf ihrer Innenseite befinden sich vorn und hinten je zwei Taschen. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den im spanischen Südamerika gebräuchlichen Pellones, sind aber weit bequemer und angenehmer als diese. Von einer solchen brasilianischen Satteldecke, deren ich mich stets beim Reisen bediente, ist in den La Platastaaten, in Chile und Bolivia vielfach der Schnitt abgenommen worden, so sehr wurde ihre Vorzüglichkeit anerkannt.

Von den Quersäcken oder Satteltaschen, in denen der Rei-

sende eine Menge nothwendiger Kleinigkeiten mit sich führen kann, sind nur die nordamerikanischen aus Kautschuk durch ihre Solidität, Leichtigkeit und selbst Eleganz durchaus empfehlenswerth. Sie sowol wie die erwähnten Satteldecken können leicht auf jeder Art Sattel angebracht werden.

Die Brasilianer tragen auf Reisen weite Stiefeln aus einheimischen Wildhäuten und stecken gewöhnlich ein Paar Pantoffeln in die Rohre, um gleich nach Ankunft im Nachtquartier diese mit jenen zu vertauschen. Diese Stiefeln, weil aus weichem, schlecht gegerbtem Leder, taugen nichts, am allerwenigsten schützen sie gegen Koth und Regen, denn sie saugen Wasser ein wie ein Schwamm. Ich habe hohe, englische Gamaschen, die bis an die Mitte der Schenkel reichen, ausserordentlich zweckmässig gefunden; sie schützen vortrefflich, sind leicht, bequem und dauerhaft.

In Betreff der übrigen Kleidungsstücke mag es ein jeder halten, wie es ihm am bequemsten und zweckmässigsten erscheint. Ich meinestheils gebe Reisekleidern von mittelfeinen, sehr guten Schafwollstoffen von grauer Farbe den Vorzug. Sie sind vorzüglich da anzuempfehlen, wo rasche Temperaturwechsel stattfinden und besonders feuchte, kühle Nächte einer grossen Tageshitze folgen. Der europäische Reisende hat vor allem sein Augenmerk darauf zu richten, seine ganze Ajustirung derart vorzunehmen, dass er die übeln Folgen bedeutender und schneller Temperaturwechsel vermeidet. Deshalb findet auch das Tragen von Flanellhemden auf Reisen, selbst bei sehr grosser Hitze, lebhafte Lobredner.

Bei längern Reisen im Innern des Landes kommt man natürlich sehr häufig in die Lage, sei es unter freiem Himmel oder in irgendeiner verfallenen Hütte, in einem leeren Rancho u. dergl. das Nachtquartier aufschlagen zu müssen. Auf dem landesüblichen Sattel führt der Reisende eigentlich sein Bett mit sich; denn mit den vielen Schweiss- und Satteldecken kann er sich leicht ein leidliches, wenn auch nicht gerade angenehm duftendes Lager zurechtmachen und sich in seinen Poncho einhüllen. Eine unübertreffliche Art von Feldbetten sind die lits de campement,

wie man sie in vorzüglicher Qualität in dem Dock de campement et des articles de voyage, Boulevard Poissonnière 14 in Paris findet. Ein solches Bett bildet eine Rolle von 3½ Fuss Länge und 6—8 Zoll Durchmesser mit einem Gewichte von 10—12 Pfund und findet auf jeder Maulthierladung zwischen den beiden Koffern den passendsten Platz. Auseinandergerollt und auf das dazu gehörige hölzerne Kreuz gestellt, was in ein paar Minuten geschehen ist, bietet es dem Reisenden ein so vortreffliches Lager, wie er es in den gewöhnlichen Herbergen nie so bequem und angenehm findet. Ich möchte dieses genial erfundene und dabei höchst einfache Bett jedem Reisenden angelegentlichst empfehlen.

Es liegt natürlich nicht in meiner Absicht, hier eine vollständige Anleitung zu Reiseausrüstungen zu geben, ich will nur einige Punkte hervorheben, die der Reisende berücksichtigen soll, und kann daher nicht umhin, einiger scheinbaren Kleinigkeiten zu erwähnen, die in der Regel keinen Platz auf der Liste der Ausrüstungsgegenstände finden, aber doch oft wesentliche Dienste leisten. Solche sind z. B. eine kleine Handlaterne, einige Wachs- oder Spermacetikerzen, sogenanntes persisches Insektenpulver, ein compendiöses Essbesteck und ein Kautschukbecher. Ist man genöthigt, Mundvorrath mitzuführen, so genügen vollkommen schwarze Bohnen, Reis, etwas Speck und Salz. Hat man Gelegenheit, den gesalzenen Speck ein paar Tage räuchern zu lassen, so ist er leichter zu transportiren und gewinnt an Wohlgeschmack. Man kann noch eine Blechbüchse mit gebranntem und gemahlenem Kaffee oder mit Thee beifügen. Man belästige sich aber nicht mit complicirtem Ess- und Kochgeschirr und Kaffeemaschinen. Zwei Töpfe von Eisenblech von verschiedener Grösse, ein hölzerner Teller oder eine als solcher hergerichtete Kürbisschale genügen vollkommen für die bescheidenen Bedürfnisse des Reisenden.

Obgleich man durch den grössten Theil Brasiliens mit ziemlicher persönlicher Sicherheit reisen kann, so halte ich es doch durch die Vorsicht geboten, Waffen mit sich zu führen. Es gibt ja fast in allen Ländern Strauchdiebe und Wegelagerer, die allzu sorglosen Reisenden leicht gefährlich werden können. Der blosse

Anblick von Waffen dürfte aber manchen derselben abhalten, einen Angriff zu wagen. Von Flinten sind nur die Rückwärtslader angezeigt, bei denen man abends die Patronen aus dem Laufe zieht und trocken aufbewahrt. Gewöhnliche Flinten, besonders wenn sie auf den Brand geladen sind, muss man wegen der ausserordentlichen Feuchtigkeit der Luft täglich frisch laden, um seines Schusses sicher zu sein. Ein Revolver, auch nach dem System Lefauchex, soll nie grösser sein, als dass man ihn bequem in der Tasche tragen kann. Lange Revolver sind die unzweckmässigsten Waffen, die ich kenne.

Ich habe auf meinen Reisen immer einen kurzen, aber schweren Standhauer (eine Art Waidmesser) vom besten Wolframstahl, entweder um den Leib geschnallt, oder an dem Sattelknopfe befestigt, mitgeführt. Seine Nützlichkeit hat sich unzähligemal bewährt. Es wurde damit Kochholz gespalten, Verhaue für die Maulthiere gemacht, Bäume für Nothbrücken gefällt, Pfade durch den Urwald gebahnt, Löcher gegraben, Wild zerlegt u. s. f., er erprobte sich auch im Augenblicke der wirklichen Gefahr als eine vorzügliche und verlässliche Waffe.

Dass der Reisende, der in Brasilien mit eigenen Maulthieren reist, stets einen Vorrath von Hufeisen, Nägeln und dem nöthigen Beschlagzeuge mithaben muss, soll hier nur beiläufig erwähnt werden.

Mit guten Empfehlungsbriefen soll sich jeder Reisende, dem es darum zu thun ist, Land und Leute kennen zu lernen, reichlich versehen. Es steht bei ihm, vorkommendenfalls davon Gebrauch zu machen oder nicht. Ich habe ihren grossen Nutzen hundertfach erprobt und verdanke ihnen nicht nur die Bekanntschaft vortrefflicher Männer, sondern auch eine Kenntniss der Landesverhältnisse, wie ich sie ohne dieselben nie erlangt hätte.

In Ländern, in denen nur Gold und Silber circuliren, ist es mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden, grössere Summen Geldes mit sich zu führen; es ist daher gut, sich auf sichere Personen in grössern Städten Creditbriefe geben zu lassen. Zweckmässig ist es auch, sich den Credit in kleinern Beträgen an verschiedene Personen eröffnen zu lassen, denn es kann

leicht der Fall eintreten, dass gerade der einzelne, an den man accreditirt ist, sich auf Reisen befindet und man dadurch in grosse Verlegenheit kommen könnte.

In Brasilien circulirt durch das ganze Land Papiergeld, ein bequemes Werthzeichen für den Reisenden; er hat aber sehr wohl darauf zu achten, dass er in Rio de Janeiro nur Staatsnoten eintauscht und durchaus keine der Hypotheken- oder Landwirthschaftsbank u. s. f., die ebenfalls zur Notenemission berechtigt sind, denn sie werden im Innern des Landes im gewöhnlichen Verkehr nicht angenommen; ebenso wähle er nur Noten von den Filialen der Nationalbank derjenigen Provinzen, die er zu bereisen willens ist, z. B. für die Provinz Minas geraes Noten von der Filialbank in Ouro-Preto, denn diejenigen der Filialen S. Paulo, Porto Alegre, Bahia etc. werden in der Regel in Minas geraes refusirt und umgekehrt.

Viele Reisende begehen den grossen Fehler, dass sie die Kräfte ihrer Thiere überschätzen und ihnen beim Beginn der Reise weit mehr zumuthen, als sie für die Dauer leisten können. Diese Unvorsichtigkeit rächt sich sehr bald durch Dienstunfähigkeit der Thiere und bewahrheitet das alte Sprichwort, wer langsam reist, reist weit.

Ich habe bei meiner Reise durch die Provinz Minas geraes durchschnittlich den Tag fünf portugiesische Legoas ($4_{,16}$ deutsche Meilen) zurückgelegt und bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass dieses Mass das Maximum ist, was kräftige Thiere bei mehrmonatlicher Reise in Gebirgsgegenden und auf elenden Wegen zu leisten im Stande sind. Man mag, wenn es noththut, allerdings einige längere Tagemärsche machen, aber der angegebene Durchschnitt darf nicht ungestraft erhöht werden. In den ebenen Provinzen des Südens können allerdings weit grössere Durchschnittstagemärsche angenommen werden.

Die Tropeiros der Provinz Minas geraes, ohne Zweifel die vorzüglichsten von ganz Brasilien, machen mit ihren beladenen Maulthieren nur Tagereisen von $2^1/_2$—3 Legoas.

Ich habe durchschnittlich mit meinen Thieren in mässigem Reiseschritt in Minas geraes eine portugiesische Legoa in $1^1/_2$

Zeitstunden zurückgelegt. Bei anhaltenden Regengüssen und dadurch bedingtem elenden Zustande der Wege und beim Uebergange über Gebirge auch 2—2½ Stunde dazu benöthigt. Sowol für die Last- als auch für die Reitthiere ist es eine starke Leistung, wenn sie monatelang täglich 8—10 Stunden ununterbrochen unter dem Sattel gehen müssen.

Da Körnerfutter unter solchen Verhältnissen für die Thiere unumgänglich nothwendig ist, um sie bei Kräften zu erhalten, so spare man ja nicht an den Maisportionen, die ihnen früh und abends gereicht werden. In manchen Gegenden ist dieses einzige Körnerfutter, das in Brasilien für Pferde und Maulthiere üblich ist, sehr theuer und eine der bedeutendsten Ausgaben des Reisenden. Zuweilen ist es gar nicht möglich, sich Mais zu verschaffen, und die armen Thiere müssen sich mit dem begnügen, was sie sich müde und mühsam auf kärglicher Weide zusammensuchen. Dauert eine solche ärmliche Ernährung mehrere Tage, so nimmt ihre Leistungsfähigkeit rasch ab.

Der Reisende soll es sich zur unverbrüchlichen Regel machen, sich nie eher seiner eigenen Ruhe und Bequemlichkeit hinzugeben, ehe er sich nicht selbst überzeugt hat, dass seine Thiere ihr gehöriges Futter erhalten haben und für die Nacht bestmöglichst aufgehoben sind.

Man trachte morgens so früh als möglich aufzubrechen, um die Nachtstation nicht spät zu erreichen. Ersteres ist leicht möglich, wenn man in irgendeiner Herberge übernachtet, aber sehr schwer, wenn man die Gastfreundschaft in Anspruch genommen hat, denn die freundliche Zuvorkommenheit des Brasilianers lässt den ihm empfohlenen Reisenden sicherlich ohne Frühstück, das in der Regel erst morgens um 9 Uhr vorgesetzt wird, nicht abreisen. Der Hausherr begleitet seinen Gast gewöhnlich eine Strecke weit zu Pferde. In den späten Abendstunden hält es oft sehr schwer, auf wenig bereisten Strassen noch ein Unterkommen zu finden, denn nach Sonnenuntergang öffnet der brasilianische Landbewohner, sei es aus Mistrauen, sei es aus Bequemlichkeit, dem unbekannten Reisenden nicht mehr gern seine Thür. Selbst auf stark besuchten Routen ist es gut, früh in der

Herberge anzukommen, denn der Raum ist gewöhnlich beschräukt und die Erstanlangenden nehmen natürlich von den besten Plätzen Beschlag, die spätern mögen zusehen, wie sie ein Unterkommen finden. Der Besitzer der Herberge kümmert sich sehr wenig darum.

Ich werde im Verlaufe dieses Werkes noch wiederholt Gelegenheit haben, diesen allgemeinen Bemerkungen manche Einzelheiten beizufügen, die künftigen Reisenden als Winke dienen können; denn während achtjähriger Reisen durch Südamerika bin ich in der Lage gewesen, mir vielfältige Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln.

Reisende, die Specialzwecke verfolgen, werden ihre Ausrüstungen und die Art zu reisen denselben entsprechend modificiren.

---



# Viertes Kapitel.

## Reise von Petropolis nach Ouro-Preto.

---

Petropolis ist einer der ungünstigsten Punkte, um sich zu einer Reise nach dem Innern vorzubereiten. Gute Maulthiere sind nur selten und zu hohen Preisen zu bekommen, ihr Unterhalt sehr kostspielig. Ich zahlte für fünf Maulthiere (zwei Reit- und drei Lastthiere) 1 Conto 200000 Reis (etwas über 3000 Franken), davon haben nur zwei, mein Reit- und ein Lastthier, die ganze Reise ausgehalten; die übrigen musste ich als untüchtig oder kraftlos unterwegs zu niedrigen Preisen weggeben oder mit grossem Verluste austauschen. Während vierzehn Tagen war es mir nicht möglich, in Petropolis gute, landesübliche Packsättel (Cangalhas) zu erhalten. Neue werden dort nicht gemacht und von den Tropeiros solche zu bekommen hält sehr schwer, da sie natürlich auch nur für jedes ihrer Thiere einen mitführen. Ich musste daher,

statt Cangalhas, sogenannte Socadinhos, die den europäischen Packsätteln ähnlich sind, nehmen; diese aber, weil schlecht gearbeitet, drückten schon nach wenigen Tagen die Thiere. Für Reiseausrüstungen taugt in Petropolis weder die Handarbeit noch das Material; dabei sind die Preise ausnehmend hoch. Ebenso wenig war es mir, trotz aller Bemühungen, möglich, dort einen ordentlichen Camarada (ein wegkundiger Diener, der die Behandlung und das Bepacken der Maulthiere genau kennt) zu finden, und ich musste mich entschliessen, einen mir übrigens gut empfohlenen, etwa 18jährigen Burschen, Sohn eines deutschen Colonisten, in Dienst zu nehmen, obgleich er mir sehr wenig Vertrauen in seine Fähigkeiten einflösste.

Der 28. December war zum Aufbruch bestimmt. Bis der Camarada anlangte, die Maulthiere von Quizamão, wo sie in Futter standen, hergebracht, einiges Fehlende ergänzt und endlich aufgepackt wurde, war es Mittag geworden, ehe wir uns in Bewegung setzen konnten. Gleich von Anfang an zeigte es sich, dass der Bursche nicht von fern seiner Aufgabe gewachsen sei und vorzüglich mit dem Beladen der Thiere nicht umzugehen verstehe. Die ausgerasteten, gut genährten Maulthiere suchten sich ihrer ohnehin schlecht befestigten Ladungen zu entledigen und rannten kreuz uud quer durcheinander. Durch die vereinte Hülfe einiger Freunde, die mich eine Strecke weit begleiteten, und die kräftige Mitwirkung eines vorübergehenden Mulatten gelang es uns endlich, einige Ordnung in die kleine Karavane zu bringen. Nach ein paar Stunden holte mich ein Halbindianer aus der Provinz Goyaz ein; er merkte gleich an den Ladungen, wo es noththat und erbot sich, dieselben in Ordnung zu bringen. Unter seiner Leitung ging es vortrefflich weiter. Nachdem er sich erkundigt hatte, wohin ich reise, machte er mir den Vorschlag, mich als Camarada zu begleiten; die Forderungen aber, die er stellte, waren so keck und unverschämt, dass ich sein Anerbieten einfach abwies, worüber er aber so wüthend wurde, dass er augenblickliche Bezahlung von 2 Milreis für geleistete Dienste verlangte und, nachdem er die Hälfte davon erhalten, querfeldein davonsprengte.

Von Petropolis hatte ich die neue Minasstrasse eingeschlagen, es aber bald bereut, nicht den alten steinigen und schlechten Tropaweg über das Gebirge gewählt zu haben. Diese neue Strasse, bestimmt, das Innere der Provinz Minas geraes mit der Reichshauptstadt zu verbinden und somit eine der Haupthandelsadern Brasiliens zu bilden, war nur etwa zwei Legoas weit in einem benutzbaren Zustande, von da an aber geradezu grundlos. Die täglichen heftigen Regengüsse hatten das ohnehin nicht sehr gute Baumaterial, noch ehe es sich setzen konnte, fusstief zu einem Brei umgewandelt, in dem die Maulthiere nur mit der grössten Anstrengung langsam vorwärts waten konnten. Damals bezweifelten auch Fachmänner, ob die technische Ausführung dieses Baues dem enormen Kostenaufwand entsprechen werde, und äusserten sich wenig rühmend darüber. Auf eine gewisse Stelle aufmerksam gemacht, überzeugte ich mich bald durch eigene Anschauung, auf welche sonderbare Weise da gebaut wurde. Die Richtung der Strasse wird nämlich dort von einer kleinen Querschlucht durchschnitten. Während der trockenen Jahreszeit mag sie allerdings wasserlos sein, im Sommer aber stürzt sich bei jedem Platzregen das Wasser mit Gewalt durch dieselbe thalwärts. Statt nun einfach einen Viaduct zu bauen und dem Wasser so einen naturgemässen Abfluss zu lassen, füllte man die Schlucht an dieser Stelle mit Erde an und führte die Strasse über diesen Damm. Natürlich staute sich bei anhaltendem Regen das Wasser hinter demselben, frass sich allmählich durch und die Strasse stürzte ein. So fand ich sie im December 1857 und man war gerade damit beschäftigt, wieder neue Erdmassen hineinzuwerfen. Ich will die Zahl der Contos de Reis, die man mir nannte und die dort nutzlos verschleudert wurden, nicht wiederholen, sie kam mir zu unglaublich vor. Für die nämliche Summe hätte man in Europa meilenweit eine macadamisirte Strasse gebaut.

Die Landschaft, durch die sich die neue Strasse in vielfachen Windungen längs dem Flusse Piabanha hinzieht, ist wundervoll und steht in guter Cultur, obwol nach brasilianischem Ackerbausysteme noch sehr grosse Strecken unbenutzt daliegen.

Um 4 Uhr brach ein gewaltiger Regen los und eine Stunde

später erreichte ich das Dörfchen *São José de Sumidouro.* Hier hat sich die Piabanha unter Felsen einen Weg durchgegraben, daher der Name (Sumidouro: Wasserrinne, Abzugsgraben), mit dem in Brasilien mehrere Dörfer, in denen eine ähnliche Erscheinung vorkommt, bezeichnet werden. Vergebens suchte ich hier nach einem Nachtquartier. In dem Kramladen (Loge) im Erdgeschoss eines ansehnlichen Hauses wies man mich zur Wohnung eines Franzosen, der gewöhnlich Reisende beherberge. Nach langem vergeblichen Klopfen, das durch wildes Jubelgeschrei im Innern übertönt wurde, erschien endlich der Besitzer und erwiderte auf meine Anfrage, er habe ein paar Neuvermählte bei sich aufgenommen und könne mir folglich kein Unterkommen geben. Auf grundlosem Wege ritt ich unter strömendem Regen weiter und fand endlich in der einsam gelegenen Venda *Antonio Luiz* am Fusse des Alto de Pegado leidliche Unterkunft. Ich musste mit einigen schon früher angekommenen Reisenden einen sehr beschränkten Zimmerraum theilen, in dem das Wasser durch unzählige Dachluken wenig erwünschte Douchen bildete; wir waren aber doch sämmtlich wohlzufrieden, nicht mehr der ganzen Gewalt des Unwetters preisgegeben zu sein. Der Kramladen unsers Wirthes war spärlich mit sauerm englischen Bier, ordinärem portugiesischen Wein, Branntwein und einigen Esswaaren, dagegen aber reichlich mit Holzschuhen versehen. Man war für den Koth eingerichtet. Spät versammelten wir uns zum gemeinschaftlichen Essen. Es bestand aus luftgedörrtem Rindfleisch (carne secca), schwarzen Bohnen und Reis (feijão e arroz) und einer Art Spinat (erva), dazu, statt des Brotes, griesartiges Mehl aus Mais (farinha de milho). Aus diesen Gerichten, mit geringen Abänderungen, etwa ein gebratenes oder gedünstetes Huhn (frango asado, galhinha ensopoda) statt des Dörrfleisches, oder Schweinefleisch und Speck in den Bohnen (feijoada) sind durchschnittlich die täglichen Mahlzeiten der Reisenden in der Provinz Minas zusammengesetzt. Manchem europäischen Gaumen behagen sie anfangs nicht; in der Regel gewöhnt man sich aber bald an diese einfache und kräftige Nahrung und lässt sie sich, trotz

der häufigen Wiederholung, vortrefflich munden; besonders nach zehn- bis zwölfstündigem Ritte sind sie wahre Leckerbissen.

Gute Matratzen aus Maisstroh und ganz reine Leintücher waren uns zwar sehr willkommen, desto weniger aber das monotone Herabtröpfeln des Regens auf die Betten und der Besuch von zahllosen Ratten und Mäusen, die zuerst nach Speiseüberresten am Boden und auf dem Tische suchten, dann aber ihre Nachforschungen auf die Kopfkissen und Bettdecken ausdehnten. Einer meiner Zimmergefährten, ein lebhafter französischer Mascate (Hausirer) fing mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nach und nach fünf dieser ungebetenen Gäste und zeigte sie am nächsten Morgen dem Wirthe als schlagenden Beweis einer nicht ungestörten Nachtruhe.

Antonio Luiz gegenüber, in Pedro do Rio, schliesst die erste Section der grossen neuen Minasstrasse ab. Gegenwärtig haben sich die Reisenden nun nicht mehr dieser Herberge zu bedienen. Wahrscheinlich um sich für die künftigen Verluste noch einigermassen zu entschädigen, suchte der Vendabesitzer seine Gäste noch gehörig auszubeuten. Für Nachtessen, Frühstück und Mais für die Thiere musste ich 19 Milreis zahlen. Ich verlangte eine detaillirte Rechnung; der Wirth aber verweigerte sie mir wol darum, weil er die einzelnen Ansätze doch nicht so hoch hinaufschrauben konnte, um die ganze Summe herauszubringen, ohne sich selbst seiner Prellerei zu schämen.

Da sich in der Frühe zwei Maulthiere verlaufen hatten, so konnte ich erst ziemlich spät abreisen. Der Weg verlässt hier das Thal des Piabanha und steigt ziemlich steil über den Gebirgsrücken Alto de Pegado. Um von der Höhe die Thalsohle wieder zu gewinnen, schlug ich eine neu angelegte Strasse ein. Ein behäbiger, dicker Mulatte, von einem ebenso dicken, mit einem rothen Schellenhalsbande geschmückten Dachshunde begleitet, ritt neben mir vorbei und hielt am Fusse des Berges. Als ich bei ihm anlangte, erklärte er mir mit höhnischem Lächeln, ich könne hier nicht weiter passiren, da das Hochwasser die Brücken abgetragen habe. Hätte er mir, wie es bei Reisenden wol üblich ist, diese Mittheilung gemacht, als er mich einholte,

so wäre es mir ein Leichtes gewesen, umzukehren und meinen weiter rückwärts folgenden Ladungen den richtigen Weg zu zeigen. So aber sah ich mich genöthigt, um dies zu bewerkstelligen, einen äusserst steilen Abhang, den mein Thier kaum zu erklimmen vermochte, zu ersteigen und kam doch noch zu spät, um sie ohne grosse Schwierigkeit auf die alte Strasse zu geleiten. Ich gestehe, dass ich auf meinen Reisen durch Brasilien nur äusserst selten Individuen getroffen habe, die mir nicht mit der grössten Zuvorkommenheit möglichst genaue Wegangaben gemacht, oder, wenn sie errietheu, dass ich irgendeinen falschen Weg eingeschlagen, mir unaufgefordert den richtigen gezeigt hätten. Der Brasilianer ist gegen den Reisenden in der Regel sehr zuvorkommend und höflich. Fand ich Ausnahmen, so waren es gewiss immer nur Burschen von dem Gelichter dieses Mulatten, der seinem wohlgenährten Aeussern und seiner Kleidung nach wahrscheinlich Aufseher einer nahegelegenen Fazenda war.

In dem Thale, das sich am Fusse des Alto de Pegado nach Norden ausdehnt, wird sowol in der Sohle als an den umliegenden Anhöhen ausgezeichnete Kaffeecultur getrieben. Die düstern, steifen, tiefgrünen Kaffeeberge wechselten mit reichbesetzten Maisfeldern und üppigen Mandiocapflanzungen, dazwischen lagen wieder Capoeiras (ehemalige wieder mit Wald bewachsene Rodungen), die, gehörig erstarkt, wieder in Ackerland umgewandelt werden. Hier und da steht eine uralte Araucaria, deren durchlöcherte, aufgesprungene Rinde den grossen Kammeidechsen willkommene Schlupfwinkel bietet. Der Weg, von zahllosen, fast immer paarweise fliegenden Turteltauben, die im Maulthiermist nach unverdauten Maiskörnern suchen, bevölkert, führt bei den Fazendas Lagoa, Secretaria und Fagunda vorbei, hier ein kleines Flüsschen zur Seite lassend, folgt er der Berglehne nach Pampulha, wo eine grosse Venda die Inschrift „Hôtel de Pampulha nova“ trägt. Eine Legoa weiter erreichte ich Rumo de Lage, nachdem wir eine lange Strecke uns mühsam durch einen fast unergründlichen Kothsumpf durchgearbeitet hatten.

Wir konnten wenigstens vorwärts dringen. Schlechter er-

ging es einer grossen Anzahl von Wagen, die theilweise mit Eisen beladen waren. Bei Secretaria steckten mehrere im Koth und vergeblich strengten 10—14 davorgespannte Maulthiere unter wüthendem Geschrei der antreibenden Neger sich an, sie aus der mislichen Lage zu bringen. Bei Fagunda steckte eine andere Wagenabtheilung, deren weitern Transport man für diese Jahreszeit schon aufgegeben hatte.

Im Laufe des Tages war ich langen Zügen von Maulthieren (Tropas oder Recuas) begegnet, die aus der Provinz Minas kamen und, mit Baumwollballen, groben Baumwollstoffen und Speck beladen, nach Rio de Janeiro zogen. Die Tropas von Minas zeichnen sich besonders durch sehr schöne, starke und gut genährte Thiere, wohlunterhaltenes Sattelzeug und zweckmässige Beladungsart aus. Die Maulthiere werden von den Tropeiros in Minas so abgerichtet, dass immer eins hinter dem andern geht und nur ausnahmsweise und für kurze Zeit sieht man diese Ordnung gestört und zwei oder mehr nebeneinander gehen. Da nun immer ein Maulthier genau in die Fährte des vorangehenden tritt, so entstehen in der Regenzeit in dem weichen Thonboden durch diese Maulthiertritte Löcher, die um so tiefer sind, je häufiger die Strasse begangen, je weicher der Boden ist. Zwischen je zwei Löchern entsteht natürlich immer ein abgerundeter Wall oder eine Brücke, sodass die Thiere, sie mögen nun grösser oder kleiner sein, gezwungen sind, in die Löcher zu treten; denn wenn sie ein- oder zweimal auf die Brücke steigen, so stürzen sie gewiss beim dritten oder vierten Schritt. Das kennen die Maulthiere so genau, dass sie sich sehr wohl hüten, anders als in den Löchern zu gehen. Nicht so die Pferde, besonders an solche Wege wenig gewöhnte, feurige Thiere; sie schreiten weiter aus und schneller, sie treten bald auf eine Brücke, bald in ein Loch; sie stolpern, raffen sich zusammen, stolpern wieder und stürzen endlich nieder. Man kann dann von Glück sagen, wenn die Thiere wieder mit ganzen Knochen aufstehen. Ich kann diese Wegestellen nicht besser als mit einer auf die Erde gelegten Treppe vergleichen. Die Stufen bilden die Wälle oder Brücken, ihre Zwischenräume die Löcher. Besonders auf-

fallend ist diese Aehnlichkeit während der trockenen Jahreszeit, wenn die Löcher leer sind. Im Sommer sind sie mit Koth und Wasser ausgefüllt und doppelt gefährlich, wenn der Schlamm so hoch steht, dass er auch die Wälle bedeckt. Dann kann man sich nur dem wunderbaren Instinct der trefflichen Maulthiere überlassen, die mit einer einem Uhrwerke gleichen Regelmässigkeit behutsam vorwärts schreiten und gewiss nur selten einen Fehltritt machen. Diese Kothtreppen bilden die Verzweiflung aller Reisenden. An ein rasches Reiten ist natürlich nicht zu denken, zudem ist die Unregelmässigkeit der Bewegung der Thiere bei der ungleichen Tiefe der Löcher äusserst ermüdend. Nur macadamisirte Strassen können diesem Uebelstande abhelfen, und selbst bei diesen muss das strenge Verbot gelten, sie mit Maulthiertropas zu begehen, denn bei dem heftigen, alles durchweichenden Regen widersteht auch eine Kunststrasse auf die Dauer nicht den Tausenden von scharfen immer die nämlichen Stellen treffenden Maulthierhufen.

Da mein Reitthier zu hinken anfing und ein heftiger Platzregen losbrach, so machte ich bei der ersten Venda, die ich antraf, halt. Wie mir die Aufschrift zeigte, war es die Hospedaria do *Rumo da Lage* do Victorino de Moraes Sarmento, ein geräumiges Haus mit gut assortirtem Kramladen und einem grossen Zimmer für die Reisenden, wo ich ein, den Umständen gemäss, sehr gutes Unterkommen fand. Natürlich darf man die Forderungen nicht zu hoch spannen, um zufrieden zu sein. So ein Zimmer besteht nur aus vier nackten Wänden. Das Dach bildet gewöhnlich die Decke, die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern werden durch hölzerne Schiebladen geschlossen. Tische, Stühle, Bänke fehlen in der Regel, dagegen sind einige schlechte Bettstellen vorhanden, von denen jede mit einer Maisstrohmatratze oder blos einer Matte und einem guten Kopfpolster versehen ist. Gewöhnlich schliesst die Thür sehr schlecht, sodass durch die klaffenden Spalten einiges Licht in das Gemach dringt, wenn man genöthigt ist, wegen des strömenden Regens oder aus andern Ursachen die Fenster zu schliessen.

Ich kaufte in der Venda einige Kleinigkeiten, die mir fehlten.

Der brasilianische Kleinhändler hat eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Anpreisen seiner Waaren. Alles ist muito bom, muito bonito, muito barrato (sehr gut, sehr schön, sehr wohlfeil), wenn auch die Waaren selbst entschieden das Gegentheil beweisen.

Der Brasilianer, Abkömmling von Weissen, ist fast durch ganz Brasilien entweder Landwirth, Kaufmann oder Beamter. Als Landwirth ist er thätig, unverdrossen und intelligent, hängt aber noch sehr an den althergebrachten Systemen. Er ahmt übrigens gern nach, wo er sieht, dass fremde Versuche günstige Resultate liefern, die Initiative wird er aber nicht leicht ergreifen. Es ist gewiss unrecht, wenn man den brasilianischen Landwirth im allgemeinen der Faulheit beschuldigt und behauptet, er bleibe lieber arm, als dass er trachte in eine behäbige Lage zu kommen, wenn er dieselbe durch Arbeit erringen müsse. Der kleine Landwirth, der nur einige wenige Sklaven halten kann, geht mit seinen Söhnen und seinen Negern früh morgens aufs Feld und arbeitet mit ihnen ohne Unterschied des Dienstverhältnisses und der Farbe, wie es auch der deutsche Bauer mit seinen Kindern und Dienstboten thut. Kann er eine grössere Anzahl Sklaven halten und vertheilt er sie auf verschiedene Theile seines Grundbesitzes zur Arbeit, so sieht er als Herr den Arbeitern nach, besucht sie gewöhnlich zu Pferde und wo er findet, dass es noththut, legt er selbst mit Hand an.

Es ist eine mehr als naive Ansicht, die wir in manchen Werken über Brasilien lesen, dass man in diesem Lande als kleiner Grundbesitzer nur vier Wochen zu arbeiten brauche, um sich das ganze Jahr durch satt essen zu können. Selbst Landwirth, kann ich versichern, dass der kleine brasilianische Grundbesitzer, um seine Ernten zu erzielen, ebenso lange arbeiten und seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf seine Felder richten muss wie der deutsche, dass er sich mit seinem Dienstpersonale ebenso sehr zu plagen genöthigt sieht wie dieser, ja, dass seine Ackerarbeit in jeder Beziehung eine viel schwerere, mühevollere ist als unsere, weil er durch Händearbeit eine Menge von landwirthschaftlichen Verrichtungen ausführen muss, die wir durch

Zugkraft oder andere mechanische Hülfsmittel ungleich leichter und besser zu Stande bringen. Seine Ernten sind aber reicher, weil sein Boden durchschnittlich weit fruchtbarer ist. Wohl zu berücksichtigen ist ausserdem, dass partielle Missernten in Brasilien ebenso häufig, ausgedehnte aber noch weit häufiger als in Europa sind. Bald verlängert sich die Regenzeit, sodass der Landwirth seine Rodungen entweder gar nicht oder nur höchst unvollkommen brennen kann, bald tritt sie sehr verspätet ein und die Saaten gehen aus Mangel an Feuchtigkeit zu Grunde, bald aber verfrüht sie sich und die noch nicht eingeheimste Ernte leidet grossen Schaden. Wolkenbrüche, Insectenfrass, Degeneration und andere Eventualitäten stellen unzähligemal das Ernteresultat in Frage und der brasilianische Landwirth kann, wie der deutsche, erst dann seine Ernte loben, wenn er sie sicher unter Dach und Fach hat. Er trachtet daher auch immer einen Ueberschuss auf das nächste Jahr zu haben, denn die Preise der Nahrungsmittel steigen bei Misernten mit rapider Schnelligkeit zu fabelhaften Höhen. Wohlweislich hüten sich die Lobredner Brasiliens von Misernten zu sprechen und der europäische Auswanderer ist im höchsten Grade erstaunt, wenn er zur Ueberzeugung gelangt, dass der so sehr gepriesene brasilianische Boden ihm auch die erhoffte Ernte versagt. Thatsache aber ist es, dass bei gleichem Aufwande von Arbeitskräften und unter gleich günstigen Witterungsverhältnissen der brasilianische Grundbesitzer von einem gleich grossen Flächenmasse eine weit grössere Ernte erzielt als der deutsche. Ich will keine Zahlenverhältnisse angeben, da sie leicht zu irrigen Schlüssen verleiten könnten. Dass aber bei dem Raubbau der Brasilianer, auf den ich noch später zurückkommen werde, dieses günstige Verhältniss nach einer Reihe von Jahren aufhören muss, brauche ich kaum zu erwähnen. Die traurigen Folgen, die in Nordamerika einem solchen Ackerbausysteme gefolgt sind, werden auch in Brasilien nicht ausbleiben.

Kaufmann ist der Brasilianer aus Neigung. Abkömmling der mit so viel Glück und Geschick handeltreibenden Portugiesen, ist ihm der Schachertrieb angeboren. Da so viele Neuchristen

(mit Gewalt getaufte Juden) in den ersten Jahrhunderten sich in Brasilien niederliessen und sich allmählich mit den übrigen Familien vermischten, so darf eine echt jüdische Rührigkeit des brasilianischen Krämers nicht auffallen. Er handelt mit allem und weiss überall seinen Vortheil zu finden. Er hat ein seltenes Talent, mit der grössten Redseligkeit auch die geringsten Eigenschaften seiner zu verkaufenden Gegenstände anzupreisen, und steht sich bei seinem Handel ziemlich gut; nur ist in den Binnenstädten die Concurrenz meistens so gross, dass immer ein Theil der Kaufleute nach kurzer Existenz wieder zu Grunde geht. Der Kleinhandel erfordert wenig geistige und ebenso wenig körperliche Anstrengungen, und das ist ein Hauptgrund, warum er eine Lieblingsbeschäftigung der Brasilianer ist. Die Kramladen bilden immer den Vereinigungspunkt des kannegiessernden Publikums, besonders in den Ortschaften des Innern, die noch nicht das Glück haben, ein Kaffeehaus zu besitzen. Kaum steigt ein Reisender in einer Hospedaria ab, so versammeln sich in der dazu gehörigen Loge binnen kurzem alle Notabilitäten des Orts, um zu erfahren, wer der Ankömmling sei, woher er komme, wohin er ziehet, und können sie es indirect nicht herausbringen, so lassen sie es auch an indiscreten, directen, inquisitorischen Fragen nicht fehlen.

Als Beamter endlich kann der Brasilianer seine Eitelkeit und seine Neigung zum süssen Nichtsthun befriedigen. Es ist daher sein grosser Ehrgeiz, eine solche Stelle zu finden, die ihn halbwegs nährt und einen gewissen Nimbus um ihn verbreitet oder die ihm irgendeine, wenn auch noch so beschränkte Macht verleiht, die er dann zu Gunsten von Compadres und Amigos reichlich benutzt; nur darf man nicht verlangen, dass er sich sehr anstrenge, denn das entspricht nicht seiner Absicht beim Haschen nach einem Amte; auch dürfen sein Gewissen und sein Pflichtgefühl nicht etwa in Collision mit klingenden Gründen kommen.

Diese Bemerkungen gelten für den Brasilianer als kleiner Grundbesitzer, Krämer und Beamter untergeordneter Klassen. Sie zeigen aber auch, wie unmöglich es ist, mit wenigen Worten

den Charakter einer Nation zu beurtheilen und wie unrecht man thut, wenn man dabei alle Klassen der Bevölkerung zusammenwirft. Ich nenne den brasilianischen Landwirth thätig und unverdrossen, den Krämer unter Verhältnissen rührig, wenn es ihm gerade keine sehr grossen körperlichen Anstrengungen kostet, den Beamten durchschnittlich faul. Es wäre aber unrecht, dem Brasilianer im allgemeinen das Prädicat „sehr thätig", als auch ein entgegengesetztes zu geben.

Handwerker sind, wie schon oben bemerkt, durch ganz Brasilien fast ausschliesslich farbige Leute (gente de côr), Neger, Mestizen, Mulatten u. s. f. Sie sind oft fleissig und sehr geschickt, im ganzen aber indolent. Bei keiner Nation des romanischen Stammes finden wir eine so tief eingewurzelte Indolenz wie bei der portugiesischen. Sie ist durch das Sprichwort: „Wer etwas haben will, der gehe selbst; wer es nicht haben will, der schicke darum („Quem quer vay, quem não quer mande") trefflich charakterisirt.

In Rumo de Lage traf ich einen deutschen Tischler aus Köln; er war so betrunken, dass ich nicht mit ihm sprechen konnte. Der Besitzer der Venda versicherte mir, dass er ein sehr geschickter Arbeiter sei und sich sehr viel Geld verdienen könnte, wenn er nicht so sehr dem Branntwein ergeben wäre; er sei wöchentlich kaum zwei bis drei Tage arbeitsfähig.

Der Weg führte mich am folgenden Morgen zuerst über einen Bergrücken, an dessen nördlichem Fusse eine kleine Fazenda liegt. Von dieser verfolgt man die Thalsohle bis *Riberão*, eine Hospedaria, die in gutem Rufe steht. Gleich hinter dieser war der Weg mit dem aufgestauten Wasser des Flüsschens derart bedeckt, dass es den Maulthieren bis über die Brust reichte und ein Theil der Ladungen ganz durchnässt wurde. Früher führte der Weg dicht bei der Fazenda do Governo vorbei, deren Besitzer, Joaquim Antonio Perreira da Cunha, mir als ein liebenswürdiger und gescheiter Mann geschildert wurde; jetzt lässt man sie ungefähr eine halbe Legoa links liegen.

Als ich auf meine weit zurückfolgenden Lastthiere wartete, hörte ich wol eine Viertelstunde lang einem Vogel zu, der in

einem Gebüsche dicht neben mir die wohlbekannte Melodie pfiff, mit der unsere Kutscher ihre Pferde zur Verrichtung gewisser Bedürfnisse aufmuntern. Es war mir unmöglich, den sonderbaren Sänger zu entdecken, wahrscheinlich gehörte er zur Familie der Fliegenfänger (Muscicapiden), die hier so stark vertreten ist. Unweit von ihm kreischte auf einem hohen Baume ein gewaltiger Geier in heisern Tönen seinen unheimlichen Morgengesang.

Der Weg, meistens schlecht und nur selten auf festem Grunde, führt fortwährend bergauf, bergab, bald rechts, bald links in unbegreiflichen Windungen; nur einmal ändert sich die Scenerie, indem sich ein weites Thal mit Fernsicht nach dem Gebirge eröffnet. Unzählige Tauben, Tanagriden, Anus, Vira bostas, Bem te vi's, Bussarde und Eidechsen belebten die Landschaft. Am Fusse eines niedern Bergrückens liegt ein ziemlich verfallenes Haus, das die Inschrift Hôtel da Encruzilhada führt, weiter vom Wege ab ist die Fazenda S. Antonio mit einem kleinen Kirchlein. Eine Viertellegoa davon entfernt reitet man neben der schönen Fazenda de Silva vorbei. In der Nähe davon traf ich eine freundlich grüssende dunkle Frau. Ich erwähne dieses sonst gleichgültigen Umstandes nur deshalb, weil sie seit meiner Abreise von Petropolis das erste weibliche Wesen war, dem ich begegnete.

Gegen Mittag erreichte ich den *Rio Parahyba do Sul*. Der schöne Strom, die neue Brücke und das kleine Städtchen bieten ein überaus freundliches Bild dar. Früher mussten die Reisenden und die Ladungen der Tropas auf einer Fähre über den Strom gesetzt werden, was immer mit sehr erheblichem Zeitverluste verbunden war, denn es häuften sich zuweilen viele hundert Maulthiere an, die herüber oder hinüber gebracht werden sollten. Man entschloss sich daher zum Bau einer soliden steinernen Brücke. Er wurde im Jahre 1836 begonnen, aber ohne rechte Anstrengung fortgeführt, sodass erst nach einer langen Reihe von Jahren die Pfeiler das Wasserniveau erreichten. Dann mangelte das Geld. Die Provinzialregierung wollte, dass die Centralregierung den Bau übernehme, diese weigerte sich und so

blieben die Arbeiten gänzlich ausgesetzt. Im Jahre 1850 waren die Pfeifer noch nicht vollendet und doch kosteten die Arbeiten damals schon eine halbe Million Franken (176:270503 Reis). Endlich machte der durch viele verdienstliche Unternehmungen bekannte Banquier Baron von Mauá mit der Regierung einen Contract und führte den Bau rasch zu Ende. Die schöne Brücke



Brücke über den Parahyba.

ruht auf vier Wasser- und zwei Landpfeilern aus einem schwer zu behauenden Granit. Die Böschungen der Endpunkte bestehen aus polygonen Quadern, deren Zwischenräume mit kleinen Steinchen ausgemauert sind. Die Spannung und das Gerippe sind von Eisen nach dem Dogdson'schen System, letzteres mit schiefen Bohlen belegt. Ein hübsches gusseisernes Geländer ziert diese stattliche Brücke. Es wurden mehr als 6000 Centner Eisen, das aus England hierher gebracht wurde, zu ihrer Construction verwendet, daher sich auch die Bauunkosten sehr hoch beliefen. Sie erreichten die Summe von $1^1/_2$ Millionen Franken (577:270503 Reis). Wenige Tage vor meiner Ankunft, den 13. December

1857, war die Brücke eingeweiht und dem Verkehr übergeben worden. Das Brückengeld ist nicht bedeutend; ich zahlte für fünf Thiere 450 Reis.

Der Hauptplatz von Parahyba bildet ein weites Viereck, seine südöstliche Seite begrenzt der von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost laufende Strom; die südwestliche ist gegen die Brücke gerichtet und offen. Die nordwestliche besteht aus 9—10 Häusern in geringer Entfernung von dem erstern; etwas in den Platz hineingerückt steht das höchst einfache, kleine Kirchlein. Von ungefähr ebenso vielen Häusern ist die nordöstliche Seite begrenzt. An ihrem gegen den Fluss gerichteten Flügel traf ich zwei Herbergen nebeneinander, die eine trug die Aufschrift Hôtel da Barreira, die andere Hôtel universal; ich lenkte mein Maulthier zu letzterer, da sie mir in Petropolis als die bessere empfohlen worden war. Wie mag wol die schlechtere sein? fragte ich mich unwillkürlich am folgenden Morgen, denn während der Nacht war durch die Decke des elenden Zimmers der Regen derart hereingeströmt, dass ich kein trockenes Plätzchen mehr fand, um mein Bett hinzurücken; zudem wurde ich durch ein Heer menschenfeindlicher Insecten ununterbrochen auf das qualvollste gepeinigt. Wahrlich, das Hôtel führte mit vollem Recht das Prädicat „universal"! Der Wirth, ein Italiener, namens Delvechio, der gewöhnlich die Provinzen Rio de Janeiro und São Paulo als Mascate bereiste, machte auch am nämlichen Tage, da der Hauseigenthümer sich weigerte, irgendeine Reparatur vorzunehmen, beim Subdelegado eine Eingabe mit der Bitte, eine Commission zu ernennen, um den Zustand des Hauses zu untersuchen, da seine Familie und seine Gäste fortwährend in der grössten Gefahr schwebten, unter dessen Trümmern begraben zu werden. Und der Mann hatte nicht zu viel gesagt, denn die Wohnung war in der That dem Einsturze nahe. Die Wirthschaft in diesem Hôtel war eine echt brasilianisch-italienische. Sie braucht daher nicht näher charakterisirt zu werden. Abends versammelte sich hier eine Anzahl Fazendeiros der Umgegend zum Hazardspiel. Parahyba ist berüchtigt, dass dort viel und hoch gespielt werde.

Bei einbrechender Nacht hatte ich Gelegenheit, ein ebenso seltenes als interessantes Phänomen zu beobachten.[1]) Es war ungefähr 8 Uhr, als ich mit einem Fazendeiro der Umgegend plaudernd unter der Hausthür stand. Ein paar hundert Schritt vor uns floss der Strom, dessen jenseitiges Ufer dicht bewaldet ist. Die Luft war schwül (+ 22° R.), der Regen, der schon den ganzen Tag fast ununterbrochen angehalten hatte, dauerte noch fort. Plötzlich zog ein Licht, gerade uns gegenüber im Walde, unsere Aufmerksamkeit auf sich und mit dem Ausrufe: „he am baitatal"[2]), sprang der Fazendeiro in das Haus zurück und rief sämmtliche Bewohner zusammen. Die Lichterscheinung bildete einen intensiv rothgelben, runden Feuerkern oder eine Feuerkugel (nicht ein längliches, bläuliches Flämmchen, wie die Irrlichter gewöhnlich geschildert werden) in der Farbe ähnlich einer entfernt brennenden Pechfackel. Dieser Feuerkern schwankte auf beschränktem Raume bald nach rechts, bald nach links, bald stieg er etwas in die Höhe, bald senkte er sich wieder. Plötzlich erschienen rechts von ihm drei andere, aber schwächere und etwas weiter zurückstehende sternartige Lichter; sie näherten sich dem erstern, verschwanden für Momente, kamen dann links zum Vorschein und erloschen bald darauf gänzlich. Kaum eine Minute später erschienen rechts zwei, links fünf, bald darauf vereinigten sich alle auf der linken Seite des Centralkernes. Dann kamen sie hinter demselben nach rechts zum Vorschein; einige erloschen, andere tauchten wieder auf, sodass ich zugleich funfzehn ausser dem Hauptkerne zählte, der am ruhigsten aber auch am glänzendsten blieb. Das ganze Spiel dauerte 10—20 Minuten; ich konnte es daher mit der grössten Ruhe beobachten. Während dieser Zeit standen auch sämmtliche Hausgenossen neben mir und äusserten sich auf die abenteuerlichste Weise über diese Erscheinung. Der Fazendeiro erzählte noch lange

---

[1]) „Beobachtungen über Irrlichter", von J. J. v. Tschudi. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. XXIX. Bd., Nr. 9, S. 269. 1858.

[2]) Die Bedeutung dieser Worte habe ich nicht erfahren können. Es scheint ein Provinzialismus zu sein.

schauerliche Geschichten, wie ihn diese Lichter schon oft erschreckt und verfolgt haben. Delvechio sagte mir, dass er sie seit einem Monate nun schon das vierte mal gesehen und zwar immer so ziemlich zur nämlichen Stunde.

An dem Orte, wo die Irrlichter erschienen, befindet sich im Walde ein schwer zugänglicher Sumpf.

Ich halte diese Erscheinung für sogenannte *Irrlichter*. Bekanntlich spielen diese in Fabeln und Erzählungen der Ammenstube eine bedeutende Rolle; exacte Beobachtungen darüber sind aber so selten, dass manche Meteorologen ihr Vorkommen gänzlich in Zweifel ziehen. Der berühmte Astronom *Bessel* beobachtete auf dem Flüsschen Wörpe im Herzogthum Bremen Irrlichter als bläuliche Flämmchen, der Professor der Physik *Knorr* in Kiew erzählt von einem Irrlicht zwischen Schilfstauden, das eine 5 Zoll hohe und $1^1/_2$ Zoll breite cylindrische Flamme, in der Mitte glanzlos und schwach gelblich, nach den Rändern zu violett und ohne scharfe Begrenzung gegen den dunkeln Raum bildete. Die Spitze des Stockes, die Knorr längere Zeit mitten in die Flamme hielt, wurde nicht merklich erwärmt. Einige andere etwas weniger verlässliche Beobachtungen sprechen ebenfalls von Irrlichtern als *Flämmchen*. Die von mir beobachteten Lichter hatten durchaus keine Flammenform, sondern erschienen als runde, sternartige, röthlichgelbe Feuerkörper. Sie waren in der Entfernung circa 800—1000 Schritt von unserm Standpunkte. Ich bediente mich eines ausgezeichneten Nachtglases von Ducray-Chevallier zur Beobachtung dieser interessanten Erscheinung.

Parahyba do Sul ist ein unbedeutendes und bedeutungsloses Städtchen. Hier ist kein Leben, keine Bewegung, kein Handel, keine Industrie. Ueberall herrscht apathische Indolenz; man begreift nicht, wovon die Leute leben und mit vollem Recht konnte der geistreiche Ribeyrolles sagen: „Parahyba ist seines Stromes nicht werth.“ Welche Entwicklung würde nicht in Europa eine Ortschaft in einer so fruchtbaren Gegend und an einem solchen Strome genommen haben, wie hier! Möglich, dass Parahyba einen grössern Aufschwung nehmen wird, wenn einst die Wagen der Eisenbahn Dom Pedro II. dicht an seinen letzten

Häusern vorüberdampfen werden und dass es dann endlich aus dem dumpfen Zustande aufwacht, in den es seit so vielen Generationen versunken ist.

Das Städtchen hat, so klein es ist, seine Druckerei und sein politisches Journal von sehr lokalem Interesse. Beim Durchlesen mehrerer Nummern fand ich als einzige bemerkenswerthe Notiz, dass einige Tage früher, den 15. December 1857, ein gewisser Antonio Gomez aus Paty de Alferes begraben wurde, der das seltene Alter von 120 Jahren erreicht hatte. Im Jahre 1859 errichtete ein Preusse, Baron Pfuhl, hier ein Knabeninstitut, das aber aus Mangel an Theilnahme nach kurzem Bestehen wieder einging.

Meine in Petropolis so schlecht gearbeiteten Packsättel bedurften schon hier einiger bedeutender Reparaturen und neuer Füllung; obgleich dazu eine vierstündige Arbeit eines ordentlichen Handwerkers vollkommen hingereicht hätte, so bedurfte der sonst unbeschäftigte Sattler in Parahyba anderthalb Tage, wahrscheinlich in der wohlmeinenden Absicht, die sehr hohe Rechnung, die er mir dafür machte, zu rechtfertigen. Ich besuchte ihn wol zehnmal während dieser Zeit und fand ihn fast immer mit dem nämlichen Stück Leder auf den Knien, die Cigarrette im Munde im eifrigen Gespräch mit einem ebenfalls faulenzenden Nachbar. Es blieb mir nichts übrig, als ihn jedesmal mit der grössten Höflichkeit zu ersuchen, die Arbeit zu beschleunigen, ein ungestümes Drängen würde unmittelbar eine gänzliche Weigerung, die Reparatur zu machen, zur Folge gehabt haben. Die brasilianischen Herren Handwerker sind sehr empfindlich. Mein hinkendes Maulthier wurde hier ebenfalls genau untersucht. Nach Entfernung des Eisens zeigte sich ein bedeutender Abscess, hervorgebracht durch ein altes Stück Nagel, der beim frischen Beschlagen in die Weichtheile des Hufes getrieben worden war. Die Wunde wurde gereinigt und das Eisen wieder aufgelegt. Natürlich blieb das Thier einige Tage lang unbrauchbar und folgte leer und stark hinkend der kleinen Karavane.

Ich sah mich genöthigt, von hier aus meinen gänzlich un-

brauchbaren deutschen Camarada nach Petropolis zurückzusenden, und miethete bis nach Juiz de fora einen Neger.

Den 1. Januar 1858 setzte ich unter heftigem Regen, der auch den ganzen Tag über anhielt, meine Reise fort. Eintönig durch dichte Capoeiravegetation, nur hin und wieder von einer Kaffeeplantage unterbrochen, zieht sich der Weg bergauf, bergab nach Parahybuna. Ungefähr eine Legoa, ehe wir diesen Ort erreichten, führte die sogenannte neue Strasse, in der die Maulthiere oft bis an den Bauch im Moraste waten mussten, dicht an einer steilen Lehmwand vorüber. Die Strasse selbst aber war durch die heftigen, schon so lange anhaltenden Regengüsse mehrere Klafter weit eingerissen, sodass zwischen dieser neuen Schlucht und der Wand ein kaum 2 Fuss breiter Pfad übrigblieb, der aber auch ganz unterfressen war. Ich ritt zuerst hinüber und sah mit wahrem Bangen die Lastthiere folgen, denn jeden Augenblick stand zu befürchten, dass auch der letzte Rest des Weges in den Abgrund hinunterstürze.

Bald näherten wir uns wieder dem Rio Parahybuna, der, vom Regen angeschwollen, wildschäumend durch sein enges Bett hinunterstürmend, einen herrlichen Anblick gewährte. Links erhebt sich eine Felsenkuppe, gegen die der Weg von der Thalsohle steil bergan führt; ihr Kamm setzt sich in eine ein paar hundert Fuss hohe steile Felswand (pedra da Parahybuna) fort, an deren Fuss sich der Weg hinzieht, um sich später rechts gegen das Zollhaus zu wenden. Nach der monotonen, jede Fernsicht beschränkenden Capoeiravegetation ist diese Felsenpartie ein wahrer Augentrost. Hoch über der Wand zankten sich in neckendem Fluge ein paar grosse Weihen und auf einem Felsenabsatze sass träumerisch eine Eule, wahrscheinlich die fast über die ganze Welt verbreitete Schleiereule. In Burmeister's Atlas zu seiner brasilianischen Reise ist diese wirklich schöne Landschaft sehr gelungen wiedergegeben.

Der Rio Parahybuna bildet hier die Grenze zwischen den Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes; eine solid gebaute, aber schlecht erhaltene hölzerne Brücke verbindet die beiden Ufer und Provinzen. Nahe an der Brücke steht ein Mauthhaus

(Recebedoria), wo für die Thiere das Brückengeld erlegt wird. Der Reisende muss absteigen, seinen Namen angeben und erhält einen vom Schreiber (escrivão) ausgestellten und vom Administrator gegengezeichneten Mauthschein, auf dem die Taxen (Taxas itinerarias) verzeichnet sind. Für ein Reitthier, ein Lastthier und ein Stück Rindvieh wird je 1 Pataca (320 Reis) gezahlt. Je 180 Reis werden für eine gewisse Kategorie von Maulthieren, die auf dem Taxenschein für den Nichteingeweihten unverständlich bezeichnet sind (Cabezas de gada muar da 5ª e da 6ª excepção) entrichtet. Ein gewöhnlicher Wagen (carros exceptuados) zahlt 2 Milreis. Unweit der Brücke liegt ein Wachthäuschen, vor dem sich einige wenig reinlich aussehende Soldaten mit Kartenspiel unterhielten. Nachts wird die Brücke durch hölzerne Thore abgesperrt; sie schliessen indessen so schlecht, dass sich ein Fussgänger leicht zwischen den Flügen durchzwängen kann.

Ich war der erste Reisende, der im Jahre 1858 auf diesem Wege aus der Provinz Rio de Janeiro nach Minas geraes zog. Hinter Parahybuna wird die Gegend etwas freier, die Thäler offener, aber auf grundlosem Boden zieht sich der Weg durch Schluchten und über Gebirgszüge nach *Simão Parreira*, einem ausgedehnten Kirchspiele von 3400 Einwohnern. Hier sah ich auf einem halb abgestorbenen Baume vier Affen, die ängstlich unter den wenigen grünen Blättern Schutz gegen den Regen suchten; auch bemerkte ich an diesem Wege zum ersten mal im Innern Scharen von grauköpfigen Urubus (Aasgeiern), die auf einem dick aufgeblähten crepirten Ochsen und an dem Aase gefallener Maulthiere ihre leckere Mahlzeit hielten. Die einbrechende Nacht nöthigte mich 2 Legoas weiter in *Mathias Barbosa* halt zu machen. Ich hatte 8 brasilianische Legoas unter stetem strömenden Regen zurückgelegt, immerhin ein anstrengender Ritt auf einer langen Reise; denn bei jedem Schritte sanken die Maulthiere in den verwitterten teigartigen Granit bis über die Knie, glitschten bergauf, bergab und konnten sich nur mit grosser Kraftanstrengung vorwärts arbeiten. Mein aus Oesterreich mitgenommener Diener, an solche Touren nicht gewöhnt und schon

seit längerer Zeit aus der Uebung des Reitens (er war früher Kürassier), konnte sich vor Müdigkeit nicht mehr auf dem Thiere halten, er versuchte zu Fusse zu gehen, aber seine Stiefeln vermochten nicht den zähen Koth zu überwinden, auch wollte sich seine Mula nach echter Eselsart nicht führen lassen, er musste sich daher unter jämmerlichen Grimassen wieder entschliessen, in den Sattel zu sitzen. Seit diesem Tage hat ihm Brasilien durchaus nicht mehr gefallen.

Das Nachtquartier, das wir endlich mehr tappend als sehend erreichten, wäre leidlich genug gewesen, wenn nicht Ungeziefer aller Art, besonders aber die zudringlichen Barratas uns stundenlang die Ruhe verscheucht hätten.

Bei Simão Perreira und Mathias Barbosa liegen zwei halbverfallene Gebäude, an die sich ein trauriges Stück der brasilianischen Geschichte knüpft. Es sind nämlich die ehemaligen Zollcontrolirungsämter (registros), in denen die Reisenden nach Gold- und Diamantencontrebande untersucht worden. Wol selten hat in irgendeinem Lande ein Regierungsmonopol einen so demoralisirenden Einfluss ausgeübt und zu einer so scheusslichen, willkürlichen Beamtenherrschaft geführt, als das der Diamantenwäschereien in Minas geraes, und dieses allein wäre wahrlich schon hinreichend gewesen, um die Bevölkerung zum Abschütteln eines Joches zu treiben, mit dem eine goldgierige, blinde, durchaus despotische Regierung des Mutterlandes seinen Tochterstaat niederdrückte. Die Unabhängigkeit Brasiliens hat jenes Monopol vernichtet; die Registros wurden verlassen und fallen in Ruinen und nur noch an der Grenze der Provinz, am Parahybuna, wird ein Einfuhrzoll für die aus der Nachbarprovinz importirten Waaren (meistens auf dem Markte von Rio de Janeiro gekaufte Manufacturen) und ein Exportzoll auf die aus der Provinz ausgeführten Ackerbau-, Viehzucht- und Industrieproducte erhoben.

Für die Zollmanipulation ist diese Grenze bequem, denn der Flussübergang ist für Waaren fast nur über Brücken möglich und daher leicht zu überwachen. Dieser Grund hat auch die portugiesische Regierung bewogen, sie, statt viel natürlicher weiter

nach Norden an die Grenze Serra da Mantiqueira, hierher zu verlegen. Sie wurde bei der Regeneration auch aus demselben Grunde beibehalten.

Ein Ritt von 2 Legoas brachte mich den nächstfolgenden Tag an den zwei schönen Fazendas Cafesal und Granil vorüber nach dem Städtchen *Parahybuna*, bekannter unter dem Namen *Juiz de fora*, wo ich in einem miserablen Estalagem (Herberge) Unterkommen fand. Mein erstes Geschäft war natürlich, mein vernageltes Maulthier von neuem untersuchen zu lassen. Der Schmied, der mir zu diesem Zwecke als sehr praktisch empfohlen wurde, riss das Eisen wieder ab, schnitt mit einem gekrümmten scharfen Eisen, das er sich eigens dazu schmiedete, ein tiefes Loch bis zur lädirten Stelle, brannte die ganze Wunde mit Schiesspulver aus, füllte das Loch mit geschmolzenem Talge und Werch aus und nagelte das Eisen wieder auf. Mit einer fast an Unverschämtheit grenzenden Bestimmtheit versicherte er, dass das Thier nun vollständig geheilt sei und ich es schon am nächsten Tage ohne die geringste Sorge benutzen könne. Der Mann hatte recht; ich liess das Thier zwar noch ein paar Tage leer mitlaufen, es hat aber nie mehr gehinkt und blieb während der ganzen monatelangen Reise frisch und gesund.

Nachmittags besuchte ich den deutschen Ingenieur Herrn Heinrich Wilhelm Ferdinand *Halfeld*. Eine halbe Stunde lang durch namenlosen Koth, oft bis über die Knöchel watend, gelangte ich zur freundlichen Besitzung Halfeld's, den ich mit einem seiner Söhne eifrig mit Zeichnen von Karten beschäftigt fand. Halfeld hat nämlich auf Befehl der kaiserlichen Regierung eine Exploration des Rio São Francisco von den Wasserfällen von Pirapora bis an dessen Mündung in den Atlantischen Ocean ausgeführt. Die Untersuchungsreise hat ein Jahr und sieben Monate gedauert und war mit sehr grossen Mühen und Gefahren verbunden. Halfeld verlor viele seiner Begleiter und die ganze Expedition litt an gefährlichen Fiebern, besonders im untern Stromgebiete. Um die Untersuchungen möglichst genau auszuführen und zu controliren, machte Halfeld auch die äusserst beschwerliche Bergfahrt auf dem Strome und legte so die 382

Legoas lange Distanz zweimal zurück. Nach seiner Rückkehr begann er die Ausarbeitungen seiner Forschungen und zeichnete den ganzen angegebenen Verlauf des Rio São Francisco in 30 grossen Blättern mit einer ununterbrochenen Bezeichnung der Sondirungs- und Vermessungsresultate und Detailangaben über die geologische Formation, Vegetationscharakter etc.; ferner in 3 grossen Blättern eine gedrängte Generalkarte des Stromes, in 5 Karten ein Längenprofil des Strombettes, in 3 Blättern eine Detailkarte des Rio grande, eines bedeutenden Zuflusses des Rio São Francisco, auf 1 Blatt eine Specialkarte des Wasserfalles do Sobradinho, auf einem andern Blatte eine des berühmten Wasserfalles (Cachoeira) von Paulo Affonso, auf einem dritten eine der Barra des Rio São Francisco; ausserdem zwei landschaftliche Ansichten der Cachoeira de Paulo Affonso.

Als ich Halfeld besuchte, war er nach fünfjähriger Arbeit der Vollendung seiner Karten nahe. Er beklagte sich bitter, dass er weder bei den Ministern, noch bei andern hochgestellten Brasilianern irgendeine Theilnahme für seine Arbeit finde, hob aber hervor, dass der Kaiser mit dem lebhaftesten Interesse die schon vollendeten Blätter mit ihm durchgesehen habe und den Fortschritten des Unternehmens mit grosser Aufmerksamkeit folge.

Ungefähr ein Jahr später beschloss die kaiserliche Regierung, Halfeld's Arbeit zu veröffentlichen. Die Ausführung wurde dem ausgezeichneten deutschen Lithographen Herrn Eduard Rensburg in Rio de Janeiro anvertraut, der die Karten meisterhaft auf Stein gravirte. Im Jahre 1860 war das Prachtwerk vollendet und 1862 liess die kaiserlich brasilianische Regierung durch ihre Legationen eine Anzahl Exemplare an europäische Bibliotheken vertheilen.

Herr Halfeld besitzt eine reiche Mineraliensammlung vorzüglich aus der Provinz Minas geraes. Von hohem Interesse ist seine geologische Sammlung, die er in sieben Maulthierladungen von seiner Erforschungsreise des Rio São Francisco zurückbrachte. Abends spät kehrte ich befriedigt von meinem lehrreichen Besuche nach Juiz de fora zurück, nachdem ich dankbar das freundliche Anerbieten Halfeld's angenommen, mir ein

Maulthier und einen Neger mit einer Laterne zu geben, um mich trocken und sicher durch das Kothmeer in die Hospedaria zu bringen.

Cidade de Parahybuna war 1858 ein ziemlich unbedeutender Ort und erst zwei Jahre früher zum Range einer Stadt erhoben worden. Es bestand fast nur aus einer langen, bei 20 Klafter breiten von zwei öfters unterbrochenen Reihen von Häusern, von denen einige von solider und guter Bauart, gebildeten Strasse. Ueber zwei durch das Städtchen fliessende Bäche führen hölzerne Brücken mit je zwei oder vier Palmen geziert. Die Kirche mit schmaler Front aber ziemlicher Tiefe steht auf einer Anhöhe und hat zwei Miniaturthürmchen. Am nördlichen Ende des Städtchens liegen einige neugebaute Häuser, Besitzungen der grossen Actiengesellschaft União e Industria, die im Begriffe stand, eine grossartige neue Strasse von Petropolis hierher zu bauen. Seit 1861 ist diese Strasse vollendet und nun steht Cidade da Parahybuna in einem neuen Gewande da.

Juiz de fora ist eigentlich ein kleines Dörfchen am entgegengesetzten Ufer des Rio da Parahybuna. Der Bau einer neuen Strasse bewog vor einigen Jahrzehnten einen Theil der Bewohner nach dem südlichen Ufer überzusiedeln, andere liessen sich ebenfalls dort nieder und so entstand allmählich das Städtchen Parahybuna, das erst durch den ausgezeichneten Strassenbau der neuesten Zeit einen ausserordentlichen Aufschwung nahm. Es mag hier der Ort sein, einige Mittheilungen über die grösste und schönste Strasse Brasiliens zu machen.

Im Jahre 1852 bildete sich eine Actiengesellschaft unter dem Namen *União e Industria*, an deren Spitze sich ein Mineiro Mariano Procopio Ferreira Lage stellte. Ihre Aufgabe war es, die Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes durch eine grosse Kunst- und Handelsstrasse zu verbinden. Sie sollte, von Petropolis ausgehend und sich dort an die sogenannte Serrastrasse anschliessend, in erster Linie nach Juiz de fora, von hier nach Barbacena und später nach der Provinzialhauptstadt Ouro Preto gebaut werden. Ein weitaussehendes, durch lange Jahrzehnte nicht realisirbares Project beabsichtigt diese Strasse von Ouro

Preto über Sabará an den Rio São Francisco zu führen, diesen bis zur Cachoeiro do Paulo Affonso mit Dampfern zu befahren, und von diesem Wasserfalle bis zum Atlantischen Ocean einen Schienenweg zu bauen, somit die Reichshauptstadt mit der Provinz Bahia, Provinz Minas geraes von Süd nach Nord durchschneidend, zu verbinden.

Nachdem die Gesellschaft União e Industria beträchtliche Subventionen theils von der Landesregierung, theils von den Provinzialregierungen Rio de Janeiro und Minas geraes (besonders Zinsengarantien und andere wichtige Vortheile) erlangt hatte, wurden die Vorarbeiten in den Jahren 1853—1855 vorgenommen und nachdem noch mehrere contractliche Schwierigkeiten gehoben waren (z. B. das Provinzialgesetz Minas geraes bezüglich dieser Strasse setzte die Bedingung fest, dass dieselbe eine möglichst kurze Linie verfolgen solle, gestattete aber eine Steigung von $7^1/_2$ Procent, während die Compagnie, immer einen möglichen spätern Schienenweg vor Augen behaltend, nur eine höchste Steigung von 3 Procent bestimmte und um diese nicht zu überschreiten natürlich auch weitere Bogen zuliess) fand den 12. April 1856 die feierliche Inauguration der Arbeiten statt. Nach beinahe zwei Jahren (den 18. März 1858) wurde die fünf Legoas lange erste Section der Strasse bis nach *Pedro do Rio* dem öffentlichen Verkehr übergeben, wiederum zwei Jahre später war die sehr schwierige etwas über zwei Legoas lange Strecke, die die Serra do Taquaril durchschneidet, bis *Posse* vollendet, und da auch unterdessen mit grossem Kräfteaufwand an der Strecke jenseit des Rio Parahyba gearbeitet worden war, konnte die ganze Strecke von Villa Theresa (Petropolis) nach Juiz de fora den 23. Juni 1861 feierlich eröffnet werden. Die Hauptrichtung der Strasse ist von Süden nach Norden. Von Petropolis an folgt sie dem Thale des Rio Piabanha bis zu dessen Vereinigung mit dem Rio Parahyba do Sul, setzt über diesen Strom und führt in dem Thale des Rio Parahybuna bis nach Juiz de fora. Sie hat eine Länge von 114 Kilometer oder 24 Legoas bei einer durchschnittlichen Breite von 7 Meter; $6^1/_4$ Legoas oder bei 68 Kilometer kommen auf die Provinz Rio de Janeiro, $7^3/_4$ Le-

goas oder 46 Kilometer auf die Provinz Minas geraes. Sie ist durchaus vortrefflich macadamisirt und kann ohne Widerrede den besten Kunststrassen Europas an die Seite gesetzt werden.

Von ihrem Ausgangspunkte im Westfälischen Quartier in Petropolis, am rechten Ufer des Piabanha, setzt die Strasse bei *Retiro* über eine 15 Meter lange hölzerne Brücke auf das linke Flussufer. In *Correas* ist die erste Station. Hier besitzt die Gesellschaft Stallungen für 600 Thiere und eine Wagenfabrik. Dem linken Ufer folgend überschreitet sie das Flüsschen Bom successo bei seiner Einmündung in den Piabanha auf einer eisernen Brücke von 15 Meter Spannung und kehrt $^{3}/_{4}$ Legoas weiter bei Olaria über eine eiserne Brücke von 40 Meter Spannung auf das rechte Ufer. Nach einer fernern halben Legoa passirt sie das Flüsschen Santo Antonio über eine 15 Meter lange eiserne Brücke und setzt sich nach *Pedro do Rio* fort. Das Gefälle von Villa Theresa bis hierher, 5 Legoas Distanz, beträgt 200 Meter. In dieser zweiten Station befindet sich ein hübsches Haus für die Brückenadministration und die Beamten, Magazine für Stapelwaaren aus dem Innern und Rio de Janeiro, eine Salzniederlage und Stallungen für 60 Maulthiere. Eine hölzerne Brücke über den Piabanha verbindet die neue Strasse mit der sogenannten alten Minasstrasse.

Hinter Pedro do Rio wird das kleine Flüsschen Jacuba auf einer eisernen Brücke von 12 Meter Spannung überschritten und bald darauf durchschneidet die Strasse die Serra do Taquaril, um zur dritten Station *Posse* zu gelangen. Diese Section der Strasse war die schwierigste und kostspieligste, da der Gebirgszug Taquaril meist durch harte Felsen durchbrochen werden musste. In Posse besitzt die Compagnie ebenfalls Häuser für die Beamten, grosse Magazine für Kaffee und Salz, Stallungen für Postthiere und für 300 Maulthiere für die Lastwagen. Ungefähr $^{1}/_{2}$ Legoa hinter dieser Station führt eine eiserne Brücke von $34^{1}/_{2}$ Meters wieder auf das linke Ufer der Piabanha und nach der vierten Station *Jullioca.* Bei Sant' Anna, 1 Legoa hinter dieser, gewinnt die Strasse über eine eiserne Brücke von $45^{1}/_{2}$ Meter Spannung wieder das rechte Flussufer und führt zur

fünften Station *Luis Gama* (Campo de Gama). Unweit dieses Punktes verlässt die Strasse den Fluss, der einen weiten westlichen Bogen beschreibt, erreicht, einem Seitenthale folgend, der Fazenda des Luis Gomes gegenüber, wiederum das Hauptthal und setzt etwas weniger als $^1/_2$ Legoa weiter zum letzten mal auf das linke Flussufer über eine Brücke von 72 Meter Länge. Hier trennt sie sich in der Richtung von Tres barras vom Rio Piabanha, um das südliche Ufer des Rio Parahyba do Sul zu gewinnen.

Die Entfernung von Villa Theresa bis zum Rio Parahyba beträgt 71 Kilometer 552 Meter; der Höhenunterschied der beiden Punkte 581 Meter. Die Brücke über den Parahyba liegt 302 Meter über dem Meeresniveau. Ingenieur und Chef des Strassenbaues südlich vom Rio Parahyba war der Kapitän Antonio Maria de Oliveira *Bulhões*, Chefingenieur der Section nördlich von dem Parahyba Joseph *Keller*. Die eisernen Brücken sind nach dem Brunnel'schen System, sogenannte Bow Strings, solide, leicht und gefällig.

Die von Keller gebaute eiserne Brücke über den Rio Parahyba ruht auf zwei sehr starken Pfeilern von fast 2 Meter Dicke, sie hat 158 Meter Länge, $5^1/_2$ Meter Breite und erhebt sich ebenfalls $5^1/_2$ Meter über den mittlern Wasserstand des Flusses. Zu ihrem Bau wurden 300 Tonnen Eisen, 12000 Ziegel und 78 kubische Meter Holz verwendet. Sie kostete über 400 Conto de Reis (circa 1,200000 Franken). Ungefähr $^3/_4$ Legoa weiter liegt die sechste Station *Entre Rios* unweit von Tres barras, dem Punkte, wo sich der Rio Piabanha von Süden und der Rio Parahybuna von Norden in den Parahyba ergiessen. Zwischen dieser und der nächsten Station *Serraria* führt die Strasse durch einen kleinen Tunnel bei der Fazenda Boa união vorbei und über einen kleinen Viaduct. Hinter der Station setzt sie auf einer steinernen Brücke über den Riberão da Serraria, übersteigt eine Abzweigung der Serra das Abobras, den Collo das Larangeiras (395 Meter über M.) und gelangt zur achten Station *Parahybuna*, wie schon oben bemerkt, Grenzstation zwischen den Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes. Sowol auf dieser

als auch auf der vorhergehenden Station hat die Compagnie weitläufige Gebäude aufführen lassen. Eine eiserne Brücke von 94 Meter Länge und $5^1/_2$ Meter Breite verbindet die beiden Ufer des Rio Parahybuna. Ihre Höhe über dem mittlern Wasserstande beträgt 7 Meter. Mit fünf Bogen ruht sie auf den Pfeilern einer alten Brücke, die im Jahre 1842 verbrannt wurde. Ihr Eisengewicht beträgt 60 Tonnen. Sie liegt 379 Meter über dem Meeresniveau. Längs des linken Ufers des Parahybuna führt die Strasse nach der neunten Station *Rancheria* zum Kirchspiele Simão Perreira (S. Pedro de Alcantará) gehörig und von hier etwa 2 Legoas weiter zur Station *Duques* und dann zur elften Station *Mathias Barbosa*. Hinter dieser Station setzt die Strasse über eine hölzerne Brücke über das Flüsschen Mathias, entfernt sich vom Parahybuna, der einen weiten Bogen beschreibt, bis zur Brücke do Zambo. Zwischen dieser Station und Juiz de fora musste mit vieler Mühe die Serra do Marmelo durchbrochen werden, um die möglichst gerade Linie zu gewinnen. Bei der zwölften Station *Ponte Americana* überschreitet die Strasse den Rio Parahybuna und führt bis zur folgenden Station, ihrem Endpunkte, an dessen rechtem Ufer; die Brücke ist von Holz, hält 27 Meter Spannung, $6^1/_2$ Meter Breite und ist ebenfalls nach dem obenerwähnten Brunnel'schen Systeme construirt.

Juiz de fora liegt 750 Meter über dem Meere und 144 Kilometer oder 24 Legoas vom kaiserlichen Palaste in Petropolis entfernt.

Nirgends übersteigt die Steigung der Strasse 3 Procent und nirgends sind die Radien der Bogen, die sie beschreibt, weniger als 50 Meter. Südlich von dem Parahyba wurde zwölfmal die erwähnte höchste Steigung nöthig. Die mittlere Steigung beträgt 8 vom Tausend. Bis Retiro ist die Strasse 16 Meter breit, weiter nur noch 7. Das Macadam ist 5 Meter breit und 20 Centimeter dick, was für brasilianische Witterungsverhältnisse und wenn die Strasse stark befahren wird, wol etwas zu dünn sein dürfte.

Die Unkosten dieses Strassenbaues haben sich ausserordentlich hoch belaufen, sie beziffern sich für jede Legoa (alle Unkosten

inbegriffen) auf weit mehr als 1 Million Franken (380000 Milreis). So die officiellen Angaben. Anderseits wird behauptet, dass das Unternehmen bis zur Eröffnung der Strasse 12000 Contos (bei 36 Millionen Franken) kostete. Im Voranschlage von 1853 wurde jede Legoa mit 160—240 Contos berechnet. Freilich haben sich seit jener Zeit die Arbeitslöhne fast um das Dreifache erhöht.

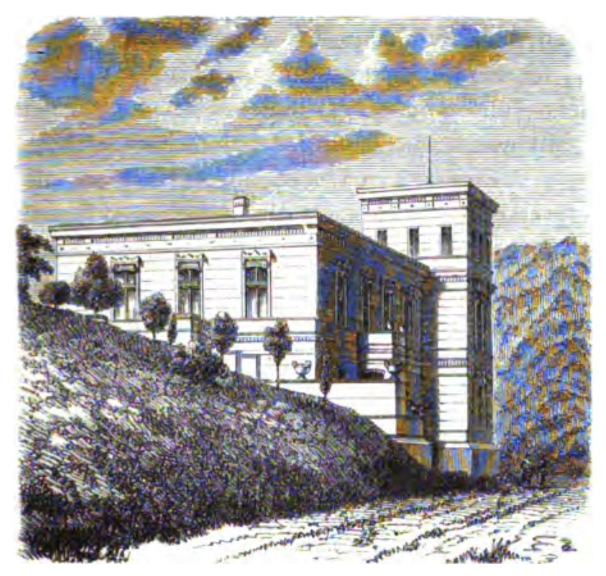
Ob diese Strasse je eine Rente abwerfen wird, ist mehr als zweifelhaft. In einem seiner letzten Rechenschaftsberichte erklärt Mariano Procopio Ferreira Lage den Actionären ziemlich unumwunden, dass ihr Kapital verloren sei, sie mögen sich aber zufrieden stellen, da ein patriotisches Unternehmen zu Stande gekommen sei. Es fragt sich nur, ob die Actionäre so patriotisch gesinnt sind, um freudigen Herzens pro bono publico ihre Kapitalien zu opfern.

Der Betrieb der Strasse, als Privilegium in den Händen der Compagnie, geschieht regelmässig und ordnungsgemäss. Die Waaren, Kaffee und andere Landesproducte in südlicher Richtung, europäische Manufacturen, Salz u. s. f. als Importartikel, werden auf starkgebauten vierräderigen Wagen transportirt. Die Gesellschaft besitzt zu diesem Zwecke 600 Maulthiere.

Der ziemlich lebhafte Personenverkehr wird mittelst nach amerikanischem Systeme construirter Wagen bewerkstelligt. Sie haben ein zu grosses Obergewicht und sind daher dem Umwerfen leicht ausgesetzt, um so mehr, da die grösstentheils deutschen und zwar nicht immer nüchternen Kutscher ausserordentlich rasch fahren und die Maulthiere fast immer zum Galopp antreiben. Durchschnittlich wird 1 Kilometer in 5 Minuten oder 1 brasilianische Legoa in 30 Minuten gefahren. Die Strecke, die ich fünf Jahre früher auf elenden Wegen in $4^1/_2$ Tagen zurücklegte, freilich meistens in kleinen Tagereisen, da beim Beginne einer längern Reise die Thiere geschont werden müssen, wird jetzt auf einer trefflichen Kunststrasse in 12 Stunden mit aller Bequemlichkeit gefahren. 400 vortreffliche Maulthiere sind für den Personenverkehr bestimmt.

In Juiz de fora hat die Gesellschaft União e Industria

weitläufige Beamtenwohnungen, Stallungen, Sägemühlen, Mahlmühlen, Ziegeleien, Wagenfabriken, Schmieden u. s. f. aufführen lassen. Ferreira Lage besitzt hier als Privateigenthum einen prachtvollen Landsitz (Quinta), der rechts von dem Flüsschen Cascate, links von der Strasse begrenzt wird. Ein grosser Teich, eine Grotte, reizende Garten- und Parkanlagen, ein hübsches Landhaus mit Palmenalleen nach der Strasse und ein Hügel mit einem aus rohen Ziegeln im Renaissancestile ausgeführten Schlosse zieren diese mit feinem Geschmack angelegte Besitzung.



Besitzung in Juiz de fora.

Unweit der Station Juiz de fora beginnt die deutsche Colonie *Pedro's II.* In der Absicht, wohlfeile Tagelöhner und Handwerker für den Strassenbau zu erhalten, schickte Ferreira Lage im Jahre 1857 einen Agenten nach Deutschland, um Colonisten für eine neue Ansiedlung zu engagiren. Sie langten im folgenden Jahre in Juiz de fora an. Hier aber waren trotz der im allgemeinen umsichtigen Leitung des grossartigen Unternehmens bei ihrer Ankunft noch lange nicht die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen und die Ankömmlinge mussten mit

schweren Entbehrungen und grosser Noth kämpfen. Begreiflicherweise wurden sie mismuthig und unzufrieden, da auch die Acclimatisationskrankheiten sie im hohen Grade deprimirten. Eine wenig kluge Direction verstand es weder das Vertrauen der Colonisten zu gewinnen, noch ihren begründeten Klagen gerecht zu werden. So kam es, dass der Zustand der Colonie im Jahre 1859 ein wahrhaft betrübender war. Die Direction der Colonie kam glücklicherweise, noch ehe es zu spät wurde, zur Einsicht, dass ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Sie ersetzte den untauglichen Coloniedirector durch einen fähigern und schaffte nach Kräften Abhülfe der gröbsten Gebrechen. Infolge dieser Massregeln fingen die Colonisationsverhältnisse an, sich einigermassen zu consolidiren; die Ansiedler wurden zufriedener. Nur im Jahre 1861 wurde ein Theil der Colonisten durch unüberlegte Aufregungen von aussen zu Unordnungen, fast zur offenen Empörung aufgestachelt; aber auch diese Störungen legten sich und der Stand der Colonie kann gegenwärtig ein befriedigender genannt werden. Allerdings fehlt es auch jetzt nicht an einzelnen Klagen über Willkürlichkeiten der Beamten, Nichtinnehalten gegebener Versprechen, überhaupt über Verhältnisse, über die ein jeder Fremde in Brasilien zu klagen Ursache hat; im ganzen genommen aber sind die Colonisten ziemlich zufrieden und die Niederlassung nimmt einen geregelten Fortgang.

Am Schlusse des Jahres 1860 zählte die deutsche Colonie Pedro's II. 1005 Seelen. Numerisch am stärksten vertreten sind dort Hessen und Tiroler, dann kommen Holsteiner, Preussen und Badenser. Zur nämlichen Zeit belief sich die Gesammtschuld der Colonisten an die Compagnie für Reisevorschüsse von Deutschland bis auf die Colonie, für verkaufte Ländereien und deren Vermessungskosten, für empfangene Lebensmittel und Effecten auf eine Totalsumme von 270806 Milreis (über 700000 Franken), also an 280 Milreis (777 Franken zum Curse von 360 Reis per Frank) per Kopf. Abgezahlt hatten die Colonisten bis dahin 32355 Milreis (89876 Franken). Die noch zu tilgende Schuldenlast erreicht also eine beträchtliche Höhe, könnte aber in einigen Jahren getilgt werden, wenn nicht wegen immer neuer Vor-

schüsse die Abzahlungen nur sehr langsam von statten gingen. Die Colonie besitzt eine ziemlich gute deutsche Elementarschule und seit 1862 einen deutschen protestantischen Geistlichen, der, wie schon bemerkt, zugleich auch die Seelsorge für den protestantischen Theil der Bevölkerung in Petropolis versieht.

Kehren wir wieder nach der Stadt Parahybuna und dem Estalagem mit der stolzen Inschrift „Hôtel" zurück. Ich hatte Auftrag gegeben, mir einen Camarada bis nach Barbacena zu verschaffen und traf abends bei meiner Rückkehr einen solchen, mit dem ich bald über den Preis einig wurde. Wir wollten mit Tagesanbruch abreisen, aber trotz alles Drängens wurde es 9 Uhr, ehe wir im Sattel sassen. Es war Sonntag und die Herberge mit Gästen aus der Umgegend, die zum Gottesdienste nach der Stadt kamen, förmlich belagert, darunter eine grosse Anzahl Neugieriger, die mich nicht wenig belästigten. Hier wie auf der ganzen Reise fesselten besonders zwei Gegenstände die Aufmerksamkeit meiner Wirthe und der in der Herberge befindlichen Eingeborenen, nämlich meine Meerschaum-Cigarrenspitze und die Doppelflinte meines Bedienten, unzähligemal wollte man mir diese Stücke abkaufen. Die Cigarrenspitze war ihnen neu, schien ihnen aber doch sehr zweckmässig. Die Flinte hatte ich einige Jahre früher aus dem Nachlasse eines Försters erstanden und da sie einmal in der Mitte geplatzt war, liess ich die Läufe unter der schadhaften Stelle abnehmen, sodass sie nur noch eine Länge von circa 18 Zoll hatten. Dadurch wurde sie für die Jagd beinahe ganz unbrauchbar, war aber sehr bequem, um sie an dem Sattelknopfe anzuhängen und blieb gegen Strauchdiebe nöthigenfalls immerhin ein treffliche Waffe. Dies bestimmte mich auch, sie meiner Ausrüstung beizufügen. Für diese Flinte nun, die keine 3 Thaler werth war, wurden mir an verschiedenen Orten wiederholt fabelhafte Preise geboten. Ein Fazendeiro der Umgegend, der nach der Messe auf die Pacajagd zu reiten beabsichtigte, war von diesem Flintenkrüppel so entzückt, dass er mir sogleich dagegen seinen sehr schönen lütticher Doppellauf anbot und mich ersuchte, nur zu bestimmen, wie viel er noch

an Geld darauf zahlen solle. Ich konnte mich nicht entschliessen, einen Tausch einzugehen, der mir fast als Betrug erschien.

Mehr als die Anerbietungen dieses Jägers interessirte mich seine Meute. Die Hunde waren ziemlich niedrig, aber verhältnissmässig lang gestreckt, weiss, oder falb mit querabstehenden Ohren und ziemlich spitzem, bastardirtem Windspielkopfe. Ich habe früher nie diese eigentlich unschöne Hundespielart gesehen. Wie mir versichert wurde, soll sie bei der Jagd der *Pacas* (Coelogenys Paca, ein beinahe 2 Schuh langer Hufnager von vorzüglichem Wildpret) Ausgezeichnetes leisten. Ich habe mich später selbst von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt, indem ich öfter mit solchen Hunden die wohlschmeckende Paca jagte. Man bedient sich ihrer ganz wie unserer Bracken. Sie stossen das Wild auf und verfolgen es unter andauerndem, heftigem Geläute. Auch habe ich wiederholt bemerkt, dass diese Hunde keine andere Fährte aufnahmeu als ausschliesslich die der Paca. Sie haben also eine ziemlich beschränkte Verwendung.

Einiges Interesse flösste mir auch meine Wirthin durch ihre Corpulenz ein. Es war eine Mulattin von seltenem Körperumfang. Ihre Tochter war ihr treues Ebenbild und dürfte ihrer Mutter in dieser Beziehung in spätern Jahren noch den Rang ablaufen. Das sechzehnjährige Mädchen wog sicherlich schon mehr als 2 Zollcentner. Mulattinnen haben im allgemeinen grosse Neigung zu Fettansatz. Nachdem ich eine unverschämte Rechnung bezahlt hatte, ritt ich ab. Weiter im Norden in Conceição do Matto dentro erzählte mir mein brasilianischer Gastfreund, dass er in der nämlichen Herberge einmal für ein Huhn, etwas schwarze Bohnen und Reis 14 Milreis (50 Franken) zahlen musste. Ich glaubte anfangs, ich sei nur als Fremder so gebrandschatzt worden, ersah aber aus diesen Angaben, dass die dicke Wirthin unparteiisch genug bei ihren Prellereien keine nationalen Unterschiede berücksichtigt.

Man kann in Minas von Ouro Petro südwärts so ziemlich mit Sicherheit darauf zählen, dass man in allen Herbergen mit der Aufschrift Hôtel meist weit theurere Rechnungen bezahlen

muss, als in denen mit den bescheidenern Titeln „estalagem, hospedaria oder casa de pasto“.

Wir ritten 2 Stunden lang auf einer vortrefflichen Strasse bis zu einer guten, solid gebauten hölzernen Brücke, die bei *Bemfico* über den Rio Parahybuna auf dessen linkes Ufer übersetzt. Endlich zertheilte sich der dichte Nebel, der den ganzen Morgen die Landschaft mit einem fast undurchdringlichen Schleier bedeckt hatte. Wir trafen hier eine Reihe von vierzehn mit Mais und Farinha beladenen südwärts ziehenden Wagen. Jenseit der Brücke wird der Weg steiler und schlechter, und führt wieder an einem einstigen Registro vorüber; links und rechts steht an dieser Stelle ein Gebäude, öde und verlassen, dem Zahne der Zeit anheimgegeben, der auch schon lebhaft zerstörend daran genagt hat. Vor dem Gebäude rechts steht in einem Mauerraume ein halbverfaulter Barrièrestock. Binnen kurzem wird auch dieses odiose Erinnerungszeichen der Vergangenheit verschwinden. Eine kleine Stunde weiter erblickt man die schöne Fazenda *Miranda*, deren Haus ungemein lieblich etwas seitwärts nach rechts vom Wege liegt. Es ist rosafarben angestrichen und bringt gerade deshalb eine sehr angenehme Abwechslung in das monotone Grün. Später reitet man an den freundlichen Gebäuden der ebenfalls rechts abliegenden Fazenda *Estiva* vorbei und gelangt bergan, bergab über kleine Hügelzüge nach *Chapeo d'Uvas.* Auf den Fazendas werden vorzüglich Mandioca, Mais, Reis und Bohnen gebaut.

Kurz ehe man Chapeo d'Uvas erreicht, wird man durch die stolze Indaiápalme (Attalea compta) auf das angenehmste überrascht. Ihr Anblick entzückt jeden Fremden, der sie, von Rio de Janeiro nach Minas reisend, hier zum ersten mal erblickt. Sie steht theils in den Wäldern mit Capoeirabäumen untermischt, theils an Hügellehnen, oder in der Thalsohle vereinzelt und daher auch um so grossartiger, da ihre wundervollen Reize durch keine störende Umgebung beeinträchtigt werden. Sie ist eine der schönsten Palmen, die ich kenne. Wahrhaft majestätisch steht sie da mit ihren starr aufgerichteten, nur an der Spitze wie Reiherfedern überzogenen Blättern. Die einzelnen Blättchen, die den

grossen Blattwedel bilden, sind breit, gerippt, einander gegenüberstehend, fast senkrecht auf- und abwärts gerichtet. Dicht am gemeinsamen Blattstiele lassen immer je zwei der eng aneinandergereihten Blättchen eine dreieckige Lücke zwischen sich, da jedes derselben an seiner Basis gegen den gemeinsamen Blattstiel zugespitzt ist. Der Wedel erhält dadurch längs des Blattstiels ein ungemein feines durchsichtiges Ansehen wie Filigranarbeit.[1]) Die faustgrossen Nüsse bilden lange Trauben; sie werden gegessen, schmecken aber nichts weniger als angenehm.

Am Eingange des Dorfes liegt eine Herberge mit der Aufschrift: „Casa de pasto — Hôtel provincial“, wo ich freundliche Aufnahme fand. In meinem Zimmer — wenn überhaupt die offenen Gelasse, in denen Betten für die Reisenden stehen, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen — traf ich zum ersten mal seit meiner Abreise von Petropolis einen Tisch. Zwar ragte seine Höhe über das gewöhnliche Mass hinaus, ich konnte aber immerhin stehend daran schreiben. Gewöhnlich findet man in den Herbergen nur in dem Esszimmer einen Tisch, in den Gemächern für die Reisenden nur Betten, aber immer so viele als nur Raum darin haben. Mein Wirth, von stark gefärbtem Blute, war ein sonderbarer Kauz, ziemlich unterrichtet und intelligent. Mit Vorliebe sprach er, wie die meisten seiner Landsleute, von Politik und den Verhältnissen seines Vaterlandes, die er mit klaren und offenen Augen ansah und sehr vernünftig beurtheilte. Er versah in seinem Dorfe die ziemlich wichtige Stelle eines Friedensrichters. Vor einigen Jahren lernte er von einem in seiner Nähe wohnenden Franzosen Französisch, das er vollkommen versteht und in dem er sich trotz einer sehr schlechten Aussprache wenigstens verständlich machen kann. Auch Latein lernte er noch als Familienvater.

Chapeo d'Uvas ist ein trübseliger Ort und besteht aus anderthalb Häuserreihen, die circa vierzig Wohnungen umfassen.

---

[1]) Sonderbarerweise sagt Herr Burmeister (Reise nach Brasilien, S. 506), indem er von den *nämlichen* Exemplaren dieser Palme spricht: „Die Blättchen dieser Palme stehen so dicht, dass sie in der Nähe des gemeinsamen Stammes *keine* Lücke bilden.“

Das Kirchspiel, zu dem das Dorf gehört, heisst *Engenho do Matto* und zählt in etwas über 300 Häusern gegen 3000 Einwohner. Auf dem sehr verwilderten Platze steht eine Kapelle, dicht an ihr wird eine neue Kirche mit zwei Thürmchen, ganz im Stile der von Juiz de fora, gebaut. Vor etwas mehr als zehn Jahren wurde ihr Bau begonnen, dann aber sistirt, nicht aus Mangel an Geld, wie es gewöhnlich geschieht, sondern wegen Meinungsdifferenzen. Jetzt soll sie der reiche Besitzer von Miranda vollenden und zwar nach seinem Gesckmack, aber auch auf seine Kosten. Der Miethzins für Wohnungen ist in Chapeo d'Uvas ausserordentlich billig und man kann für 4 Milreis pro Jahr ein ganzes Haus miethen, zuweilen es sogar umsonst bewohnen. Fast jeder der grössern Fazendeiros der Umgegend hat sich nämlich im Dorfe ein Haus gebaut, um sich, wenn er Sonntags mit seiner Familie zur Messe reitet, dort umzukleiden, ausserdem betritt er es das ganze Jahr nie. Die Häuser sind natürlich auf das einfachste hergestellt, die meisten von aussen nicht einmal beworfen. Ich besuchte eins derselben und ergötzte mich an dem sehr originellen Herde. Er bestand nämlich aus einem alten, mit Erde gefüllten Bette; ein paar Steine, auf die die Töpfe gestellt wurden, bildeten die Feuerstelle, der Rauch findet Spalten und Ritze genug, um ins Freie zu gelangen. Der grösste Kaufmann des Ortes macht einen jährlichen Umsatz von 12—14 Contos de Reis.

Von hier bis an den Fuss des Serra da Mantiqueira sind 6 Legoas. Der Weg, so ziemlich mit dem nämlichen Charakter wie bisher, führt zuerst bei der Fazenda de D[a] Maria, dann bei Pedro Alves, das links liegen bleibt, vorbei nach João Gomes, einem armseligen Dörfchen mit wenigen, ziemlich schlechten Häusern. Die Kirche ist tief aber unansehnlich und thurmlos; ungefähr 20 Schritt davon hängen die Glocken an einem hölzernen Gerüste. Hinter diesem Arrayal passirt man einen Zufluss des Rio novo, der südlich von der Serra do Piau in östlicher Richtung dem Rio da Pomba zuströmt, über eine solide steinerne Brücke, etwas weiter nach Norden ein zweites Flüsschen und gelangt bergauf, bergab reitend an den Fuss des Gebirges.

In den wenigen regenfreien Stunden des Tages brannte die Sonne mit einer fast unerträglichen Heftigkeit. Die feuchte Hitze auf den dampfenden Maulthieren ist noch lästiger als ein heftiger Regen. An einigen Stellen hörte ich den Gesang eines Vogels, der dem Schlage unserer Wachteln täuschend ähnlich ist, nur etwas mehr gequetscht klingt. Die Tauben, die bisher immer zu Dutzenden auf dem Wege im Maulthiermist nach unverdauten Maiskörnern suchten, fingen an seltener zu werden, desto häufiger aber die Schweine, die sich scharenweise um jeden Rancho herumtrieben. Gewöhnlich begegnet man ihnen längs der Strasse, lange ehe man die Wohnungen, zu denen sie gehören, erreicht. Eine Stunde von João Gomes treten die brasilianischen Fichten wieder auf.

Viele wenig bemittelte Fazendeiros sind nicht in der Lage, gegen jeden, der sie um ein Unterkommen anspricht, Gastfreundschaft auszuüben, beherbergen aber Reisende und geben ihnen und ihren Thieren gegen billige Entschädigung Nahrung. Der Fazendeiro, bei dem ich die Nacht zubringen wollte, gehörte zu dieser Zahl. Er war mir als ein roher, unfreundlicher Mann geschildert worden. Ich fand ihn auch treu der Schilderung. Er stand auf der Veranda, als ich vorritt und bedeutete mich kurz, dass die Zimmer im Wohngebäude schon von Reisenden besetzt seien, wenn ich aber mit einem Cuarto im Hofe vorlieb nehmen wolle, habe er nichts dagegen. Rechts vom Eingangsthor war nämlich ein langes, niedriges Lehmgebäude in eine Anzahl Cuartos, d. h. Löcher ohne Fenster, ohne Dielen und ohne Decke abgetheilt. Da mir mein Camarada versicherte, dass der pasto (Weideplatz für die Maulthiere) hier ausgezeichnet sei und ich stets dem Grundsatze folgte, dass bei einer langen Reise die Weide für die Thiere immer der Bequemlichkeit des Reisenden vorangehen müsse, so blieb mir nichts übrig als mich zufrieden zu geben. Ich stieg ab und eine Negerin brachte den Schlüssel zu Cuarto Nro. 1, wol dem Besten von allen. Ich trat ein und fand zwischen den vier Lehmwänden absolut nichts als ein namenlos eckelhaftes Nachtgeschirr und einen unerträglichen Gestank. Nachdem ersteres beseitigt war, wurde die Thür

offen gelassen, um womöglich auch letztern zu vermindern. Unter freiem Himmel konnte ich leider nicht schlafen, da es in längern oder kürzern Intervallen immer wieder heftig regnete. Nach einem frugalen Mahle in dem mit Reisenden dicht besetzten Speisezimmer des Wohnhauses nahm ich meine Flinte und machte noch eine Excursion in den Wald gegen die Serra zu.



Termitenhaufen.

Schon im Laufe des Tages hatten die ausserordentlich grossen Termitenhaufen neben dem Wege meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Je weiter ich mich von der Strasse entfernte, desto zahlreicher und grösser wurden sie. Auf schwach bewaldeten Stellen und Waldblössen traf ich ganze Colonien dieser sonderbaren Beweise thierischen Fleises zu vier, fünf, acht und mehr vereint, alle an Form und Grösse verschieden. Da steht ein zehn Fuss hoher, unregelmässig kegelförmiger Bau auf einer

Basis von mehr als vier Schuh Durchmesser [1]), offenbar älter als das nebenanstehende kleine Bäumchen, das ihn theils überragt, theils bedeckt; seitlich hinter ihm erhebt sich ein anderer etwas niedrigerer, ähnlich in seinen Formen einem von den Wellen des Meeres angefressenen Riffe, und wieder etwas weiter ist, wie ein riesenhafter Lärchenschwamm auf kurzem Stile, mit zahlreichen grossen und kleinen Höckern bedeckt, ein dritter aufgebaut, während im Vordergrunde mit Gräsern und Kräutern bewachsen ein vierter seiner allmählichen Zerstörung entgegengeht, denn er scheint verlassen und seine frühern Bewohner haben schon wieder ein neues Gebäude zusammengekittet, zwar breit angelegt, aber noch niedrig und von unregelmässiger Gestalt; nicht weit von ihm sind ein paar riesige Kegel erst seit kurzem vollendet, denn ihre Oberfläche ist ziemlich glatt und zeigt noch keine verletzten oder ausgebesserten Stellen.

Einige hundert Schritte davon wiederholt sich ein ähnliches Bild, aber mit mannichfach verschiedenen Formen; so liegen diese Colonien längs des Fusses des Gebirges in lichtern oder dichtern Capoeiras, neben der Strasse, auf cultivirten Feldern, oft dicht neben den menschlichen Wohnungen.

Die Termitencolonien machen einen fast unheimlichen Eindruck; man bemerkt an ihnen nichts von der ewig regen, emsigen, fast fröhlichen Thätigkeit eines Ameisenhaufens. Die felsenhart zusammengekitteten gelblichbraunen Baue stehen todt da und lassen keine Spur von dem Leben durchdringen, das tief in ihrem Innern herrscht, nicht einmal durch eine äussere Oeffnung, die den Bewohnern als Aus- und Eingang dienen könnte, denn blos unterirdische Wege führen zu ihren Wohnungen. Nur wenn eine Verletzung an der äussern Decke des Baues stattfindet, wird dem Beobachter Gelegenheit geboten, die Thätigkeit der Termiten (Cupim) zu belauschen, denn dann beeilen sie sich, durch neue, meist kugelig aufgesetzte Lehmschichten den Schaden auszubessern.

---

[1]) Von 20 Fuss hohen Termitenhaufen bei einem Umfange von 50—100 Fuss zu sprechen, gehört wol zu den argen Uebertreibungen, wie sie manche Reisende lieben.

Eine ziemlich grosse Höhle bildet das Centrum der Termitenhaufen, von ihr aus verlaufen nach allen Richtungen unzählige, unter sich communicirende, unregelmässige Gänge, deren innere schwärzlichen Wandungen das Gerüste des Baues ausmachen. Dieses Gerüste, oder besser diese mit Röhren oder oft zu Kammern sich erweiternden, unregelmässig durcheinander gewundenen Gängen durchzogene Wand hat je nach der Grösse des Baues eine Dicke von wenigen Zoll bis zu 2 Schuh. Sie ist mit einer $1/2$—1 Zoll dicken Lehmschicht überzogen, die bald ziemlich einförmig und glatt, meistens aber mit höckerigen Unebenheiteu bedeckt ist; denn überall, wo durch den Einfluss der Witterung oder durch andere Eingriffe die äussere Decke so tief verletzt wird, dass einzelne Röhren blossliegen, werden die schadhaften Stellen von neuem überwölbt, immer aber höher, als sie vor der Verletzung waren. Auch die Vergrösserung des Baues geschieht meistens dadurch, dass die innern Röhren durch die Lehmwand getrieben werden und dann von oben nach unten ein neuer Höcker aufgesetzt wird. Sehr viele Baue sind aber ganz glatt und regelmässig und man bemerkt an ihnen nichts von dieser Art des Ausbaues.

Die äussere Lehmdecke ist ausserordentlich fest. Mir ist es nie gelungen, mit einem guten Mineralienhammer Stücke davon loszubrechen. Um die Richtigkeit der oft gelesenen Angabe, dass diese Decke für eine Flintenkugel undurchdringlich sei, selbst zu prüfen, schoss ich mit meiner trefflichen Büchse auf 40 Schritt Entfernung in die Mitte eines grossen Termitenbaues. Die Spitzkugel durchdrang zwar die Decke, blieb aber in derselben stecken, ohne in die innern Räume zu gelangen.

Sehr oft bauen die Termiten ihre Wohnungen auf Bäume, besonders gern in die gabelige Theilung der Aeste; sie haben hier aber nur einen mässigen Umfang, höchstens mit einem Durchmesser von 8—14 Zoll. Von diesen kugeligen Bauen führen gewöhnlich ein oder mehrere mit Lehm überwölbte Gänge längs des Stammes in die Erde.

Am schädlichsten sind die lichtscheuen Termiten, wenn sie ihren Wohnsitz in der Nähe der menschlichen Wohnungen oder

in diesen selbst aufschlagen, denn sie treiben von demselben ihre gedeckten Gänge zu allem Holzwerk und fressen es von innen aus. Ich habe mehrmals gesehen, wie sie Thür- und Fensterstöcke so total ausgehöhlt hatten, dass nur noch eine zwei Linien dicke Holzschicht übrig blieb und das so zerstörte Gerüst jeden Augenblick den Einsturz drohte. Sie höhlen in den Lehmwandungen der Häuser Gänge bis zum Gebälke des Dachstuhles und zerstören es von innen nach aussen.[1])

Einer meiner Bekannten in Rio de Janeiro erzählte mir in vollem Aerger über die Cupim, die ihm seine Wohnung und Möbel beschädigt hatten, dass sie ihm sogar den Siegellack und die Pfropfe seiner Rheinwein- und Bordeauxflaschen im Keller gefressen haben. Sollte wirklich ein derartiger Angriff auf seinen Flaschenkeller stattgefunden haben, so dürfte er wol von viel höher organisirten, schwarzgefärbten Wesen ausgegangen sein.

Bei einbrechender Nacht kehrte ich in die Fazenda zurück und machte in dem elenden Gemache mein Nachtlager zurecht. Nun zeigte sich ein neuer Uebelstand: im nebenanstossenden Cuarto brannte nämlich ein Feuer; sobald ich meine Thür schloss, war mein Gemach mit einem erstickenden Rauche angefüllt; liess ich sie offen, so wurde ich von einer Heerde hungeriger Schweine überfallen, die ich nur mit Mühe von meinem Lager fern halten konnte. Ich zog aber doch diesmal den Rauch den Schweinen vor und schloss die Thür. Trotz der bedeutenden Müdigkeit war indessen vorerst nicht ans Schlafen zu denken. Aus dem nebenanstossenden Cuarto drang ein grässliches Stöhnen, Winseln und Jammern zu mir herüber. Ich war über dessen Ur-

---

[1]) Wie bedeutend die Zerstörungen der Termiten sind, davon gibt Allen's Indian Mail, 5. November 1863 und den 7. April 1864 (vergl. Petermann's Mittheilungen 1864, S. 320) ein schlagendes Beispiel. Auf der Insel St.-Helena (wo sich die Termiten, durch Schiffe oder Waaren eingeführt, seit circa 20 Jahren eingebürgert haben), in der kleinen Stadt James-Town haben diese Ameisen sämmtliches Holzwerk der Gebäude vollständig zerstört. Der Schaden nur an Gebäuden wird auf mehr als 40000 Pfd. Strl. geschätzt, ebenso hoch der an Möbeln und Waaren. Ausserdem werden die neu zu erbauenden Häuser das Doppelte der frühern kosten, da man zu Neubauten nur Steine und Eisen anzuwenden gezwungen ist.

sprung nicht im Unklaren, denn mein Camerada hatte mir bei meiner Rückkunft erzählt, dass in dem Nachbargemache eine krummgeschlossene Negerin liege; der Aufseher habe eben noch Holz hineingetragen und die Stricke fester angezogen. Was nützten alle die traurigen Reflexionen, die die entsetzlichen Klagetöne des unglücklichen Weibes in mir hervorriefen? Helfen konnte ich nicht. Der Fazendeiro hatte sich schon längst schlafen gelegt und ich konnte daher bei ihm nicht mehr ein Wort für die Gefangene einlegen (apadrinhar) und war nun gezwungen, den ununterbrochenen Ausdruck eines qualvollen Schmerzes anzuhören. Wäre der Regen nicht in Strömen heruntergestürzt, ich wäre keine Minute länger in dem Gemache geblieben. Endlich siegte die Müdigkeit; aber nach kurzem Schlummer wurde ich durch ein unangenehmes Kratzen im Gesichte aufgeweckt und hörte rings um mich ein lebhaftes Rasseln. Bald war eine Wachskerze aus der bereit liegenden Satteltasche gezogen und angezündet. Das plötzliche Licht erschreckte für einen Augenblick ein paar Dutzend riesenhafter Ratten, die sich das Gemach zu ihrem nächtlichen Tummelplatze ausgewählt hatten. Einige glotzten mich verdutzt an, andere rannten gegen das Licht, wieder andere suchten sich in verschiedenen Richtungen zu verstecken und es gab einen Augenblick lang ein heilloses Durcheinander. Nur zu bald kamen diese Eindringlinge wieder zur Besinnung und fanden es wahrscheinlich zweckmässiger, sich durch das schwache Licht nicht beirren zu lassen und in ihrem begonnenen Zerstörungswerke fortzufahren. An zwei meiner Lederkoffer (canastras) hatten sie schon die Ecken angefressen und das Riemenzeug meines Sattels und Zaumes an verschiedenen Stellen angegriffen. Das war mir doch zu bunt und ich fühlte mich veranlasst, die Offensive zu ergreifen. Ich rollte mein Bett zusammen, setzte je zwei Koffer aufeinander, postirte mich, mit einer langen Hetzpeitsche versehen, auf das eine Paar derselben und wehrte nun die unverschämten Angriffe ab. Es war halb zwei Uhr. Natürlich musste auf den Schlaf Verzicht geleistet werden. Meine Vorkehrungen hatten zum Theil die gewünschte Wirkung, die Koffer wurden wenigstens verschont. Zwar fehlte es

nicht an kecken Versuchen sich ihnen zu nähern, aber die Peitsche flösste doch meinen impertinenten Gegnern einigen Respect ein. Wenn ich die eine oder andere Ratte durch einen wohlgezielten Hieb traf, so schnaubte, pfauchte und pfiff sie ganz empört, ja einzelne sprangen mit gesträubten Haaren nach der Peitsche. Einige verloren sich, während wieder andere mit wunderbarer Behendigkeit längs der Dachbalken herunterrannten. Diese bewegte Scene wurde fortwährend von dem herzzerreissenden Winseln der gefesselten Sklavin begleitet. Nach zwei langen Stunden gab ich meinem Camarada das verabredete Zeichen, die Thiere von der Weide zu holen. Mit Tagesanbruch sattelten wir auch und verliessen dieses traurige Nachtquartier.

Nach anderthalbstündigem, zum Theil ziemlich steilem Bergansteigen erreichten wir den Kamm der *Serra da Mantiqueira*. In frühern Zeiten war der Uebergang über diesen Gebirgszug sehr verrufen, da kecke Wegelagerer und selbst ganze Räuberbanden ihn im hohen Grade unsicher machten. Sie führt ihren Namen von den dort verübten Mordthaten. Man hat in der Nähe der ehemaligen alten Strasse viele Reste von menschlichen Skeleten und Sättel, deren Leder vermodert und durch deren hölzerne Gestelle schon Bäume durchgewachsen waren, gefunden. Auch in neuerer Zeit wurden auf dieser Strasse mehrmals Angriffe auf das Leben und die Sicherheit der Vorüberziehenden gemacht; im ganzen kann man aber den Weg jetzt einen durchaus sichern nennen. Das zweite Drittel der Strasse ist mit besonderer Sorgfalt angelegt, war aber, wie die ganze Strecke, schlecht unterhalten. Rechts vom Wege, ungefähr eine halbe Stunde, ehe man die Höhe erreicht, befindet sich eine Mauer aus Steinplatten, sie ist von zwei Röhren durchbrochen, die ihr klares Wasser in einen steinernen Trog ergiessen. Wäre es nur auch so frisch als es klar ist. Gegenüber sind ein paar Palmen angepflanzt und etwas höher ein zweiter aber einfacherer Brunnen angelegt.

Auf der ganzen Strecke zwischen Juiz de fora und Barbacena verkehren während der trockenen Jahreszeit Wagen, sowol für Passagiere als den Waarentransport.

Auf dem Kamme des Gebirges empfing uns ein schneidender

kalter Wind, den aber ein herrlicher Rückblick auf einen grossen Theil der in den verflossenen Tagen durchreisten hügeligen Waldgegend mit duftig blauen Gebirgen im Hintergrunde bald vergessen machte.

Die erste Strecke beim Hinuntersteigen der Serra ist nichts weniger als gut. Ich begegnete hier einigen mit Waaren beladenen Wagen; die armen zahlreich vorgespannten Maulthiere mussten sich furchtbar abquälen, um dieselben in grossen Pausen nur wenige Schritte weiter zu ziehen. Unfern davon belustigten sich einige Prachtexemplare vierbeiniger Esel; es waren Zuchthengste einer benachbarten Fazenda. Grosse Tropas von Maulthieren zogen vorüber; sie waren alle mit Baumwollstoffen beladen. Diese groben Stoffe werden in verschiedenen Municipien der Provinz, besonders auch in Pitangui aus einheimischer Baumwolle gewoben und in der Reichshauptstadt sowie in den Plantagen der Provinz Rio de Janeiro theils zu Segeln kleiner Barken, theils zu Sklavenkleidern und Kaffeesäcken gern gekauft. Die Maschinen zum Entkörnen der Baumwolle sind hier noch sehr primitiv und ähnlich den einfachen Kartoffelquetschen, wie sie auf vielen Gütern Deutschlands gebräuchlich sind und nur aus zwei hölzernen, gegeneinander sich drehenden glatten Walzen bestehen und durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt werden. Bei den Entkörnungsmaschinen für den Gebrauch kleiner Familien haben diese Walzen nicht mehr als einen Zoll Durchmesser.

Nachdem man vom Kamme der Serra etwa $1^1/_2$ Stunden wenig steil herabgestiegen ist, gelangt man beim Rancho novo de Nascimiento auf eine sehr gut gebaute Strasse. An einem Graben neben einem kleinen Rancho bemerkte ich eine wunderschöne Weide. Ich erwähne nur deshalb dieses unbedeutenden Umstandes, weil es auf den europäischen Reisenden einen ungemein wohlthuenden Eindruck macht, wenn er plötzlich mitten unter der fremdartigen Tropenvegetation einer Baumform mit heimischem Charakter begegnet.

Zwei Legoas hinter Rancho novo beginnt die Landschaft den Camposcharakter anzunehmen. Links vom Wege ist hügeliges Weideland, rechts liegen noch Waldungen, in denen die

Araucaria durch zahlreiche, zum Theil sehr schöne Exemplare vertreten ist. Es gibt selten einen Waldbaum, der einen so wenig specifisch ausgebildeten Charakter trägt, wie die brasilianische Araucaria. Bald ist der Baum von unten auf gleichförmig beastet, oft ist er pyramidenförmig, zuweilen candelaberartig, indem nur wenige nackte Aeste fast horizontal vom Stamme weg ragen, oder dieser ist astlos und nur am Gipfel von einer breiten Krone überwölbt; kurz, seine Formen wechseln auf das mannichfaltigste. Charakteristisch sind nur die nackten Aeste, die an ihrer Spitze die mit breiten, lanzettförmigen Nadeln besetzten Zweige tragen. Mit keinem europäischen Nadelholze hat die Araucaria so viele Aehnlichkeit als mit der österreichischen Schwarzföhre.

Ein infolge von Unterwaschungen vor kurzem vom Wegabhange heruntergestürzter Termitenhaufen machte den Weg fast unwegsam; auf den Trümmern wimmelte es von dessen obdachlosen Bewohnern, die emsig den Wiederaufbau begannen. Sie waren meistens blind, mit weisslicher Brust und breitem, grauem, ausserordentlich weichem Leibe. Die sehenden Termiten waren in geringer Anzahl, sie haben ebenfalls einen grauen Leib, aber einen grossen gelbbraunen Kopf.

Dicht neben dieser Ruine stand der Wurzelstock einer umgehauenen Araucaria, aus dem sieben junge Exemplare, schon zu einer Höhe von vier Fuss angewachsen, ausgetrieben hatten.

Ein Zwischenfall nöthigte mich, in einer Venda halt zu machen, da, wo in frühern Zeiten auch eine der lästigen Zollschranken stand (Registro velho). Mein freigehendes Maulthier hatte sich nämlich einer Truppe halbwilder Stuten einer naheliegenden Fazenda angeschlossen und war mit ihnen in sausendem Galop querfeldein gestürmt. Ich konnte mich also thatsächlich überzeugen, dass der Schmied in Juiz de fora recht hatte, als er mir versicherte, dass durch seine Operation das Thier vollständig geheilt sei. Während mein Camarada hinter der wilden Jagd herkeuchte, wartete ich auf seine Rückkehr und liess ein eben losbrechendes Gewitter vorüberziehen. Im Walde, dem Häuschen gegenüber, gröhlte ein Brüllaffe in seinen gurgelnden Tönen, indem er höchst unruhig auf seinem Baume auf- und

niederkletterte. Sobald die ersten Tropfen fielen, versteckte er sich in das dichteste Laubwerk und verhielt sich nun mäuschenstill. Dieser Affe ist immer vor dem Ausbruche eines Gewitters äusserst unruhig und vernachlässigt dann auch die gewohnte Vorsicht seinen Feinden gegenüber. Er scheint nur auf den Einen Punkt bedacht zu sein, nicht nass zu werden. Ich habe nie leichter Brüllaffen geschossen als in solchen Momenten. Einige andere Affengattungen (Lagothrix, Ateles, Callitrix) theilen diese Eigenthümlichkeit mit ihm.

Nach mehrstündigem Warten erschien endlich der Camarada mit dem Maulthiere. Einige berittene Neger hatten ihm geholfen es einzufangen; er fand, dass fernere Schonung des Thieres unnöthig sei und ritt es nun bis zur nächsten Station. Nach einem halbstündigen Ritte erblickten wir von einem Bergrücken die Stadt *Barbacena*, die bald hinter wellenförmigem Terrain verschwand, und erst dann wieder sichtbar wird, wenn man ihre Hauptstrasse betritt. Am nördlichen Ende derselben fand ich ein sehr gutes Unterkommen bei einem alten freundlichen und gefälligen Römer; er hatte in frühern Jahren in Ouro-Preto einen Gasthof inne, aber wegen schlechter Geschäfte und des unfreundlichen Klimas es vorgezogen, hier sein Glück zu versuchen.

Barbacena zählt zu den grössten Städten der Provinz Minas geraes, was nicht gerade viel heisst, denn sie hat nur 1000 Einwohner in circa 230 Häusern, die zwei unter rechtem Winkel sich treffende Strassen bilden. An ihrem Vereinigungspunkte steht die Hauptkirche, die Igreja da Nossa Senhora da Piedade, deren Vollendung in das Jahr 1755 fällt. Sie ist eine der bessern der Provinz, aber wie die meisten brasilianischen Kirchen ohne irgendeinen architektonischen Werth. Fast alle sind nach der nämlichen Schablone gebaut und zeigen eine schmale Front bei ziemlicher Tiefe, zwei Glockenthürme, die gewöhnlich ungefähr ebenso viel über die Kirche emporragen als diese hoch ist, also ziemlich niedrig sind. Die Frontverzierungen sind fast immer ohne Geschmack und ohne Kunst und beschränken sich auf Rondellen, einfache Gesimse u. dergl. Sobald eine Kirche vollendet ist, glaubt man genug gethan zu haben. Für die Erhaltung der-

selben geschieht blutwenig. Auch die Hauptkircke von Barbacena leidet unter diesem Systeme der Vernachlässigung. Die Thüren sind geschwärzt, der Bewurf der Aussenseite bröckelt ab, an den Glockenfenstern wuchern Gesträuche. Die Thurmuhr zeichnet sich durch die Langsamkeit aus, mit der sie die Stunden schlägt, da zwischen je zwei Schlägen immer 30 Secunden verstreichen. Neben der Plateforme vor der Kirche stehen zwei Weiden mit niedrigem, ziemlich dickem Stamme und wundervoller Krone.

Der Bau einer zweiten stattlichen Kirche, Igreja da boa morte, wurde im Jahre 1815 begonnen, ist aber bis heute noch nicht vollendet. Eine Kapelle in nicht besonders baulichem Zustande steht am Marktplatze, und eine etwas bessere, Capella de N^a^. S^a^. do Rosario, befindet sich am nördlichen Ausgange der Stadt, dem Gasthofe gegenüber. Die Häuser sind im ganzen genommen hübsch und freundlich. Fast ein jedes hat auf seiner Rückseite einen Obst- und Gemüsegarten (Quintal). Das Stadthaus hat durchaus nichts Ausgezeichnetes.

Die ausserordentlich grosse Zahl von Kauf- und Kramladen lässt auf einen sehr bedeutenden Handelsverkehr schliessen und doch sind die Strassen ohne Leben und Bewegung. An Sonn- und Feiertagen, wenn die Landbevölkerung zur Stadt kommt, um ihre Einkäufe zu machen, mag sich das Verhältniss anders gestalten. Wichtig ist jedenfalls die Stadt als Stapelplatz für die Agricultur- und Industrieproducte des Innern und der europäischen Importartikel aus Rio de Janeiro. Auch durch die neue Strasse der Compagnie União e Industria gewinnt sie von Jahr zu Jahr an Bedeutung.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Jesuiten. Das Quellengebiet des Rio novo war im vorigen Jahrhundert von den Purisindianern bewohnt. Die Jesuiten sammelten sie in einer Aldea dicht am Flusse und gaben ihr den Namen Borda dos Campos, dann bauten sie auf dem Rücken des Berges, an dessen Fusse sich der Rio dos Mortes hinzieht, die jetzige Hauptkirche. Um diese Kirche, Igreja nova, bildete sich bald ein rasch sich vergrössernder Ort, der im Jahre 1752 unter dem Namen *Parochia*

*da Igreja nova* zur Pfarrei erhoben wurde. Infolge einer Rundreise des Visconde de Barbacena Luis Antonio Furtado de Mendoza durch Minas geraes erhielt der Ort, der sich des besondern Wohlgefallens des Gouverneurs zu erfreuen hatte, den Rang eines Marktfleckens (Villa) unter dem Namen Barbacena. Durch kaiserlichen Brief vom 17. März 1823 wurde ihr der Ehrentitel „edel und treu“ (nobre e leal villa de Barbacena) verliehen. Ein Provinzialgesetz vom 9. März 1840 endlich gab ihr den Titel und Rang einer Stadt.

Barbacena hat gute öffentliche Schulen, ein vorzüglich eingerichtetes Spital, mehrere tüchtige Aerzte und vier Apotheken. Das Klima ist vortrefflich und gehört zu den angenehmsten in Brasilien. Der Sommer ist nicht übermässig heiss und die Wintermonate sind kühl und erfrischend. Nach v. Eschwege liegt Barbacena 3530 Fuss über M.

Die Stadt war am Abende belebter als am Tage. Bis Mitternacht zogen Scharen von Farbigen singend durch die vom vielen Regen mit schuhtiefem Kothe bedeckten Strassen. Sie begleiteten ihren wilden Gesang mit Handtrommeln und führten Tänze auf, die mich lebhaft an die Indianertänze erinnerten. Man sagte mir, dass diese Aufzüge zur Verherrlichung des Festes der heiligen drei Könige veranstaltet werden.

Am folgenden Tage gab ich meine Empfehlungsbriefe ab und erfreute mich überall der vortrefflichsten Aufnahme. Von ganz besonderm Interesse war mir dabei die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Mannes, des Dr. Camillo Maria Ferreira Armond. Dr. Camillo genoss seine Erziehung in Europa und studirte in Paris Medicin. Nach achtjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er von den traurigen Zuständen, die er dort fand, aufs tiefste ergriffen und die Unmöglichkeit, zur Besserung derselben wesentlich beitragen zu können, machte ihn zum vollständigen Misanthropen. Er beschäftigte sich nun fast ausschliesslich mit Naturwissenschaften und sammelte ein Herbarium von mehr als 3000 Pflanzenspecies. Als in den vierziger Jahren die bekannte freisinnige Bewegung in Minas zum Ausbruche kam, schloss er sich derselben an und wurde, als sie

durch Militärgewalt unterdrückt wurde, flüchtig. Während dieser Zeit zerstörten die Würmer sein Herbarium.

Nachdem durch kaiserlichen Gnadenact die Theilnehmer an der Revolution begnadigt worden waren, wählte Dr. Camillo Barbacena zu seinem Aufenthaltsorte und übte dort die ärztliche Praxis aus. Er war der angesehenste und gesuchteste Arzt der ganzen Gegend, konnte sich aber seiner Praxis nicht vollständig hingeben, da Privatverhältnisse und besonders der Besitz einer grossen Kaffeeplantage am Parahyba ihn anderweitig sehr in Anspruch nahmen. In letzter Zeit beschäftigte er sich mit der Leitung des Baues und der Einrichtung des Spitals, zu dessen Herstellung sein Oheim die nöthigen Fonds testamentarisch vermacht hatte. Es ist mit den meisten Bequemlichkeiten versehen, die eine solche Anstalt bedarf, hat 150 Betten, aber hinreichend Raum, sie auf 200 zu vermehren. Die feierliche Eröffnung der Anstalt hatte zwei Tage vor meiner Ankunft stattgefunden.

Den Abend brachte ich im Familienkreise des Dr. Camillo zu. Er stellte mir seine vier Töchter vor, die sich je zwei und zwei am Klavier mit einer Fertigkeit und einer Präcision producirten, die sowol ihrem Fleisse und Talente als auch dem Eifer ihres Meisters zu aller Ehre gereichten. Der Musiklehrer ist ein Deutscher Namens Nolte. In mehrern Familien hörte ich mit ungetheiltem Lobe über ihn urtheilen.

Ich hatte meine Reise nach dem Innern mit manchen Vorurtheilen, wie man sie so oft aus Reisebeschreibungen schöpft, angetreten. Unter diese gehört auch die von mehrern Reisenden wiederholte Behauptung, dass die Brasilianerinnen von ihren Männern in der strengsten Clausur gehalten werden und es Fremden nie oder doch nur höchst selten vergönnt sei, die Frau des Hauses zu sehen. Ich war daher in Barbacena einigermassen überrascht, als ich überall, wo ich Empfehlungsbriefe abgab, von den betreffenden Herren auch ihren Damen vorgestellt wurde. Wie in Barbacena fand ich es mit äusserst seltenen Ausnahmen überall auf meinen Reisen in Mittel- und Südbrasilien und habe sehr viele angenehme Stunden im engern Kreise brasilianischer Familien in Städten, Dörfern und auf einsam liegenden Fazendas

verlebt. Ich möchte daher wol der Vermuthung Raum geben, dass im allgemeinen die Schuld an den Reisenden selbst liegt, wenn sie im Innern des Landes bei brasilianischen Familien vom Verkehre mit den Frauen ausgeschlossen werden.

Dr. Camillo erzählte mir, dass vor 40 Jahren sein Grossvater Weizenmehl nach Rio de Janeiro ausgeführt habe; heute wird von Rio aus amerikanisches und österreichisches Weizenmehl nach Barbacena eingeführt. Die Weizencultur wurde hier vorzüglich wegen des alljährlich wiederkehrenden, sehr zerstörenden Brandigwerdens des Getreides aufgegeben. Es wird nur noch in geringer Ausdehnung eine schwarze Varietät aus Nordamerika gebaut, die an diesem Uebel nicht leidet; ihr Mehl ist aber von geringer Qualität. Flachs soll ziemlich viel gebaut werden und ausgezeichnete Erträgnisse liefern.

Auf den französischen Reisenden Castelneau war Dr. Camillo, wie die meisten gebildeten Brasilianer, die mit ihm in Berührung kamen, nicht gut zu sprechen. Aehnlich fand ich es auf der Westküste Südamerikas. Am meisten schienen ihn Castelneau's Angaben zu verdriessen, dass die Brasilianer selten lesen und schreiben können. Thatsache sei es, dass sogar der grösste Theil der freien farbigen Bevölkerung in Brasilien lese und schreibe, überhaupt der Elementarunterricht in Brasilien so gut wie möglich bestellt sei und sicherlich ein verhältnissmässig weit grösserer Procenttheil der brasilianischen Jugend die Schulen besuche, als dies in Frankreich der Fall sei. Darin hat Dr. Camillo auch vollkommen recht. Aus einer grossen Zahl von Rechenschaftsberichten der Präsidenten der Provinzen habe ich die statistischen Angaben über den Schulbesuch zusammengestellt und das Mittel der Schulfrequenz mit dem nach französischen officiellen Angaben verglichen und es zu Gunsten Brasiliens gefunden.[1])

Unter den Fellen, die den Fussboden des Wohnzimmers zierten, fiel mir neben der Haut einer riesenhaften Fischotter (Aridanha) ganz besonders die einer Unzenart auf, die sich durch einen starken schwarzen Rückenstreif und grosse lichte, von kleinen

---

[1]) Vergl. S. 145—149.

schwarzen Fleckchen gebildete Kreise so sehr von der gewöhnlichen Unze (pintada) unterscheidet, dass man versucht ist, sie als eine eigene Species zu betrachten. Das Fell stammte aus dem Sertão d'Oberava in der Provinz Matto grosso.

Spät trennte ich mich von meinem freundlichen Wirthe. Einige Jahre nachher (März 1861) wurde er in den persönlichen Adelstand erhoben und führt nun den Titel Barão de Prados.

Ein wichtiges Geschäft hielt mich noch in Barbacena zurück. Meine petropolitanischen Packsättel waren nämlich dort so schlecht gearbeitet, dass, trotz der Reparatur in Parahyba, an ein Weiterreisen mit denselben nicht zu denken war. Sie hatten meine Lastthiere schon vielfach gedrückt und gescheuert; eins von ihnen war infolge dessen schon dienstuntauglich geworden. Ich war daher sehr froh, dass der alte Römer sie mir um den halben Preis abkaufte. Für dieses Geld erhielt ich einen der grossen Packsättel (Cangalhas), wie sie die Tropeiros immer gebrauchen und die für lange Reisen die einzig zweckmässigen sind. Unter meinen Maulthieren besass ich ein sehr stattliches Lastthier, das sich aber während der zehntägigen Reise durchaus nicht bewährt hatte; es war mir daher sehr daran gelegen, es auf irgendeine Weise ohne grossen Verlust los zu werden. Glücklicherweise fand sich ein Tropeiro, der sich zu einem Tausche geneigt zeigte. Er liess mir unter sechs seiner Thiere die Wahl.

Da ich bemerkte, wie sehr ihm, durch das Aeussere verleitet, daran gelegen sei, in den Besitz meines Thieres zu gelangen, forderte ich, dass er mir das auszuwählende Thier sammt den Packsattel, an den es gewöhnt war, überlasse. Nach vielem Hin- und Herreden willigte er ein; ich traf nach genauer Untersuchung die Wahl und hatte später alle Ursache zufrieden zu sein. Bei solchen Geschäften ist überall die grösste Vorsicht nöthig, ganz besonders aber mit Brasilianern. Gewöhnlich zieht der Fremde den kürzern. Wenige Tage später ging es mir auch so. Ein neuer Camarada bis Ouro-Preto war bald gefunden. Es war ein freier Neger, der sein eigenes Thier ritt. Ich bezahlte ihm 4 Patacas (1320 Reis, nicht ganz 5 Franken) den Tag.

Ausser mir befand sich im Gasthause ein zweiter Reisender,

ein französischer Mascate, aus Pitangui, einem Städtchen im Norden der Provinz. Wie man früher in Deutschland fast in jedem Gasthofe Weinreisenden und andern Musterreitern begegnete, so trifft man im Innern Brasiliens in den Vendas, Herbergen, und auf den Fazendas am häufigsten die Mascates.

Der *Mascate* ist ein Hausirer, der mit Uhren, Bijouteriegegenständen, Broderien und Luxusstoffen besonders für Damentoilette von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Fazenda zu Fazenda zieht. Dieser Hausirhandel (Mascateação) ist grösstentheils in den Händen von Franzosen, und zwar von elsasser Juden, vorzüglich der mit Uhren und Bijouterien. Sie beziehen ihre Waaren von Importhäusern in Rio de Janeiro mit Zahlungsfrist von 6—9 Monaten und verkaufen sie im Innern gegen bäar, in der Provinz Rio de Janeiro aber, oder in den Rayons, die sie öfter besuchen, und bei sichern Zahlern ebenfalls gegen Termine. In frühern Jahren war dies Geschäft sehr lucrativ. Die Hausirer verlangten und erhielten enorme Preise für ihre Waaren. Eine übermässige Concurrenz sowol der Mascates selbst als auch der Importhäuser verschlechterte es indessen immer mehr und mehr, was besonders letztere durch Zahlungseinstellungen, Flüchtigwerden der Schuldner u. s. f. sehr empfindlich fühlen.

Es gibt allerdings unter den Mascates manchen rechtlichen und ehrenwerthen Mann, im Durchschnitt aber darf ihnen nicht gerade das Prädicat reeller Handelsleute ertheilt werden. Ich habe auf meinen Reisen unter ihnen solche getroffen, die füglich mit den kecksten und abgefeimtesten Gaunern, die je Bekanntschaft mit der Zuchtpolizei gemacht haben, concurriren können.

Ein Hauptvorwurf, der den Mascates gemacht wird, ist Betrug mit Uhren und Bijouterie, indem sie, entweder auf Unkenntniss der Käufer fussend oder ihr Vertrauen misbrauchend, ihnen falsches oder sehr niedrig karätiges Gold für gute Waare geben und sie theuer bezahlen lassen. Die so geschickte französische Industrie erleichtert ihnen meistens ihre Betrügereien.

Misbrauch der Gastfreundschaft besonders durch unsittlichen Umgang mit Sklavinnen oder durch Intriguen mit Familiengliedern wird ihnen ebenso oft vorgeworfen. Sie sind daher im

ganzen sehr ungern gesehene Gäste in den Fazendas, aber mit echt jüdischer Unverschämtheit lassen sie sich durchaus nicht beirren, wenn ihnen auch barsch die Thür gewiesen wird, sie wissen, dass ihre Zudringlichkeit sie zuletzt doch öffnet.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Mascates mit eine Hauptursache der in neuerer Zeit einigermassen verminderten Gastfreundschaft der Mineiros sind, denn ein fremder Reisender, der mit leicht beladenen Maulthieren bei einer Fazenda vorreitet und um Aufnahme ersucht, wird gewöhnlich für einen Hausirer gehalten. Einigemal begegnete es mir, dass ich von Fazendeiros, deren Gastfreundschaft ich in Anspruch nehmen musste, zuerst mit schelen Blicken gefragt wurde, ob ich ein Mascate sei, und mir erst nach Verneinung der Frage ein freundliches Entgegenkommen zutheil wurde.

Es ist leicht begreiflich, dass die Mascates häufig mit den durch sie an ihrem Geldbeutel geschädigten oder in ihren Hausrechten verletzten Fazendeiros in böse Collision kommen und ihrer Rache verfallen, die sehr oft nur durch die Ermordung des Hausirers befriedigt wird. Die Zahl der alljährlich erschlagenen Mascates ist nicht ganz gering. Beraubung ist in den seltenern Fällen Motiv des Mordes.

Ich muss hier bemerken, dass mein Tischgenosse im Gasthause des alten Römers jedenfalls zu den honettesten seiner Klasse gehörte. Er war kein Jude, aber ein gebildeter, ernster Mann, der mir durch seine langjährigen Erfahrungen manchen nützlichen Wink in Betreff des Reisens in dieser Provinz geben konnte. Der junge Franzose, der in meinem ersten Nachtquartiere so geschickt Mäuse fing, bereiste für ihn den Süden der Provinz.

Ein äusserst schlecht gepflasterter Weg führt von Barbacena in das nördliche Thal und von diesem bergauf, bergab, besonders steil von der Thalsohle, in der die Fazenda *Riberão* liegt, ohne bedeutende Abwechslung bis zum Rancho von *Resaquenho*, wo mich ein heftiger Regen nöthigte, Nachtquartier zu nehmen. Eine Legoa hinter Barbacena wird der rothe zähe Lehm, der bisher, besonders wenn er von stetem Regen ganz durchweicht ist, ein so unangenehmer Begleiter des von Süden kommenden Reisenden

ist, durch einen weisslich-grauen Letten ersetzt, den ich auch anstehend beobachtete. Die Camposnatur tritt mehr in den Vordergrund. Ich traf zum ersten male hier den für diese Region charakteristischen *Erd-* oder *Campospecht* (Picus campestris), der mich lebhaft an den in seiner Lebensweise ihm so nahe verwandten *Felsenspecht* (Cercolaptes rupicola) der peruanischen Hochebenen erinnerte.

Wald wechselt mit schönem Weideland; während der drei Legoas sah ich nur ein ganz kleines bebautes Feld; es war mit Kartoffeln und Mais bestellt, aber mitten drin zwei mächtige Termitenhaufen. Viehzucht, für die die klimatischen und Bodenverhältnisse sehr günstig sind, wird hier in grossartigem Massstabe betrieben. Das Rindvieh von portugiesischer Abstammung hat sich durch den freien Weidegang vortrefflich entwickelt und ist nach seinem Körperbau dem des Mutterlandes weit vorzuziehen; es ist sehr gross, wohlgeformt, von feinen Knochen, falb oder gelb und weissscheckig. In seiner Kopfbildung ähnelt es sehr den ungarischen Pusztarindern. Das Auge ist lebhaft, feurig, die Hörner sind ausserordentlich stark entwickelt, bei den Ochsen besonders an der Basis sehr dick und mit seltenen Ausnahmen nach vorn gerichtet. Von den drei Haupteigenschaften als Nutzvieh besitzt es zwei. Es hat nämlich grosse Mastfähigkeit und gibt ausgezeichnetes Zugvieh ab. Als Milchvieh ist es aber desto schlechter, wie im allgemeinen Kühe, die ohne besondere Pflege jahraus jahrein auf natürliche Weiden angewiesen sind. Ich habe öfters in Fazendas gesehen, wie neumelkende Kühe höchstens einen halben Kürbistopf voll Milch (noch kein preussisches Quart) gaben; ich habe aber auch wiederholt Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, dass die Kühe des nämlichen Schlages bei sorgfältiger Behandlung und reichlicher Fütterung einen mehr als mittelmässigen Milchertrag lieferten.

Von der Milch wird in den meisten Fazendas nur ausnahmsweise etwas Butter gemacht; der grösste Theil wird zur Bereitung von fetten Käsen, den sogenannten Queijos de Minas, verarbeitet. Die Brasilianer schätzen dieselben sehr hoch und ziehen sie den europäischen vor. Sie essen sie gewöhnlich mit Rapadura

(stark eingekochtem Zuckerrohrsaft, der in viereckige Kuchen geformt wird), oder mit Melado (Zuckerrohrsirup). Jung schmeckt dieser Käse topfenartig und fade; im allgemeinen ist er wenig schmackhaft, da er nicht hinreichend gesalzen wird; nur mit besonderer Sorgfalt bereitet und ganz durchgereift, kann er wohlschmeckend genannt werden.

Das Schlachtvieh wird in halbfettem Zustande auf den Markt von Rio de Janeiro getrieben. Dort kommt es aber durch die lange Reise bei drückender Hitze gänzlich ermattet, und da es auf dem langen Wege meistens nur spärliche und schlechte Weide findet, ausgehungert, gewöhnlich in erbärmlichem Zustande an und wird gleich zur Schlachtbank geführt. Deshalb ist auch das Rindfleisch in der Hauptstadt in der Regel sehr schlecht. Ganz ausgemästetes Vieh würde die Reisestrapazen nicht ertragen.

Bei einem rationellen Gebaren könnte sich der Wohlstand jener Gegenden, die ausschliesslich oder doch hauptsächlich auf Viehzucht angewiesen sind, ausserordentlich heben. Leider ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass die Fazendeiros von ihrem bequemen Schlendrian abgehen werden.

Kurz ehe ich Resaquenho erreichte, begegnete mir der Kurier, der je den fünften Tag von der Provinzialhauptstadt nach Rio de Janeiro abgeht. Ein uraltes, abgetriebenes Maulthier, das fast alle funfzig Schritt zusammenstürzte, trug das Postfelleisen. Hinter ihm ritt ein zerlumpter Mulatte, in der rechten Hand eine etwa zwei Klafter lange mit einer scharfen eisernen Spitze versehene Stange. Mit diesem Marterinstrument trieb er unaufhörlich den ermatteten Schimmel zum Trabe an, während er sein Maulthier, ebenfalls eine Mula, die ihrem Lebensende nahe schien, die grossen Sporen in die Seite hieb, dass das Blut herunterrann.

Tropeiros hatten den Rancho, in dem ich übernachten sollte, schon vor meiner Ankunft besetzt; ich erhielt aber doch noch ein elendes Lehmgemach zu meiner Verfügung. Es war hier eine ekelhafte Schweinewirthschaft und selbst ein genuesischer Gipsfigurenhändler, der sich zu mir an den Tisch setzte, fand,

dass die Unreinlichkeit denn doch zu gross sei. Auf seinem Bret, das er trotz glühender Sonnenstrahlen und tropischer Regen nach seiner Landessitte tagtäglich auf dem Kopfe bis weit ins Innere der Provinz trug, figurirten zwar weder Tasso noch Dante, oder Petrarca, wohl aber Pio nono, Garibaldi und alle möglichen Heiligen. Er erzählte mir, dass er leichter zwanzig Heilige und ein halb Dutzend Garibaldis an den Mann bringe als einen Santo Padre, dass er indessen Ursache habe, mit seinem Geschäfte zufrieden zu sein.

Eine halbe Legoa hinter Resaquenho führt der Weg über eine Brücke, die ein recht anschauliches Bild gab, auf welche unverantwortliche Weise in Brasilien sogar die bedeutendsten Hauptstrassen vernachlässigt werden. Diese Brücke war nämlich in einem so jämmerlichen Zustande, dass bei einer Breite von circa acht Fuss an manchen Stellen kaum noch fünf Zoll gesundes Holz waren, auf das die Maulthiere hintreten konnten, ohne durchzubrechen. Bei Flussübergängen wird in Brasilien ein höchst eigenthümliches System beobachtet. Man baut eine hölzerne Brücke und benutzt dieselbe gewöhnlich, ohne sie irgendeiner Reparatur zu unterziehen, so lange, als noch ein Maulthier, wenn auch mit der grössten Gefahr, darübergehen kann. Ist sie endlich ganz faul und unbrauchbar, so sucht ein Tropeiro eine Furt und treibt seine Thiere durch das Wasser; seinem Beispiele folgen andere. Am Ein- und Ausgange dieser Furt entstehen durch das Zusammenkneten des feuchten Bodens durch die Maulthiertritte sogenannte Atoleiros oder Morastplätze. Mit der Zeit werden diese so tief, dass sie die Thiere ohne die höchste Gefahr gar nicht mehr passiren können. Ist in der Nähe keine zweite oder dritte Furt zu finden, so wird endlich wieder eine Brücke gebaut und der nämliche Turnus beginnt von neuem. Wenn aber der Fluss zu tief und zu reissend ist, als dass man eine Furt benutzen könnte, dann reparirt der Tropeiro mit seinen Treibern die Brücke nothdürftig; es genügt ihm natürlich, seine eigenen Thiere in Sicherheit hinüberzubringen, ein anderer mag sich ebenfalls um die seinigen bekümmern. Wehe aber dem einzelnen Reisenden, der keine Hülfe hat, um eine solche Brücken-

reparatur vorzunehmen; er kommt in die peinlichste Verlegenheit und büsst oft nutzlos mehrere Tage ein. Ein solcher provisorischer, elender Zustand dauert oft jahrelang, gewöhnlich so lange, bis ein Deputirter, sei es zu seinem eigenen Vortheile, oder aus uneigennützigem Interesse für den Bezirk, den er vertritt, beim Provinziallandtage seine klagende Stimme erhebt, damit Geld zum Neubau der Brücke votirt wird.

Bergan, bergab, bald durch bewaldete Thäler, bald über camposartige Höhen führt der Weg bei der hübschen Fazenda *Garandahy* und eine gute Legoa weiter bei *Taipas* mit seinen ärmlich verfallenen Gebäuden vorbei nach dem *Rancho de Engenho*, wo ich Quartier nahm. Bald hernach langte ein Herr mit zwei Damen und vieler Dienerschaft an; ich konnte daher zufrieden sein, vor dieser Gesellschaft Besitz von einem Nachtlager genommen zu haben, denn sonst wäre ich ohne Unterkunft geblieben.

Bei einer Abendexcursion in der Umgegend fand ich zwei grosse Termitenbaue von schwarzen Ameisen bewohnt, sie hatten ziemlich oben zwei weite senkrechte Eingangsröhren; innen waren sie hohl. Ob diese Ameisen die Termiten aus ihrem Baue vertrieben, oder ob sie nur Besitz eines schon verlassenen Termitenhauses genommen, konnte ich nicht ermitteln, jedenfalls hatten sie die von den Termiten gebauten Zellen und Gänge zerstört und das Material aus dem Baue getragen, um sich nach ihrer Art einzurichten.

Die blühenden Sträucher fand ich hier überall mit Tausenden von Chauliognathus sellatus bedeckt. Es war gerade die Paarungszeit dieser Käfer. Ich sammelte nicht weniger als 22 auffallend verschiedene Varietäten, die meistens Form und Grösse der schwarzen Flecken auf den weichen, gelben Flügeldecken betrafen.

Abends kam der Besitzer der Fazenda, Senhor Firmin, nach dem Rancho geritten, um sich die Gäste zu besehen. Er war sehr gesprächig und erzählte mir viel von Ouro-Preto, das in seinen Augen eine der bedeutendsten Städte der Welt war. Das Gespräch kam auch auf ein altes gedrücktes Maulthier meiner

kleinen Karavane; er bot mir ein Pferd zum Tausch an, der nach kurzer Besichtigung des betreffenden Thieres meinerseits auch angenommen wurde, da die Mula für mich gänzlich dienstuntauglich war. Ich glaube, wir hatten beide die Ueberzeugung, einer den andern übervortheilt, d. h. jeder einen guten Tausch gemacht zu haben. Gewiss hat Herr Firmin ebenso sehr Ursache gehabt mit meinem Maulthiere unzufrieden zu sein als ich mit seinem Pferde.

Unweit der Fazenda Engenho hatten wir am folgenden Morgen wieder eine Brücke zu passiren, ein würdiges Seitenstück zu der oben beschriebenen. Sie ruhte zwar auf beiden Ufern, aber nur mit der einen Seite, die andere war in den Fluss hinuntergestürzt, sodass die ganze Brücke eine Art Dach mit einem Neigungswinkel von circa 40° gegen den Fluss bildete und nur mit Gefahr überschritten werden konnte.

Interessanter als die Begegnung zweier Geistlichen in weissen Ponchos und glanzledernen Stiefeln, begleitet von einem zahlreichen Tross Livreebedienten, denen in einiger Entfernung ein paar elegante Amazonen mit Reitknechten und Sklavinnen folgten, war mir eine gewaltige Klapperschlange, die hart am Wege auf einem niedrigen Termitenhaufen zusammengerollt lag. Ich hielt mein Maulthier an, um mir in nächster Nähe diese gefährliche Schlange mit Musse zu betrachten. Sie lag bewegungslos und unbekümmert um meine Gegenwart, den Kopf auf den dicken Leib zurückgebogen. Um das träge Thier aus seiner behaglichen Ruhe aufzuscheuchen, führte ich mit meiner langen Hetzpeitsche einen Schlag gegen dasselbe. Blitzschnell rollte es sich auf, klapperte mit kaum bemerkbarer Bewegung des Schwanzes, streckte den Kopf vor und machte Anstalt sich auf mich zu schnellen. Ich ritt sogleich einige Schritte vorwärts, um wenigstens mein Thier aus dem Bereiche der drohenden Schlange zu bringen und hielt wieder an, um sie ferner zu beobachten. Sie mochte wol bemerkt haben, dass ein fernerer Versuch, sich zu rächen, nutzlos sein würde und blieb daher züngelnd und von Zeit zu Zeit klappernd auf ihrem Platze liegen. Kurz darauf erschien mein Neger Ignacio mit den Lastmaulthieren und erblickte nur wenige

Schritte entfernt die Schlange. Mit einem Schrei des Entsetzens, als wäre er schon längst von dem Thiere gebissen, machte er einen Sprung auf die Seite und schleuderte mit allen möglichen Projectilen, die er nur erwischen konnte, nach dem Erzfeinde. Bald verschwand auch die Schlange in dem dürren Steppengrase.

Ich war beim Weiterreiten mitten in eine Tropa gerathen, von der ich mich nicht mehr losmachen konnte, bis sie nach 9 Uhr beim Rancho im Thale des Riberão do inferno halt machte. Es mag hier der Ort sein, eine kurze Schilderung des Tropeiro und seiner Thätigkeit zu geben. Ich habe dabei den Tropeiro von Minas geraes im Auge. Ich bin mit Tropeiros (oder Arrieros, wie sie im ehemaligen spanischen Südamerika genannt werden) in Brasilien, in den La-Platastaaten, in Chile, Bolivia und Peru in vielfältigste Beziehung gekommen, und hatte daher Gelegenheit genug, ihr Leben und Treiben genau zu beobachten, und habe gefunden, dass in Hinsicht auf Ordnung in Packsätteln und Riemzeug, Zweckmässigkeit des Beladens, Schonung und sorgfältige Behandlung der Thiere unbedingt dem Tropeiro von Minas der erste Platz gebührt. Nur einmal sah ich eine Recua (Tropa) von Maulthieren, die 1858 zwischen den Bergwerken von Potosi und der Hafenstadt Cobija in Bolivien verkehrte, der selbst die beste Tropa von Minas ohne Widerrede die Palme abgetreten hätte. Keins der Thiere war unter 16 Faust hoch, keins hatte unter 500 spanische Thaler gekostet, manches aber weit mehr. Es war ein wahrer Genuss, diese herrlichen Thiere, jedes mit 15—16 span. Arrobas (à 25 Pfund, also bei 4 Centner) beladen, daherziehen zu sehen. Sie waren eine grosse Ausnahme von der Regel, der Stolz, die Leidenschaft und etwas Grossthuerei eines sehr reichen Mannes.

Der Tropeiro bewerkstelligt mit seinen Maulthiertruppen den Waarenverkehr zwischen den verschiedenen Landestheilen. Er bringt von den entferntesten Gegenden des Reiches die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie nach der Küste und führt von den Hafenstädten Gegenstände des täglichen Bedarfs und des Luxus zurück. Er ist der Vermittler des Handels und

des Geldverkehrs und spielt daher im Staatshaushalte eine nicht unbedeutende Rolle. Seine Ehrlichkeit und folglich das Vertrauen, das er geniesst, ist das Grundkapital, mit dem er arbeitet. In seltenen Fällen ist er ein wohlhabender oder gar reicher Mann. Ein kleines Besitzthum von ein paar Aeckern, die seiner Familie Nahrung, und Weiden, die Futter für seine Thiere geben, nebst einigen Sklaven sind in der Regel sein ganzes Hab und Gut. Gefahren, Entbehrungen, Ungemach aller Art, Unglücksfälle mit seinen Thieren oder Sklaven sein tägliches Loos. Er übernimmt die Waaren gewöhnlich unter Garantie gegen Verluste und Beschädigungen und setzt dafür sein Betriebskapital ein. Bei den unzähligen Wechselfällen, denen seine Thiere meistens auf den elendesten Strassen und schlechten Weiden, seine Waaren in den heftigen Regengüssen, in den Morästen und Sümpfen, seine Sklaven durch die vielen Strapazen in ungesunden Gegenden, durch Fieber und andere Krankheiten ausgesetzt sind, ist es leicht erklärlich, dass der Gewinn einer mehrmonatlichen Reise in der Regel ein sehr unbedeutender, sehr oft das Resultat derselben ein empfindlicher Verlust ist. Aber der Tropeiro lässt sich durch solche Widerwärtigkeiten in seinem harten Berufe nicht abschrecken. Er hängt mit Leidenschaft, mit der ihm angeborenen Rührigkeit daran und kaum hat er sich und seine Thiere von den Beschwerden einer Reise erholt, so macht er sich bereit, eine neue anzutreten; gewöhnlich contrahirt er während der einen schon wieder eine andere.

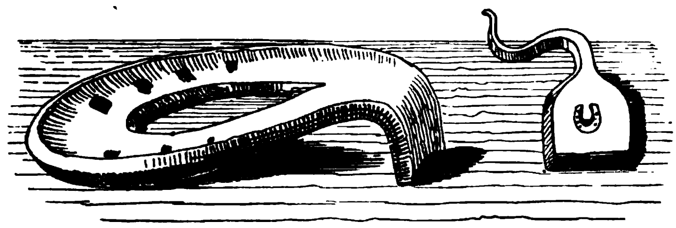
Der Tropeiro ist meist indianischer Abstammung, wenn auch nicht ohne fremde Rassenbeimischung, und vereinigt in sich alle jene Eigenschaften, die zu einem so mühevollen und bewegten Leben unumgänglich nothwendig sind: Muth, Entschlossenheit, Kraft, Gelenkigkeit, Geistesgegenwart, zähe Ausdauer und die grösste Genügsamkeit. Er hat von der Pike auf gedient, entweder ist er schon als Knabe, kaum den Kinderschuhen entwachsen, der Tropa seines Vaters gefolgt, und hat sich unter dessen rauher Leitung allmählich herangebildet, oder er ist bei einem andern Tropeiro als Junge eingestanden und hat bei diesem die lange, harte Lehrzeit durchgemacht. Einmal selbständig

und im Besitze einer Tropa, sind ihm seine Thiere sein höchstes Gut; er besorgt und pflegt sie, als wären sie Glieder seiner Familie. Sie sind ihm lieb, nicht als Mittel um Geld zu verdienen, oder wegen des Werthes, den sie repräsentiren, sondern als seine treuen Gefährten, mit denen er täglich verkehrt, die Mühe und Beschwerde mit ihm theilen. Er gibt jedem seiner Thiere einen eigenen Namen, er kennt die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden auf das genaueste und verwerthet sie zu seinem Vortheil; er weiss auf das Pfund, wie viel ein jedes tragen kann, ohne dessen Kräfte zu überspannen, welches er mit zerbrechlichen, oder solchen Waaren, die eine besondere Sorgfalt erheischen, beladen darf, welchem seiner Treiber er diese oder jene Thiere anvertrauen kann, wie er sie in kleine Truppen (lote) am zweckmässigsten zusammenstellen soll.

Jedes Thier hat seinen bestimmten Packsattel und Riemzeug. Der brasilianische Packsattel (cangalhas) ist der einfachste und zweckmässigste, den ich kenne. Er besteht aus einem hölzernen Bocke, dessen vordere und hintere Schenkel sich unter einem ziemlich weiten Winkel nach oben kreuzen. Die innere Seite des Bockes ist mit dünnen Kissen gepolstert, zwischen diesen und dem Holzgestelle befindet sich eine Lage langes, steifes Gras (capim), das nach Erforderniss aufgefüllt oder theilweise entfernt werden kann. Ueber dem Bocke ist eine trockene, ungegerbte Ochsenhaut angebracht, die Haare nach aussen gekehrt. Dieser Packsattel wird nun mittels eines Bauchriemens lose auf das Thier geschnallt. Von ihm aus geht nach vorn ein breiter Brustriemen, nach hinten ein Schwanzriemen, und gewöhnlich mit demselben vereint ein breiter Riemen über den obern Theil der Hinterschenkel des Thieres. Jener verhindert beim Bergansteigen das Rückwärtsrutschen der Cangalha, dieser das Entgegengesetzte beim Bergabgehen. Die Ladung, immer aus zwei gleich schweren Theilen bestehend, wird entweder in Bastnetze oder Körbe gethan, oder, wenn sie aus Kisten, Koffern etc. besteht, mit Stricken zweckmässig geschnürt, aus diesen zwei Schlingen gebildet und dieselben an die kurzen Schenkel des Bockkreuzes gehängt. Die Ladung (carga) wird mit einer grossen

rohen, der Länge nach zusammengelegten Ochsenhaut bedeckt und das Ganze mittels eines starken Lederriemens fest auf das Thier geschnallt. Dieser Riemen hat an einem Ende einen starken eisernen Haken, durch den das andere strickförmig gedrehte Ende auf der linken Seite des Thieres, etwa auf die Höhe des untern Drittels des Packsattels, gezogen und dann mit einem Knebel fest angedreht wird, doch ohne den Thieren wehe zu thun, sodass sich die Ladung nicht rühren kann. Der Knebel bleibt am Stricke stecken, um nöthigenfalls während des Marsches die gelockerten Riemen wieder fester zu drehen. Ist die Carga an Form oder Grösse nicht sehr ungeschickt und das Thier gut beladen, so bleibt sie bei günstiger Witterung gewöhnlich den ganzen Tag unverrückt. Wenn sich aber abwechselnd Hitze und Regen folgen, so werden die Riemen bald länger, bald kürzer, und dann ist öftere Nachhülfe nöthig.

Die Tropas in Minas sind in kleine Abtheilungen (lotes) von je 8 Stück zusammengestellt; in den südlichen Provinzen bestehen solche Lotes oft aus 10—12 Thieren. Jedes Lote steht unter der Aufsicht eines eigenen Treibers (tocador); er ist entweder Sklave des Tropeiro oder ein gedungener Knecht. Seine Kleidung beschränkt sich auf ein Hemd und Hosen aus groben Baumwollstoffen; letztere sind durch einen Ledergürtel, in dem ein grosses Messer steckt, zusammengehalten. Bei heftigem Regen schützt er sich einigermassen durch ein langes, schmales Stück Baumwollstoff (baeta), das ihm des Nachts auch als Decke dient. Oft trägt er auch einen ledernen Schurz.



Hufeisen und Nagel.

Die Maulthiere in Minas sind wegen der steinigen Gebirgswege immer beschlagen; im Süden, wo die begrasten Campos

mehr vorherrschen, gehen sie gewöhnlich ohne Hufeisen. Die Form des Hufeisens ist die maurische des Mittelalters. Es bildet einen breiten länglichen Ring, der am hintern schmalen Ende zu einem hohen Stollen umgebogen ist. Den Griff oder vordern Stollen unserer europäischen Hufeisen ersetzen mit sehr grossen Köpfen versehene, stark über das Eisen hervorragende Hufnägel.

Während der Reise gehen die Maulthiere reihenweise hintereinander und fast mit pünktlicher Genauigkeit tritt das folgende in die Fusstapfen des vorhergehenden; daher sind denn auch die Wege durch diesen Verkehr so gründlich ruinirt. Gewöhnlich nimmt ein jedes Maulthier eines Lotes während der ganzen Reise den nämlichen Platz in der Reihe ein. Nicht so in den Südprovinzen, dort gehen die Lotes statt in Reihen in Haufen, drängen sich, stossen mit den Ladungen gegeneinander und richten dadurch an denselben oft beträchtlichen Schaden an. Die Lotes folgen sich in ziemlicher Entfernung, damit im Falle eines Aufenthaltes wegen einer in Unordnung gekommenen Ladung die Thiere sich nicht anhäufen und in Verwirrung kommen.

Die Tropas machen sehr kurze Tagereisen; sie legen 2, höchstens 3 Legoas, je nach der Witterung und dem Zustande der Strassen, zurück, wozu sie 4—6 Stunden Zeit bedürfen. Das Sprichwort, wer langsam reist, reist weit, bewährt sich dabei vollkommen.

Bei Reisen von 150—200 Legoas würden die Thiere auch längere Tagereisen nicht aushalten und auch auf kürzere Distanzen bei solchen zu erschöpft ankommen. Bei dem befolgten Systeme treffen sie aber auch nach sehr weiten Reisen noch verhältnissmässig kräftig ein.

Wenn die Tropa an dem zum Nachtquartier bestimmten Platze ankommt, so findet sie den Tropeiro oder Patron (Patrão), wie ihn seine Leute nennen, schon dort und die ersten Vorkehrungen für das Nachtlager getroffen. Gewöhnlich ist die Station ein sogenannter Rancho, d. h. ein grosser leerer, viereckiger, auf einer Seite ganz offener Schuppen, vor welchem eine grosse Anzahl Pfähle, an die die Maulthiere festgebunden werden, eingerammt sind. Neben dem Rancho befindet sich in der

Regel, aber nicht immer eine Venda, ein Kramladen, in dem Mais, Branntwein, Eier, Speck, lufttrockenes Rindfleisch, schwarze Bohnen, Reis, Roscas (eine Art Brezeln), Taback u. dergl. Dinge verkauft werden. Reisende finden zuweilen in der Venda ein schlechtes Gemach mit Schlafstätten. Meistens ist ein Farbiger Inhaber einer solchen Venda. Nicht selten vertheilen sich jedoch die Tagereisen so, dass der Tropeiro mit seinen Ladungen unter freiem Himmel zubringen muss.

Sobald das erste Lote der Tropa den Rancho erreicht hat, werden die Thiere unverzüglich an die Pfähle gebunden und der Patron beginnt mit Hülfe des Tocadors die Ladung abzupacken und unter Dach zu tragen; dann werden die Packsättel gelüftet, ohne sie jedoch den gewöhnlich erhitzten Thieren abzunehmen. Diese Geschäfte sind in der Regel beendet, bis das zweite Lote anlangt. Jedes der folgenden wird um so rascher abgepackt, als sich mit ihnen auch mehr Treiber einfinden und alle thätig zusammen helfen müssen. Die Ladungen werden in der grössten Ordnung aneinandergereiht, sodass eine Verwechselung der Lasten für die dazu bestimmten Thiere nicht möglich ist. Sobald dies geschehen ist, sind die Thiere auch so weit abgekühlt, dass die Cangalhas abgenommen werden können. Bei diesem Geschäft wird nun der Rücken eines jeden Thieres aufs genaueste untersucht, ob nicht irgendeine Stelle gescheuert oder gedrückt sei und in diesem Falle entweder von dem Patron selbst, oder dem erfahrensten der Treiber Abhülfe getroffen, indem je nach Erforderniss an den betreffenden Stellen des Sattels entweder Capim weggenommen, oder aufgefüllt, oder die Sattelkissen geklopft und zusammengenäht u. s. w. werden; dann werden, wenn die Witterung es erlaubt, die Sättel in die Sonne gelegt, um die schweissnassen Kissen zu trocknen und später in Reihen gegeneinander in den Rancho aufgestellt. Die Häute dienen zum Zudecken der Ladungen, da die Dächer der Ranchos meistens so defect sind, dass der Regen von allen Seiten durch die Löcher hinunterströmt.

Unterdessen sind die Thiere ungeduldig geworden, denn sie haben das Geräusch des Maises gehört, den die Treiber in die

Futtersäcke schütten, sie wiehern, scharren, stampfen und beruhigen sich erst, wenn jedem sein Futtersack (embornal) umgehängt ist, und nun beginnt ein Zermalmen der harten Körner, als wenn eine Schrotmühle in Bewegung gesetzt wäre. Sobald sie die Mahlzeit beendet haben, werden ihnen die Futtersäcke und die Halftern abgenommen; sogleich wälzen sie sich und suchen dann Wasser auf; die Treiber folgen ihnen, um sie auf die Weide zu bringen. Diese ist entweder offenes Camposland, oder eingefriedetes, künstlich angelegtes Grasland (pasto fechado oder cercado) oder blos Capoeira, in der freilich das Futter sehr spärlich ist. Bei Benutzung von geschlossenen Weideplätzen muss der Tropeiro dem Inhaber der Venda, der gewöhnlich für diesen Fall Bevollmächtigte des Fazendeiro, auf dessen Besitzung die Weide liegt, Futtergeld zahlen.

Einige Thiere bleiben gewöhnlich noch festgebunden. Es sind Marodeurs oder solche, an deren Hufbeschlag etwas fehlt. Ehe sie den übrigen folgen können, müssen die nothwendigen Operationen mit ihnen vorgenommen werden. Hier wird einem eine Rückenwunde gebrannt, dort einem andern wildes Fleisch weggebeizt, wieder ein anderes wird gewaschen oder an einem kranken Fusse verbunden, überall wird unter Anleitung des Patrons das zweckdienlichste Mittel gegen das Uebel angewendet, denn die Tropeiros sind ganz ausgezeichnete empirische Thierärzte. Nachdem diese Invaliden entlassen sind, werden die Beschlagreparaturen vorgenommen, neue Eisen, die immer kalt angepasst werden, aufgeschlagen, oder die alten abgefallenen und noch aufgefundenen aufgeheftet und fehlende Nägel ersetzt. Der Tropeiro führt stets eine Anzahl Hufeisen, eine hinreichende Menge Nägel und die zum Hufbeschlage nothwendigen Werkstücke mit sich, nämlich einen kleinen Ambos und einen dicken Hammer, um die neuen S-förmig gebogenen Hufnägel gerade zu schlagen und zu spitzen, das Hufmesser, die Zange und den Beschlaghammer. Das Geschäft des Beschlagens verrichtet immer einer der ältern Treiber; oft ist dabei die Hülfe aller seiner Kameraden nöthig, denn es gibt unter den Maulthieren viele, die

sich bei dieser Operation gar wild gebaren und nur durch List und Kraft zu bewältigen sind.

Da die Tropas gewöhnlich früh aufbrechen, so langen sie bei den kurzen Tagereisen oft schon vor Mittag im Rancho an. Das Abladen, Repariren der Sättel, Curiren und Beschlagen erfordert immer mehrere Stunden Arbeit des Patrons und der ältern Tocadores. Der jüngste hat unterdessen im Rancho an einer aus ein paar Steinen bestehenden Feuerstelle die Vorbereitungen zum Mittag- und Nachtessen, die nur eine Mahlzeit bilden, gemacht, Wasser geholt, das Geschirr des Patrons ausgepackt und Kaffee gekocht, von dem jeder Treiber nach vollendeter Arbeit ein paar Schalen voll empfängt. Gegen Abend ist das Essen fertig. Es besteht wie beim Mineiro im allgemeinen aus lufttrockenem Fleische, Speck und schwarzen Bohnen mit Maismehl (farinha de milho), dazu wird statt des Brotes ein steifer Brei aus Wasser und Farinha (angú), seltener ein solcher (pirão) aus Mandiocamehl gegessen. Nach der Mahlzeit folgt wieder Kaffee.

Sorgfältige Tropeiros, die grossen Werth auf ihre Thiere setzen und lange Reisen vorhaben, lassen sie abends noch einmal von der Weide zum Rancho treiben und geben ihnen noch eine halbe Ration Mais, besonders wenn die Nachtweide nicht besonders gut ist. Nachdem nach dem Nachtessen noch ein paar Stunden um die Feuerstelle verplaudert wurden, strecken sich die Gesellen ein jeder auf eine Ochsenhaut und decken sich mit ihren Wollfetzen zu. Der Patron setzt sich gewöhnlich mit dem Inhaber der Venda zu einem gemüthlichen Gespräche auf die Pudel, bringt aber die Nacht ebenfalls bei seinen Ladungen und seinen Treibern zu. Seine Matratze ist, wie die ihrige, eine Ochsenhaut, seine Decke ein wollener Poncho, sein unzertrennlicher Begleiter.

Noch ehe der Morgen graut, ruft der Patron seine Leute wach. Einige von ihnen gehen sogleich aus, um die Thiere zu sammeln, was in eingefriedeten Futterplätzen ein Leichtes ist, sehr schwer aber auf offener Weide, oder im Walde. Jede Tropa ist von einer sogenannten Madrinha geleitet, gewöhnlich

eine freigehende, zahme Stute mit einer Schelle am Halse. Die Maulthiere gewöhnen sich so sehr an die Glocke, dass sie sich selten weiter entfernen, als sie jene noch hören; wenn also der Treiber der Madrinha sicher ist, so folgen meistens auch die übrigen freiwillig, oft aber versteckt sich das eine oder andere oder hat zu weit weg gegrast, dann müssen die Treiber lange nachsuchen, oft springen auch junge muthwillige Thiere davon und machen ihnen viel zu schaffen. Währenddess haben andere Treiber wieder die Futtersäcke gefüllt und die Halfter in Bereitschaft gelegt; der Junge hat Kaffee gekocht und schürt emsig das Feuer, um das Frühstück bald bereit zu halten. Den ankommenden Thieren werden sogleich die Futtersäcke umgebunden und den von der kühlen Morgenluft, dem starken Thau, oft auch vom Regen fröstelnden Treibern heisser Kaffee gereicht, den sie mit ganz besonderm Wohlbehagen einschlürfen. Das Frühstück ist frugaler als das Nachtessen und besteht in aufgewärmten Bohnen und Speck vom vorigen Abend mit Angú, oder aus Minaskäse mit Rapadura, oder aus gebratenem Trockenfleisch und aus Kaffee.

Sobald die Thiere ihren Mais gefressen haben, sind auch die Treiber mit ihrem Frühstück fertig und beeilen sich nun, die Packsättel aufzulegen. Rasch ist diese Arbeit vollendet und es beginnt nun das Beladen des ersten Lotes. Behende tragen zwei Tocadores die eine Ladung ausmachenden beiden Stücke (fardos) zum bestimmten Thiere, dem die Augen mit einem Tuchlappen zugebunden sind, heben sie gleichzeitig auf, legen sie gegen die Cangalha und werfen die Schlingen über deren Kreuz; nun erst wird gerückt, gehoben und geschoben, bis die Last regelrecht liegt; dann wird die Rohhaut darübergeworfen, über diese der Riemen und durch ihn das Ganze mit dem Knebel festgeschnürt. Da sieht man oft sonderbare Lasten, die nur die grosse Erfahrung und Geschicklichkeit des Tropeiro zu einer zweckmässigen Ladung vereinigen kann. Hier eine 3—4 Fuss hohe und 18 Zoll tiefe Kiste, mit pariser Damenhüten für Diamantina bestimmt, und als Gegengewicht die nämliche Schwere in Roheisen, oder ein Baumwollballen, von einer kleinen Tonne englischer Hufnägel

balancirt, und wieder ein mit leichten französischen Waaren gefüllter Kasten von einem Fässchen portugiesischen Rothweins im Gegengewicht gehalten. Zuweilen besteht die Ladung nur aus einem einzigen grossen Stück, das mit vieler Kunst auf die Mitte des Packsattels befestigt werden muss. Solche Ladungen (es sind oft kleine Klaviere) werden immer viel theurer bezahlt, denn sie ruiniren die Maulthiere weit mehr als die andern.

An der Spitze des ersten Lotes geht das Leitthier, gewöhnlich das schönste, kräftigste und erfahrenste der ganzen Tropa. Es ist nicht nur durch seine trefflichen Eigenschaften, sondern auch durch sein reiches Geschirr ausgezeichnet. Auf dem Kopfe trägt es einen rothen oder bunten Panasch aus Baumwolle, auf dem Stirnriemen ein grosses silbernes Schild mit dem Namenszuge des Patrons; an einem eigenthümlichen Gestelle sind eine Anzahl helltönender Glöcklein angebracht, die bei jeder Bewegung des Kopfes lustig klingen; das ganze Leder des Kopfzeuges, des Brustriemens und zuweilen auch des Hinterzeuges ist mit grossen oder kleinen, oft roh gravirten silbernen Zierathen bedeckt. Das Thier ist sich seines Werthes bewusst und daher stolz auf seinen Putz. Tropeiros versichern, dass das Leitthier, dem sein Schmuck und seine Glocken genommen werden, um sie einem andern zu geben, traurig und oft krank werde. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir auf den Schweizeralpen so häufig bei den Leitkühen finden.

Ist das erste Lote fertig beladen, so nimmt der Tocador das Leitthier bei der Halfter, führt es eine kurze Strecke auf den rechten Weg, lässt es los und geht nun hinter der kleinen Truppe her. Jedes der folgenden Lotes wird mit dem Rufe fora! (hinaus) vom Platze weggetrieben und folgt nun dem ersten. Der letzten Truppe schliesst sich das Maulthier mit dem Kochgeschirr und dem Mundvorrath an; es steht unter der speciellen Aufsicht des jüngsten, den Küchendienst versehenden Burschen.

Sobald die ganze Tropa in Marsch ist, folgt ihr der Patron, der bisher das Beladen ordnend, rathend, helfend und befehlend überwacht hat, im gestreckten Galop, überzeugt sich im raschen

Vorüberreiten, ob alles in Ordnung sei und eilt dem Zuge voraus, um den Weg zu untersuchen. Findet er sumpfige Löcher und Moräste (calderões und atoleiros), die er mit einer Stange sondirt, so steckt er an den gefährlichsten Stellen einen Baumast aufrecht hinein; ist irgendwo eine neue Picada eröffnet, um schlechte Wegstellen zu umgehen, so legt er einen Zweig quer über den Weg, der nicht begangen werden soll, haut allzu sehr überhängende Aeste mit seinem grossen, schweren Messer ab, entfernt alle Hindernisse soweit es ihm möglich ist und erwartet dann an dem bestimmten Rancho seine Truppe.

Das Leitthier kennt genau die Bedeutung der vom Patron gemachten Zeichen und weicht ihnen sorgfältig aus; seinem Beispiele folgen die übrigen Maulthiere. Unter dem steten Rufe diabo! o! diabo! (Teufel) muntern die Tocadores die Thiere an. Ist eins lässig, steht es still, oder will es sich vom Wege entfernen, so lässt der Treiber einen ganz eigenthümlichen schrillen Pfiff ertönen, ruft das betreffende Thier beim Namen und schlägt dabei mit einem Stocke auf das Deckfell des letzten Maulthieres, oder wirft seinen Stecken mit grosser Geschicklichkeit nach ihm. Ist eine Ladung in Unordnung, so läuft er hin, verbindet dem Maulthiere die Augen, ordnet die Last, während die übrigen vorbeiziehen; sowie das Geschäft fertig und die Binde weggenommen ist, eilt das Thier in vollem Trabe, um seinen Platz in der Reihenfolge wieder einzunehmen.

So geht es bei grossen Reisen tagaus tagein monatelang. Nur sehr heftige Regen können den Tropeiro nöthigen, seiner Ladungen halber einen Rasttag zu machen. Nicht immer ist ihm vergönnt, das schützende Dach eines Rancho zu finden, er muss oft auf freiem Felde oder im Walde sein Nachtquartier aufschlagen und dann erfordert das ihm anvertraute Gut doppelte Vorsicht, um es vor Schaden zu schützen. Führt ihn der Weg in die Nähe seines Wohnortes und seiner Familie, so macht er gern einen Abstecher, um sich und seinen Thieren eine mehrtägige Erholung von den Beschwerden der Reise zu gönnen. Dies ist besonders bei den Tropeiros der Fall, die Ladungen von Rio de Janeiro nach Diamantina, Minas novas und noch weiter

nach Norden übernehmen. Sie sind meistens in den Municipien S<sup>ta</sup> Barbara, Itabira und Sabará ansässig und können mit geringen Umwegen ihr Heimwesen erreichen.

Die meisten grossen Gutsbesitzer haben ihre eigenen Maulthiere, um ihre Producte auf den Markt, an einen Meereshafen, an die nächste Eisenbahnstation oder zu einem Depot an einer fahrbaren Strasse zu transportiren. Die Recuas stehen unter der Leitung eines Aufsehers (Capataz), der die Stelle des Tropeiro vertritt; die Tocadores sind Sklaven des Fazendeiro. Diese Tropas sind in der Regel weniger gut gehalten als jene der Tropeiros, denn „des Herrn Auge, das die Thiere fett macht", fehlt.

Das Maulthier ist für den Waarentransport sowie für den Reisenden in jenen Gegenden, in denen statt Strassen nur Saumpfade sind, von unbezahlbarem Werthe. Seine Stärke, Ausdauer, Genügsamkeit, Klugheit und Sicherheit sind Eigenschaften, die ihm für diese Bestimmung einen grossen Vorzug vor dem weit edlern Pferde geben. Es ist eine durchaus nicht zu gewagte Behauptung, dass ohne das Maulthier die Culturstufe in einem grossen Theile Südamerikas eine weit niedrigere wäre, als sie es heute ist.

Es ist mir immer aufgefallen, dass die sonst so praktischen und umsichtigen Engländer sich bei ihren Erforschungsexpeditionen von Central-Neuholland nicht der harten und genügsamen Maulthiere statt der viel empfindlichern Pferde bedienten, da die meisten dieser Unternehmen gerade wegen der zu geringen Ausdauer der Reit- und Lastthiere ein zu frühes Ende nehmen mussten. Wahrscheinlich ist nur eine zu geringe Bekanntschaft mit den trefflichen Eigenschaften der Maulthiere die Ursache dieser jedenfalls auffallenden Erscheinung. Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, dass die vielen Untugenden dieser Thiere ihre Behandlung für Fremde, die an dieselbe nicht gewöhnt sind, sehr erschweren und ausnehmend viel Geduld erfordern; aber sie treten vollkommen in den Hintergrund im Vergleich mit ihren ausserordentlichen Vortheilen bei langen und beschwerlichen Reisen.

Kehren wir wieder zum Riberão do Inferno zurück. Von

der Thalsohle dieses Flüsschens führt der Weg meistens steil bergan bergab nach *Queluz*. In geringer Entfernung dieses Ortes passirt man ein Flüsschen über eine gute Brücke. Hier überholte mich der von Rio de Janeiro kommende Kurier, er hatte das vordere Schellenthier mit dem Postfelleisen an das hintere, auf dem er ritt, gebunden und eilte im scharfen Trabe nach Norden.

Von Engenho an nehmen alle Gewässer einen westlichen oder nordwestlichen Lauf; hier liegt das Quellengebiet des Rio Parapoeba. Zwischen Garandahy und Taipas streicht von Westen die Serra dos Vertentes und trennt dieses Quellengebiet von dem des Rio dos Mortes. Dort ist also die Wasserscheide der beiden grossen Stromgebiete des *Rio de S. Francisco*, von dem einer der beträchtlichen Zuflüsse der Parapoeba, und des *Rio Grande*, der mit dem Rio Paranahyba den *Rio Paraguay*, in seinem spätern Verlaufe den *Rio Parana*, bildet.

Kurz bevor man Queluz erreicht, geniesst man eine herrliche Aussicht auf die Serra de Ouro-Branco. Es war Mittag, als ich durch die lange Hauptstrasse dieses Fleckens ritt und ihn ohne Aufenthalt auf elend gepflastertem, steilem Wege verliess.

Wie so viele grössere Ortschaften des Innern der Provinz Minas verdankt auch Queluz seine Entstehung den Goldsuchern, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Verbindung mit den Indianern der unfern gelegenen Aldea de Carijos den Ort gründeten. Sie bauten eine N^a^. S^a^. da Conceição geweihte Kirche; einige solid gebaute Häuser mögen bald danach entstanden sein, als die Goldgruben eine noch ziemlich reiche Ausbeute gaben. Später wurden noch zwei kleinere Kirchen, N^a^. S^a^. do Carmo und S. Antonio geweiht, aufgeführt; 1709 wurde der Ort zum Kirchspiel, 1791 zum Flecken (Villa) erhoben. Die Villa selbst soll circa 1200, das ganze Kirchspiel 6000 Seelen zählen. Die Hauptkirche war gerade in Reparatur begriffen und weiss übertüncht, die Thürme aber noch in ihrem alten, verwitterten Kleide, was ganz abenteuerlich aussah.

Kaum hatte ich die letzten Häuser von Queluz hinter mir, als ein fürchterliches Gewitter losbrach und mich nach einer

Stunde nöthigte, in einem Rastrancho vor den gewaltigen Regenströmen Schutz zu suchen. Ein jämmerlich aussehender Soldat, in seinen zerrissenen Kleidern vor Kälte klappernd, hatte hier ebenfalls Obdach gesucht; er war Marodeur einer auf dem Marsche nach Norden befindlichen Truppenabtheilung, die ich später traf. Mein Camarada hatte eben der Ladung eines der Maulthiere den Riemen gelöst, um sie besser zu legen, als plötzlich dicht neben uns ein blendender Blitzstrahl mit betäubendem Schlage niederfuhr. Die Thiere sprangen scheu und wild durcheinander; die nicht festgeschnürte Ladung wurde abgeworfen und getreten und ich hatte nebst manchem andern Verluste auch den eines meiner Aneroidbarometer zu bedauern.

Da keine Aussicht vorhanden war, dass der Regen bald aufhören werde, ritten wir auf dem ungemein schlüpfrigen Wege weiter. Ich bemerkte viele Araucariagruppen, aber grösstentheils abgestorbene Stämme, die ein recht trauriges Aussehen bieten, und Löcher von Tatus (Gürtelthieren) in den Lehmwänden der Wegeinschnitte in ausserordentlicher Menge. Ich erinnere mich nur, sie noch einmal und zwar im Thale des Rio Pirahy in der Provinz Rio de Janeiro so zahlreich gesehen zu haben.

In *Vargem* trafen wir ein einladendes Haus, leider aber kein Unterkommen, denn es war kein Mais für die Thiere, kein Essen für die Reisenden zu erhalten, zudem war sowol das Haus als auch der Rancho voll von Soldaten, die hier Nachtquartier machten. Es blieb uns nichts übrig, als noch eine halbe Stunde lang einen sehr steilen Berg anzusteigen, um im Dorfe *Carreiras de Ouro-Branco* unser Glück zu versuchen. Nach zehnstündigem Ritte fanden wir hier bei einem freundlichen aber sehr neugierigen Manne ein erbärmlich schlechtes Quartier. Er wollte wissen, ob Reis, Mais, Bohnen, Bananen, Orangen u. s. f. auch in Inglaterra wachsen, ob es dort Maulthiere und Pferde gebe, wie die Häuser ausschauen, ob die Hauptstadt so gross wie Rio de Janeiro sei, kurz er wurde mir durch seine Neugierde und Geschwätzigkeit in hohem Grade lästig und als er am nächsten Morgen sein Thema fortsetzen wollte, trieb ich mit Hast zur Abreise.

Den ganzen Tag begleitete uns ein durchdringend feiner Regen, der sich wiederholt zu heftigen Güssen steigerte. Nach anderthalbstündigem Ritte erreichten wir das *Arrayal do Ouro-Branco.* Früher wurde hier ziemlich viel ausgezeichnet feines Gold von lichter Farbe (daher der Name Ouro branco, weisses Gold) gewonnen; gegenwärtig sind die Gruben ausgebaut und Armuth ist an die Stelle eines gewissen Wohlstandes, von dem noch einige gute Häuser Zeugniss ablegen, getreten. Die Bewohner widmen sich wenig dem Ackerbau und der Viehzucht, sie ziehen es vor, in den alten Bergwerken (lavras) nach äusserst spärlichem Goldgewinne zu suchen. Sie sind der Kropfkrankheit ziemlich stark unterworfen. Das Kirchspiel mit seinem Filiale *Itatiaia* zählt 1600 Einwohner.

Ouro-Branco liegt am Fusse des gleichnamigen Gebirgszugs, dessen Hauptstreichen von Südsüdost nach Norden ist. Sie ist die Fortsetzung der Serra do Sapateiro, die wiederum die nördliche Fortsetzung der Serra da Mantiqueira bildet. Von ihr aus streicht ein westlicher Ausläufer. Herr von Eschwege und nach ihm einige andere Reisende nannten diesen Gebirgszug Serra de „Deus te livre“ (Gott bewahre dich). Dieser Name ist den Brasilianern gänzlich unbekannt und es wurde mir in Ouro-Preto von competenter Seite versichert, er sei nur eine Eschwege'sche Erfindung.

Interessant ist diese Serra in botanischer Beziehung durch ihren alpinen Charakter, in geologischer durch das erste Auftreten des Itacolumit, der weiter nach Norden das vorherrschende Gestein bildet.

Gleich hinter Ouro-Branco begann ein neuer, sehr guter, zwischen abgebauten Lavras durchführender Weg. Bald aber mussten wir ihn verlassen und den alten einschlagen, da jener an einer Stelle überbrückt werden sollte; wir konnten erst wieder unmittelbar am Fusse der Serra bei der schönen Fazenda des Manoel d'Acosta in ihn einlenken. Während die alte Strasse im Zickzack steil zum Gebirgskamme emporsteigt, zieht sich die neue allmählich an der südlichen Gebirgslehne bergan, überschreitet den Kamm in einem Sattel und erreicht die Höhe der Serra auf der Nordseite

nach Westen streichend. In kurzer Entfernung vom Kamme bemerkt man rechts neben dem Wege eine eigenthümliche Felsenkuppe mit unzähligen von Südwest nach Nordost streichenden Schichtenköpfen. Auffallend ist die spärliche Vegetation auf diesen Höhen bei verhältnissmässig so unbeträchtlicher Elevation im Vergleich zu europäischen Gebirgen. Baumvegetation beginnt erst ungefähr 200 Fuss unter dem Kamme in einer östlich liegenden Schlucht. In hohem Grade überrascht den zum ersten mal von Süden kommenden europäischen Reisenden der Anblick von mehrere Schuh hohen Pflanzen mit braunen, trockenen, in wenig Aeste getheilten Stämmchen; an jedem Aestchen stehen reihen- und kranzförmig ziemlich grosse, schmale, steife, spitze Blätter, aus deren Mitte eine grosse, blaue, lilienförmige Blüte hervorragt. Es sind Baumlilien (Barbacenien und Vellosien). Die Brasilianer nennen sie Cannela d'Ema (Schienbein des Strausses).

Wir hatten $^5/_4$ Stunden gebraucht, um die Höhe des Gebirgszugs zu erreichen. Stellenweise war auch der neue Weg in einem elenden Zustande, schmal, felsig und vom Wasser unterfressen. Beim Hinunterreiten begegneten mir ein paar Reisende mit ihrem Gefolge. Einer von ihnen bat mich um Feuer und erzählte mir, dass er von Diamantina komme und die Wege im Norden im elendesten Zustande seien, besonders über die Serra de Cocaes. Gegen Mittag erreichten wir die rechts auf einer Anhöhe liegende Fazenda de D[a] Vicenza, dann ein gut überbrücktes Flüsschen, um den zweiten Gebirgszug zu übersteigen. Der Weg war hier noch schlechter als über die erste Serra, stellenweise kaum zum Begehen; an mehrern Punkten waren Brustwehren gegen den Abgrund aufgeführt. Auf dieser Serra tritt der alpine Charakter noch schärfer hervor, die Vegetation ist noch spärlicher als auf der ersten. Ringsum ist schroffes, kahles Gebirge, alle Schluchten sind von Bächen durchfurcht. Am Fusse dieses Höhenzuges angelangt, bleibt noch ein dritter, niedriger Kamm, die Serra de Itatiaia, zu überschreiten.

Diese sogenannte neue Strasse über die Serra ist theilweise

gut, theilweise recht herzlich schlecht. Man bemerkt wol vielen guten Willen, dabei aber auch eine höchst mangelhafte Technik. An manchen Stellen ist sie von Schutt fast unwegsam, an andern von den Gewässern ausgefressen; oft führt sie als schmalster Saumpfad über schroffe Felsenplatten. Die Bauten zum Abflusse der Gebirgsgewässer sind noch die lobenswerthesten, auch sind alle Flüsschen überbrückt. Am Fusse der Serra beginnt eine breite, schöne Strasse, die gen Ouro-Preto führt. Ich benutzte sie nur eine halbe Legoa lang bis zur *Rancheria do Ouro-Preto*, wo ich halt machte. Ich hätte die Provinzialhauptstadt noch diesen Tag erreichen können, da aber die Thiere von einem siebenstündigen Marsche, meistens über Gebirge, ermüdet waren und wir von dem ununterbrochenen Regen keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten, so beschloss ich, hier in einem Rancho zu bleiben, trotzdem der Empfang ein nichts weniger als freundlicher war. Die Besitzerin desselben, eine sehr dunkle und sehr dicke Mulattin, versprach mir nach langem Zureden, uns ein Nachtessen zu kochen. Als ich nach einer mehrstündigen Excursion in die Umgegend ermüdet und hungrig in den Rancho zurückkehrte und ein bescheidenes Mahl zu finden hoffte, hiess es: „a Senhora da casa esta doente (Die Herrin des Hauses ist leidend) und kann nicht kochen. Diese Nachricht war niederschlagend und ich seufzte:

O quando faba, Pythagorae cognata simulque
Uncta satis pingui ponentur oluscula lardo! [1])

Ein Extratrinkgeld als Opfer auf die schwarze Hand einer Sklavin niedergelegt, hatte endlich die glückliche Folge, dass uns ein paar Stunden später eine Schüssel voll schwarzer Bohnen und Angú vorgesetzt wurden. Nur mit vieler Mühe erhielten wir in der Früh schwarzen Kaffee und mit noch mehr Mühe Mais für die Thiere. Nirgends in ganz Brasilien habe ich eine so hartnäckig unfreundliche Behandlung erfahren wie hier.

Bis eine Stunde hinter der Rancheria ist die Strasse aus-

---

[1]) Wann wird wieder der Tisch Pythagoras' Muhmen, die Bohnen,
Glänzend vom Fette des Specks, mit anderm Gemüse mir bieten?

gezeichnet gut, breit und führt grösstentheils sanft bergab. Bei einer steinernen Brücke (ponte de Falcão) in der Nähe der Fazenda de D[a] Felicidad bricht sie plötzlich ab, aber man bemerkt bedeutende Erdarbeiten für eine grosse neue Strasse über den Gebirgszug nach der Hauptstadt. Hier lenkten wir den alten Weg zur Ersteigung der Serra do Itacolumi ein. Auf ziemlich steilem Pfade war der Kamm in weniger als einer halben Stunde links von der Spitze des Itacolumi erreicht. Der Anblick auf den gegenüberliegenden Morro de Villa rica war überraschend. Auf seinem ziemlich kahlen Gehänge erhebt sich eine stattliche Kirche (Igreja do Alto da Cruz de N[a]. S[a]. do Rosario), links neben ihr einzelne grosse weisse Häuser. Man fühlt, dass man sich in der Nähe einer grössern Stadt befindet. Kaum ist man einige hundert Schritt weiter hinuntergestiegen, so eröffnet sich nach links die Aussicht auf Ouro-Preto. Von hier aus hat man die beste Uebersicht über die Provinzialhauptstadt. Ihr Anblick ist kein freundlicher; der Charakter der Mineirostadt des vorigen Jahrhunderts ist in ihr zu scharf ausgeprägt. Wo irgendein glücklicher Goldgräber eine reiche Grube ausbeutete, baute er eine Kirche (meistens sind es Votivkirchen) und neben dieser gruppirten sich unregelmässig genug die Häuser, die erst später zu Strassen verbunden wurden. Die grosse Zahl von Kirchen gibt, von der Vogelperspective betrachtet, der Stadt zwar einen eigenthümlichen, aber keinen schönen Ausdruck.

Der steile Weg ins Thal führt bei mehrern verlassenen Grubenmündungen vorbei. In einem Garten dicht am Wege bemerkte ich eine riesenhafte, prachtvoll gelbblühende Fackeldistel. In der Thalsohle angelangt, hielt ich mein Thier auf der Brücke über das Flüsschen Riberão de Ouro-Preto, das hier von Nordwest nach Südost fliessend die Hauptstadt von dem gegenüberliegenden Gebirge trennt, und betrachtete mir die nächsten Umgebungen genauer, während ich auf die weiter zurückfolgenden Diener und Lastthiere wartete. Die Brücke ist solid von Stein gebaut, in der Mitte mit einer Rondelle. Auf der einen Seite steht ein länglicher Stein mit einem steinernen Kreuze und der halbverloschenen Inschrift: „Esta ponte foi feita para

beneficio do publico e acabado em Janeiro 1810.“ Auf einer Sandbank in dem unbedeutenden Flüsschen hüpften eine grosse Menge Aasgeier (Urubus) herum und vor einem rothangestrichenen Wachthäuschen vor der Brücke amusirten sich einige Soldaten mit Kartenspiel. Sie gehörten zum Posten, der den dort gelegenen Pulverthurm zu bewachen hat. Er stand früher höher oben am Berge, wurde dann herunter verlegt, befindet sich aber immer noch in einer gefährlichen Nähe der Stadt.

Man hatte mir das Gasthaus neben der Kirche N[a]. S[a]. do Rosario im Stadttheile Rosario als das beste anempfohlen. Der Weg dahin führt durch die Stadt über möglichst schlecht gepflasterte Strassen hinan, hinab, oft so steil bergan, dass man an der Möglichkeit verzweifelt, beritten den Berg zu erklimmen, dann wieder so abschüssig bergab, dass man befürchten muss, mit dem Thiere zu stürzen und den Hals zu brechen. Endlich langten wir vor einem gut aussehenden Hause neben der bezeichneten Kirche an. Es war das „Hôtel dos Amigos“. Man wies mir mehrere Gemächer zur Auswahl an. Ich suchte das *beste* aus und es sei mir vergönnt, eine kurze Skizze dieses Fremdenzimmers zu geben. Ein schmuziges Gemach mit ekelhaftem Fussboden, dessen weitgeöffnete Fugen einen Blick in den darunter liegenden Hof voll Unrath erlauben; Wände, von denen der grösste Theil des Kalkanwurfes heruntergefallen, der Rest aber vollgespuckt; die Decke von Strohmatten, theilweise übertüncht, aber da, wo der Regen durchdringt, verfault und in Fetzen herunterhängend; dichte Spinnengewebe in allen Ecken; nur Ein Fenster, das überdies noch in eine Art Vorzimmer geht, daher das Gemach an trüben Tagen so finster, dass ich zum Schreiben Licht anzünden musste; eine kaum verschliessbare Thür; kein Tisch, kein Stuhl (die ich beide erst nach vielem Zureden erhielt), aber zwei Betten mit ekelhaften Matratzen, in einem so trübseligen Zustande, dass, als ich das eine, um mehr Platz zu gewinnen, hinaustragen liess, es beim Anfassen sogleich zusammenbrach; endlich Ungeziefer aller Art, das in Menge den Fussboden und die Wände bevölkerte: dies bildete zusammen das beste Fremdenzimmer des ersten Hôtels der Hauptstadt der Provinz

Minas geraes, im Jahre des Herrn Eintausend achthundert acht und funfzig. Ich bin wahrlich genügsam auf Reisen und habe unzähligemal in den möglichst elenden Winkeln zufrieden mein Lager aufgeschlagen, aber ich gestehe, dass ich noch nie an einem Orte, an dem man doch berechtigt ist, irgendwelche Ansprüche auf Ordnung und Reinlichkeit zu machen, ein Quartier so tief unter meinen bescheidensten Erwartungen gefunden habe wie hier in Ouro-Preto.

**Ende des ersten Bandes.**

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Zusätze und Berichtigungen.

Zu Seite 13. Am 30. October 1865 traf der erste Dampfer „Havana“ der nordamerikanisch-brasilianischen Linie nach einer Reise von 30½ Tagen von Neuyork in Rio de Janeiro ein, wodurch also die neue United States and Brazil Mail-Steam-Ship-Company factisch ins Leben getreten ist. Der Dampfer brachte aus Nordamerika weder Passagiere noch Gut, sondern nur aus den nördlichen Häfen des Reichs und kehrte ebenfalls ohne Passagiere und Fracht nach Neuyork zurück. Eine schlechte Inauguration der Linie, auf die von brasilianischer Seite so unberechtigt grosse Hoffnungen gesetzt werden.

Zu Seite 155. Die Ackerbaugesellschaft „Imperial Instituto Fluminense de Agricultura“ hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine Musterlandwirthschaftsschule zu gründen und zu diesem Zweck von der Regierung eine jährliche Subvention von 12 Contos de Reis erhalten. Der botanische Garten wurde als Sitz dieser Schule bestimmt; im Jahre 1865 (Aviso 25 de Agosto) sah sich jedoch der Agriculturminister veranlasst, der Gesellschaft die Subvention zu entziehen, „da sie die Bedingungen, eine Musterlandwirthschaft zu gründen, nicht erfüllt habe“.

Zu Seite 170. Seit 1865 erscheint in Rio de Janeiro auch ein grösseres englisches Journal: „The Anglo-Brasilian Times; political, literary and commercial. Editor and Proprietor William Scully.“ Es scheint den Regierungskreisen nahe zu stehen.

# Reisen

durch

# Südamerika.



# Reisen

durch

# Südamerika.

Von

**Johann Jakob von Tschudi.**

---

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Zweiter Band.

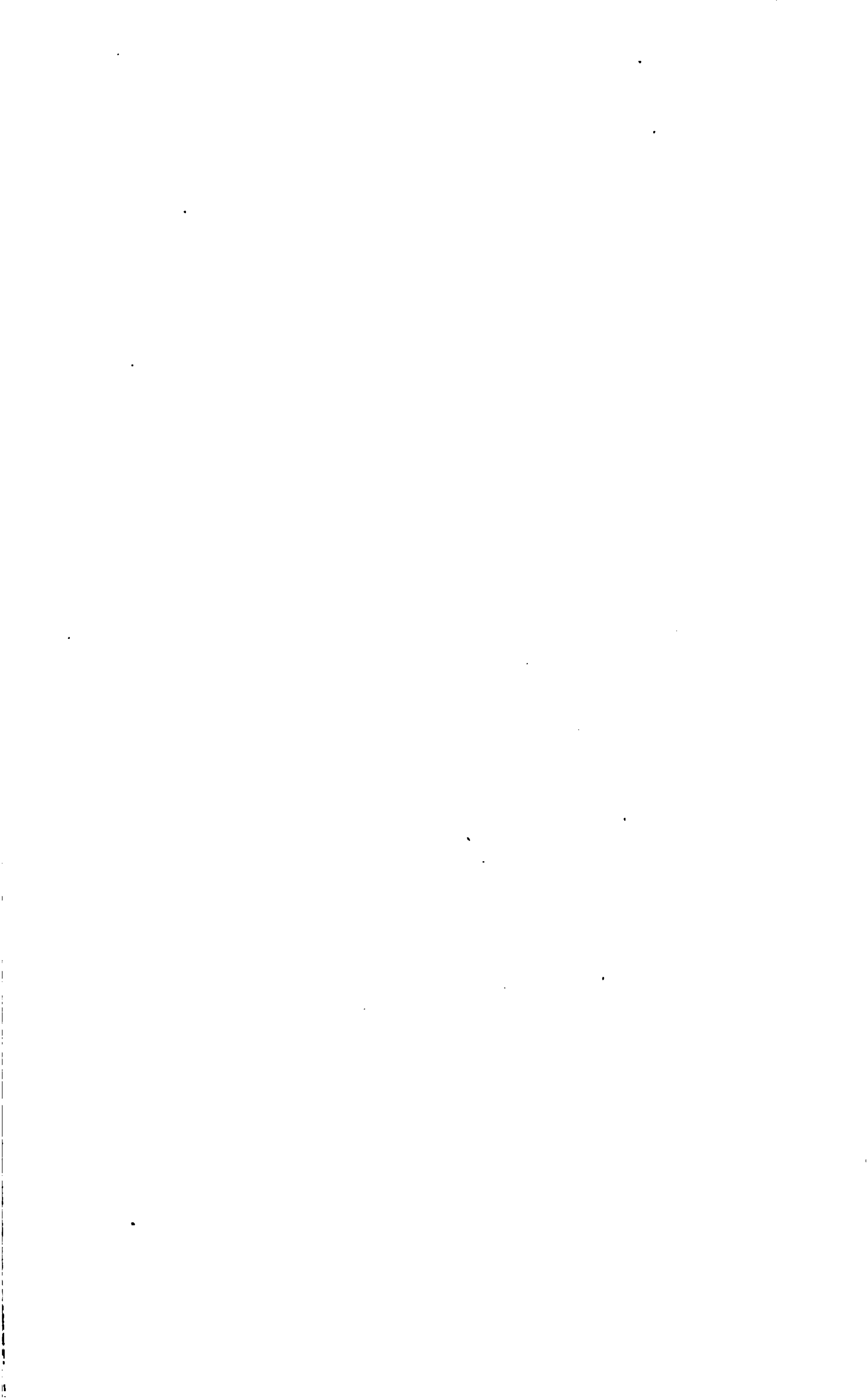


Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1866.



# Reisen

durch

# Südamerika.

Von

**Johann Jakob von Tschudi.**

---

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

# Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

## Erstes Kapitel.

### Reise von Ouro-Preto nach Diamantina.



## Zweites Kapitel.

### Diamantina.

## Drittes Kapitel.

### Reise von Diamantina nach den Urwäldern des Mucury.



## Viertes Kapitel.

### Aufenthalt in Philadelphia.



## Fünftes Kapitel.

### Rückreise nach Rio de Janeiro.

# Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des zweiten Bandes.

## 1. Separat gedruckte Holzschnitte.



## 2. In den Text gedruckte Holzschnitte.



## 3. Karte.

# Erstes Kapitel.

## Reise von Ouro-Preto nach Diamantina.

---



uro-Preto liegt nach *Halfeld* unter 20° 24′ 6″ südl. Br. und 0° 16′ 54″ westl. Länge von Pão d'Azucar in der Bai von Rio de Janeiro (erster Meridian für die Sternwarte der brasilianischen Hauptstadt) oder 45° 51′ 37″ westl. L. von Paris, also etwas westlich von Rio de Janeiro.[1]) *Eschwege* hat für den Palastplatz eine verticale Höhe von 3760 engl. Fuss ü. M. gefunden. Trotz der Lage innerhalb der Wendekreise und der nicht beträchtlichen Erhebung über dem Meere hat Ouro-Preto doch ein verhältniss-

---

[1]) Nach v. Eschwege 20° 23′ 56″; nach St.-Hilaire 20° 25′ 30″. Die Längenangaben differiren bedeutend; die obenangeführte von Halfeld dürfte die richtigste sein. Das Fort Villagaignon in der Bai von Rio de Janeiro liegt 22° 54′ 3″ südl. Br., 45° 30′ 0″ westl. L. ($3^h\ 2^m\ 0^s$) nach Littrow's „Ortsbestimmungen".

mässig rauhes und kaltes Klima, besonders während der trockenen Jahreszeit. Das ziemlich vegetationslose Gebirge und die durch dasselbe bedingte Hauptrichtung des Windes mögen wol viel dazu beitragen. Heftige und sehr anhaltende Regen charakterisiren die Sommer-, Morgennebel mit niedriger Temperatur die Wintermonate. In diesen sinkt das Thermometer oft so tief, dass sich die Gewässer mit einer dünnen Eiskruste bedecken. Verbürgten Angaben zufolge schneite es sogar den 29. Juni 1843 in grossen Flocken, wol ein seltener Fall; hingegen kommt Hagel ziemlich oft vor.

Es ist leicht einzusehen, dass diese Temperaturverhältnisse dem Gedeihen der Tropenfrüchte nicht sehr günstig sind; wir finden daher auch in Ouro-Preto nur in sehr geschützten Gärten einzelne Kaffeebäume, Bananen, Apfelsinen, Citronen und zuweilen auch Ananas von sehr untergeordneter Qualität, besser und häufiger Quitten, Pfirsiche und Aepfel. Europäischen Gemüsen sagt das Klima zu. Kartoffeln können dreimal im Jahre geerntet werden; Kohl gedeiht vortrefflich und in grösster Ueppigkeit, ebenso Salat, Spinat, Sauerampfer, Kürbisse, Bohnen, Mais. Sie werden auch nur in Gärten cultivirt, denn um die Stadt kann keine ordentliche Landwirthschaft betrieben werden. Alle Lebensbedürfnisse, mit Ausnahme einiger Horticulturerzeugnisse, müssen aus der Ferne hergebracht werden.

Bedeutenden Goldgruben verdankt Ouro-Preto seine Entstehung und seinen einstigen Glanz als reiche und bevölkerte Stadt. Hand in Hand mit der allmählich schwindenden Goldausbeute ging auch ihre Decadenz. Um das Jahr 1699 drangen Antonio Diaz von Taubaté, der Priester João de Faria von der Insel São Sebastião und die beiden Paulistaner Thomas Lopez de Camargos und Francisco Bueno da Silva bis zum Gebirgsstock des Itacolumi vor und entdeckten da, wo jetzt die Stadt liegt, bedeutende Goldlager. Bald sammelte sich eine grössere Anzahl Abenteurer, um dieselben auszubeuten. Von der dunkeln Farbe des Goldes erhielt der Ort den Namen Ouro-Preto (schwarzes Gold). Antonio Diaz, das Haupt der Expedition, liess im Thale unweit des Flüsschens Riberão do Ouro-Preto eine Kirche

bauen und weihte sie Nossa Senhora da Conceição, bald nachher wurde auch von andern glücklichen Goldgräbern höher am Berge gelegen eine zweite Kirche mit der Invocation Nossa Senhora do Pilar gegründet und wenige Jahre später war die Bevölkerung so sehr angewachsen, dass sie in zwei Kirchspiele, die Freguesia Antonio Diaz und die Freguesia Ouro-Preto, getheilt werden musste.

Es scheint, dass die Masse der ersten Ansiedler ein böses Gesindel war. Diebstahl, Raub und Mord waren durch lange Jahre an der Tagesordnung, jede Achtung vor dem Gesetze vernichtet; kein Regierungsbeamter vermochte sein Ansehen geltend zu machen. Zwei Parteien, in die sich die Bevölkerung geschieden hatte, führten einen wahren Vernichtungskrieg, der vorzüglich von den Jesuiten angefacht und am heissesten von Manoel Nunes Vianna unterhalten wurde. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen von seiten der Regierung, diesem ungesetzlichen Zustande Einhalt zu thun, gelang es endlich dem Generalgouverneur der Capitanien Rio de Janeiro und São Paulo im Jahre 1709, einigermassen Ordnung und Ruhe herzustellen. Zwei Jahre später wurden die beiden Kirchspiele durch königliche Ordre vom 18. Juni 1711 zum Flecken unter dem Namen *Villa Rica* do Ouro-Preto erhoben. Der unruhige Geist der Mineiros fand aber bald wieder Gelegenheit zu neuen Empörungen. Als im Jahre 1719 auf Befehl aus Lissabon in Minas mehrere königliche Goldschmelzereien und in Villa Rica ein Münzamt errichtet werden sollten, widersetzten sich über 2000 Bewaffnete diesem Befehle, zerstörten die Wohnung des ersten Regierungsbeamten und liessen sich andere schwere Excesse zu Schulden kommen. Das kluge Verfahren des damaligen Gouverneurs, Grafen von Assumar, verhinderte eine weitere Ausbreitung der Empörung. Glücklicherweise war unterdessen auch die Regierung zur Einsicht gelangt, dass bei der stets wachsenden Bevölkerung in den Minendistricten und der ungeheuern Ausdehnung dieses Hinterlandes eine Administration desselben wie bisher in Vereinigung mit der Generalcapitania von S. Paulo nicht mehr durchführbar sei. Durch königliches Decret vom 3. December 1720 wurden

daher jene als eigene Generalcapitania unter dem Namen Minas geraes (allgemeine Minen) von der von S. Paulo getrennt und Villa Rica zur Hauptstadt der neuen Capitania ernannt. Dies schmeichelte den Gemüthern und beruhigte sie. Den 28. August 1721 hielt der neue Gouverneur, D. Lourenzo d'Almeida, seinen Einzug in Villa Rica und von dieser Zeit an datirt sich eine geregelte Entwicklung der Stadt. Das Münzamt wurde nun ohne Opposition gebaut, aber 1735 wieder aufgelassen, das Spital Misericordia gegründet, der Regierungspalast aufgeführt, neue Kirchen errichtet, kurz mit dem steigenden Goldgewinne der Flecken zu einer reichen und bevölkerten Ortschaft umgewandelt. Noch einmal sollte jedoch im Laufe des nämlichen Jahrhunderts die Fahne des Aufruhrs in Villa Rica aufgepflanzt werden. Das Jahr 1789 war zum Ausbruche einer grossen Verschwörung, bekannt unter dem Namen „Der Hochverrath von Minas“ (a inconfidencia em Minas geraes) bestimmt, deren Zweck die Unabhängigkeit der Generalcapitania war. An der Spitze standen eine grosse Anzahl ausgezeichneter Rechtsgelehrten, Beamte, Literaten und Offiziere, obenan der Cavalerielieutenant Joaquim José da Silva, allgemein bekannt unter dem Beinamen Tira-dentes (der Zahnreisser). Die Verschwörung wurde durch Verrath entdeckt; einem Theile der Compromittirten gelang es zu entfliehen, 33 aber wurden gefangen nach Rio de Janeiro abgeführt, wo die meisten nach mehr als zweijähriger Untersuchungshaft zur Deportation nach Angola, Tira-dentes aber zum Galgen verurtheilt wurde. Sein Leichnam wurde geviertheilt, die Stücke in Ouro-Preto ausgestellt, sein Haus daselbst geschleift, der Boden mit Salz bestreut und ein Pranger an dessen Stelle errichtet. Heute wird Tira-dentes als Vorkämpfer der brasilianischen Unabhängigkeit, als Märtyrer der Freiheit geehrt.

Während des Unabhängigkeitskrieges, nach Abreise des Königs João VI. aus Brasilien (26. April 1821), vereinigte sich in Villa Rica die Provinzialjunta von Minas geraes, und zeigte eine Zeit lang die Absicht, die Provinz als unabhängigen Staat zu erklären. Dies bewog den Prinzregenten Dom Pedro I. im März 1822, eine Reise nach jener Provinzialhauptstadt zu machen und

es gelang ihm, durch seine persönliche Erscheinung und durch zweckmässige und vernünftige Massregeln die aufgeregte Bevölkerung zu besänftigen. Während seiner Anwesenheit daselbst ertheilte er dem Flecken den Titel und die Prärogative einer Stadt mit ihrem ursprünglichen Namen Cidade do *Ouro-Preto*. Durch königliches Decret vom 20. März 1823 wurde diese Verleihung bestätigt und noch das Prädicat „kaiserlich“ (Cidade Imperial) beigefügt.

Ouro-Preto ist zu drei verschiedenen malen nach revolutionären Bewegungen im Range erhöht worden; gewiss ein fast einzig dastehender Fall. Das erste mal wurde es nach einem Bürgerkriege zum Kirchspiel, das zweite mal nach einem offenen, gewaltthätigen Aufstande gegen die Regierungsverordnungen zum Flecken (Villa) und das dritte mal nach offen erklärten particularistischen, republikanischen Gelüsten zur Stadt erhoben. Noch zweimal in den Jahren 1834 und 1842 gaben sich in Ouro-Preto republikanische Zuckungen kund, sie wurden aber bald unterdrückt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahm die Goldausbeute in der Umgebung der Stadt ab. Die Lager waren grösstentheils erschöpft, die noch einigermassen einträglichen wurden irrationell betrieben. Die Abnahme dauerte stetig fort. Ihr folgte Verarmung der Bevölkerung, Decadenz und Entvölkerung der Stadt. Grossartig angefangene öffentliche Bauten blieben unvollendet, schon vollendete wurden vernachlässigt und fast ihrem Ruin preisgegeben.

Dies ist in flüchtigen Umrissen die Geschichte der Stadt Ouro-Preto, deren Inneres wir uns etwas genauer betrachten wollen.

In dem höher gelegenen östlichen Theile der Stadt auf einem etwas von Norden nach Süden geneigten Platze, wie schon oben bemerkt, nach von Eschwege etwas über vierthalbtausend Fuss über M., steht der Regierungspalast von düsterm, castellartigem Ansehen. Es ist ein einfaches zweistöckiges Gebäude, das von einer Mauer mit Thürmchen und Schiessscharten umgeben ist. Nach hinten ist die ehemalige königliche Schmelzerei mit ihm in

Verbindung. Das Innere des Palastes entspricht seinem Aeussern. Die Säle wie die übrigen Gemächer sind äusserst einfach ohne irgendeinen architektonischen Schmuck. Die Präsidentenwohnung steht hinsichtlieh des Ameublements hinter der irgendeines wohlhabenden Privatmannes.

Auf einer zweiten Seite des Platzes, der Rua nova gegenüber, liegt das Rathhaus (Casa da camara municipal), das erst 1837 vollendet wurde und im Rufe des schönsten Gebäudes der Provinz Minas geraes steht. Es bildet ein Rechteck, dessen eine schmale Seite die Front mit einer Freitreppe und einem Balkon. Die Langseiten zählen je elf Fenster, worunter zwei blinde. Das Gebäude ist mit einem ziemlich hohen Thürmchen mit einer Uhr geziert. Man könnte in der That dieses Stadthaus schön nennen, wenn es nicht in seinem Parterre durch eine Reihe ziemlich roh vergitterter Fenster verunstaltet wäre. Fast in allen Rathhäusern Brasiliens ist der grösste Theil des Parterre für die Gefängnisse (cadeia) bestimmt. In Ouro-Preto sind sie gegenwärtig gut und zweckmässig, waren es aber früher nicht; denn 1847 brachen auf einmal 72 Gefangene aus und machten auf lange Zeit die Gegend unsicher. Die Kettensträflinge sind von den übrigen zu leichten Strafen Verurtheilten geschieden. Jene, je zwei an eine etwa eine Klafter lange Kette geschlossen, müssen Strassen reinigen, Erdarbeiten ausführen u. s. f., diese werden in gemeinschaftlichen Sälen in verschiedenen Handwerken und Handarbeiten unterrichtet. In den Localitäten herrscht Ordnung und Reinlichkeit.

An der Stelle des früher mit Kugel und Schwert gezierten Prangers (pelourinho), an dem die öffentlichen Auspeitschungen vorgenommen wurden, steht gegenwärtig ein Brunnenbecken. Er wurde 1857 beseitigt.

Neben dem Rathhause liegt auf einem freien Platze die einfache, aber hübsche Kirche Nossa Senhora do Carmo. Ouro-Preto zählt nicht weniger als 15 Kirchen nebst einigen Kapellen. Die reichste innere Ausschmückung, die aber nicht gerade Zeugniss eines guten Geschmacks gibt, und werthvollsten Paramente haben die beiden Parochialkirchen N$^{a}$. S$^{a}$. do Pilar und N$^{a}$. S$^{a}$.

da Conceição. In architektonischer Beziehung, an Ernst und Würde nimmt die Kirche des heiligen Franciscus von Assisi im Stadttheil Rosario den ersten Platz ein. Das Schiff ist im Verhältniss zu den äussern Proportionen des Tempels etwas zu schmal, da längs jeder Langseite desselben ein Corridor verläuft, der sich in die Sacristei eröffnet; diese nimmt die ganze Breite des hintern Theiles der Kirche ein. Ueber dem Haupteingange befindet sich der Chor. Im Presbyterium steht über dem hübschen steinernen Hauptaltare der heilige Franciscus Seraphicus aus Stein gehauen. Die Kuppel ist mit ziemlich guten Frescomalereien geziert. Höchst selten findet man in einer brasilianisehen Kirche ein gemaltes Altarblatt; ganz allgemein vertritt dessen Stelle eine Statue des Kirchenpatrons. Ein Kunstwerk trifft man unter diesen Statuen nie. Sie sind, oft kaum 2—3 Schuh hoch, meistens roh aus Holz oder Stein sculpirt, häufig blosse Gipsfiguren. Die brasilianischen Kirchen machen deshalb auch im Vergleich zu den europäischen einen kalten, nackten Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird, dass gewöhnlich auch Bänke und Stühle fehlen. Die Kirchenbesucher, wenigstens der weibliche Theil, lassen sich Teppiche nachtragen, auf denen sie während des Gottesdienstes kauern; die ärmere Klasse lässt sich auf den blossen Fussboden nieder. Die Männer stehen.

Im Schiffe sind sechs Seitenaltäre, ein schönes Taufbecken und zwei einander gegenüberstehende, hübsch ausgeführte Kanzeln angebracht. Die Figuren sind in Speckstein gemeisselt, im ganzen genommen mit Fleiss und Kunstsinn ausgeführt und insofern interessant, als sie von einem Mulatten gearbeitet sind, dessen beide Hände vollkommen verkrüppelt waren. Hammer und Meissel mussten ihm an die Vorderarme gebunden werden. Die beiden runden, eine hohe Giebelfront einrahmenden Thürme sind mit Kupfer gedeckt. Neben der Kirche befinden sich in einem niedrigen Gebäude die Katakomben.

Eine dem heiligen Franciscus de Paula geweihte Kirche ist zwar seit langen Jahren angefangen, aber immer noch unvollendet. Es fehlen ihr vorzüglich noch die beiden projectirten Thürme.

Auffallend von dem gewöhnlichen brasilianischen Kirchentypus abweichend ist die Igreja de Nossa Senhora do Rosario, da sie, wenngleich in ihrer Ausführung dem Renaissancestile angehörend, doch sehr an den byzantinischen Stil erinnert. Sie ist rund; die beiden runden Thürme reichen nur um ein Drittel der Höhe des Schiffes über das Mittelgebäude empor, jeder trägt vier kleine Thürmchen. Die hübsche Giebelfront ist mit zwei Thürmchen und einem hohen Kreuze geziert. Zu den drei roth angestrichenen Kirchthüren führen grosse gewölbte Eingänge, die mit ebenfalls roth angestrichenen, hölzernen, circa drei Fuss hohen Gittern abgesperrt sind. Ueber dem Eingange in der Front sind drei Fenster mit steinernen Brustwehren und Balkon. Im untern Theile der Thürme sind ebenfalls drei vergitterte Fenster angebracht. Das Schiff ist rund, ebenso das Presbyterium. Unter den erwähnenswerthen öffentlichen Gebäuden darf das Theater kaum mit angeführt werden. Es steht wenige Schritte von der Haupttreppe der Kirche N^a^. S^a^. do Carmo und ist ein kleines, unansehnliches Haus mit zwei Thüren, in der Mitte beider ein Fenster. Nur selten wird da gespielt. Die von den Kammern votirte Subvention reicht nicht hin, um eine ordentliche Schauspielertruppe zu bezahlen. Hin und wieder vereinigen sich einige Dilettanten oder herumziehende Komödianten, um eine Reihe von Vorstellungen zu geben, bei denen gewöhnlich aus Mangel am nöthigen Personale Männer die Frauenrollen übernehmen.

Ouro-Preto zählt etwa 16 öffentliche Brunnen, von denen einige hübsch gearbeitet sind und mehrere Brücken über den Riberão d'Ouro-Preto von untergeordneter Bedeutung. Das vor circa 140 Jahren gegründete Hospital da Misericordia lässt in jeder Beziehung vieles zu wünschen übrig. In den Jahren 1836 und 1845 wurde die Präsidentschaft durch Kammerbeschlüsse ermächtigt, ein dringend nöthiges Spital für Aussätzige zu gründen. Die bewilligten pecuniären Mittel waren aber so geringfügig bemessen, dass bis zum Jahre 1860 diese Heilanstalt noch nicht errichtet werden konnte.

Die öffentliche Bibliothek war bis 1853 im höchsten Grade

vernachlässigt. Dem damaligen Präsidenten Carlos Carneiro do Campos gelang es, ein Gesetz zur Reorganisation dieser Anstalt und etwas grössere Subsidien zu erwirken. Durch Ankauf zweckmässiger Werke in Europa wurde die Bibliothek etwas gehoben. Im Provinzialbauamte (Secretaria do Repartição das obras publicas) wird eine kleine Mineraliensammlung aufbewahrt. Sie schliesst nur einige wenige interessante Stücke ein, die meisten sind von sehr geringer Bedeutung.

Eine Provinzialbuchdruckerei (Typographia provincial) druckt das Regierungsorgan (Correio official), den Rechenschaftsbericht (Relatorios) der Präsidentschaft u. s. f. Zu erwähnen sind noch eine Filiale der Bank von Brasilien und eine auf Actien gegründete Sparkasse (caixa economica).

Der öffentliche Unterricht liegt in Ouro-Preto noch sehr danieder. Elementarschulen sind zwar in hinreichender Menge vorhanden und wie die untern Schulen in Brasilien im allgemeinen ziemlich gut; mit den höhern Lehranstalten ist es dagegen um so schlechter bestellt. Privat- und öffentliche Collegien sind gewöhnlich nach kurzem Bestehen wieder eingegangen. Der letzte Versuch der Errichtung eines Gymnasiums fand im Jahre 1854 statt durch Gründung des Lyceo mineiro, aber bald siechte auch dieses trotz der Anstrengungen verschiedener Präsidenten so sehr dahin, dass wiederholt der Provinziallandtag dessen Aufhebung berieth.

Im Jahre 1839 decretirte die Kammer die Gründung eines botanischen Gartens, eine halbe Legoa von der Stadt entfernt. Er sollte in erster Reihe als Musterschule für Theecultur dienen. Ein Jahr später verordnete ein neues Gesetz, dass mit demselben eine landwirthschaftliche Schule zum Unterricht für Waisenknaben vereint werden solle. Dieser letzte Beschluss ist nie erfolgreich realisirt worden. Gegenwärtig werden dort einige Medicinalkräuter gebaut und mit Hülfe einer Anzahl Sklaven etwas Theecultur und Bienenzucht getrieben. Ein vierteljährlicher Ausweis über die Theeproduction und deren Verkauf zeigte folgendes Resultat:

1857.

| | | | |
|---|---|---|---|
| October | Vorhandener Thee . . . . . . . . | 100 | Arrobas. |
| November | in diesem Monate gewonnener Thee . | 4 | „ |
| December | „ „ „ „ „ . | 4 | „ |
| | | 108 | Arrobas. |

1857.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| October | An Francisco Lopez de Aguiar für Rechnung der Provinzial-schatzkammer übergeben . . | 1 | Arroba | 15 | Pfd. |
| November | „ „ „ „ | 1 | „ | 19 | „ |
| December | „ „ „ „ | — | „ | 21 | „ |
| | | 3 | Arrobas | 23 | Pfd. |
| Verbleiben den 1. Januar 1858 im Depot | | 104 | Arrobas | 9 | Pfd. |

Der Thee dieser Musterschule zeichnet sich aber weder durch eine sorgfältigere Cultur oder Trocknung, noch durch sein Aroma im geringsten vor dem auf Privatfazendas von Minas und São Paulo gewonnenen aus.

Die Einwohnerzahl von Ouro-Preto wird sehr verschieden, von 6—9000 Seelen, angegeben. Die beiden Kirchspiele, in die die Stadt zerfällt, mit der umliegenden, ihnen zugetheilten Bevölkerung dürften 8500—9000 Bewohner zählen, die Stadt selbst soll deren nur 6000 haben. Da, wie schon bemerkt, der Goldgewinn beinahe gänzlich aufgehört hat, in der Umgegend der Stadt weder Agricultur noch Viehzucht in nennenswerthem Masse getrieben werden, keine Industrie existirt und der Handel nur ein sehr unbedeutender ist, so wäre Ouro-Preto von seiner einstigen Bedeutung wahrscheinlich noch tiefer gesunken, wenn es nicht Regierungssitz wäre und also alle Vortheile, die für eine Bevölkerung mit einem solchen verknüpft sind, der Stadt zugute kämen.

Nach meiner Ankunft in der Provinzialhauptstadt war meine erste Sorge, mir einen neuen Camarada zur Weiterreise zu verschaffen. Der Neger *Ignacio*, der von Barbacena bis hierher meine vollste Zufriedenheit erworben hatte, konnte mich, so sehr er es auch wünschte, nicht weiter begleiten. Er besass ein

kleines Heimwesen und musste zur Saatbestellung seiner Felder zurückkehren. Der thätigen Mitwirkung einiger Kaufleute, an die ich empfohlen war, gelang es auch, mich mit einem neuen Diener zu versehen.

Ich suchte gleich den ersten Tag Herrn Friedrich *Wagner*, den Geographen der Provinz auf, den ich emsig mit dem Durchpausiren der grossen Karte von Minas beschäftigt fand. Herr Wagner, dem ich eine herzliche Aufnahme und manche werthvolle Aufschlüsse verdanke, war von sächsischen Aeltern in Böhmen geboren. Er hatte als Lieutenant die Feldzüge von 1813 bis 1815 in der österreichischen Armee mitgemacht. Nach dem Frieden widmete er sich dem Bergbau, reiste später nach Brasilien, wo er zuerst als Ingenieur verwendet, später zum Geographen der Provinz Minas geraes mit 1600 Milreis jährlichem Gehalt ernannt wurde.

In dieser bescheidenen Stellung lebte er lange Jahre in Ouro-Preto, wo er 1861 starb. Seine Hauptaufgabe war die Ausarbeitung einer grossen topographischen Karte dieser gewaltigen Provinz, die Herr Halfeld in den Jahren 1836—1855 im Regierungsauftrage aufgenommen hatte. Herr Wagner hat mit grossem Fleiss und mit der gewissenhaftesten Benutzung des Materials die Karte im Masstabe von 1:2,000000 ausgeführt. Sie ist die genaueste und ausführlichste, die über irgendeine brasilianische Provinz existirt. Durch Vermittlung von Herrn Halfeld erhielt Herr Justus *Perthes* in Gotha im Jahre 1860 ein Exemplar dieser Manuscriptkarte und liess sie bei seinem unermüdlichen Eifer für Förderung geographischer Kenntnisse in seiner Anstalt durch Stich vervielfältigen, um sie auch einem grössern Publikum zugänglich zu machen. [1])

In dem Rechenschaftsberichte des Präsidenten der Provinz Minas geraes vom Jahre 1862 finde ich unter der Rubrik „Carta

---

[1]) Die brasilianische Provinz Minas geraes von J. J. v. Tschudi mit Originalkarte nach den officiellen Aufnahmen des Civilingenieurs H. G. F. Halfeld, 1836—1855 unter Benutzung älterer Vermessungen und Karten, gezeichnet von Friedrich Wagner. Ergänzungsheft Nr. 9 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen.

geographica da provincia“ die Mittheilung, dass infolge eines Contractes vom 17. December 1861 der Ingenieur *H. Gerber* sich verpflichtet habe, in einer der bekanntesten Anstalten Europas eine von ihm organisirte Karte der Provinz im Masstabe von 1:1,500000 lithographiren zu lassen und dieselbe mit gedruckten geographischen und statistischen Noten zu begleiten und zwar zum Preise von 3:500 Milreis (circa 2560 Thaler pr. Court.).[1]

Wenn einmal die Karte von Herrn Gerber publicirt ist, so werden wir beurtheilen können, wieviel von seinen eigenen Arbeiten darin enthalten ist. Herr Gerber, den ich bei Herrn Wagner kennen lernte, ist Provinzialingenieur mit 6000 Milreis Gehalt. Seinem Wirkungskreise ist vorzüglich der nördliche Theil der Provinz zugewiesen.

Erst den zweiten Tag meines Aufenthaltes in Ouro-Preto erblickte ich abends den gegenüberliegenden *Itacolumi*. Er war bisher von schwarzen, dicken Wolken verhüllt gewesen. Sein Anblick überraschte mich. Das nackte, zerklüftete Gestein, die mit spärlicher Vegetation bedeckten Abhänge, der zugespitzte, seitlich stark geneigte Felsenkegel, von dessen Basis ein zweiter kleiner, fast säulenförmiger Felsen in entgegengesetzter Riehtung absteht, stellen zusammen ein gar eigenthümliches, seltenes Bild dar. Der nachfolgende Holzschnitt zeigt den Gipfel des Berges von der Stadt aus gesehen. Er ist nach einer Zeichnung, die mir Herr H. Gerber gab, angefertigt. Kaum eine halbe Stunde lang war mir der Anblick des Berges gegönnt, als schon wieder dichte Nebel daherjagten und sich um seine Spitze lagerten. Um $^1/_2$7 Uhr wurde er noch einmal für kurze Zeit rein. Dann sah ich ihn von Ouro-Preto aus nicht mehr. An einem beabsich-

---

[1]) Por contracto firmado em 17 de Decembro do anno passado comprometteuse o Engenheiro H. Gerber a mandar litografar em um dos estabelecimentos mais accreditados da Europa a carta geographica da Provincia que elle organizou em escala de 1:1,500000 não so em vista dos dados escolhidos por ocasião de desempenhar as diversas commissões que lhe forão confiados pelo governo, como tambem colligindo os trabalhos existentes no archivo publico. Alem disso o mesmo engenheiro obrigouse a mandar imprimir os noções geographicos e estadisticas que devem acompanhar a carta, tudo pela quantia de 3:500 Milreis.

tigten Besuche des Berges, dessen Besteigung eine leichte ist und die sogar auf ziemlich schlechten Wegen fast bis zur Spitze zu Pferde möglich ist, wurde ich durch die täglichen heftigen Regengüsse leider verhindert.



Gipfel des Itacolumi von Ouro-Preto aus gesehen.

Die höchste Spitze des Itacolumi ist die linke Zacke neben der muldenförmigen Ausbuchtung des Berges, nicht aber das geneigte kegelförmige Horn. Nach den Messungen des Herrn v. Eschwege, der sich eine Reihe von Jahren als königl. portugiesischer Ingenieuroberst und Oberberghauptmann in Ouro-Preto aufgehalten hat, beträgt die Höhe der Bergspitze 5720 englische Fuss über M.; v. Spix und v. Martius fanden nach ihrer Berechnung 5368 französische Fuss.

Im grossen Felsen soll sich eine sehr weite Kluft befinden; auch der kleine hat gegen die Spitze zu an der gegen den grossen gerichteten Seite einen etwa vier Fuss breiten Spalt. Hier hat mehrere Jahre ein Spanier als Einsiedler gehaust. Unter dem Volke hiess es, er sei ein Spion vom damaligen Präsidenten der La Platastaaten Don Manuel Rosas. Mit Recht kann man fragen, was er dort, eine Meile von der Hauptstadt dieses Hinterlandes entfernt, zu spioniren gehabt hätte, was für Rosas von politischem Interesse gewesen wäre?

Die alten Indianer nannten den Berg wegen seiner eigenthümlichen Felsenbildung *Itacolumi*, der „Stein mit seinem Sohne“. Dieser Name ist ihm geblieben.

Der bekannte Geologe, Dr. *Heusser*, hat im Jahre 1859 den Itacolumi bestiegen. Aus seinen interessanten Mittheilungen über die geologischen Verhältnisse dieses Gebirges will ich hier die folgende Schilderung der Spitze des Gebirgsstocks beifügen (Petermann's Mittheilungen 1859, Heft XI, S. 453): „Für den ganzen Stock ist charakteristisch das Hervortreten einer Unzahl kahler, meist nach derselben Seite (West) gerichteten Felsenspitzen, deren Entstehung nur der Verwitterung zugeschrieben werden kann und die ihre schönste und mannichfaltigste Ausbildung auf dem speciell so genannten Itacolumi erhalten haben. Auf der Höhe des Hauptstockes breitet sich zwar kein eigenes Plateau aus, wohl aber führt ein sanft ansteigender Abhang zu der höchsten Erhebung hin. Diese bildet einen wiederum mit sehr steilen Wänden ansteigenden breiten Rücken, einen ‚Boden‘, der aber keineswegs eben, sondern mit Felsentischen, schwankenden Steinen, überhaupt Gestalten wie in Granitgegenden bedeckt ist. Neben diesem Boden erhebt sich auf der Ostseite ein gewaltiger überhängender Felsen (auch nach Westen gerichtet wie jener kleinere), ein Zahn, ein Wetterhorn im kleinen. Die Höhe desselben schätzten wir auf etwa 200 Fuss. Neben demselben erhebt sich ein kleinerer Stein. Von dem letztern aber wollen wir gar nicht sprechen, denn wenn auch von Ouro-Preto aus blos diese beiden sichtbar sind und dem Ganzen den Namen gegeben haben, so verschwindet doch der kleinere dem Auge, sowie man die Höhe des Hauptstocks erreicht, unter der Unzahl gleich grosser und grösserer Steine, die in Ouro-Preto durch jenen Seitengrat gedeckt sind und die, ein wahres Felsenmeer bildend, wie wir auch nur annähernd kein zweites gesehen, der sprechendste Beweis sind von einer Verwitterung des Gesteins im grossen auch unter den Tropen ohne Frost, Schnee und Gletscher, blos unter dem Einflusse der übrigen Atmosphärilien.

„Die malerischen Felsenpartien des ganzen Gebirgsstocks

können nur mit denjenigen der Hochalpen verglichen werden, namentlich mit jenen kahlen Gehängen und Graten, welche die Gletscherscheiden bilden. Während aber solche Punkte in den Alpen entweder gar keine oder nur eine kryptogamische Vegetation zeigen, sehen wir hier die schönsten Orchideen und Bromeliaceen nebst Moosen und Flechten auf den kahlen Felsen sitzen.

„Das Gestein, aus welchem der Itacolumi besteht, der Itacolumit, ist ein mürber Quarzsandsein mit schiefriger Textur. Das Ausgehende der Schichten bildet die bereits erwähnten unzähligen Köpfe, die alle gegen West oder Westnordwest blicken. Das Einschiessen nach Osten beträgt 5—10°. Wahrscheinlich war der Winkel ursprünglich grösser, diese geringe Neigung ist wol der Verwitterung und dadurch entstandenen Abbrechung der Schichten zuzuschreiben. Auf der flachen Seite der Schiefer sieht man eigenthümliche Anfressungen, die, obgleich flacher, weniger tief an kleine Karren- und Schrattenfelder erinnern. Der Unterschied des Gesteins mag hier zur Verschiedenheit der Anfressungen auch etwas beitragen." So weit Herr Dr. Heusser.

Der schon mehrmals erwähnte königl. portugiesische Oberberghauptmann v. Eschwege, dem jedenfalls das grosse Verdienst gebührt, in seinem „Geographischen Gemälde von Brasilien" zuerst einige Klarheit über die geologischen Verhältnisse Mittelbrasiliens, besonders der so höchst interessanten Provinz Minas geraes verbreitet zu haben, gab dem die Hauptmasse des Itacolumi bildenden Gesteine den Namen *Itacolumit* oder Itacolumitquarz. Als eine Varietät desselben bezeichnet er ein Gestein, das die Eigenschaft besitzt, sich, selbst in grössern Tafeln, einigermassen biegen zu lassen, also eine gewisse Elasticität zeigt. Er nannte es biegsamer oder elastischer Sandstein, auch Gelenkquarz und sandte an verschiedene europäische Sammlungen ausgezeichnete Stücke dieser sonderbaren Felsart. Man trifft Muster davon in den meisten grössern Museen.

Auffallenderweise haben spätere Forscher diesen Gelenkquarz nicht gefunden, obgleich er nach v. Eschwege's Angaben in der nächsten Nähe von Ouro-Preto vorkommen soll. Herr

Wagner, mit dem ich darüber sprach, erzählte mir folgende sonderbare Geschichte. Im Jahre 1823 habe er sich alle Mühe gegeben, den biegsamen Sandstein aufzufinden und deshalb auf das sorgfältigste an allen jenen Stellen nachgeforscht, wo er nach v. Eschwege's Mittheilungen auftreten soll; aber immer vergebens. Eines Tages habe er wiederum in der Lavra do Veloso (eine halbe Stunde von der Stadt), dem Hauptfundorte von Eschwege, nachgesucht, als er zufällig dort mit einem Neger zusammentraf, der eine rothe Weste mit blanken Knöpfen trug, auf denen die Bergmannsinsignien, Hammer und Schlägel, geprägt waren. Woher hast du diese Weste? fragt ihn Wagner einigermassen überrascht. — Vom Baron. — Von welchem Baron? — Vom Baron Escheweg. — Hast du ihn also gekannt? — Ja, Herr, ich bin in seinem Dienste gewesen, bis er voriges Jahr abreiste.[1]) — Nun, fuhr Wagner fort, so kannst du mir gewiss auch sagen, wo man hier den Stein findet, der sich biegen (dobrar) lässt? Der Neger lachte verschmitzt und erwiderte: Ja, Herr, der Stein kommt hier vor, aber biegen lässt er sich nicht. — Wie? der Baron hat doch biegsame Steine gehabt? — Ja, Herr. aber wir haben sie erst biegsam gemacht. — Auf welche Weise denn? fragte Wagner im höchsten Grade erstaunt. — Nun, erklärte der Neger, wir haben die Tafeln auf die Schmiedeesse neben ein schwaches Feuer gestellt und dann ziemlich lange geblasen, dann liessen wir die Tafeln langsam auskühlen und sobald sie kalt waren, konnte man sie biegen. Wagner gab dem Neger ein Trinkgeld für seine Auskunft, setzte nichtsdestoweniger noch jahrelang, aber immer gleich erfolglos, seine Nachforschungen nach dem biegsamen Sandsteine fort. Ebenso wenig fand ihn Herr Buzelin, ein eifriger und intelligenter Naturaliensammler, der seit einer langen Reihe von Jahren auf seinem hübschen Wohnsitze, in *Passagem*, zwischen Ouro-Preto und Marianne lebt und ebenso emsig wie Wagner nach dem eigenthümlichen Gelenkquarze suchte. Andere Naturforscher und Reisende waren auch nicht glücklicher.

---

[1]) v. Eschwege verliess Ouro-Preto im Jahre 1822.

Es fragt sich nun, ob der Itacolumit, in dünne Tafeln gespalten und allmählich erhitzt, nach dem Abkühlen vielleicht durch eine Verschiebung seiner Molecule eine gewisse Biegsamkeit erlangt. Möglicherweise hat Herr v. Eschwege bei seinen vielen Schmelzversuchen diese Eigenschaft des Itacolumit zufällig entdeckt.

Jedenfalls ist es eine höchst auffallende Erscheinung, dass so viele Naturforscher vergeblich nach dem Gelenkquarz gesucht haben. Möglich ist es auch, dass nach v. Eschwege's Abreise noch biegsamer Sandstein als Industrieproduct jenes Negers durch dritte Personen nach Europa gekommen ist. Herr Dr. Heusser bemerkt in seiner oben angeführten Abhandlung: „Wir fanden blos an Einer Stelle einen mürben Quarzschiefer, den wir für den Gelenkquarz hätten halten können; es ist dies bei der Kirche São Francisco de Paula in Ouro-Preto selbst. Es zeigt aber dieses Gestein nur *Spuren* von Biegsamkeit und bricht leicht.“

Ich machte dem Präsidenten der Provinz, Herrn Dr. Carlos *Carneiro de Campos*, an den ich empfohlen war, meinen Besuch und fand in ihm einen ebenso zuvorkommenden als gebildeten Mann. Er war Professor der Economia politica an der juristischen Universität von São Paulo und Senador do Imperio der gleichnamigen Provinz. Im Jahre 1862 hatte er für kurze Zeit das Portefeuille des Ministeriums des Aeussern inne. In frühern Jahren bekleidete er schon einmal die Stelle eines Präsidenten der Provinz Minas geraes. Man fand ihn das zweite mal weniger leutselig und zugänglich als während seiner ersten Präsidentschaft. Er versprach, mir eine Copie der grossen Karte von Minas anfertigen zu lassen, ertheilte sogleich den Befehl, mir die Archive behufs statistischer Nachforschungen zugänglich zu machen und sandte mir vor meiner Abreise eine Anzahl Empfehlungsbriefe an Behörden und Privaten für die Theile der Provinz, die ich noch zu bereisen beabsichtigte. Am nämlichen Tage machte mir auch der Juiz de Direito, die oberste Gerichtsbehörde, einen Besuch, um mir seine Dienste und Empfehlungen anzubieten.

In Ouro-Preto befanden sich damals wenige Fremde und diese repräsentirten, einzelne achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, nicht gerade auf ehrenvolle Weise das civilisirte Europa. Der Misbrauch des Zuckerrohrbranntweins (cachaza) ist die Klippe, an der eine grosse Anzahl Europäer, besonders Deutsche, in Brasilien scheitern. Zwar zählt der grösste Theil derselben zur arbeitenden Klasse, aber es fällt auch manches den gebildeten Ständen angehörige Opfer der Trunkenkeit. Es wurden mir in Ouro-Preto mehrere Ausländer genannt, die entweder durch ihre Bildung oder mechanische Fertigkeiten sich eine ehrenvolle und angenehme Stellung hätten erringen können, aber als Säufer elendiglich zu Grunde gingen. Der deutsche Dr. Sch., der die Stelle eines Professors der Mathematik an einem Collegium in der Provinzialhauptstadt bekleidete, schnitt sich im Delirium tremens den Hals ab.

Bei einer auf dem Durchmarsche nach Matto grosso begriffenen kleinen Abtheilung Soldaten fiel mir ein Flügelmann auf, der durch seinen Anstand und seine Gesichtsfarbe auffallend mit den uniformirten Negern, aus denen die Truppe bestand, contrastirte. Man erzählte mir, es sei ein Deutscher, der aus Passion für das Waffenhandwerk sich habe anwerben lassen.

Die Besatzung von Ouro-Preto beträgt, die Polizeisoldaten Inbegriffen, ungefähr 300 Mann. Jene führen die Kettensträflinge zu den öffentlichen Arbeiten. Mit der abstossendsten Frechheit betteln diese Verbrecher den Vorübergehenden um einen Cobre[1]) an und werden unverschämt grob, wenn ihnen die Gabe nicht sogleich verabfolgt wird. Fast alle, die ich hier und auf der Strasse nach Marianna sah, waren Neger und dunkle Mulatten, wahre Galgenphysiognomien.

Alle Abend um ½7 Uhr versammelten sich nach mehrmaligem Läuten in der dicht neben meiner Herberge liegenden Kirche N^a. S^a. do Rosario eine Anzahl Gläubige zum Absingen der

---

[1]) Cobre (Kupfer) nennt man in der Provinz Minas (und nur in dieser Provinz allein) die Kupferstücke von 40 Reis oder 2 Vintems.

Litanei und einiger Lieder. Die schrillendsten, Mark und Bein durchdringenden Discantstimmen trieben mich jedesmal, selbst bei strömendem Regen, auf die Strasse. Dieser fast infernalische Gesang machte immer die Wirkung auf mich, als hörte ich mit den Nägeln eine Mauer abkratzen.

Vergeblich erkundigte ich mich nach der ehemaligen Wohnung des edeln und so unglücklichen Sängers der *Marilia*. Keiner von allen, an die ich mich wandte, konnte mir sagen, wo er geliebt und gedichtet hatte und doch waren erst vier Jahre verflossen, seit jene Frau, die das glühende Dichterherz zu den tiefinnigsten Ergüssen der reinsten Gefühle entflammt hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte.

*Dirceu's* Gesänge an Marilia, rührend schön und reizend in ihren Bildern und Gedanken, musterhaft und vollendet in ihrer Form, sind die Lieblingslieder der Portugiesen und Brasilianer geworden und so recht eigentlich in die verschiedensten Schichten der Nation gedrungen. Die portugiesische Literatur hat keinen Lyriker, der diesen transatlantischen Petrarca, wie Dirceu mit Recht genannt werden kann, übertroffen hätte. Seine Marilia ist ins Spanische, Italienische und Französische übertragen, zum Theil auch ins Englische. Eine deutsche Uebersetzung kenne ich nicht.[1]) Der Name und die Geschichte des Dichters sind in Deutschland nur in den kleinsten Kreisen bekannt. Ich glaube daher meine Leser nicht zu ermüden, wenn ich ihnen hier in wenigen Worten das tragische Schicksal des zarten Sängers mittheile.

Thomas Antonio *Gonzaga* wurde 1744 von brasilianischen Aeltern während deren Aufenthalts in Portugal zu Oporto geboren. Deshalb zählen auch die Portugiesen den Dichter zu den Ihrigen. Sein Vater bekleidete in jener Stadt die Stelle eines Auditors (Ouvidor) und wurde 1759 als Mitglied des obersten Gerichtshofes nach Bahia versetzt. Dort brachte unser Dichter einen

---

[1]) In den „Poetischen Fragmenten“ von Dranmor, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860, ist eine sehr gelungene metrische Uebersetzung der ersten Lyra des ersten Theils der Marilia enthalten.

grossen Theil seiner glücklichen Jugendzeit zu. Zum Jünglinge herangereift, wurde er von seinem Vater nach Portugal geschickt, wo er an der Universität Coimbra die Rechte studirte, 1768 den Grad eines Baccalaureus erlangte und bald darauf als Richter in verschiedenen Städten Portugals angestellt wurde. Seine dienstliche Verwendung in Portugal dauerte nicht lange; er wurde in sein Vaterland zurückgesandt, um in Villa Rica, der Hauptstadt der Capitania Minas geraes, die ehrenvolle Stelle eines Ouvidor zu bekleiden. Hier befreundete und verband er sich mit einer Anzahl durch Geist und Bildung ausgezeichneter Männer, Literaten, Richter und Geistliche, von denen eine Anzahl als Schriftsteller und Dichter berühmt sind. Sie haben unter dem Namen der „Minasdichter“ (Poetas mineiros), eine Dichterschule vertreten, die in der portugiesisch-brasilianischen Literatur eine ehrenvolle und wichtige Stelle einnimmt und durch das tragische Schicksal mehrerer ihrer vorzüglichsten Vertreter die tiefste Sympathie der Nation gewann.

Hier in Villa Rica lernte Gonzaga ein begabtes Mädchen, Dª Maria Joaquina Dorothea de *Seixas*, kennen und wurde von der feurigsten Liebe zu ihr durchdrungen. Als „Marilia“ war sie nun der Gegenstand seines Sinnens und Dichtens. Unter dem Namen Dirceu sang er ihr seine lieblichen und sinnigen Gedichte, die bald Gemeingut des Volks wurden. Aber nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch und Richter gewann sich Gonzaga die Liebe und Achtung seiner Freunde, des Gouverneurs der Capitania, ja aller Schichten der Bevölkerung. Er war eben zum Mitgliede des obersten Gerichtshofs in Bahia ernannt worden und sah sich dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche, einer ehelichen Verbindung mit seiner „Marilia“, nahe gerückt, als plötzlich ein schreckliches Geschick über ihn losbrach und ihn in das tiefste Elend stürzte.

Der schon zu Anfang dieses Kapitels erwähnte Hochverrath von Minas wurde 1789 entdeckt, die Beschuldigten in den Kerker geworfen und zur Aburtheilung nach Rio de Janeiro geführt. Thomas Antonio Gonzaga befand sich unter ihnen. Feierlichst protestirte er gegen diese Anklage. Seine Richter konnten keine

andere Schuld an ihm finden, als dass er in einem innigen Freundschaftsverhältniss zu mehrern der Verschworenen stand. Das Einzige, was ihm vielleicht vorgeworfen werden konnte, war eine Unterlassungssünde. Es scheint, als habe er einige Kenntniss von der Verschwörung gehabt, aber er sei zu edel gewesen, um an seinen intimsten Freunden zum Verräther zu werden. Nach fast dreijähriger Untersuchungshaft wurde er den 10. April 1792 zu einer zehnjährigen Deportation an die Küste von Mozambique verurtheilt.

Nachdem ihm sein Urtheil verkündet worden, nahm er in seinem rührenden Schwanengesange, der mit der Strophe:

> Leo-se-me a sentença
> Pela desgraça firmada;
> Adeos Marilia, adorada
> Vil desterro vou soffrer.
>   Ausente de ti, Marilia,
>   Que farei? Irei morir —

beginnt, von seiner Geliebten Abschied. Am 22. Mai 1792 wurde er nach der afrikanischen Küste eingeschifft. Dort angelangt, ergriff ihn eine tiefe Melancholie und bald warf ihn das in Mozambique so gefährliche typhöse Fieber aufs Krankenlager. Er genas, aber seine geistigen Thätigkeiten waren gänzlich gestört, er hatte das Gedächtniss vollständig verloren. Seine glückliche Vergangenheit existirte für ihn nicht mehr; er erinnerte sich nicht einmal mehr seiner Marilia. Er heirathete D[a] Juliana de Sousa Mascarenhas, die ihn während seiner Krankheit treu gepflegt hatte und lebte körperlich gesund, geistig aber gänzlich stumpf noch 17 Jahre in seinem Exile. Er starb 1809. In seinen letzten Lebensjahren litt er öfter an Anfällen rasenden Wahnsinns.

Thomas Antonio Gonzaga war klein von Gestalt und voll. Er hatte eine offene, geistreiche Physiognomie, die durch lebhafte, durchdringende blaue Augen beseelt war. Er entzückte durch seine heitere, frohe und anmuthige Conversation; seine feinen und zarten Manieren gewannen ihm alle Herzen. So berichtet J. M. Perreira da *Silva* in seinen „Varões illustres do Brasil". Seine Zeitgenossen gaben Gonzaga das Zeugniss, dass

er einer der tugendhaftesten, rechtlichsten und aufgeklärtesten Männer der ganzen Capitania war.

D[a] Maria Joaquina Dorothea de Seixas wollte ihrem Geliebten in das Exil folgen. Ihre Aeltern verhinderten es und, ihrem Befehle folgend, verheirathete sie sich später in Ouro-Preto. Sie starb dort im Jahre 1854 im Alter von 84 Jahren.

Zugleich mit Gonzaga wurden noch andere der Minasdichter eingezogen. Claudio Manoel da *Costa* erdrosselte sich wenige Tage nach seiner Gefangennahme im Gefängniss. Ignacio José de *Alvarenga Peixoto* wurde zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Deportation nach Angola begnadigt. Sein Urtheil wurde ihm am Fusse des Schaffots vorgelesen. Der Tod erlöste ihn schon 1793 von seiner traurigen Existenz. Domingos Vidal *Barbosa* hatte das nämliche Schicksal und starb ebenfalls 1793 an der afrikanischen Küste. Alle waren Dichter und zählten zu den Edelsten der Nation.

Ich sehnte mich, diese Stadt, die dem wissenschaftlichen Reisenden besonders während der Regenzeit so wenig bietet, wieder zu verlassen. Der Wirth des Hôtel dos Amigos machte mir eine sehr billige Rechnung im Verhältniss zu den Preisen, die ich bisher fast überall hatte zahlen müssen. Freilich war auch das an Wohnung und Nahrung Gebotene unter den bescheidensten Forderungen.

Am Morgen meiner Abreise traf auch mein Camarada pünktlich ein. Ich hatte mit ihm bis Diamantina accordirt und zwar 1 Milreis täglich und 5 Milreis für seine Rückreise nach Ouro-Preto. Er begleitete die Ladungen zu Fusse. Er verstand zwar den Hufbeschlag nicht, was unter andern Verhältnissen ein grosser Nachtheil gewesen wäre. Da ich aber selbst auf meinen frühern peruanischen Reisen hinlängliche Uebung in dieser Kunst erlangt hatte, so war diese Unkenntniss seinerseits kein Uebelstand für mich. Von den zwei andern mir empfohlenen Camaradas forderte der eine 80, der andere 50 Milreis. Das ist das Doppelte, resp. mehr als das Dreifache von dem, was ich in Diamantina meinem Begleiter zu zahlen hatte, ausserdem verlangten beide noch mehrere Tage Zeit, um die nöthigen Reisevorbereitungen

zu treffen. Jeder von ihnen glaubte, er sei mir unentbehrlich und ich werde unbedingt auf seine unverschämten Forderungen eingehen.

Die Entfernung von Ouro-Preto nach Marianna beträgt 2 Legoas in östlicher Richtung. Man verlässt die Provinzialhauptstadt zwischen den Ruinen grosser steinerner Gebäude, Zeugen ehemaligen Reichthums und Grösse, und erreicht etwa nach $^3/_4$ Stunden das Dörfchen *Tacoaral*, von dem aus eine schlecht gepflasterte Strasse eine kurze Strecke bergan führt; sonst geht der Weg durchaus sanft geneigt über Schiefersand nach Marianna. Ich ergötzte mich auf dieser Strecke an dem Anblicke des heute wieder wolkenfreien Itacolumi. Der „Stein mit seinem Sohne" zeigt fast immer die nämliche Gestalt, während die Form des Berges selbst mannichfach wechselnde Bilder darbietet.

Bei dem ziemlich grossen, aber auch ziemlich verfallenen Dorfe *Passagem*, etwas mehr als die Hälfte des Weges zwischen Ouro-Preto und Marianna, überschreitet man den *Rio do Carmo*, der im Anfange des 18. Jahrhunderts ziemlich viel Gold lieferte. Die Ausbeute war aber, ehe die ziemlich wilde Gegend gelichtet und zugänglich gemacht wurde, eine schwierige, da, wie alte Berichte sagen, das Wasser des Flüsschens, das fast nie durch die Sonne erwärmt wurde, so kalt war, dass die Arbeiter nicht länger als vier Stunden darin aushalten konnten. Der Rio do Carmo ist eine Fortsetzung des Ribeirão d'Ouro-Preto und ein Zufluss des Rio Doce.

Nach zweistündigem Ritte erreichte ich *Marianna*. Es liegt zum Theil auf einer östlich sanft abfallenden Hügellehne, theils in der Thalsohle des Ribeirão do Seminario. Das erste Gebäude, dem man begegnet, ist die grosse, unvollendete Kirche São Pedro. Sie macht einen trüben Eindruck. Das Aeussere des Schiffes ist ausgebaut, der obere Theil der Thürme Ruine. Bei der Wölbung der Thurmfenster hörten die Arbeiten auf. Die Schlusssteine und ein paar Stützen fehlen. Die Geldmittel reichten nicht hin, um den unüberlegt angefangenen Bau zu vollenden und die Kirche im Innern auszuschmücken. Schon jetzt bröckelt das Mauerwerk überall herunter und alljährlich schreiten die

Zerstörungen am gänzlich verlassenen Gebäude im grössern Masstabe weiter. Ueber dem Hauptthore ist das päpstliche Wappen angebracht. Herr F. Wagner hatte die Zeichnung dazu entworfen und der Steinmetz José Miguel aus Marianna sie mit vielem Fleisse in Stein gemeisselt.

Unweit der Kirche stand ein neu aufgerichteter Galgen, an dem mehrere Leute arbeiteten. Am folgenden Tage sollte eine Execution stattfinden. Zwischen Kirche und Galgen hetzte ein Rudel Negerjungen unter heulendem Geschrei und Gejodel eine Anzahl Hunde auf eine mit einem Stricke an einen Knebel gebundene Katze. Hoffnungsvolle Jugend!

Wie Ouro-Preto, so verdankt auch Marianna seinen Ursprung den goldsuchenden Paulistas, die zu Ende des 17. Jahrhunderts bis hierher vordrangen. Am 8. April 1711 wurde das Minendorf unter dem Namen Villa real do Riberão do Carmo zum Flecken erhoben. König Johann V. ertheilte ihm 34 Jahre später (23. April 1745) Titel und Vorrechte einer Stadt und verlieh ihr den Namen seiner Gemahlin Marianna. Der vorgeschlagene Name Mariannopolis ist nie durchgedrungen. Sie wird einfach *Cidade de Marianna* genannt. Im selben Jahre wurde sie zum Bischofssitze für Minas geraes bestimmt. Das Hochstift Marianna umfasste früher fast die ganze Provinz Minas. Vor mehrern Jahren wurde aber in der Provinz ein zweites Bisthum mit dem Centralpunkte Diamantina gegründet. Ausserdem sind 23 Kirchspiele der Provinz Minas dem Erzbisthume Bahia, 5 dem Hochstifte Pernambuco, 22 Pfarreien dem von São Paulo, 8 dem von Rio de Janeiro und 11 Kirchspiele dem Bisthume von Goyaz zugetheilt.

Ausser dem sehr bescheidenen bischöflichen Palaste besitzt Marianna ein Priesterseminarium, ein von Barmherzigen Schwestern geleitetes Mädchenpensionat und eine höhere Bildungsanstalt für Knaben. Das „Lyceo Marianno“ wurde 1858 aus Mangel an Subsidien und Besuch wieder aufgehoben.

Das Städtchen ist regelmässiger gebaut als Ouro-Preto, trägt aber noch mehr als dieses den Stempel des Verfalls. Seine Einwohnerzahl wird auf 5000 Seelen angegeben. Es hat keinen

Handel, keine Industrie, aber acht Kirchen, von denen die Hauptkirche (a Sé) eine der ältesten der Provinz ist.

Ich hielt mich in Marianna nicht auf, sondern ritt eine Strasse, wenn ich nicht irre, heisst sie Rua da cadeia (Gefängnisstrasse) steil bergab bis auf den kleinen Platz vor dem Stadthause. Sie ist sehr schlecht gepflastert und dicht mit Gras bewachsen. Die Häuser zu beiden Seiten sind niedrig, schmuzig und ärmlich. Fast vor jedem bemerkte ich einen oder ein paar Vogelbauer mit kleinen Sängern. An keinem Orte im Innern Brasiliens habe ich eine solche Vorliebe für Singvögel bemerkt wie in dieser geistlichen Stadt. Wahrscheinlich wurde durch das Maulthiergetrappel die Aufmerksamkeit der müssigen Bewohner dieser ärmlichen Wohnungen erregt, wenigstens sah ich aus jedem Fenster Köpfe, meistens farbige, herausschauen. Mehr als diese interessirte mich ein niedlicher Kolibri, der die ganze Strasse lang an den Vorsprüngen der Dächer und an den Fensterwölbungen herumschwirrte und sich bei einem der letzten Häuser in ein offenes Fenster verlor. Vom Rathhaus- oder Gefängnissplatze (largo da cadeia) senkt sich die Strasse wieder in die Thalsohle an den Ribeirão do Seminario, der hier von Nordnordwest nach Ost fliesst. Beim Durchreiten des Flüsschens begegnete mir ein enorm dicker, schwarzer Ochsenhändler, der seine magere Heerde nach Rio de Janeiro trieb und mir freundliche Auskunft über den Weg gab. Die gute Strasse hatte am Flüsschen ihr Ende und nun führte ein felsiger, zerrissener und ausgewaschener Pfad bergauf, um sich bald wieder in die Waldregion hinunterzusenken. Am Wegrande waren einige Schnepfen emsig damit beschäftigt, mit ihren langen Schnäbeln im Maulthier- und Rindviehmist nach Insekten zu suchen, und stolzirten, als ich nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, ganz gemüthlich ins Dickicht. Beim Umbiegen um eine Waldecke störte ich einen Coati (Nasenbär) mit der nämlichen Arbeit wie die Schnepfen beschäftigt, auf, aber er trat weit schneller als diese seinen Rückzug an. Vielleicht verdankte er meiner Annäherung sein Leben, denn nicht hoch über ihm kreiste eine Harpye und hatte sich wahrscheinlich den emsigen

Insektensucher als sichere Beute erkoren. Ich konnte mir es aber nicht versagen, abzusteigen und dem grimmigsten der Raubvögel eine Kugel nachzusenden, die ihm leider nur den linken Flügel zerschmetterte.

Eine Legoa hinter Marianna nahm ein Morast die ganze Wegbreite ein. Wol waren in der Mitte die warnenden Zweige aufgesteckt, aber kein Zeichen wies, ob rechts oder links davon ein Uebergang möglich sei. Nach einigem Ueberlegen schien mir die rechte Seite die günstigere und ich trieb mein widerstrebendes Thier vorwärts. Kaum hatte es ein paar Schritte gemacht, so war es auch schon bis über die Brust im Morast versunken. Ich riss es zurück und da die Hinterfüsse noch auf etwas festerm Grunde standen, so gelang es ihm sich emporzuarbeiten, aber beim Umdrehen verlor es seinen Haltepunkt und sank mit dem Hintertheile bis an die Croupe in den Sumpf. Nach gewaltigen Anstrengungen gewann auch diesmal das treffliche, kräftige Thier den festen Boden. Sollte ich es nun auf der linken Seite vom Wahrzeichen probiren und etwa aus dem Regen in die Traufe kommen? Ich liess, was ich von Anfang an hätte thun sollen, dem Thiere freie Wahl. Es wendete sich links, untersuchte mit bewunderungswürdiger Vorsicht tastend und schnobernd das Terrain und suchte im Zickzack, bald leicht, bald über die Knie versinkend, oft fast rathlos stillstehend, einen Weg auf diesem verrätherischen Atolleiro. An der entgegengesetzten Seite auf festem Grunde angelangt, hielt ich an, um meine weiter rückwärts folgenden Ladungen abzuwarten und ihnen den richtigen Weg zu weisen. Die meisten der Thiere waren schon glücklich herübergekommen, als eins, nur unmerklich vom Pfade abweichend, derart versank, dass sogar die Ladungen zur Hälfte ihrer Höhe im Moraste steckten. Um das Thier zu retten, musste abgeladen werden. Man kann sich leicht denken, welche Arbeit es kostete und welche Kunstgriffe in Anwendung gebracht werden mussten, denn es fehlte an einer festen Basis zum Stehen und das Thier sank allmählich tiefer und tiefer ein. Nachdem die handhoch mit rothem Schlamm bedeckten Koffer ins Trockene gebracht waren, wurde auch das arme

Thier mit Stangen und Stricken aus seiner peinlichen, mit jeder Minute gefährlicher werdenden Lage befreit. Ein Fazendeiro, der des Weges geritten kam, leistete uns die wirksamste Hülfe; er mochte wol schon oft in ähnlicher Lage mit Hand angelegt haben. Ohne seinen Beistand wäre das Maulthier und wahrscheinlich auch die Ladung verloren gewesen, obgleich sich mein Camarada bei dieser Gelegenheit ebenso geschickt und umsichtig als unverdrossen zeigte. Mein europäischer Bediente war rein unbrauchbar bei jeder derartigen Hülfeleistung. Der Fazendeiro meinte, der verwünschte Kessel (caldeirão) habe schon viele Thiere und Waaren gekostet.

Nach diesem unerquicklichen und zeitraubenden Intermezzo waren wir etwa $^1/_4$ Stunde lang geritten, als der Weg plötzlich verschwand. Das Wasser hatte ihn in die Tiefe hinabgerissen und es blieb nur noch ein etwa handbreiter Rand als Pfad übrig, den wir glücklich aber nicht ohne Sorge wegen eines neuen Unfalles passirten. Nach Ersteigung eines ziemlich hohen Hügels senkte sich der Weg an Goldgruben, die eine ziemlich reiche Ausbeute aber von niedrigem Gehalte geben sollen, vorbeiführend unweit der Fazenda Tisorero, wo eine nicht unbeträchtliche Theecultur getrieben wird, wieder in die Thalsohle. Hier überschreitet man den *Rio de Tisorero* in drei kleinen Armen. Beim dritten und breitesten bemerkte ich die Ruinen einer Brücke. Ich glaubte, sie datire aus dem vorigen Jahrhundert, wurde indessen belehrt, dass die Brücke erst vor drei Jahren gebaut worden war, dass aber wenige Monate nach ihrer Vollendung der Bogen eingestürzt sei. Seitdem wurde nichts mehr daran gethan. Wer sollte auch die Kosten tragen? Der Bauunternehmer liefert keine Garantie. Das Geld zum Brückenbau war vom Provinziallandtage bewilligt und auch dazu, wenigstens theilweise, verwendet worden. Das genügt. Ob die Brücke brauchbar ist oder nicht, das ist Nebensache. Die Deputirten haben ihre Schuldigkeit gethan und bis sie ein zweites mal für diese Brücke Geld bewilligen, kann der Tisorero noch oft anschwellen und fallen.

Am Eingange des Dorfes Camargos fand ich bei einem

Portugiesen ein Unterkommen. Er betrachtete mich genau, ehe er mir die Erlaubniss zum Absteigen gab, und als er mich über den Corridor führte, bemerkte er mir mit Wichtigkeit, er öffne seine Zimmer nur Reisenden von Distinction. Ich fürchtete, diese Mittheilung möchte etwa eine Vorbereitung auf eine tüchtige Rechnung für den folgenden Morgen sein, hatte mich aber getäuscht.

*Camargos* liegt 2½ Legoas von Marianna, also auf dem Wege, den ich eingeschlagen hatte, 4½ Legoas von der Provinzialhauptstadt. In gerader Richtung über Antonio Perreira beträgt die Entfernung von Ouro-Preto aus etwas über 2 Legoas. Der Ort führt seinen Namen nach dem Paulista Thomas Lopez Camargos, einem der Entdecker der Goldminen von Ouro-Preto, der sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hier niederliess und mit Erfolg die vorhandenen Goldlager ausbeutete. Das Kirchspiel zählt 1100 Einwohner, der unbedeutende Ort selbst aber nur einige hundert.

Mein Hauswirth, ein Mann von etwas mehr als gewöhnlicher Bildung für seinen Stand, war mit Leib und Seele *Farrapo* (Zerlumpter). Mit diesem Namen bezeichnet die conservative oder Regierungspartei ihre liberalen Gegner, während diese ihrerseits jene *Cascudos* (Hartschädel, Dickköpfe) heissen. Er hatte sich an der Revolution von 1842 betheiligt und unterhielt mich fast den ganzen Abend mit Einzelheiten über jene Vorgänge, die im ganzen genommen einen höchst localen Charakter trugen und ohne tiefer eingreifende Bedeutung für die Geschichte von Brasilien waren. Das Fehlschlagen des Unternehmens schob er ausschliesslich auf Verrath der Anführer. Seine Hauptklagen über die gegenwärtige Regierung betrafen vorzüglich die hohen Steuern und das Protectionswesen. Im letztern Falle hatte er wol sehr recht, im erstern gewiss nicht, wenigstens nach europäischen Erfahrungen vom Steuerzahlen nicht. Da er trotz seiner hohen Funfzig noch ein sehr rüstiger Jäger war, so griff er mit Freuden einige das Wild betreffende Fragen auf und sprach mit ebenso viel Feuer und Leidenschaftlichkeit von der Jagd, wie auch vorher von der Politik. Im Jägerlatein war er ausser-

ordentlich bewandert. Sehr beschäftigte ihn die für den folgenden Tag angesetzte Execution, und da er den Ermordeten genau gekannt hatte, so wollte er mit Tagesanbruch nach Marianna reiten, um derselben beizuwohnen. Ueber den Mörder theilte er mir folgende charakteristische Details mit. Er gehörte einer Familie lichter Mulatten (pardos claros) an, die aus drei Brüdern und einer Schwester bestand. Einer der Brüder starb vor wenigen Jahren am Galgen. Auf den zweiten wurde als Mörder gefahndet, die Schwester hatte einem Kinde den Kopf gegen einen Stein zerschellt und war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, das vierte Familienglied endlich, für das ich vormittags den Galgen bei Marianna hatte herrichten sehen, hatte sein Opfer, einen jungen Mann, den bessern Ständen angehörend, verrätherisch überfallen, ihn mit Riemen an einen Baum gebunden, ihm dann stückweise die Haut vom Körper heruntergeschunden und nach unsäglichen Qualen schliesslich das Messer in die Brust gestossen.

Mein Hauswirth besass einen ziemlichen Viehstand, beklagte sich aber sehr über den äusserst geringen Milchertrag seiner Kühe, indem er eine Parallele mit dem Erträgniss des Rindviehes in seinem Vaterlande zog. Er zeigte mir die Gefässe, in die zu jener Zeit täglich die Milch von seinen sämmtlichen Kühen, worunter bei funfzig neumelkende, gefüllt wurde, und nun begriff ich vollkommen seine Klagen; denn 6—8 gute schweizerische oder holländische Kühe liefern eine weit grössere Quantität.

Von Camargos nach *Cattas altas* rechnet man $4^3/_4$ Legoas. Der Weg führt zuerst, 1 Legoa von Camargos entfernt, zum Dörfchen *Bento Rodrigues*. Unweit einer hölzernen Brücke über eine tiefe Schlucht bot ein Rancho mit einer prachtvollen Gruppe blühender Macaubapalmen (acrocomia sclerocarpa) einen überraschend schönen Anblick. Eine Zeit lang folgt man der Thalsohle und reitet neunmal durch ein Flüsschen, wenn ich nicht irre den *Rio Gualaxo do norte,* das bei mehrern Uebergängen infolge der täglichen Regengüsse sehr angeschwollen war. Seinen vielfach gewundenen Lauf verlassend, steigt man $^3/_4$ Stunden lang einen steilen, felsigen Pfad bergan. Auf dem Hügelzuge

angelangt, zeigt die nächste Umgebung ein höchst eigenthümliches Bild. An den Seiten des Weges ragen massenhaft, dicht nebeneinander, scharfe, dünne, stark vorspringende Schichtenköpfe von talgigem Quarzschiefer mit einem Einfallswinkel von 45 – 50° empor. Ihr Hauptstreichen rechts vom Pfade ist Westnordwest nach Ostsüdost, links aber verschieden meistens Süd-Nord. Sanft neigt sich von hier der malerische Weg wieder thalwärts, links ragen zwischen niedrigem Gebüsch und mehr als vier Klafter hohen, herrlichen Baumfarrn nackte Schichtenköpfe hervor; rechts wächst üppige Waldvegetation. Eine kleine Laguna, auf der einen Seite von Wald bekränzt, auf der andern von senkrecht abfallenden Quarzschieferfelsen abgeschlossen, bildet eine liebliche Staffage zu dieser pittoresken Landschaft, die durch die im Westen hinstreichende *Serra do Caraça* mit ihren schroffen, steilen Felsenwänden und ihren scharfgratigen Umrissen grossartig begrenzt wird.

Dieser kurze, nur wenige Meilen lange Gebirgszug steht nicht in Verbindung mit dem Centralgebirgszuge der Serra do Espinhazo. Er beginnt etwas nordöstlich von Ouro-Preto, streicht von Südsüdwest nach Nordnordost und setzt sich etwas nördlich von Cattas altas ab. Ihm gegenüber liegt die mit ihm parallel streichende ebenfalls kurze Serra de Cattas altas oder Matto grosso. In einem kesselförmigen Thale, hoch oben im Gebirge der Serra do Caraça, liegt ein Mönchskloster, mit dem ein Seminar für angehende Geistliche und eine Unterrichtsanstalt für weltliche Schüler vereint ist. Die Priesterlehrer, meistens Franzosen, gehören der Congregação da Missão oder de São Vicente de Paula an.

Gegen 9 Uhr erreichte ich die ersten Häuser des Dorfes *Inficionado*, ritt neben einer halbverfallenen Kapelle, einige hundert Schritt weiter an einer zweithürmigen im allerschlechtesten Baustande erhaltenen Kirche vorbei, durch eine von zwei Reihen mit einer einzigen Ausnahme elender, baufälliger Häuser gebildete Strasse, die sich zu einem dicht mit Gras bewachsenen Hauptplatze erweitert, an dem eine der ersten ähnliche Kirche steht. Sie war in einem ebenso traurigen baulichen Zustande wie jene,

aber wenigstens in Reparatur begriffen. Von hier aus folgte ich ½ Stunde lang dem Flussbette des Rio Piricicaba, eines der grössten Zuflüsse des Rio Doce. Er entspringt westlich von Inficionado in der Serra do Caraça. Einige alte, freie Negerinnen wuschen Gold aus dem Flussande. Die Ausbeute mochte wol eine äusserst spärliche sein, lohnte aber doch diesen Menschen, deren Lebensbedürfnisse ausserordentlich gering sind und die andere Arbeiten nicht verrichten wollen. Wenn sie nach wochenlangem Waschen endlich eine Unze Gold beisammen haben, so können sie wieder wochenlang ihren stupiden Neigungen und Lüsten fröhnen. Ein steiler Weg führt vom Flusse über einen Bergrücken und zieht sich über eine wellenförmige gen Norden sanft geneigte Hochebene nach *Agoa quente*. Das eigenthümliche Gestein, das hier in grosser Ausdehnung auftritt, ist die Canga de ferro der Brasilianer, von Herrn v. Eschwege *Tapanhoacanga* [1]) (richtiger Itapanhuacanga) genannt. Die Termitenhaufen, die ich immer am Uebergange aus der Wald- in die Camposregion, überhaupt in offenen Gegenden am grössten und zahlreichsten fand, sind hier, von dem eisenreichen Schiefersande gebaut, ganz schwarz.

Agoa quente links liegen lassend, ritt ich wieder eine Zeit lang durch das Bett eines Zuflusses des Rio Piricicaba unweit einer grossen Fazenda, in der Viehzucht, Ackerbau und etwas Theecultur getrieben wird. Hier wartete ein mit einer übermässig langen Pistole bewaffneter Reiter auf mich und schloss sich mir an. Er erzählte mir, er habe gehört, ich reise nach Diamantina, und da es auch seine Absicht sei dorthin zu gehen, so könnten wir die Reise gemeinschaftlich machen; er sei Soldat gewesen, wolle wieder einmal seine Familie sehen u. s. f. Er

---

[1]) Dr. Heusser hält mit Recht die Tapanhoacanga für eine Neubildung aus dem Zersetzungsproducte des eisenreichen Schiefers entstanden. „Das Eisenoxyd desselben hat Wasser angezogen und das so entstandene Eisenoxydhydrat als Bindemittel die lose gewordenen Quarzfragmente und Bruchstücke des ursprünglichen Gesteins zu einem Conglomerate vereinigt. Die Bruchstücke sind meistens nicht abgerundet.“ Dr. Heusser Physikalische und geologische Forschungen im Innern Brasiliens. Petermann's Mittheilungen 1859, S. 456.

war ein junger Mann mit einem hübschen aber sehr verschmitzten Gesichte; da ich eine solche Reisebegleitung durchaus nicht wünschte, so bemerkte ich ihm, ich sei über meine Reiseroute noch im Ungewissen und werde öfter Abstecher vom gewöhnlichen Wege machen. Dies schien ihm nicht zu behagen und er empfahl sich bald wieder.

Im Flusse sah ich viele Gruppen von je 6—10 Kälbern bis an die Knie im Wasser stehen; die Thiere suchten hier Kühlung. Es war drückend schwül und ein erstickend warmer Wind machte die schwere, feuchte, heisse Luft noch unerträglicher. Selbst den schwarzköpfigen Urubus (Aasgeier), die scharenweise auf den Sandbänken im Flussbette sassen, schien diese Temperatur nicht behaglich. Auch mein Maulthier mochte von ähnlichen Gefühlen bewältigt sein, denn an einer der tiefsten Stelle des Flusses machte es Anstalt sich zu wälzen. So angenehm mir ein erfrischendes Bad gewesen wäre, so zog ich doch vor, es unter etwas günstigern Verhältnissen zu nehmen und trieb die badelustige Mula zu einem raschern Schritte an; sie konnte ja bald wenn auch nicht ein Wasserbad, doch ein Sandbad nehmen.

Bei längern Reisen lernen sich Reiter und Thier so genau kennen, dass gewöhnlich nur eine leise Bewegung genügt, um die Absichten des einen den andern errathen zu lassen. Wenn ich z. B. in die Brusttasche langte, um Bleistift und Papier herauszunehmen, um auf dem Flintenkolben Notizen aufzuschreiben, so hielt mein kluges Thier immer sogleich still und setzte sich, wenn ich das Papier wieder zurückschob, sogleich, ohne der geringsten Aufmunterung zu bedürfen, wieder in Reiseschritt.

Eine kleine Viertelstunde vor *Cattas altas* machte ich vor der mit einer hübschen Palmreihe gezierten Fazenda des Francisco Justino halt und bat um Aufnahme. Ich wusste, dass hier oft Reisende gegen Bezahlung Unterkommen finden. Die Frau des Hauses schien anfangs wenig geneigt, meinem Verlangen zu entsprechen; nachdem ich ihr aber gesagt hatte, dass ich ihren Mann, der ebenfalls zur Hinrichtung nach Marianna geritten war, in Camargos gesprochen habe, lud sie mich zum Absteigen

ein und empfing mich sehr freundlich. Sie wies mir ein grosses, schönes und freundliches Zimmer mit drei Betten, drei Tischen, aber keinem Stuhle an und liess mir bald darauf ein reichliches Mittagessen vorsetzen. Es war eine thätige, energische Frau, weit verschieden von den Frauen der Fazendeiros, wie sie Reisende, die gar nie eine gesehen haben, zu schildern pflegen. Nach Tisch unterhielt sie mich auf der Veranda von ihrer Landwirthschaft und der kleinen Chronik der Umgegend. Sie klagte unter anderm sehr über die grosse Sterblichkeit bei den Viehheerden, insbesondere unter dem Jungvieh, theils infolge der Verwundungen durch die Rindsdasseln, theils durch eine Krankheit, die sie mir nur mit dem Collectivnamen „peste" bezeichnen konnte. Die gesunden Kälber sollen nämlich zu hinken anfangen und nach wenigen Tagen unrettbar zu Grunde gehen. Die erste Ursache dieses Leidens dürfte höchst wahrscheinlich in fehlerhaften Nahrungsverhältnissen liegen. Als ich meiner Wirthin bemerkte, ich habe vom Präsidenten einen Empfehlungsbrief für den Pfarrer (Vigario), so munterte sie mich sehr auf ihn abzugeben. Da es noch ziemlich früh war, ging ich nach Catas altas hinein und machte dem Vigario Francisco Xavier Augusto de França meinen Besuch. Ich traf ihn in einem grossen Saale, in dem einige alte Negerinnen mit verschiedenen weiblichen Arbeiten beschäftigt waren, mit einem jungen Manne, den er mir als seinen Afilhado [1]) vorstellte, auf- und abgehen. Er war ein bejahrter, angenehmer und zuvorkommender Mann und liess es sich nicht nehmen, mich in seine Nª. Sª. de Conceição geweihte Kirche zu führen. Sie ist gross, gut erhalten und in dem nämlichen insipiden Stile wie die meisten brasilianischen Kirchen aufgeführt. Der Chor zwischen den Thürmen, rings um das Schiff oben eine Galerie mit grosen Fenstern, unten ein Corridor und die Sakristei; das Presbyterium niedriger als das Schiff. Die Glocken hingen nicht in den Thürmen, sondern an Holzgestellen neben der Kirche. An der Front

---

[1]) Pathenkind. In Brasilien nennen gewöhnlich die Geistlichen ihre eigenen Kinder Afilhados.

waren über dem Eingange einige geschmacklose Malereien angebracht.

Nach den Mittheilungen des Pfarrers zählt das Kirchspiel 3000 Einwohner, das Dorf selbst nur einige hundert. Sein Name deutet auf das Vorkommen von Gold in der Umgegend, denn Cata bedeutet die Goldspur in Gruben oder in Flusswäschereien. Eine halbe Legoa vom Dorfe entfernt liegen in der Fazenda *Pitangui* und *Boa vista* die Goldlavras *S. Anna* und *Araião*. In ersterer sollen die Arbeiten ganz eingestellt sein, in letzterer aber noch fortgesetzt werden, ohne einen nennenswerthen Gewinn abzuwerfen. Nach den Aeusserungen des Pfarrers liess sich schliessen, dass er selbst dabei mit Kapital betheiligt, aber nichts weniger als befriedigt sei. Binnen kurzem dürfte auch diese Grube aus Mangel an nöthigem Betriebskapital verlassen werden. Das leicht zu gewinnende Gold ist schon längst ausgebeutet. Auf dem Rückwege besuchte ich einige alte Lavras, wo ich nach stundenlangem Herumsuchen einige hübsche Mineralien, mehrere interessante Coleopteren und eine Menge Schlangen fand. In Catas altas erhielt ich auch einige Amethystkrystalle von feurig intensiv dunkelvioletter Farbe. In frühern Zeiten fand man sie häufig unweit der Ufer des Flüsschens Paciencia, das aus der Serra de Catas altas entspringt. Sie wurden damals zu hohen Preisen verkauft. Jetzt sind sie selten, und so wohlfeil, dass es kaum mehr lohnt, sie aufzusuchen.

Kaum war ich wieder auf der Fazenda angelangt, so erschien auch der Pfarrer, um seinen Gegenbesuch zu machen. Er brachte einen Empfehlungsbrief und empfahl mir dringend am folgenden Tage in S. Gonzalo bei D[a] Rita abzusteigen, es sei eine sehr religiöse Frau, ja eine wahre Heilige, bemerkte er, und wenn ich ihr Grüsse von ihm bringe, so könne ich der besten Aufnahme versichert sein. Nach seiner Aussage herrschte in der ganzen Gegend eine heftige Typhusepidemie, die ungemein viel Opfer verlangte und ihn stets in Athem erhielt, um die Kranken mit den Sterbesakramenten zu versehen.

In der Fazenda interessirten mich ein paar junge Katzen, deren Ohren gewöhnliche Katzenohren an Grösse um mehr als

das Doppelte übertrafen, was den Thieren ein ganz sonderbares Aussehen verlieh. Es wurde mir versichert, dass diese Rasse schon lange hier gehalten werde, aber man konnte mir nicht angeben, woher sie stamme. Vielleicht war sie ursprünglich aus einer Bastardirung der Hauskatze mit einer wilden Katzenart, an denen die Provinz reich ist, entstanden. Es waren prächtige Exemplare, denen ein eifriger Speciesmacher gewiss allsogleich unter neuem Namen und dem obligaten „mihi“ oder „nobis“ einen Platz im Systeme angewiesen hätte.

Meine Maulthiere waren während der Nacht aus der geschlossenen Weide (pasto fechado) ausgebrochen und hatten sich in die Umgegend verlaufen. Es vergingen mehrere kostbare Morgenstunden, ehe sie wieder eingefangen werden konnten, obgleich eine ganze Anzahl Sklaven der Fazenda sie abspürten und verfolgten.

Von Catas altas führt ein ordentlicher Weg östlich von den Dörfchen *Brumadinho* und *Brumado* nach dem 2 Legoas entfernten Flecken *Santa Barbara.* Hier wurde in frühern Zeiten ziemlich viel Gold gewonnen. Der Paulista Leonardo Nardes entdeckte im vorigen Jahrhundert den goldhaltigen Fluss, an dessen Ufern bald ein Dorf und eine Kirche mit der Invocation der heiligen Barbara gebaut wurde. Auch heute noch wird im Flusssande einige Goldwäscherei betrieben, aber nur von Individuen, die auf andere Art ihren Lebensunterhalt nicht verdienen wollen, denn die Ausbeute lohnt von fern nicht einen regelmässigen Betrieb. Obgleich das ganze ausgedehnte Kirchspiel nur 4700 Seelen zählt, so ist der Flecken doch mit drei Kirchen und zwei Kapellen beglückt. Gleich am Eingange der Villa steht eine grosse Kapelle mit einem fast komischen Miniaturthürmchen. Von hier führt eine lange, echt brasilianisch schlecht gepflasterte Strasse ziemlich steil bergab in die Thalsohle, an einem grossen Rancho vorüber, wieder den Flecken steil bergan. Oben liegt die zweite Kapelle, unstreitig die hübscheste, die ich in Brasilien sah. In den Gärten bemerkte ich Ananas, Bananen, Mais und üppig voll hängende Kaffeebäume. Von Santa Barbara ist nur zu erwähnen, dass dort

Wachs von wilden und zahmen Bienen zu Kirchenkerzen verarbeitet wird.

Statt von Santa Barbara die gewöhnliche Strasse nordwestlich über Cocaes einzuschlagen, folgte ich nordöstlich dem stattlich grossen Rio de Santa Barbara, bergab, bergauf, anfangs eine Zeit lang an einer Berglehne des rechten Flussufers. Die Baumvegetation ist hier fast ganz verschwunden. Künstliche, aber sehr magere Weiden und niedrige, dürre Farrnkräuter haben ihre Stelle eingenommen. Zahlreiche Viehheerden belebten diese monotone Gegend. Der Rindviehschlag ist ausgezeichnet gross und schön; einzelne Stiere waren wahre Prachtexemplare. Kopf, Hals und Brust sind von tadelloser Schönheit, der Hinterkörper ist zum vordern etwas schwach, aber ungemein zierlich. Für eine rationelle Viehzucht wären hier herrliche Elemente vorhanden.

Ein Saumpfad, der von den sumpfigen Auen des Thales einen steilen Abhang hoch über das Flussbette hinaufführt, ist so schmal, dass ein Fehltritt des Thieres auf dem schlüpfrigen Grunde Ross und Reiter sicher in die schwindelnde Tiefe hinunterstürzen würde. Kaum hat man diesen mühsam erklettert, so setzt sich der Weg über einen Bergrücken fort, um bald wieder auf dem elendesten Steige sich gegen den Fluss zu senken. Beinahe 5 Stunden lang geht es so fort, auf- und absteigend, bald näher bald ferner vom Rio de Santa Barbara, bis man endlich über eine lange hölzerne Brücke auf dessen linkes Ufer übersetzt und nach einigem Bergauf- Bergabsteigen das unbedeutende Dorf *São Gonzalo do Rio abaixo* erreicht.

Am Ende der langen und, wenn ich nicht irre, einzigen Strasse hielt ich vor einem sehr ärmlichen Häuschen, der Wohnung der „fast heiligen“ Donna Rita. Sie war zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. In einem kleinen Gemache betrieb ihr Mann das Sattlerhandwerk und überliess die Besorgung der Gäste ganz seiner Ehehälfte, einer Parda der hässlichsten Art. Als ich ihr die Grüsse des Pfarrers von Catas altas ausrichtete, stieg ich sichtlich in ihrer Gunst und in ihrer Freude knickte sie mit verdoppeltem Eifer zwischen den Daumennägeln kleine

Insekten, mit denen ihre langen, rabenschwarzen Haare reichlich bevölkert waren. Ich hatte Donna Rita durch meine Ankunft momentan in dieser nützlichen und angenehmen Beschäftigung gestört. Vor allem verlangte ich einen Platz, um meine Kleider zu trocknen, denn seit drei Stunden hatten die heftigsten Gewitter ununterbrochen getobt. Donna Rita führte mich in ein leidliches Gemach und war nun die aufmerksamste Wirthin. Sie bereitete mir ein Bett von tadelloser Reinlichkeit und brachte mir elegant mit Spitzen besetzte Handtücher.

Ein neuerer Reisender erzählt in seiner Reisebeschreibung durch Minas, dass er nur selten ein Handtuch (atoalha) erhalten habe. Ich kann im Gegentheil versichern, dass ich auch in der elendesten Herberge in Minas diesen so nöthigen Toilettengegenstand nie vermisst habe; dass sowol Leinen- als Handtücher stets rein gewaschen waren und nie Spuren trugen, als wären sie früher von einem andern Reisenden benutzt worden, ohne dass nachher ein Reinigungsprocess mit ihnen vorgenommen worden wäre. In jeder Herberge bekommt der Reisende, wenn er es verlangt, das landesübliche, wohlthätige Fussbad ebenfalls mit ganz reinen Trockentüchern.

Vor 6 Uhr früh war es mir möglich, Donna Rita zu verlassen, die bei aller ihrer Religiosität doch nicht zu sehr dem Principe der Billigkeit huldigte, denn sie machte mir eine ganz unverschämte Rechnung. Ich dachte mir, ob nicht etwa andere Reisende die Zeche des guten Pfarrers von Catas altas bezahlen müssen.

Durch die heftigen Regen waren die Wege in einem unbeschreiblich schlechten Zustande, zum Theil unter Wasser und die Maulthierfährten verwischt, sodass es uns ungemein schwer war, den richtigen Pfad zu finden. Kaum $1/2$ Stunde von S. Gonzalo trat eins meiner Lastthiere einen faulen Balken einer Brücke durch, riss sich ein Eisen ab und verletzte sich am Fusse. Der Boden besteht meistens aus zähem Lehm (lama oder tejuca), der, einmal durchnässt, sich wie Zangen an die Hufen der Thiere anklammert und das Reisen peinlich erschwert. Nur mit unsäglicher Mühe gehen die Thiere vorwärts, indem sie ihre Füsse fortwährend mit grossem Kraftauf-

wande aus dem klebrigen Lehme ziehen müssen. Doppelt schwer ist unter diesen Verhältnissen das Bergansteigen und man bringt dann eine Stunde und mehr zu, um eine Anhöhe zu erklimmen, die während der trockenen Jahreszeit im vierten Theil dieser Zeit erreicht werden kann. Begreiflich ist es, dass unter solchen Umständen eine Menge Hufeisen verloren gehen. Meine Thiere verloren hier in weniger als einer Stunde vier Eisen; einmal hatte der Lehm ein vor wenigen Stunden aufgenageltes neues Hufeisen mit allen acht Nägeln ausgerissen. Nicht gar selten geschieht es, dass sogar der Hornhuf von den Zehen abgerissen wird und das Thier natürlich zu Grunde geht. In einem der vielen Moräste, durch die uns der Weg führte, versank wieder eins der Lastthiere, sodass wir wieder das nämliche Manöver wie vor Camargos ausführen mussten, um Ladung und Thier zu retten.

Bei einem grossen Rancho, ungefähr 2 Legoas von S. Gonzalo, betritt man wieder die Waldregion. In ihr lagerte eine unerträgliche Schwüle, ein heisser, erstickender Walddunst. Hier sah ich seit Mantiqueira zum ersten mal wieder Affen (Brüllaffen) und zahllose Eidechsen. Bald darauf erreichte ich die Stadt *Itabira do Matto dentro* auf einem guten aber erst $^3/_4$ Legoa von der Stadt selbst beginnenden Strässchen. Der Boden ist mit einem feinen Eisenglimmerschiefersand bedeckt, der in der Sonne so heftig reverberirt, dass die Augen davon schmerzen. Reitet man schnell, so macht er die Wirkung, als ob man durch fliessendes Wasser reite, so schimmert und glitzert alles durcheinander. Den vielen in Itabira vorkommenden Augenkrankheiten mag wol dieser Glimmersand vorzüglich als ätiologisches Moment zu Grunde liegen.

Nachdem ich, ein Unterkommen suchend, schon durch die halbe Stadt geritten war, fand ich endlich bei einem Schneider eine passende Herberge. Eine halbe Stunde später waren wenigstens zwei Dutzend Kranke auf meinem Zimmer versammelt. Itabira hatte gerade keinen Arzt, aber sehr viele Leidende, und wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, dass ich in der Heilkunde erfahren sei. Ich trachtete die mir nichts

weniger als erwünschte Poliklinik so bald als möglich zu schliessen und benutzte einen Moment, in dem die Belagerung etwas nachgelassen hatte, um mich aus dem Hause zu entfernen. Es war hohe Zeit, denn nachts bei meiner Rückkunft erzählte mir mein Wirth, dass noch eine Menge Kranker erschienen seien. In der Stadt befand sich eine leidliche Apotheke, und da die ersten Kranken von mir weg gleich dorthin gegangen waren, so benutzte der würdige Pharmaceut in seinem speciellen Interesse die Gelegenheit, mir recht viele Patienten auf den Hals zu schicken.

Ich hatte mehrere Empfehlungsbriefe und gab zuerst einige an den Oberstlieutenant der Nationalgarde Herrn João Baptista Drummond, einen der angesehensten Männer der Comarca, ab. Sowol er als seine Gattin überschütteten mich mit Vorwürfen, dass ich nicht bei ihnen abgestiegen war und wollten durchaus mein Gepäck sogleich in ihre Wohnung bringen lassen, was ich indessen dankend ablehnte, aber auch kaum eine Entschuldigung vorzubringen im Stande war, warum ich ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch genommen habe.

Ich hatte bisher immer vorgezogen, in einer wenn auch noch so schlechten Herberge abzusteigen, als die Gastfreundschaft mir völlig unbekannter Personen zu benutzen. Nach europäischen Begriffen hält man es für indiscret, mit ein paar Bedienten, vielem Gepäck und einem halb Dutzend Pferden und Maulthieren, blos gestützt auf einen Empfehlungsbrief, vor einem Hause zu halten und Gastfreundschaft zu beanspruchen. Der Brasilianer, vorzüglich der Mineiro, findet darin weder etwas Auffallendes noch Unpassendes. Er ist immer für die Aufnahme von reisenden Gästen eingerichtet und empfängt sie gern und freundlich. Auf seinen Reisen nimmt er aber ebenso ungenirt Gastfreundschaft in Anspruch, als er sie selbst gern und herzlich gewährt.

Mit Herrn Drummond besuchte ich den Stadtpfarrer Monsenhor Felicissimo de Nascimiento, einen hochangesehenen Geistlichen, der auch die Stelle eines Deputirten für den Gesetzgebenden Körper in Rio de Janeiro bekleidete. Ich hatte auch mehrere Empfehlungsbriefe an ihn und wurde mit der herzlich-

sten Zuvorkommenheit empfangen. Ich fand in ihm einen gebildeten, gescheiten und feinen Mann, dessen Mittheilungen über die Verhältnisse seiner Provinz mir viel Belehrung boten. Wir blieben bis nach 9 Uhr bei ihm und stolperten dann in der pechfinstern Nacht (Strassenbeleuchtung ist natürlich keine vorhanden) durch die miserabel gepflasterten, bergigen Strassen nach meiner Herberge.

Itabira hat seinen Namen von dem in frühern Zeiten goldreichen Berge *Itabira* (von ita, Stein, bira, glänzend), an dem um das Jahr 1720 die Brüder Ilbarnez ziemlich reiche Gruben hochgradigen Goldes bearbeiten liessen. Von den ihnen folgenden Goldgräbern wurde die Ortschaft gegründet, die bald zum Marktflecken und in neuerer Zeit zum Range einer Stadt erhoben wurde. Fast ein Jahrhundert lang wurde die Gewinnung des Goldes mit ziemlichem Erfolg betrieben, als aber die Gruben endlich erschöpft waren, errichtete ein gewisser Manoel Fernandez Nunez eine Eisenfabrik, in der er Flintenläufe und einige Ackergeräthe verfertigte. Später entstanden noch mehrere kleinere Eisenhämmer, die gegenwärtig zwar wenig aber gutes Eisen liefern. Die Stadt besitzt vier Kirchen, von denen die älteste und Hauptkirche N[a]. S[a]. do Rosario geweiht ist. Die Einwohner sind stolz darauf, dass die Orgel darin von einem ihrer Mitbürger gebaut wurde. Die Einwohnerzahl der Stadt soll sich nach Angabe des Monsenhor auf 5000 Seelen, die des Kirchspiels auf 11—12000 belaufen.

In der Umgebung von Itabira wird etwas Kaffee, viel Mais, Zuckerrohr, Reis und Bohnen gebaut und eine beträchtliche Rindvieh- und Schweinezucht betrieben. Die Schweine weichen von dem bis hierher meistens beobachteten chinesischen Typus bedeutend ab. Sie sind niedrig, langgestreckt mit geradeaufgerichteten Ohren, einfarbig rothbraun oder mit Weiss gescheckt und haben einen geraden, ungeringelten Schwanz. Sie geben viel und ausgezeichneten Speck, der einen beträchtlichen Exportartikel bildet. In den Wäldern des Districtes soll der Copaivabaum in grosser Menge vorkommen.

Während der Nacht waren meine Thiere wieder aus der schlecht verwahrten Weide ausgebrochen. Erst um 8 Uhr kam mein Camarada mit einigen, um eins davon aufzusatteln und beritten die übrigen zu suchen. Aber auch mit dem ersten Morgengrauen waren wieder Patienten erschienen und warteten haufenweise vor meiner Zimmerthür. Diese lästige Zudringlichkeit und für einen Reisenden so störende Verzögerung machten mich mismuthig. Ich verwünschte die Thiere, den Apotheker und die Kranken, aber es half nichts, ich musste mich in Geduld fügen. Nach 10 Uhr endlich konnte ich abreiten. Der Schneider wollte für Essen und Quartier durchaus keine Bezahlung annehmen, da ich ihn und seine Frau auch mit Recepten hatte beglücken müssen.

Herr Drummond erwartete mich, um mich nach der Goldlavra von Sant' Anna zu begleiten. Sie liegt eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt und ist vor etwa 30—34 Jahren eröffnet worden. Zeitweise hat sie einen enormen, dann durch längere Perioden einen kaum nennenswerthen Ertrag gegeben, so besonders auch in der letztern Zeit, seit die Arbeiten in härterm Gestein (Eisenglimmerschiefer) fortgesetzt werden müssen. Die Besitzer möchten das Bergwerk mit dem ausgedehnten Terrain, auf dem es liegt, gern verkaufen, denn die Grube ist unter Wasser und bedarf eines Entwässerungsstollens, zu dessen Herstellung, wie es scheint, die jetzigen Eigenthümer nicht das nöthige Geld besitzen oder riskiren wollen. Die aufgestellten, höchst einfachen Pumpen arbeiten zu unvollkommen, als dass man mit ihrer Hülfe Herr des Wassers werden könnte.

Das Pochwerk (engenho) gleicht den alten, einfachen Oelstampfen und hat, da die Wasserkraft sehr klein ist, ein Rad von sehr grossem Durchmesser. Das Gestein wird unter Wasser gepocht und der feine Sand und Schlamm durch eine einfache Vorrichtung abgeleitet und von Negern in Haufen geschlagen. Dieses Material wird in drei Sicherträgen (canoas) geschlemmt und schliesslich in hölzernen Schüsseln (bateas) ausgewaschen. Herr Drummond liess in meiner Gegenwart durch einen Neger eine Batea voll geschlemmter Erde waschen. Diese Manipulation

wird mit vielem System und Geschicklichkeit ausgeführt. Der Goldgehalt war ungemein gering.

Das Areal der Lavra ist sehr gross und es ist leicht möglich, dass mit bedeutendem Kapital und bei intelligentem Betriebe hier noch grosse Resultate erzielt werden könnten.

Mein freundlicher Führer begleitete mich noch etwa $^3/_4$ Stunden lang durch üppigen Wald bis auf den Weg, den ich weiter zu verfolgen hatte. Es war ein ziemlich gutes von der Provinzialregierung angelegtes, neues Strässchen, das sich ein paar Stunden lang über einen sogenannten Espigão (Kamm) durch die traurigste Vegetation hinzieht. Sie besteht fast ausschliesslich aus bald grünen, bald dürren, halbverfaulten, beinahe mannshohen Farrnkräutern, die fast keine andere Vegetation neben sich aufkommen lassen. Diese monotone Landschaft wurde durch grosse Pferdeheerden, die sich hier mehr zur Erholung, als um Nahrung zu finden, herumtrieben, einigermassen belebt.

Die Pferdezucht wird in dieser Comarca (Pericicaba) im ausgedehntesten Masstabe betrieben. Das Minaspferd gehört einem starken, untersetzten Schlage an, es ist selten mehr als 15 Faust hoch; seine Formen sind im ganzen unschön; die Stuten fast alle senkrückig. Es ist aber arbeitstüchtig, ein ausdauernder und sicherer Geher und dabei genügsam. Schade, dass für die Veredlung der Pferde nichts gethan wird. Bei rationeller Züchtung könnte das Minaspferd einen vortrefflichen Schlag abgeben. Ich habe einzelne tadellose in Minas gezüchtete Pferde gesehen. Solche Thiere werden zu hohen Preisen bezahlt, während ein gewöhnliches Pferd um 30—40 Milreis zu erhalten ist. Wie die meisten Südamerikaner reitet auch der Mineiro blos Hengste oder Walachen, selbst ein Neger wird nur mit Widerwillen eine Stute besteigen.

Ein kleiner Wasserfall und der schöne Anblick der im Westen hinstreichenden *Serra da Lappa* entschädigten später einigermassen für den eintönigen Ritt durch die Farrnkräuter. Bei einem reinlich aussehenden Rancho hatte die Regierungsstrasse ihr Ende erreicht und nun begann ein Irrsal von Berg und Thal, das nicht enden wollte. Gegen 4 Uhr passirte ich über eine

lange, schmale Brücke den *Rio Tangui* und verfolgte einen schmalen, schlechten Saumpfad. Seit fünf Stunden hatte ich keinen Menschen gesehen. Meine Ladungen mit den Thieren waren weit zurück. Endlich bemerkte ich einen in einer Picada arbeitenden Neger und konnte mich durch ihn vergewissern, dass ich wenigstens den rechten Weg nicht verfehlt hatte. Stundenlang hatten schon schwere Gewitter an der Serra da Lappa gehangen und ein feiner Regen war zu mir gedrungen, als plötzlich, von rasendem Sturme begleitet, das heftigste Unwetter über mich losbrach. In wenigen Minuten stand die ganze Gegend unter Wasser. Ich war eben im Begriff durch einen Hohlweg einen Gebirgskamm zu erklimmen. Mit einemmal stürzte mir ein mannsdicker Giessbach durch den ohnehin zerrissenen und ausgewaschenen, theils lehmigen, theils felsigen Pfad voll Löcher entgegen. Mein Maulthier überwand anfangs unverdrossen diese gefährlichen Hindernisse, aber von Minute zu Minute wuchs die Gewalt des Stromes, es stutzte, spreizte sich, um nicht zurückgerissen zu werden und wurde endlich gänzlich verzagt. Durch Worte und Sporen angeeifert, machte es wiederholte Versuche, um die gewaltigen Schwierigkeiten zu besiegen. Ich selbst fing an, an der Möglichkeit zu verzweifeln, unter diesen Verhältnissen den Kamm des Berges zu erreichen, aber doch gelang es der zähen Ausdauer meines braven Thieres. Das Bergabsteigen war kaum minder gefährlich; ich erreichte indessen glücklich die Thalsohle und den Rancho von Itambé do Matto dentro. Die Entfernung von Itabira bis zum Rancho von Itambé beträgt 5 Legoas. Hier treffen die beiden Wege von Itambé und Itabira zusammen. Ein paar Stunden später, schon bei finsterer Nacht, langten meine Lastthiere an. Die Gewalt des Gewitters hatte sie auf einem günstigern Terrain getroffen als mich.

Dem Ranchoschuppen gegenüber steht ein ziemlich grosses Haus, wo der Reisende ein leidlich gutes Unterkommen findet. Nach solchen Unbilden des Wetters, wie ich sie eben erfahren hatte, ist man bald befriedigt und froh, wenn man nur ein Plätzchen findet, um sich der triefenden Hüllen zu entledigen. Wird noch etwas mehr geboten, so nimmt man es auch dankbar an.

Der Wirth hatte mir ein reinliches Bett bereitet; später bemerkte ich sehr verdächtige, gelbliche, nasse Flecken auf dem Leintuch, ich erkundigte mich bei ihm nach deren Ursache. O, meinte er, das hat gar nichts zu bedeuten, es kommt von den Ratten, die sich auf dem Dachboden herumtreiben. Zu meinem nicht besondern Vergnügen hatte ich später Gelegenheit, mich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen, denn nachdem ich mich niedergelegt hatte, träufelte es mir ganz warm ins Gesicht und dabei machten die Ratten einen ganz dämonischen Lärm über meinem Kopfe.

Eine halbe Stunde vom Rancho entfernt liegt das Dorf *Itambé* (von ita, Stein, aimbé, spitz), das man auf einem äusserst schlechten bergauf-, bergabführenden Wege erreicht. Mitten durch das Dorf fliesst der gleichnamige Fluss; er ergiesst sich in den Rio S. Antonio, den zweitgrössten Zufluss des Rio Doce. In frühern Zeiten wurde hier ziemlich viel Gold gewonnen; gegenwärtig bleibt von der ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig als eine Anzahl höchst armseliger Häuser, eine gänzlich vernachlässigte N[a]. S[a]. d'Oliveira geweihte Kirche, eine verfallene Kapelle und eine blutarme Bevölkerung. Von Itambé aus muss wiederum ein Bergrücken auf dem möglichst elenden, theils lehmigen, theils felsigen Pfade überschritten werden. Auf dessen Nordseite treten von neuem die schönen Indaiapalmen auf. Der Weg zog sich wie an den vorhergehenden Tagen immer bergauf, bergab in fast ganz nördlicher Richtung. Nach vierstündigem Ritte passirten wir einen Arm des Rio do Peixe über eine hölzerne Brücke und machten bei einem gutgelegenen Rancho einen halbstündigen Halt. Mein Camarada musste an einem Sattelgurt die Schnalle annähen, während ich zwei Maulthiere beschlug. Bald nach dem Wegreiten verfehlten wir den richtigen Weg, ritten durch den hochangeschwollenen Fluss, um, sobald wir die Ueberzeugung unsers Irrthums erlangt hatten, wieder durch denselben an einer andern Stelle zurückzureiten. Eins der Lastthiere wurde von der Strömung fortgerissen und konnte erst weit unten durch die heftigsten Anstrengungen das Ufer wiedergewinnen. An einer sanften Berglehne, dicht neben dem Wege,

bildeten die gewöhnlich nur zu kleinen Gruppen vereinigten Indaiapalmen einen wundervollen Hain, in dessen Schatten eine prächtige Heerde Rinder lagerte. Es war ein unvergesslich schöner Anblick. Welche Verschiedenheit der Gruppirung, die Rinderheerde unter den lieblichsten der Palmen, oder in den endlosen, öden Pampas, in den saftigen Weiden der Marschländer oder hoch oben auf den Alpen, an den Grenzen des ewigen Schnees.

Nach 1 Uhr ritt ich durch den Hof der in der Thalsohle gelegenen Fazenda *Lages*. Die Damen des Hauses waren auf der Veranda mit Nähen und Plätten beschäftigt. Ich näherte mich, um mich nach dem Wege zu erkundigen und wurde mit grosser Freundlichkeit zum Absteigen eingeladen. Ich musste das zuvorkommende Anerbieten ablehnen. Eine ältere Frau rief aber sogleich einen Negerjungen, um mir die verschiedenen Hofthore zu öffnen und den Weg zu weisen. Man rechnet von hier nach dem Dorfe Morro do Pilar noch $1\frac{1}{2}$ Legoas. „Nach der Schnur gemessen", erwiderte auf meine Frage ein mir begegnender Reiter.

Während wir vormittags vorzüglich steinige Wege und Felsenplatten zu überwinden hatten, setzten sich nachmittags Moräste einem raschen Weiterreisen entgegen. Zweimal versank eins der Thiere in tiefe Atoleiros und musste abgeladen werden. Bei Ponte alta wird wieder ein Zufluss des Rio S. Antonio auf einer Brücke überschritten, deren hölzerne Pfeiler kaum noch einen Stoss mit einem Spazierstocke ausgehalten hätten.

Wiederum hingen an der Serra da Lappa schwere Gewitterwolken und unaufhörlich grollte der Donner. Regenschauer wechselten mit erstickender Hitze. Ich fürchtete eine Wiederholung der gestrigen Scene und täuschte mich auch nicht. Glücklicherweise trat sie aber erst ein, als ich schon eine Stunde lang im Rancho do *Morro do Pilar* oder *de Gaspar Soares* (so heisst der Berg, an dem das Dorf Morro do Pilar liegt), unter welchem Namen der Ort bekannter ist, geborgen war. Ich fand hier ein verzweifelt luftiges Gemach. Nebenan lagerten die Neger eines Tropeiros. Bis nach Mitternacht erzählte ihnen ein Junge drollige Geschichten, die ihrerseits mit wieherndem Gelächter begleitet wurden.

Beim Abladen zeigte es sich, dass mein bestes Lastthier, der Diamante, am Rücken stark geschwollen war. Ein auffallend hübscher, junger, blonder Mann war gleich bei der Hand, um den Fehler des Packsattels kunstgerecht zu verbessern. Ich erkundigte mich, wer er sei. Sohn eines deutschen Vaters und Besitzer einer Loja im Dorfe, hiess es. Er war ganz Brasilianer und verstand kein Wort Deutsch.

Der Morro de Gaspar Soares hat seine eigenthümliche, höchst charakteristische Geschichte. Herr v. Eschwege hat sie in seinem „Pluto brasiliensis“ S. 519 ff. ausführlich erzählt; ich will sie hier nur andeuten.

Der Generalintendant der Minendistricte *Manoel Ferreira da Camara*, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der seine Erziehung in Europa genossen und selbst in Freiberg Hüttenkunde studirt hatte, dessen Hauptfehler aber eine ausserordentliche Selbstüberschätzung war, erhielt von der königlich portugiesischen Regierung im Jahre 1809 die Ermächtigung, auf königliche Kosten in der Provinz Minas eine grossartige Eisenhütte zu erbauen. Durch schlechte Rathgeber, seine Verwandten, verleitet, wählte er als passendsten Ort den Morro de Gaspar Soares, wo zwar treffliche Eisenerze (magnetischer Eisenstein, Eisenglimmer, Eisenglanz, Brauneisenstein) in grosser Menge, hinreichende Wasserkraft am Rio Picão, aber nur wenige Waldungen vorhanden waren. Immer irregeleitet, begab er sich leichtsinnigerweise der gebotenen Wasserkraft und baute die grossartigen Gebäude oben am Abhange des Berges in der Absicht, dort einen Wassergraben zu benutzen, der einst mehrern nun verlassenen Goldgruben gute Dienste geleistet hatte. Deutsche Schmelzer, Schmiede u. s. f. wurden engagirt und endlich im Jahre 1814 der erste Schmelzversuch gemacht, der total mislang. Durch Camara's Eigensinn waren alle nöthigen Bedingungen zu einem glücklichen Erfolge verpfuscht worden; die Vorschläge und der Rath von fachkundigen Männern wurden verworfen oder mit Hohn zurückgewiesen. Das Wasser war unzureichend, während der trockenen Jahreszeit fehlte es fast gänzlich; Sammelteiche, die Camara mit enormen Kosten graben liess, wurden nutzlos, die Gebläse

waren untauglich, die Rauchgemäuer so schlecht gebaut, dass sie nach dem ersten Versuche eingerissen werden mussten; die Frischherde und Hämmer unbrauchbar.

Jahrelang wurde mit enormen Unkosten umgebaut, abgeändert, probirt und das Resultat war, dass nach Verlauf von sieben Jahren nur 2187 Centner Eisen erzeugt wurden und nach von Eschwege's Angaben *eine jede Arroba à 32 Pfund einen reinen Verlust von* $7^1/_3$ *Rthlr.* gab! Camara wurde begreiflicherweise der Sache überdrüssig, seine Feinde benutzten die günstige Gelegenheit, um mit diesen Resultaten seinen Sturz zu bewirken. Er wurde abberufen und nach seinem Abgange auch das ganze Unternehmen aufgegeben.

Heute stehen von allen den grossartigen Gebäuden nur noch Ruinen als traurige Mahnung, wie Selbstüberschätzung und Unkenntniss auch aus den günstigsten Verhältnissen keinen Vortheil zu ziehen vermögen. Camara's Plane waren so weitgreifend, dass er den Rio S. Antonio und den Rio Doce schiffbar machen wollte, um auf dieser Wasserstrasse das in der königlichen Fabrik erzeugte Eisen nach Rio de Janeiro und sogar nach Europa zu verführen. Er wollte in jenem Etablissement auch die Kanonen für die Landarmee und die Marine giessen, um sie stromabwärts nach der Reichshauptstadt zu schicken. Heute, ein halbes Jahrhundert später, zeigen Ruinen und durchgerissene Sammelteiche am Morro de Gaspar Soares, dass dort einst ein grossartiges industrielles Gewerk angelegt worden war. Der gewaltige Rio Doce ist noch nicht schiffbar, die schweren Geschütze für die brasilianische Marine werden in England gegossen und die kleinen Bergkanonen für die Landarmee mit unsäglicher Mühe und unverhältnissmässigen Unkosten auf Maulthierrücken nach dem Innern der Provinz gebracht!

Das Dorf *Arrayal do Morro do Pilar,* am Morro de Gaspar Soares gelegen, hatte während der Glanzperiode (!) der Eisenhütten einen ephemeren Aufschwung genommen, ist aber nach Verunglückung des Unternehmens rasch wieder gesunken. Heute zählt es keine 1000 Einwohner, das ausgedehnte Kirchspiel aber soll 8000 Seelen umfassen.

Man hatte mir einen Theil des Weges von hier nach der 5 Legoas entfernten Cidade de Nª. Sª. da Conceição mit so schwarzen Farben geschildert, dass ich mich entschloss, wenigstens für den schlechtesten Theil des Weges mich dem Tropeiro anzuschliessen, der im Rancho sein Nachtquartier neben mir aufgeschlagen hatte. Wir ritten in der Früh unter einem heftigen Gewitter, das uns drei lange Stunden begleitete, ab. Rechts vom Wege bei einigen Lehmhütten hörte ich das regelmässige Pochen eines kleinen Eisenhammers. Nach dem kläglichen Ende der königlichen Schmelzerei hatte sich eine Anzahl kleiner Grundbesitzer Schmelzöfen errichtet und mit ziemlichem Vortheil Eisen producirt. Mehrere früher bei Camara angestellte deutsche Hüttenleute traten entweder in Dienst von Brasilianern, um ihnen Eisen zu schmelzen, oder errichteten für sich selbst Hüttenwerke. Unter diesen zeichnete sich besonders ein gewisser Utsch aus Rheinpreussen, Schmelzer in der königlichen Fabrica, aus. Er erwarb sich ein beträchtliches Besitzthum und betrieb die eigene Schmelzerei mit bestem Erfolg. Nach seinem Tode setzten seine Söhne das väterliche Geschäft fort; sie sind aber nie auf einen grünen Zweig gekommen.

Um 9 Uhr langten wir beim Rancho Mata Cavallos am Fusse des gleichnamigen Berges an. Von hier bis Rancho de Lages war ein Ritt von 1¼ Stunde, aber der sauerste der ganzen bis hierher zurückgelegten Reise. Mit vollstem Rechte führt der Berg den Namen Pferdetödter (mata cavallos). Wenn schon ein äusserst steiler Gebirgspfad an und für sich die Kraft der Reit- und Lastthiere im höchsten Grade in Anspruch nimmt, so geschieht dies noch unverhältnissmässig mehr, wenn ein solcher Pfad über einen weichen, lehmigen Boden führt, in dem die Thiere bei jedem Schritt fast knietief einsinken, wenn dieser Lehmgrund zum bodenlosen Morast wird. Es war eine äusserst beschwerliche Tour. Trotz der grössten Vorsicht des Tropeiro und seiner Treiber versank bald das eine, bald das andere Thier bis an den Hals in Morast; die wenigsten waren kräftig genug, sich selbst wieder herauszuarbeiten; sie mussten abgeladen und mit Mühe herausgezogen werden. Da, wo der Weg ohne sicht-

licher Lebensgefahr nicht mehr benutzt werden konnte, waren seitlich Picadas im Walde eröffnet, aber durch die mehrwöchentlichen Regen waren auch diese so tief erweicht, dass sie fast ebenso gefährlich wie der verlassene Weg waren. Ohne den Beistand des wegweisenden Tropeiro, blos auf meine eigenen Leute beschränkt, wäre es mir nicht möglich gewesen, diese Wegstrecke, die mir lange in lebhafter Erinnerung blieb, zurückzulegen.

Im *Rancho de Lages* machte die Tropa halt, ich ritt auf einem etwas bessern Wege weiter.

Es ist immer ein Zeichen einer weisen Regierung, wenn sie das Gute, was sie schafft, auch gut zu erhalten weiss. Diese Kunst versteht die brasilianische Regierung nicht. Sie lässt mit grossem Kostenaufwande Strassen bauen; aber der Tag ihrer Vollendung ist auch der Tag ihrer beginnenden Zerstörung. Entweder werden die Strassen gar nicht unterhalten, man begnügt sich, sie gebaut zu haben, oder die Conservationsdotation ist zu gering, um durch hinreichende Arbeitskräfte den stets nöthigen Ausbesserungen das Gleichgewicht zu halten, oder endlich bleibt das zur Strassenerhaltung bestimmte Geld in den Taschen eines der vielen Organe, durch die es zu seinem Bestimmungsorte gelangen sollte, stecken.[1])

Gegen Mittag erreichte ich eine Stelle, wo ein Zufluss des Rio S. Antonio sich zwischen mächtigen durch einige Balken überbrückten Glimmerschieferschichten durchzwängt; sie heisst *Ponte do Soumidouro*. Unweit davon liegt ein Eisenhammer, einem Sohne des erwähnten Utsch gehörig; ein anderer Bruder besitzt eine Schmelzhütte in kurzer Entfernung von der Brücke über den Rio de Mata cavallos. Eine halbe Stunde lang dem linken Flussufer folgend, kam ich an dem *Rancho do Gamelleiro* (Hütte des Feigenbaumes) vorbei. Neben ihm steht ein uralter, prachtvoller Gamelleiro (ficus gigantea?), der gewaltigste Baum, den ich bisher in Brasilien gesehen hatte. Eine Anzahl Lehm-

[1]) v. Tschudi, Die Provinz Minas geraes, IX. Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen etc., S. 12.

nester von ewig lärmenden João do Barro (Apetiorhynchus ruficaudus Pr. Max.) klebten an seinen Aesten und Hunderte von gierigen Urubus bevölkerten seine dichte Krone. Ein unerträglicher Aasgeruch von einigen in der Nähe gefallenen Maulthieren hatte die Geierschar hergelockt, mich aber trieb er rasch an dem eigenthümlich schönen Bilde vorüber. Nach Uebersteigung eines letzten Bergrückens eröffneten die Vorberge der Serra da Lappa im Westen und im Norden ein muldenförmiges Thal mit dem Städtchen N. S. da Conceição einen wundervollen Anblick.

Zum ersten mal benutzte ich hier die Gastfreundschaft der Mineiros, ritt bei dem Kaufmann Felipe Antonio Gonçalves vor, gab meinen Empfehlungsbrief ab und wurde freundlich aufgenommen. Ich musste hier einen Rasttag halten, meine Thiere waren hart mitgenommen und ich sah mich genöthigt, eins der Lastthiere gegen ein kräftigeres zu vertauschen. Durch die stets abwechselnde Hitze und Regen wird die Haut der Maulthiere äusserst weich und empfindlich. Die von Schweiss und Regen durchnässten Packsättelkissen können die Nacht über nicht gehörig austrocknen, sie werden in der Frühe auf die vom nächtlichen Regen triefenden Thiere gelegt; im Laufe des Tages spannen oder lockern sich die Gurte und Riemen je nach der wechselnden Temperatur. Das Aufscheuern des Rückens der Lastthiere ist daher unvermeidlich. Trotz aller angewendeten Vorsichtsmassregeln ist an ein Heilen der Wunden unter dem Sattel nicht zu denken. Fast von Tag zu Tag vergrössern sie sich und machen endlich die Mula dienstunfähig. Die sorgfältigste Behandlung der Thiere beim Aufsatteln kann allerdings diesen Zeitpunkt hinausschieben; geheilt werden sie aber nur durch langes Ausruhen und die umsichtigste Pflege. Es ist ein äusserst peinliches Gefühl für den Reisenden, wenn er alle Morgen sieht, wie seine Lastthiere beim Beladen sich vor Schmerzen krümmen und winden, oder wie sein Reitthier, wenn er den Fuss in den Bügel setzt, zurückweicht, sich niederlässt, oder ausschlägt, oder sich bäumt, weil der Moment des Aufsitzens es so heftig schmerzt. Besonders empfindlich sind die Thiere, wenn im Anfange der Verletzungen Entzündungen und Geschwulst vorhanden sind,

weit weniger, wenn diese einmal in Eiterung übergegangen sind, dann aber ist der Geruch dieser Wunden für den Reisenden, solange er reitet, fast unerträglich lästig. Während der trockenen Jahreszeit sind bei hinreichender Vorsicht die Satteldrucke leicht zu vermeiden. Die Haut der Thiere ist härter, die Sattelkissen werden nicht so nass, die Gurten bleiben unverändert und der Reisende kann seinen Diener wol für Satteldrucke bei gleichmässigen Ladungen verantwortlich machen.

Während 8—10 Stunden sind die Thiere ohne Unterbrechung auf dem Marsche. Abends und morgens erhalten sie allerdings, wenn es nur irgend möglich ist, ihre Portion Mais, die Nacht über müssen sie indessen, trotz ihrer Müdigkeit, die Nahrung auf den meist sehr armen Weiden suchen. Fressen sie ohne zu *ruhen*, so werden sie bald überangestrengt, ruhen sie aber ohne zu *fressen*, so werden sie kraftlos. Wenn in den langen, oft empfindlich kühlen Nächten der Regen stromweise herunterstürzt, so stehen die armen Thiere obdachlos mit gesenkten Köpfen beieinander, ohne zu fressen, ohne zu ruhen, und doch sollen sie am nächsten Morgen ihr Tagewerk ebenso frisch beginnen, als wenn sie eine regelmässige Pflege genossen hätten. Nur das äusserst genügsame, zähe Maulthier ist fähig, alle diese Unbilden auszuhalten, und auch unter diesen nur die kräftigen, gutgebauten Individuen.

Von der Tüchtigkeit des Camarada, dessen Obhut die Thiere anvertraut sind, hängt begreiflicherweise ausserordentlich viel ab. Seine Geschicklichkeit im Beladen und im Herrichten der Packsättel, sein Eifer beim Putzen und bei der Pflege der Thiere, seine Vorsicht, Wegkenntniss und Ruhe kann dem Reisenden den grössten Nutzen, die geringste Nachlässigkeit den grössten Schaden bringen. Die gute Wahl eines solchen Dieners ist daher von erster Wichtigkeit.

Ich hatte kaum Zeit meine Reisekleider abzulegen, als ich auch mehrere Besuche von Personen erhielt, an die ich nicht empfohlen war, darunter der Pfarrer, der Municipalrichter, der Friedensrichter, die mir alle ihre Dienste anboten. Wahrscheinlich war blos Neugierde die Hauptursache dieser mir wenig

erwünschten Visiten und zweifelsohne hätten alle diese Herren mich gänzlich unbeachtet gelassen, wäre ich, statt bei einer Notabilität des Städtchens, einfach in einer Herberge abgestiegen. Ein mir Unbekannter, der mich wahrscheinlich rauchen sah, schickte mir seinen Neger und liess mich um Cigarren bitten, „falls ich gute habe"! Aergerlich über diese Zudringlickeit liess ich ihm durch seinen schwarzen Boten erwidern, meine Cigarren seien sehr schlecht; wenn er mir bessere schicken könne, werde es mir angenehm sein. Im Innern von Minas werden selten reine Cigarren (charutas), sondern fast ausschliesslich Papier- oder Strohcigarretten geraucht, die sich jeder selbst von dem feuchten, klebrigen, sehr fest gesponnenen, meistens in Minas gewonnenen, wohlschmeckenden Rolltaback verfertigt.

Das Städtchen *Conceição do Serro* oder *Conceição do Matto dentro* besteht nur aus zwei parallel laufenden Strassen und zählt 200—210 Häuser, worunter einige gut und hübsch gebaute; die meisten aber, in einem ruinenähnlichen Zustande, zeugen von dem Verfall der Ortschaft. Einstens wurde ziemlich viel Gold in der Umgegend gewonnen; seit aber jener vorübergehende Reichthum sein Ende erreicht hat, ist, trotz Rangerhöhung des Ortes vom Kirchspiel zum Flecken und endlich zur Stadt, der Wohlstand der Bewohner nicht mehr zurückgekehrt. Es wird in den erschöpften Gruben noch etwas weniges Gold gefunden. Die Umgegend ist unfruchtbar und daher für den Ackerbau wenig geeignet. Die Industrie beschränkt sich auf etwas Handgespinst von Baumwollgarn und einige Eisenfabrikation. Unter diesen Verhältnissen kann auch von Handel keine Rede sein. Unweit des Städtchens werden sowol im Rio de Peixe als auch im Rio de S. Antonio etwas Diamanten gefunden.

Conceição besitzt bei einer Bevölkerung von nicht ganz 2000 Seelen doch vier Kirchen, von denen eine unvollendet und zwei in Reparatur begriffen waren. Die am schönsten ausgestattete ist die ausserhalb des Ortes auf einer Anhöhe gelegene Kirche do Patrocinio. Das auffallende Misverhältniss zwischen der Anzahl der Einwohner und der Kirchen finden wir in keiner Provinz Brasiliens in so hohem Grade wie in Minas geraes. Der

Grund liegt, wie schon oben angedeutet, in der einstigen reichen Goldausbeute. Nicht rein christlicher Sinn, sondern die Hoffnung, durch Gründung einer Kirche die besondere Gunst des Heiligen, dem sie geweiht wurde, und durch diese heilige Vermittlung einen reichen Segen bei den Minenarbeiten zu erlangen, bewog so viele Mineiros zur Erbauung von Gotteshäusern. Der Minensegen blieb aber gewöhnlich aus; der Kirchenbau hingegen verschlang bedeutende Summen, die meistens die Kräfte eines einzelnen, ja ganzer Ortschaften überstiegen; daher auch so viele Kirchen und unter diesen so manche unvollendete.

Mein Hauswirth vertrat in Conceição auch die Stelle eines Apothekers und seit dem Tode des letzten Arztes konnte er seinem ärztlichen Dilettantismus freien Lauf lassen. Eine aus dem Französischen übersetzte Arzneimittellehre war ihm ein treuer Rathgeber bei seinen Heilversuchen. Da er ein wohlhabender Mann ist und Freude an seiner Apotheke hat, so setzt er seinen Stolz darein, recht viele Medicamente zu besitzen. Ich hatte Gelegenheit, seine geheimnissvoll in einem innern Gemach aufgestellte Droguensammlung anzusehen und konnte nur über die Menge der dort aufgehäuften Medicamente staunen. Fast die ganze Pharmakopöe war daselbst vertreten, sogar die seltenern Alkaloide wie Digitalin, Atropin, Aconitin etc.; ferner alle Sirupe, Balsame, Pillen, Capsules, Pflaster, Pasten und Heilpommaden, womit englischer und französischer Charlatanismus die Reichshauptstadt überschwemmen und deren marktschreierische Ankündigungen den dortigen Tageblättern eine so reiche Rente abwerfen. Aber welcher Wirrwarr unter diesen Droguen! „Es lag hier alles durcheinander Wie Mäusedreck und Koriander." Ohne irgendeine Ordnung und wäre es auch nur nach der Grösse oder Form der Gläser und Büchsen lag und stand alles so bunt nebeneinander, dass das Herausfinden eines gewünschten Artikels die längste Zeit erforderte. Um Weinsteinrahm z. B. oder Rhabarber zu finden, musste ein ganzer Wust von Extractbüchsen und chemischen Präparaten, wie citronensaures Eisen, blausaures Quecksilberoxyd, Spiessglanzseife u. s. f., die alle seit Jahren, nämlich seit sie aus Rio de Janeiro angelangt waren, unberührt standen, erst weggeräumt

werden. Um seine Vielseitigkeit zu beweisen, verkaufte dieser pharmaceutische Dilettant in seinem Kaufmannsladen auch homöopathische Apotheken.

Am Tage nach meiner Ankunft wurde das Hauptfest des Städtchens, die Festa de São Sebastião gefeiert. Vormittags trugen einige Leute, die mir Kirchendiener zu sein schienen, eine Fahne mit dem Bildniss des Heiligen von Haus zu Haus und boten sie jedem der Anwesenden zum obligaten Kusse dar. Abends war grossartige Procession. Die Notabilitäten folgten ihr im schwarzen Frack, die betreffenden Damen, worunter sich meine freundliche Hauswirthin auszeichnete, in eleganter französischer Tracht; die Frauen der Mittelklasse in braunen oder blauen Mänteln von langhaarigem Wollstoffe (trotz 24° R. Wärme), die ärmern in rothbunten Tüchern. Die Paramente der Geistlichen waren zum Theil sehr reich. Die schmucke, sehr reinlich gekleidete Nationalgarde in weissen Beinkleidern und blauem Frack schloss sich dem Umzuge an. Natürlich wurden den ganzen Tag nach echt brasilianischer Art zahllose Raketen und Schwärmer abgebrannt und fast ununterbrochen mit Pistolen geknallt.

Einige Stunden nach meiner Ankunft in Conceição erhielt ich von einer gewissen Donna Christina eine Einladung, sie zu besuchen, und da ich erfuhr, dass sie die Tochter des obenerwähnten Utsch sei, so folgte ich der Negerin.

In einem ärmlichen Hause fand ich eine grosse, hagere, circa funfzigjährige Frau mit auffallenden männlichen Gesichtszügen, schneeweiss gekleidet. Sie hatte sich für die Novena des heiligen Sebastian geschmückt. Eine sonderbare Erscheinung. Sie äusserte ihre unverhohlene Freude, mich zu sehen, und erzählte mir in schlechtem Deutsch (sie hatte ihre Muttersprache grösstentheils vergessen), viel von ihrer Geschichte und der der verunglückten Eisenschmelzerei von Morro de Gaspar Soares. Vor einigen und dreissig Jahren war sie mit ihrem Vater, der als Schmelzer von Camara engagirt war, nach Brasilien gekommen, hatte sich später mit einem Eingeborenen verheirathet und lebte nun in ziemlich ärmlichen Verhältnissen. Vor einigen Tagen hatte der Blitz ihrem Bruder in Soumidouro vier Kühe und ein Pferd

erschlagen; in ihrem sonderbaren Jargon theilte sie mir mit, dass dieser Bruder mit seiner Frau, einer Brasilianerin, nicht gut lebe; „sie sei überzeugt, ihre Schwägerin habe ihm veneno, algum Gift gegeben, das geschehe öfter mit plantas do Matto“.

In den Gärten von Conceição fand ich Mandioca, Aipi, Kaffeebäume, Ananas, Taioba (eine Araoide), Mais, Bohnen und Kürbisse. Im grossen, auf freiem Felde kommen weder Mandioca noch Ananas oder Kaffee fort. Ich erkundigte mich bei der Frau des Hauses nach dem Milcherträgniss ihrer schönen Kühe des grossen Minasschlages und erfuhr von ihr, dass diese Kühe neumelkend pro Tag zwei Flaschen (etwa eine österreichische Mass, etwas mehr als ein preussisches Quart) Milch geben; selten seien die Kühe, die 3—4 Flaschen, und die 6—8 Flaschen geben, gehören zu den grössten Ausnahmen und seien fast unbezahlbar. Diese Angaben stimmten genau mit dem überein, was mir schon an andern Orten mitgetheilt worden war.

Während meines Rasttages war es mir gelungen, ein kräftiges, grosses Maulthier mit gesundem Rücken (o levantado genannt) gegen einen meiner Invaliden einzutauschen, natürlich mit einem bedeutenden Aufgelde meinerseits.

Am Tage meiner Abreise hatte der nächtliche Gussregen bis 10 Uhr vormittags angedauert, sodass auch die Tropeiros nicht abzureisen wagten. Um 11 Uhr heiterte sich das Wetter indessen so weit auf, dass ich die schon seit Tagesanbruch mit ihren Packsätteln bereit stehenden Lastthiere abgehen lassen konnte. Eine halbe Stunde später folgte ich, begleitet von meinem zuvorkommenden Hauswirthe, der mich erst, als wir die Maulthiere eingeholt hatten, nach einem zärtlichen Abschiede verliess.

Schon beim Aufladen hatte ich einen unerträglichen, mir wohl bekannten Geruch bemerkt; auf meine Erkundigung erzählte mir der Camarada, als er vor Tagesanbruch auf die Weide gegangen sei, um die Maulthiere zu holen, habe er auf der Erde ein kleines Thier bemerkt und es mit der Halfter erschlagen. Es war ein Stinkthier und hatte ihm mit dem ihm eigenthümlichen ekelhaft bockähnlichen Gestank seine Kleider und den Strick verpestet. Letztern warf er zwar weg, die erstern behielt er aber an. Ich

war genöthigt, mich zwei Tage lang auf grosse Distanz von ihm fern zu halten und verbat mir für die Zukunft derartige Jagden. Das Stinkthier wird von den Brasilianern Çatinga genannt. Mit diesem Worte bezeichnen sie auch den scharfen Schweissgeruch der Neger, überhaupt jeden Bockgestank. Sie nennen ebenfalls Catinga gewisse Wälder in warmen, feuchten Lagen, grösstentheils aus Bäumen bestehend, die alljährlich ihre Blätter abwerfen. Ein eigenthümlich scharfer, diese Wälder von Zeit zu Zeit erfüllender Modergeruch hat ihnen wahrscheinlich den Namen Catinga verdient.

Die Catinga ist ein niedliches Thierchen von der Grösse einer Katze, langhaarig mit breiten weissen Längsbinden; es ist sehr possirlich aber zornig und spritzt, verfolgt oder verwundet, auf seine Feinde eine klebrige, stinkende Flüssigkeit aus einer Drüse unter dem Schwanze. Der Geruch haftet wochenlang an den angespritzten Gegenständen. In Peru räuchert man die so verunreinigten Kleider mit Maulthiermist. Ich habe die Zweckmässigkeit dieses Mittels öfters erprobt. Vor kurzem liess ich das Fell eines Stinkthieres, das ich vor mehrern Jahren erlegte, gar machen; es zeigte nicht den mindesten übeln Geruch. Der Weissgerber, dem das Fell natürlich unbekannt war, schwur hoch und theuer, er werde in seinem Leben nie wieder eine solche Haut verarbeiten; der Gestank sei so unerträglich gewesen, dass er ihn beinahe aus der Werkstätte getrieben habe. Er wird auch so leicht nicht wieder in die Lage kommen ein Stinkthier zu gerben. Durch das Nassmachen und die verwendete Kalklösung scheint sich der specifische Geruch von neuem entwickelt zu haben.

Eine Stunde nach meiner Abreise kam ich an eine lange, hölzerne Brücke; eben im Begriff darüberzureiten, bemerkte ich, dass der Tropapfad durch den sehr angeschwollenen Fluss führe. Ich folgte also diesem. Am entgegengesetzten Ufer angelangt, sah ich erst, dass ein Drittel der Brücke eingestürzt war. Schon jahrelang befand sie sich, wie ich später erfuhr, in diesem gänzlich unbrauchbaren Zustande! Ich ritt meistens über baumlose Weiden, am linken Flussufer längs einer Berglehne, nur wo sich der Weg in die Thalsohle senkt, sind dampfende Wälder.

Um 2 Uhr passirte ich den Retiro do *Dr. Bento Alves.* Er ist ein elendes Lehmgebäude mit einem den Einsturz drohenden ersten Stock (sobrado). In kurzer Entfernung davon liegt ein Eisenhammer, der dem verstorbenen Dr. Bento Alves gehörte. Man findet diesen Punkt auf den Karten verzeichnet. Die steilen, eckigen Gebirge der Serra de Taparoca und Serra da Tapeira bringen eine wohlthätige Abwechslung in das sonst so einförmige Landschaftsbild.

Eine halbe Stunde später erreichte ich den $2\frac{1}{2}$ Legoas von Conceição entfernten *Rancho de Eduardo*, wo ich zu bleiben beschloss. Diese Herberge war zwar nichts weniger als einladend, der Wirth aber ein gefälliger Mann. Dem Rancho gegenüber streicht die *Serra da ferragem*; sie enthält sehr viele Eisenerze; in der Thalsohle liegt ein Eisenhammer (fabrica de ferro). In der Ausdehnung von 5 Legoas befinden sich in dieser Gegend sechs Eisenhämmer, die vorzüglich Hufeisen, Hufnägel, wald- und feldwirthschaftliche Werkzeuge liefern. Die Klage über Abnahme des Holzes ist eine allgemeine und binnen wenigen Jahren werden wol alle diese Gewerke in holzreichere Gegenden versetzt werden müssen. Die Eisenerze kommen in solcher Menge vor, dass es viel weniger kostspielig und leichter ist, einen Eisenhammer eingehen zu lassen und in einer andern Gegend einen neuen zu errichten, als das Holz auf Maulthieren zu den schon bestehenden zu schleppen.

Unter heftigem, mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag andauernden Regen ritt ich am folgenden Morgen um 6 Uhr weiter. Kaum $\frac{1}{4}$ Stunde hinter Eduardo nahmen wir, um einen grossen Morast zu vermeiden, einen Weg links und gelangten nach $\frac{3}{4}$stündigem Ritte an einen hochgeschwollenen Fluss mit morastigen Ufern, über den wir mit unsaglicher Mühe setzten; die Thiere bis hoch über die Brust und folglich auch ein Theil der Ladungen im Wasser. Nachdem wir am jenseitigen Ufer einen hohen Berg erstiegen hatten, trafen wir zwei Neger, die mir auf mein Befragen (ich hatte nämlieh schon lange vermuthet, dass wir irre ritten) die höchst unerquickliche Mittheilung machten, dass die eingeschlagene Richtung eine ganz

falsche sei und wir den eben zurückgelegten Weg wieder bis fast nach Eduardo zurückkehren müssten. Das Uebersetzen über den Fluss ging diesmal noch schlechter. Der Diamante stürzte mit seiner Ladung im Wasser und wurde schon vom Flusse fortgerissen, als er glücklicherweise wieder festen Boden und bald darauf das Ufer gewinnen konnte. Nach dreistündigem Ritte kamen wir natürlich in hohem Grade mismuthig wieder zum Atoleiro. Hier versank mein Satelthier auch sogleich derart, dass ich über seinen Kopf wegschreiten musste und beim Versuche, ihm herauszuhelfen, selbst bis über die Hüften im Moraste stecken blieb. Der Weg ist zwar ziemlich breit angelegt, aber voll Löcher und Morast und auf langen Strecken wirklich lebensgefährlich zu passiren.

Wenn die Tropas gefährliche morastige Stellen überschreiten müssen und schlechterdings denselben nach keiner Seite hin ausweichen können, sodass ein Versinken oder ein gänzliches Zugrundegehen der Thiere zu befürchten ist, dann werden die steifen Häute von den Ladungen abgenommen und über den Morast gelegt. Die Maulthiere schreiten mit grosser Sicherheit, obgleich sehr ängstlich darüber hinweg. Die Treiber der letzten Lotes nehmen die Häute wieder auf.

Kurz vor der Fazenda de D[a] Rosa bemerkte ich zerstreut auf dem Campo eine bisher noch nicht beobachtete Palme. In der Blattbildung glich sie der Macaúbapalme, hatte aber eine viel spärlichere Krone als diese und einen 6—10 Fuss langen, sehr biegsamen Schaft. Als ich durch den Hof der Fazenda ritt, waren Herr und Frau des Hauses im offenen Milchkeller beschäftigt. Ich erkundigte mich nach dem Wege und dem Arrayal de Rio do Peixe, wo ich mein Nachtquartier aufzuschlagen dachte. Der Fazendeiro erwiderte mir, die Distanz betrage $3^1/_2$ Legoas (ich wusste indess ziemlich genau, dass es 1 Legoa weniger sei) und lud mich freundlich ein, wegen des heftigen Regens die Nacht über hier zu bleiben; ich würde bei ihm alles finden, dessen ich bedürfe. Ich lehnte das Anerbieten dankend ab, denn es war noch zu früh, auch hatte man mich vor dieser Fazenda wegen Ungeziefer und unfreundlicher Behandlung gewarnt. Der

letztere Vorwurf schien mir unbegründet zu sein; die Richtigkeit des erstern festzustellen, fühlte ich in der That kein Bedürfniss.

Bergauf, bergab führte nun der Weg bald in nordöstlicher, bald in nordwestlicher Richtung. Vom Rücken eines eben erstiegenen Hügelzuges erblickte ich endlich auf einem gegenüberliegenden Kamme die thurmlose Lehmkirche und einige Häuser des Dörfchens *São Antonio do Rio do Peixe.* Die ersten Häuser liegen in der Thalsohle, an sie reihen sich an der Berglehne bis zum Kamme hinauf ziemlich ärmliche Wohnungen, eine steile Strasse bildend. Eins der ersten und besten Häuser, die ich erreichte, gehörte einem gewissen José Joaquim Carlos de Abreu, an den ich einen Empfehlungsbrief mitführte. Frau und Tochter sassen am offenen Fenster; ich gab den Brief ab und bat um ein Unterkommen. Es wurde mir von Madame rund abgeschlagen. Ich gestehe, ich war einigermassen betroffen, denn der Regen stürzte in Strömen herunter und schon dieser Umstand hätte genügt, einem Reisenden seine Bitte nicht zu verweigern. Aergerlich ritt ich weiter und wollte nun auch keinen der andern Empfehlungsbriefe, die ich für diesen Ort hatte, abgeben. Nach vielem Hin- und Herfragen wurde mir endlich eine sehr unreinliche Herberge angewiesen, wo ich ebenfalls ziemlich barsch empfangen wurde, denn die Besitzerin war eben im Begriff, Roscas (eine Art Brezeln) zu backen. Nach längerm Warten schickte sie endlich eine Negerin und liess mir in einem nahe gelegenen Häuschen ein Zimmer öffnen, dessen ganzes Ameublement in einem vierfüssigen hölzernen Kasten bestand. Eine Stunde später trafen meine Ladungen ein. Beim Heruntersteigen ins Thal hatte das Pferd einen Anfall von Kolik und musste neben dem Wege liegen gelassen werden. Später kehrte der Camarada zurück und brachte es bei einbrechender Nacht in einem höchst traurigen Zustande. Mein Reisebett und ein Theil der Ladungen waren triefend nass; ich suchte alles so gut wie möglich zu trocknen.

Schneller als ich es erwartete, stellte mir die Negerin schwarze Bohnen und Palmkohl mit einigen Brocken Fleisch auf den Kasten, vor dem ich nun stehend mein Abendessen verzehrte. Kaum war ich damit zu Ende, als ein Sklave einen Brief des

Herrn José Joaquim brachte. Er enthielt lebhafte Entschuldigungen, dass mich seine Frau nicht empfangen habe; er selbst sei gerade in der Kirche gewesen, um deren Ausschmückung für ein am nächsten Tage abzuhaltendes Fest zu überwachen; er ersuche mich doch die Herberge mit seiner Wohnung zu vertauschen. Ich wies das Anerbieten zurück und liess mich ganz einfach Herrn José Joaquim empfehlen. Ich muss übrigens erklären, dass ich hier in Rio do Peixe das *einzige mal* während aller meiner Reisen durch Brasilien erfolglos Gastfreundschaft beansprucht habe, und wäre der Herr des Hauses anwesend gewesen, so hätte er mich zweifelsohne auch nicht abgewiesen.

Da das Wetter es kaum erlaubte aus dem Zimmer zu treten, so liess ich durch die Negerin einen zweiten Empfehlungsbrief an einen in der Nähe wohnenden Kaufmann abgeben. Bald sah ich auch Herrn Justino Correia in Hemdärmeln, ohne Weste und ohne Strümpfe durch den Koth zu mir herüberwaten. Nach den ersten Begrüssungen setzte er sich mir gegenüber auf einen meiner Koffer, schlug das rechte Bein über das linke, streifte den Holzpantoffel vom Fusse und begann nun ganz gemüthlich mit den Fingern an und zwischen den Zehen herumzukrabbeln. Diese appetitliche Beschäftigung setzte er während der ganzen Dauer seines Besuches fort, wechselte aber zuweilen mit den Füssen.

Nach Correia's Angaben werden in Rio do Peixe ziemlich viel Diamanten und Gold gewaschen, letzteres von hohem Gehalte. Aus seinen Mittheilungen ging hervor, dass er den Unterhändler in diesen beiden Artikeln spielt. Das Gold verkaufte er zu 4 Milreis bis 4100 Reis die Oitava ($^1/_8$ Unze) und Diamanten hatte er noch vor wenigen Wochen zu 512 Milreis, vor einigen Tagen aber nur noch zu 300 Milreis die Oitava der nämlichen Qualität verkauft.

Vom Arrayal Rio do Peixe nach der Stadt Cerro ist nur eine Entfernung von 3 Legoas und der Weg ziemlich gut, wenngleich während der Regenzeit mit mehr Atoleiros versehen, als dem Reisenden angenehm ist. Schon 1 Stunde hinter dem Arrayal erblickt man auf einer Höhe die Kirche N^a^. S^a^. do Rosario jener Stadt. Etwas weiter lässt man links eine grosse Fazenda,

früher unter dem Namen Roça do Capitão João, jetzt Jorge bekannt, liegen; sie war einst die blühendste der ganzen Comarca, heute ist sie gänzlich in Verfall; unweit davon war ehemals eine grossartige Venda mit einem Rancho, gegenwärtig sind kaum noch einige Steine davon übrig. In der Stadt Cerro war ich an den Herrn Francisco José de Vasconcellos Lessa, Baron von Diamantina, eine in Minas sehr bekannte Persönlichkeit, empfohlen und wurde von ihm sehr zuvorkommend aufgenommen.

Ich benutzte einige regenfreie Nachmittagsstunden, um mir die Stadt, die einst den grossartigen Namen Villa do Principe führte, anzusehen. Ihre grösste Ausdehnung ist von West nach Ost und beginnt und endet mit einer auf einer Anhöhe liegenden Kirche. Die eigentliche Stadt liegt amphitheatralisch in einem muldenförmigen von zwei Hügelzügen gebildeten Thale. Seine Sohle wird von dem Flüsschen Riberão dos Quatro vintems, einer der südlichsten Quellen des *Rio Jequitinhonha*, durchfurcht. In kurzer Entfernung davon fliesst der Riberão Guanhães, der sich in den Rio de São Antonio, einen bedeutenden Zufluss des *Rio Doce*, ergiesst. Wir haben also hier eine Wasserscheide der beiden grossen Stromgebiete.

Es ist ziemlich unbestimmt, wann die Stadt gegründet wurde, wol, wie die meisten grössern Ortschaften Centralminas, von den goldsuchenden Paulistas zu Ende des 17. Jahrhunderts; sicher ist es, dass diese den ganzen Gebirgszug *Serra fria* (Uebersetzung des ursprünglichen indianischen Namens Hiviturubi) benannten. Durch königliches Decret vom 29. Januar 1714 wurde die damals schon ziemlich beträchtliche Ortschaft zum Flecken als Villa do Principe und 1720 zum Hauptorte der neu errichteten *Comarca do Serro dó Frio* erhoben; 1751 wurde die königliche Goldschmelzerei behufs der Erhebung des Zehentgoldes (quinta) dahin verlegt, und 1837 erhielt der Flecken den Namen und Rang einer Stadt als *Cidade do Serro.*

Die von Ost nach West streichenden Hauptstrassen dieser Stadt sind, wie in allen Städten Minas, äusserst schlecht gepflastert, die Häuser mit wenigen Ausnahmen niedrig und unansehnlich. Das schönste, eins der besten der ganzen Provinz,

ist das des Barão da Diamantina. Serro hat nicht mehr als 3500 Einwohner; während der Glanzepoche des Diamantengewinnes soll es gegen 5000 gezählt haben. Die Einwohnerzahl des Kirchspiels wird auf 10000 angegeben.

Trotz dieser geringen Bevölkerung besitzt Serro doch sechs Kirchen. Am östlichen Ende der Stadt liegt die Igreja de Nª. Sª. do Rosario, am westlichen die Kirche von Santa Rita. Die Hauptkirche, Nª. Sª. da Conceição geweiht, befindet sich so ziemlich im Mittelpunkte. Ich sah sie in einem erbärmlichen Zustande. Auf einem Sockel aus behauenen Steinen, Arbeit eines deutschen Steinmetzen, stehen die Lehmwände des Gebäudes. Sie sind sowol an der innern als auch an der äussern Seite halb zerstört; an vielen Stellen erlauben ausgebröckelte Löcher eine Aussicht ins Freie. Der Kalkanwurf ist grösstentheils abgefallen, nirgends ein architektonischer Schmuck zu bemerken. Einige Farbenklecksereien an der Decke des Schiffes sollen Malereien vorstellen. Der Fussboden ist zwar gedielt, die Bohlen aber liederlich bearbeitet und gelegt, sodass einige die andern um mehrere Zoll überragen; viele davon sind schon verfault. Und doch ist die Kirche erst 68 Jahre alt! Die beiden Kirchen Nª. Sª. da Purificação und Nª. Sª. da Corona stehen tiefer thalwärts und die letzte endlich, die Igreja do Senhor Bom Jesus do Matosinho, im westlichen Thalgrunde.

Den Gottesdienst in diesen sechs Kirchen versehen ein gesunder und ein lahmer Geistlicher. Man klagte allgemein über Mangel an Seelsorgern im Bisthume. Anfangs hatte der Bischof von Marianna rücksichtslos allen die Weihe ertheilt, die sich mit noch so dürftigen Kenntnissen zur Ordination präsentirten, worunter eine nicht geringe Anzahl wirklich untauglicher, ja sogar verworfener Individuen. Unter dem Einflusse der Lazaristen in Caraças stiegen endlich dem Bischof Scrupel über sein allzu leichtes Vorgehen auf und er ordinirte dann durch längere Zeit gar keine Priesterzöglinge mehr, daher auch der Mangel an Geistlichen in seiner Diöcese.

Als geistliche Aushülfe fungirte Padre José, der Hauskaplan des Barons von Diamantina, zugleich auch Erzieher seiner

Töchter. Ich fand in ihm einen gebildeten, zuvorkommenden, ältern Mann mit einem durchtrieben feinen Gesichtsausdrucke, der bei näherer Bekanntschaft mehr abstösst als anzieht. Es war nicht schwer zu erkennen, dass P. José das dominirende Princip im Hause sei.

Mein Hauswirth theilte mir aus seinem Schatze ausgedehnter und gründlicher Kenntnisse der Provinz eine Menge werthvoller Aufschlüsse mit. Er hatte die Reise nach Rio de Janeiro schon 47mal hin- und zurückgemacht und, wie es scheint, zu jener Zeit, als die Diamantenausbeute noch königliches Vorrecht und die höchstgefährliche Contrebande mit diesen Edelsteinen sehr gewinnbringend war, auch mit bedeutenden pecuniären Erfolgen. Sklavenhandel und Diamantencontrebande haben in frühern Jahren in Brasilien sehr viele bedeutende Vermögen gegründet. Er führte mir viele Beispiele an, wie die Unkosten einer solchen Reise durch die stets steigenden Preise der Lebensmittel, des Futters für die Thiere u. s. f. sich von Jahr zu Jahr höher stellen. Besonders in neuerer Zeit trat dieses Verhältniss am auffallendsten hervor. Im Juli 1857 z. B. liess er seine Tochter von Rio de Janeiro abholen; die Herreise kostete 500 Milreis. Im October liess er sie wieder nach der Reichshauptstadt zurückbegleiten. Die Rückreise, genau mit derselben Begleitung (13 Personen, meistens Sklaven) und der gleichen Zahl von Lastthieren kostete schon über 700 Milreis. Zu bemerken ist, dass die Küche mitgeführt wurde, wodurch sich die Ausgaben bedeutend vermindern.

Ich habe oben das Haus des Barons von Diamantina als eins der schönsten der Provinz angeführt und es verdient auch in der That diese Bezeichnung. Die Baukosten scheinen sich auf eine sehr bedeutende Summe belaufen zu haben. Die Aussenseite des Gebäudes ist mit von Rio de Janeiro, 128 Legoas weit, auf Maulthieren hergebrachten Zinkplatten belegt. Die innere Anlage ist grossartig, aber man bemerkt doch überall, dass die leitende Hand eines tüchtigen Architekten bei der Construction fehlte. Die Zimmer sind durchaus mit Glasfenstern (ein Luxusartikel im Innern von Minas) versehen und tapezirt. Das

Dach ist, wie im allgemeinen in Brasilien, mit Hohlziegeln derart gedeckt, dass die Kanten von je zwei nebeneinander concav liegenden von einem mit der convexen Seite noch oben gerichteten Ziegel bedeckt sind. Diese Art Dachdeckung gewährt nie einen hinlänglichen Schutz gegen den Regen. Ich habe sowol in Rio de Janeiro wie im Innern des Landes immer bemerkt, dass bei heftigen Regengüssen das Wasser an unzähligen Stellen den Weg durch die Dächer ins Innere der Häuser findet; auch in Serro troff es durch die Zimmerdecke in mein Bett. Der Grund davon liegt wol darin, dass von Anfang an die Ziegelfugen nicht ausreichend mit Kalk oder Mörtel verstrichen werden, oder dass durch atmosphärische Einflüsse die Verkittung sich bald wieder loslöst. Es wird überhaupt in ganz Brasilien mit Kalk sehr gespart, denn er ist ein theurer Artikel. In Serro kostet ein Alqueire (genau $^4/_5$ preussische Scheffel) gebrannter Kalk 3500 Reis (9 Franken); er muss aus einer Entfernung von 20 Legoas durch Maulthiere hergetragen werden.

Indem ich hier einige Bemerkungen über die Mahlzeiten in Minas geraes und beziehungsweise ganz Brasilien einschalte, ist es keineswegs meine Absicht, detaillirte Speisezettel mitzutheilen, noch weniger konnte es mir beifallen, dem Beispiele so mancher Reisenden zu folgen und Tag für Tag getreulich Namen und Zahl der Gerichte zu referiren, die entweder in eintöniger Gleichförmigkeit in den in der Regel schlechten Herbergen, oder in mannichfaltiger Abwechslung an dem reichbesetzten Tische des wohlhabenden Gastgebers geboten werden; ich bezwecke nur hier ein allgemeines Bild der bromatologischen Verhältnisse des Landes zu geben.

Die Nahrungsverhältnisse im mittlern und südlichen Brasilien stimmen so ziemlich überein und ich werde auch nur diese hier betrachten, da mir die von Nordbrasilien weniger bekannt sind. Bei den niedern Klassen sind die beiden Mahlzeiten, Frühstück und Mittagessen, ersteres zwischen 8 und 9 Uhr, letzteres gegen 2 Uhr, nicht sehr verschieden und bestehen gewöhnlich in schwarzen Bohnen, oft Reis dazu, etwas luftgetrocknetem Rindfleisch (carne secca) oder gedörrten Fischen, entweder Stockfisch

oder an der Küste des Reiches eingesalzene und getrocknete Fische. Frisches Fleisch wird selten gegessen und dann meistens würflig geschnitten in Sauce mit verschiedenen Ingredienzien. Als Gemüse dienen entweder Batatas, die Wurzeln mehrerer Aroideen, auch verschiedene Spinat- oder ampferähnliche Kräuter (ervas) und Palmkohl; gekochter Mais (in ganzen Körnern) kommt häufig in Anwendung. Statt des Brotes wird ein griesartiges Mehl von gequelltem, dann gestampftem Mais, der zuletzt in einer Pfanne gedörrt wird, die sogenannte Farinha de milho, bei jeder Mahlzeit genossen. In den wärmern Gegenden, wo die Mandioca häufig gebaut wird, bereitet man aus dieser Wurzel eine angenehmere Farinha. Mit Wasser zu einem steifen Brei gekocht, gibt die Farinha de milho den Angú, ein in Minas bei keiner Mahlzeit fehlendes Gericht. Als Fett zur Bereitung der Speisen dient vorzüglich der gesalzene Speck oder frisch zerlassenes Schweinefett. Butter kommt fast nie zum Kochen in Verwendung. Beim ärmern Mineiro besteht oft die Hauptmahlzeit blos aus Käse, Rapadura (brauner Kuchen von eingesottenem Zuckerrohrsaft) und Farinha. Seine Nahrung ist im ganzen nichts weniger als gut und durchschnittlich schlechter als die der auf Fazendas gut gehaltenen Neger. Einigemal täglich trinkt er schwarzen Kaffee; dem Genusse des Branntweins ist er nicht abhold. Je dunkler die Farbe, d. h. je mehr Negerblut in ihm ist, desto leichter ergibt er sich dem Misbrauche alkoholhaltiger Getränke. Er ist im Essen allgemein mässig und begnügt sich mit einer weit geringern Quantität Nahrung als die Europäer deutscher und slawischer Abkunft.

Beim wohlhabenden und reichen Mineiro (Brasilianer überhaupt) findet man bei jeder Mahlzeit einen reich besetzten Tisch. Ausser den Nationalgerichten, Reis und schwarze Bohnen, die nie fehlen dürfen, weshalb auch der Brasilianer seinen Gast nicht auf einen „Löffel Suppe“, sondern zu einer „Schüssel Bohnen“ einladet, erscheinen eine sehr dicke Suppe (diese bildet jedoch nicht einen nothwendigen Bestandtheil des Mittagsessens), Rindfleisch unter verschiedenen Formen (sehr beliebt sind eine Art von Beefsteaks, die sogenannten Bifis), mageres Schweinefleisch, besonders

geschätzt ist der selten fehlende Schweinelendebraten (lombo de porco), bald kalt, bald warm; Hühner, theils gebraten, theils in Brühe; bei erwarteten Gästen sind Truthühner und Spanferkel gewöhnliche Gerichte. Es wurden mir einmal in der Provinz São Paulo elf Tage nacheinander immer zum Frühstück und Mittagsessen gebratene Spanferkel vorgesetzt. Schaffleisch wird sehr selten, Kalbfleisch fast nie genossen. Ausserdem finden wir auf dem Tische noch Gerichte von Eiern, Fischen, wo solche zu haben sind, Ervas, Palmkohl, Aipi, Batatas, Aroideen, Kartoffeln, letztere oft in sehr schlechter Qualität. Ich habe mehrmals unsere Kartoffeln nicht wieder erkannt, so degenerirt waren sie. Den Schluss der Mahlzeiten bilden Süssigkeiten (doces) aus eingemachten Früchten, die aber alle fast ganz gleich schmecken; sie sind fast ekelhaft süss, da sie mit so viel Zucker eingesotten werden, dass der eigentliche Fruchtgeschmack verloren geht, aus Marmeladen, Eiern, Cocosnüssen und einer Anzahl süsser Gerichte (Kuchen, Torten etc.), in deren Bereitung die brasilianischen Damen, besonders im Innern des Landes, excelliren. Auch der reiche Mineiro bedient sich statt des Brotes in der Regel der Farinha.

Die Speisen werden alle gleichzeitig auf den Tisch gesetzt und ein jeder der Anwesenden verlangt oder bedient sich von den Schüsseln, die ihm am meisten behagen. Wenn der ärmere Brasilianer sehr häufig Löffel und Gabel als überflüssige Luxusartikel betrachtet und sie durch die Finger ersetzt und mit Fertigkeit aus der Farinha und den suppigen schwarzen Bohnen Kugeln macht und sie in den Mund schiebt, so bedient man sich in wohlhabenden Familien doch regelmässig der Bestecke, gewiss immer, wenn Fremde mit bei Tische sitzen. Ich habe keinen einzigen Fall gesehen, dass ein anständiger Brasilianer die Finger statt der Gabel gebraucht hätte. Nur die trockene Farinha wird häufig mit drei Fingern genommen und in den Mund geworfen. Sie wird aber oft auch mit dem Messer oder einem Löffel mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus grosser Entfernung eben so geworfen. Der ungeübte Europäer wird beim Versuche, dieses Manöver nachzumachen, den geringsten

Theil an den Ort seiner Bestimmung bringen, den grössern aber in Bart, Gesicht und auf die Kleider werfen.

Im Gegensatze zur ärmern Klasse ist der wohlhabende Brasilianer in der Regel ein starker Esser und übertrifft darin den Europäer. Wer oft Gelegenheit hatte, Dampfboote zu benutzen, besonders brasilianische Küstendampfer, wird diese Bemerkung sicherlich bestätigt gefunden haben. Ich habe sie sehr häufig im Innern des Landes gemacht und war stets erstaunt, wie genügsam im Essen der Mann niedern Standes im Vergleich zum Reichen ist.

In Brasilien wird ein gewisses Embonpoint als Schönheit betrachtet und besonders in den Provinzen nimmt eine Dame es ebenso wohlgefällig auf, wenn man ihr ein Compliment über ihr „Fettsein" macht, als eine Europäerin, deren schlanke Taille man bewundert. Das schliesst indessen durchaus nicht aus, dass brasilianische Damen ebenso empfindlich als europäische für die Bewunderung ihrer übrigen Schönheiten sind.

Während der Mahlzeiten wird gewöhnlich Wasser getrunken. Schwarzer lissaboner Wein steht in der Regel auch auf dem Tische, mehr aber für die Gäste als für den Hausherrn. Feine Weine werden nur bei Festen servirt, am häufigsten Champagner. Englisches Bier (Pale Ale und Porter) findet man fast durch ganz Brasilien; bei den Mahlzeiten wird es indessen nicht getrunken. Dem gebildeten Brasilianer muss zum Lobe nachgesagt werden, dass er im allgemeinen im Genusse geistiger Getränke ausserordentlich mässig ist.

Nach Tisch bringt ein Neger ein Waschbecken mit Wasser und Glas; man wäscht sich die Hände, spült sich den Mund aus und trocknet sich an der sehr eleganten Serviette ab, die der Sklave über die Schulter hängen hat.

Die den romanischen Völkern anklebende ekelhafte Gewohnheit des ungenirten Ausstossens der Magengase nach vollendeter Mahlzeit findet man auch in Brasilien und um so häufiger, je mehr man sich en famille glaubt. Der Nordländer, dem schon von früher Jugend eine solche Unart, als gegen die Grundgesetze des Anstandes verstossend, verwiesen wurde, kann sich mit diesem Ausdrucke

des Behaglichkeitsgefühls, an dem der Südländer nicht das mindeste Anstössige findet, durchaus nicht befreunden.

Eine höchst wichtige Rolle während und nach den Mahlzeiten spielt der Zahnstocher (palito), der fast ununterbrochen in Bewegung gesetzt wird. Aus Gewohnheit oder Langeweile wird stundenlang mit dem Palito in den Zähnen herumgearbeitet. Wie der Yankee schnitzen muss, muss der Brasilianer stochern. Wenn manche behaupten, man lade in Brasilien zu „Thee und Zahnstochern" ein, so hat diese ironische Bemerkung viel Wahres. Es ist mir oft zu Limonade oder Gefrorenem der unvermeidliche Zahnstocher angeboten worden. Um dieses unentbehrliche Instrument immer möglichst bei der Hand zu haben, pflegen die Frauen den Palito in das Haar zu stecken, die Männer hinter das Ohr, in die kurzen, krausen, schwarzen Locken, sogar in den Bart. Diese Gewohnheit findet man jedoch weit häufiger bei gente de meio pelo (Halbblutpersonen) als bei den bessern Klassen.

Die Zahnstocher werden meistens auf den Azorischen Inseln aus Akazienholz verfertigt und zu Millionen nach Brasilien importirt. Sie sollen auch einer der Industrieartikel der Strafhäuser in Lissabon sein.

In der Frühe, meistens noch im Bette, wird schwarzer Kaffee getrunken; öfters vor dem Frühstück noch einmal, nach den beiden Hauptmahlzeiten wiederum. Kaffee mit Milch wird wenig genossen; man hält diese Mischung im allgemeinen in den Tropenländern für schädlich. Abends nimmt man entweder ein leichtes Nachtessen oder blos Thee oder Kaffee. Zum Thee (chá) kommen fast ausschliesslich die Blätter der in den Provinzen Minas geraes und São Paulo cultivirten Theesträucher in Verwendung. Nur in der Reichshauptstadt und bei reichern Familien der grössern Binnenstädte wird der importirte chinesische Thee benutzt.

In vielen Gegenden ist es gebräuchlich, dass dem Besuchenden bald nach seinem Eintritte von einem dienenden Geiste Kaffee gebracht wird. Die Schalen sind meistens sehr klein, oft wahre Miniaturausgaben. Man trinkt den Kaffee, der gewöhnlich schon gezuckert servirt wird, möglichst heiss und der Sklave

steht mit seinem Kaffeebrete wartend da, um die Schale gleich wieder in Empfang zu nehmen. Häufig werden die Bohnen mit dem Zucker zugleich gebrannt und beides zusammengestossen. Von dieser klebrigen Pasta bricht man die nöthige Quantität ab und giesst siedendes Wasser darauf. In Minas habe ich weit bessern Kaffee von den dort in Gärten cultivirten Bohnen getrunken als in Rio de Janeiro, wo, besonders in Gasthäusern, die ordinären Riosorten häufig zur Verwendung kommen, die ein abscheuliches Getränk liefern.

Früchte werden als Dessert sehr selten angeboten. Man geniesst sie am häufigsten zwischen Frühstück und Mittagsessen. Wassermelonen (melansias) werden besonders geschätzt. Ich sah oft unglaubliche Quantitäten davon verzehren. Uebrigens sind alle Früchte geschätzt und fast jeder wird eine besondere Eigenschaft zugeschrieben. Einige sind erhitzend, andere erkälten den Magen, einige sind unverdaulich, wieder andere erzeugen Fieber, nach gewissen Früchten darf man kein Wasser, nach andern soll man welches trinken; einige verlangen einen Schluck Branntwein, andere Wein, wieder bei andern ist Kaffee Gift; bei dieser soll man zu Anfang oder zu Ende ein paar Kerne mitessen, um üble Folgen zu vermeiden, bei jener soll man nur den Saft auspressen. Man könnte Bogen voll über die hygienischen Eigenschaften der brasilianischen Früchte und die Art und Weise, wie, wann und wo sie gegessen werden sollen, schreiben. Jedenfalls thut der Fremde wohl, wenn er sich beim Genusse der Früchte mehr oder weniger nach der Sitte der Eingeborenen richtet; sie haben die Erfahrung auf ihrer Seite, wenn sie auch aus Vorurtheil, Aengstlichkeit oder nach der Tradition manches für schädlich halten, was es durchaus nicht ist.

In allen bessern brasilianischen Häusern reicht die Quantität der Speisen bei jeder Mahlzeit fast für die doppelte Zahl der anwesenden Personen aus. Es können daher in dem Augenblick, da man sich zu Tische setzt, noch mehrere Gäste erscheinen, ohne dass dadurch die Hausfrau in die mindeste Verlegenheit käme; es werden nur ein paar Couverts mehr aufgelegt. Fast allgemein üblich ist es, dass regelmässig für mehr Personen

gedeckt wird, als anwesend sind. In diesem Falle braucht sich der in der zwölften Stunde erschienene Gast nur vor die dampfende Schüssel zu setzen. Nirgends dürfte weniger Auswahl der Gäste gemacht werden als hier, und es ist gewiss keine unrichtige Behauptung, wenn ich sage, dass im Innern des Landes an dem Tische des Wohlhabenden ein jeder freie Mann, wess Standes er auch sei, seinen Platz findet. Der reiche Fazendeiro ladet den geringsten seiner Bediensteten oder den letzten der Angestellten seiner Bekannten, den ärmsten Mann, der ihm einen Dienst erweist oder der ihn zur Stunde der Mahlzeit besucht, zu Tische ein; er wird sich nicht geniren, auf Reisen mit seinem Diener (nur darf er kein Sklave sein) sich zum Essen zu setzen, und wie oft theilt nicht der gedungene Meuchelmörder das Mahl mit dem reichen Verbrecher, der ihn besoldet? Der Brasilianer kennt in Hinsicht auf Gastfreundschaft keine Geburts-, Geld- oder Beamtenaristokratie; er macht nur einen Unterschied zwischen Freien und Sklaven.

Ein jeder meiner freien Camaradas fühlte sich, wenigstens den ersten Tag, beleidigt, dass ich allein ass, und besonders auffallend war es den Herbergsbesitzern, dass ich nicht meinen deutschen Bedienten und meinen Camarada mit mir zu speisen einlud. Ich gestehe übrigens, dass ich jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, mit Brasilianern niedriger Abkunft und auch sehr dunkler Hautfarbe zu Tische zu sitzen, von der Ungezwungenheit und dem Anstande, womit sie sich betrugen, überrascht war. Ich bezweifle, dass ein Deutscher auf der nämlichen niedrigen Bildungsstufe ebenso viel richtigen Takt zeigen würde.

Die Umgegend der Stadt Serro ist, wie das ganze Municipium auf den Chapadas, ziemlich steril, in den Thalniederungen im allgemeinen fruchtbar. Sehr richtig hat Herr Dr. Heusser in seiner schon oben angeführten werthvollen Arbeit [1]) nachgewiesen, dass überall in Minas die Vegetation auf Itacolumit (mit grossem Gehalt an Kieselsäure) eine sehr dürftige, auf Hornblendegestein

---

[1]) „Physikalische und geologische Forschungen im Innern Brasiliens." Petermann's Mittheilungen etc. 1859, Heft XI.

und dem verwitterten Gneisgranit dagegen eine mehr oder weniger üppige ist. Von Ouro-Preto an bis Minas novas habe ich die Richtigkeit dieser Bemerkung ohne Ausnahme bestätigt gefunden. Es wäre aber etwas gewagt, wollte man auch umgekehrt vom Stande der Vegetation auf die geologische Formation schliessen, indem zuweilen auf Hornblendeboden eine sehr kümmerliche Vegetation getroffen wird, aber nur infolge von Bodenerschöpfung des einst so fruchtbaren Erdreichs.

Die grossen Oekonomiegüter werden in diesem Theile von Minas nicht Fazendas, sondern *Roças* und die Grossgrundbesitzer nicht Fazendeiros, sondern *Roçeiros* genannt. Im südlichen Theile der Provinz sowie in dem grössten Theile des übrigen Brasilien hingegen wird mit dem Ausdrucke Roça der kleine Grundbesitz oder nur der Theil einer Fazenda, der zuletzt von Urwald in cultivirtes Land umgewandelt wurde, bezeichnet.

In dem bescheidenen Ausdrucke Roça liegt im Munde des Mineiro auch Stolz und der Roçeiro von Nordminas fühlt sich gewiss ebenso sehr, wo nicht mehr, als der Fazendeiro des Südens oder der Senhor de Engenho im Norden des Reiches.

Ausser den gewöhnlichen Nahrungsmitteln: Bohnen, Reis, Mais u. s. f., werden hier auch Baumwolle und Zuckerrohr angebaut. Die Cultur der erstern soll in den letzten zwanzig Jahren bedeutend abgenommen haben und noch in steter Abnahme begriffen sein. Als Grund davon gab man mir an, der Baumwollenstrauch sei degenerirt. Das Nämliche bemerkte man mir von dem nicht in grosser Ausdehnung gebauten Zuckerrohre. Diese Klagen über die Degeneration einzelner Culturpflanzen, besonders des Zuckerrohrs, wurden auch von den grossen Fazendeiros von Pernambuco und Bahia so ernstlich und dringend laut, dass die kaiserliche Regierung mit Bewilligung der Kammern sich veranlasst sah, durch eine eigene Expedition von fernen Gegenden (Mauritius u. a. P.) Zuckerrohrpflanzen bringen zu lassen, um durch dieselben allmählich das entartete Zuckerrohr wieder zu ersetzen. Die Hoffnungen, die sich auf dieses Verfahren stützen, werden sich wol binnen kurzem als trügerisch erweisen. Man will nun einmal nicht zur Einsicht kommen, dass

diese sogenannte Degeneration *nur die Folge eines irrationellen Ackerbausystems* und der dadurch bedingten *Bodenerschöpfung* ist. Eine Degeneration des Kaffeebaumes wird wol nie eintreten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser grosse Bodenkraft verlangt und er nach brasilianischer landwirthschaftlicher Routine einzig und allein im frischgeschlagenen Urwald seinen richtigen Platz findet. Hat die Kaffeepflanzung so lange gestanden, bis die Bäume erschöpft sind, so wird sie verlassen. Der Boden aber, der einmal eine solche Pflanzung getragen hat, trägt sie kein zweites mal mehr.[1]) Die Kaffeecultur geht also in den kaffeeproducirenden Provinzen Hand in Hand mit dem Urbarmachen des Urwaldes und entfernt sich mit diesem naturgemäss mehr und mehr nach dem Innern des Landes. Es wird eine Zeit kommen, und für manche Provinzen ist sie nicht sehr entfernt, in der die jetzt reichen Kaffeedistricte nur noch den traurigen Stempel trostloser Sterilität tragen und Kaffeeplantagen fast ausschliesslich weit von der Küste weg, tief im Innern werden getroffen werden.

Brasilien handelt daher sehr klug, dass es mit Macht Eisenbahnen baut. Diese, die Anlegung solid gebauter und gut unterhaltener Kunststrassen, da wo keine Schienenwege angelegt werden können, und Flussregulirungen, um wichtige Wasserverbindungen zu erhalten, sind der Grundstein, auf dem das pecuniäre Wohl Brasiliens basirt und doppelt nothwendig, wenn Unverstand, Eigensinn und Nachlässigkeit hartnäckig einen landwirthschaftlichen Betrieb festhalten, den die grosse Lehrmeisterin Erfahrung ebenso wie die exacte Wissenschaft mit Zahlen, Mass und Gewicht unerbittlich verdammen.

Das Zuckerrohr wird hier zu Zucker verarbeitet, aber in weit grösserer Menge zum Branntweinbrennen benutzt.

Es fällt anfangs jedem Fremden in Brasilien auf, keinen festen Hutzucker, wie in Europa, sondern nur Zuckermehl zu finden. Die Fazendeiros, die ich nach dem Grunde fragte, warum sie blos Moscovade erzeugen, erwiderten mir, dass sie für diese stets sichere Abnehmer haben, da das Volk daran

[1]) Nämlich nach dem gegenwärtigen brasilianischen Ackerbausysteme.

gewöhnt sei und auch deshalb der lange und theure Process des Raffinirens sich auf keine Weise bezahlt machen würde. Das im Handel vorkommende Zuckermehl ist gewöhnlich unrein und bräunlich gefärbt, es wird deshalb für den Familiengebrauch in den Haushaltungen noch zu einem sehr weissen Pulver geklärt. Die Zuckerpreise sind in Brasilien zuweilen sehr hoch und aus Europa importirte Raffinade wird in Rio de Janeiro oft nur unbedeutend theurer als die braune brasilianische Moscovade bezahlt. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Serro wurde dort die Arroba (32 Pfund) braunes Zuckermehl zu 8 Milreis verkauft (das Pfund $5^1/_2$ Silbergroschen!).

Wenn auf den Westindischen Inseln mit gut gebauten Maschinen und bei sorgfältiger technischer Manipulation von den 90 Procent süssen Saftes des Zuckerrohrs nur 50—60 Procent ausgepresst werden, also ein volles Drittel in der Bagasse zurückbleibt, so werden mit den höchst unvollkommenen Pressen im Innern von Minas (und wol auch in sehr vielen andern Provinzen Brasiliens) unter den nämlichen Verhältnissen blos 35—38 Procent Saft gewonnen; und wenn in jenen zuckererzeugenden Ländern von den 18 Procent des ganzen Zuckergehalts des reifen Rohrs nur $6^1/_2$ Procent Moscovade in den Handel kommen, so kann hier die rohe und oft sehr unvernünftige Behandlung des Saftes demselben kaum über 4 Procent Zuckermehl abgewinnen. Für Chemie und Technik wäre hier ein ausgezeichnetes Feld, um aus einem nutzlos vergeudeten Producte noch einen hohen Geldwerth zu ziehen.

Günstiger gestalten sich im allgemeinen die Verhältnisse in den Provinzen Pernambuco und Bahia und einzelne sorgfältig geleitete Engenhos gewinnen dort aus dem Rohre mindestens die nämliche Menge Moscovade wie die bessern Plantagen Westindiens.

Aus dem unkrystallisirbaren Safte, der von der Moscovade abträufelt, der Molasse, wird Branntwein, die sogenannte *Cachaza* gebrannt. Sie wird nicht wie der Rum gefärbt, sondern kommt klar in den Handel und hält gewöhnlich 18° Baumé. Viele Fazendeiros verarbeiten den ausgepressten Rohsaft mit mehr Vor-

theil statt auf Zucker direct auf Branntwein, besonders wenn derselbe, wie in neuerer Zeit immer, hoch im Preise steht, da die Manipulation zugleich einfacher und sicherer ist. Dieser Branntwein heisst *Aguardente* und hält 20—22° Baumé. Wird der Branntwein mit Lutter vermischt, noch einmal destillirt, so geht der sogenannte *Restilo* über. Er hält 24—28° Baumé.

Wie sehr die Preise des Branntweins variiren und wie sie in neuester Zeit infolge der sogenannten Degeneration des Zuckerrohrs gestiegen sind, mögen folgende Angaben beweisen: Im Jahre 1844 zahlte man in der Stadt Serro ein Baril Aguardente, 36 Garrafas oder Flaschen (= 18 österr. Mass oder 21$^3/_5$ preuss. Quart) mit 1 Milreis (= 1 fl. 13 kr. österr. Währung oder 22 Silbergr. 6 Pf.); im Jahre 1854 mit 2$^1/_2$ Milreis; im Jahre 1857 mit 13 Milreis; im Jahre 1858 mit 11 Milreis.

Der Geschmack von Aguardente und Restilo ist sehr eigenthümlich und nicht unangenehm; ich wüsste ihn keinem der in Europa im Handel vorkommenden Spirituosen zu vergleichen. Die Cachaza hingegen, obgleich das nämliche Product wie der Rum, hat einen diesem in nichts ähnlichen Geschmack, der mich wenigstens im höchsten Grade repugnirte. Doch — über Geschmackssachen lässt sich nicht streiten. Die deutschen Colonisten lieben die Cachaza sehr, leider oft nur zu sehr und ziehen sie dem vaterländischen fuselhaltigen Kartoffelbranntwein weit vor. Zucker und Branntwein werden in Minas geraes nicht hinreichend für den Bedarf producirt. Von beidem müssen beträchtliche Quantitäten aus den Nachbarprovinzen importirt werden.

Während meiner Anwesenheit im Hause des Barão da Diamantina wurde ihm von dem Verwalter seiner Roça die Flucht von zweien seiner Sklaven gemeldet. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch auf die Behandlung der Neger in diesem Theile von Minas. Mein Hauswirth bemerkte dabei, dass die meisten Fazendeiros ihre Sklaven schlecht behandeln; er selbst sei bekannt, dass er sie gut und milde halte, aber dennoch fühle er sehr wohl, dass er sie noch nicht so behandle, wie er eigentlich sollte. Strenge, meinte er indessen, sei durchaus nothwendig, nur dürfe sie nicht ausarten.

Wer in Europa gezwungen ist, viele Dienstboten zu halten, z. B. der Landwirth, und dabei tausendfache Gelegenheit hat, sich über Dummheit, Faulheit, Liederlichkeit, Widersetzlichkeit, Trunksucht, Unreinlichkeit, bösen Willen, Diebstahl u. s. f. dieses Dienstpersonals freier Leute, denen er einen guten Lohn bezahlt, zu ärgern, und körperliche Züchtigungen, oft das einzige Mittel, um sich vor grösserm Schaden zu bewahren, durch Gesetze verhindert ist, anzuwenden, der wird sicherlich begreifen, dass gegen Sklaven, unfreie Menschen auf einer sehr tiefen Bildungsstufe, die alle Fehler schlechter europäischer Dienstboten im höchsten Grade in sich vereinigen und die jedes Geschäft nur gezwungen verrichten, Strenge das unumgänglich nothwendige Mittel ist, um Ordnung und Arbeit zu erzielen. Strenge artet aber häufig in Härte und diese in unmenschliche Mishandlung aus.

Man kann sich oft eines Lächelns über europäische Philanthropen kaum enthalten, wenn sie ein Zetergeschrei über schlechte Behandlung der Sklaven erheben, obgleich sie auch nicht die geringste Idee vom Charakter und Naturell der Neger haben und nie einen andern gesehen haben als jenen, der in Raff's unvergesslicher Naturgeschichte Kaffeebohnen pflückt, die aber in ihrem kleinen häuslichen Kreise oft das Unglaublichste von ihren Dienstboten verlangen, sie zwar nicht schlagen, weil sie sonst Strafe zahlen müssten, aber jeden ihnen zu zahlenden Groschen Lohn durch harte Arbeiten doppelt aus ihnen herauspressen wollen; Menschen, die es ruhig mit ansehen und denen es ganz sachgemäss erscheint, dass Tausende von Fabrikarbeitern bei übermässiger Anstrengung physisch und moralisch dahinsiechen, die es am Ende auch ganz in der Ordnung finden, wenn ein armer Soldat wegen eines Insubordinationsfehlers zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wird.

Strenge Behandlung der Sklaven habe ich immer begreiflich gefunden und entschuldigt, denn sie ist nothwendig; Mishandlungen habe ich stets verdammt. Sklaverei ist ein Fluch für jedes Land, in dem sie noch besteht. Abgesehen von all ihren schrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihrem traurigen Einfluss auf die organische Entwickelung der Nation, worüber ich

schon gesprochen habe, bedingt sie einen ununterbrochenen vernichtenden Rassenkampf, in dem bald der Sklave, bald sein Herr aggressiv vorgeht, bald der eine, bald der andere unterliegt. Mit grossartigen Erfolgen für die Sklaven hat er nur einmal und zwar in S. Domingo geendet. Partielle Aufstände sowol in den Südstaaten Nordamerikas und in Westindien als auch in Brasilien sind jedesmal zum Nachtheil und mit grossen Verlusten an Menschenleben für die schwarze Rasse ausgefallen. Als traurige Folge solcher Befreiungsversuche ist immer eine härtere Behandlung der Sklaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte als der offene Aufstand. Am häufigsten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es ist nicht die ganze Sklavenbevölkerung eines Staates, es sind nicht die sämmtlichen Neger eines Districtes oder einer Plantage, die auf den Kampfplatz treten, es ist der einzelne Sklave gegen seinen Herrn. Gift oder eine Kugel aus dem Hinterhalt geschossen sind seine Waffen. Gegen diese Angriffe ist der harte Sklavenhalter nie gesichert; sein Mistrauen macht ihn aber nur noch härter.

Der Rachetrieb des Sklaven bleibt aber selten in der enggezogenen Grenze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird dann erst zum wahren Rassenkampfe. Ich führe folgendes Beispiel von vielen andern an, weil ich die betreffende Familie genauer kannte. Herr S., ein Deutscher in Rio de Janeiro, hatte eine circa 16jährige Negerin als Köchin gemiethet und sie, vortrefflich gehalten, erst wenige Wochen in seinem Hause, als eines Tages eins seiner Kinder, ein Mädchen von wenigen Jahren, unter heftigem Erbrechen erkrankte; man glaubte infolge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als sie eine Hand voll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhohlen, sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weissen müssten sterben; sie

solle die Familie vergiften; sie habe tags vorher an dem „kleinen weissen Schnabel“ probirt, ob das Gift wirke..

Vor einer Reihe von Jahren ging eine Fazenda im Innern der Provinz, die früher dem Könige gehört hatte, durch Verkauf in Privatbesitz über. Der neue Besitzer, ein durchaus menschlicher und sanfter Mann, hatte seine Neger blos im äussersten Nothfalle und dann auch nur sehr mässig strafen lassen und doch vergifteten sie sich; wahrscheinlich aus Aerger, dass sie verkauft worden waren.[1]) Eine ausgezeichnete Negerin, Antonina mit Namen, war der Liebling der Familie, und obgleich man D^a^. Bernardina, die Gattin des Fazendeiro, wiederholt aufmerksam gemacht hatte, wie gefährlich diese Sklavin sei, so nahm sie dieselbe immer in Schutz, bis sie sie zufälligerweise einmal überraschte, als sie eben ein Giftpulver in die für ihre Herrin bestimmte Schale Kaffee schüttete. D^a^. Bernardina bat die Negerin nicht zu bestrafen, aber sogleich zu entfernen. Dies geschah; sie wurde nach Rio de Janeiro und von da nach Rio grande do Sul verkauft. Die Aufführung Antonina's war aber dort derart, dass sie bald darauf wiederum nach Rio de Janeiro verkauft wurde. Hier kam sie in den Besitz eines Portugiesen, der ihr die Freiheit schenkte, ihr einen Theil seines Vermögens verschrieb und sie als Maitresse hielt; nach sehr kurzer Zeit starb er, höchst wahrscheinlich auch vergiftet.

Dass die Zahl der durch Neger vergifteten Weissen alljährlich eine sehr hohe ist, ist eine bekannte Thatsache, aber noch ungleich viel höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sklaven.

Der Vernichtungskampf nimmt endlich noch einen höchst eigenthümlichen Charakter an, indem häufig die Sklaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pecuniär zu Grunde zu richten suchen, was für die meisten der letztern weit schrecklicher ist als ein plötzlicher Tod durch Kugel oder Gift. Der Sklave weiss, dass er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt,

---

[1]) Die Neger auf königlichen Fazendas (Negros d'El Rei) waren so lange, als die portugiesische Königsfamilie in Brasilien regierte, nie verkauft worden; nach der Unabhängigkeit aber liess die ehemalige Regentenfamilie ihre Privatgüter veräussern.

dass ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust der Arbeitskräfte ruinirt ist. Es fassen daher zuweilen die Sklaven einer Fazenda den Entschluss, sich selbst zu vergiften, und führen ihn mit dem grössten Stoicismus aus. Sie benutzen zu dieser schauerlichen Execution die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, wie mir versichert wurde, des Timbo arvore oder Timbo boticario. Man hat behauptet, dass diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei. Man will auch diesen Timbo immer nur in der Nähe der Plantagen, nie in den entferntern Urwäldern gefunden haben. Ich kann die Richtigkeit dieser Angaben nicht verbürgen.

Seltener wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ersäufen. Von Selbstentleibung durch Schiessgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden.

Im Juni 1861 besuchte mich in Rio de Janeiro ein befreundeter Fazendeiro aus der Provinz São Paulo. Ich erkundigte mich bei ihm nach einem andern Fazendeiro, den wir das Jahr vorher gemeinschaftlich auf seiner schönen Besitzung besucht hatten. Der arme Mann ist wahnsinnig geworden, lautete die Antwort, und auf meine weitere Nachfrage theilte er mir folgende Thatsache mit: Mehrere Tage nacheinander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu der die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sklaven begleiteter Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche, erstaunt und erschrocken über die stets wachsende Zahl von Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda die Blattern oder sonst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei? O nein, Herr, erwiderte einer der Sklaven, wir sind alle gesund, aber, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln bei, heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere *uns* bringen. Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die tags vorher ihre todten Kameraden hergebracht hatten, und so dauerte der Turnus, bis fast alle Neger der Fazenda, einige und achtzig, nebenein-

ander auf dem Gottesacker ruhten. Sie hatten sich selbst vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnissvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr dem Wahnsinn verfallen. Er hatte von Tag zu Tag seinen sichern Ruin näher rücken sehen und erlag dem unvermeidlichen Unglück. Das war Negerrache.

Wol die meisten europäischen Leser werden der natürlichen Voraussetzung Raum geben, dass dieser Fazendeiro seine Sklaven ausnahmsweise mishandelt habe und dass sie sich deshalb auf eine so eigenthümlich furchtbare Weise rächten. Das war aber durchaus nicht der Fall, denn allgemein war es von dem unglücklichen Manne bekannt, dass er seine Sklaven durchaus milde behandelt und sehr gut gehalten hatte.

Es ist eine sonderbare, wiederholt beobachtete Erscheinung, dass Selbstvernichtung der Sklaven gerade auf solchen Fazendas vorkommt, auf denen sie eine humane Behandlung geniessen und es ist nicht ganz leicht, einen psychologischen Zusammenhang dieser Verhältnisse zu finden.

Ich habe mich über diesen interessanten Punkt mit gebildeten Fazendeiros und tüchtigen Kennern des Negercharakters besprochen. Sie glauben ihn nur dadurch erklären zu können, dass sämmtliche Neger einer Fazenda durch Ueberredungskunst eines einzelnen, der wahrscheinlich unter ihnen eine hervorragende Stelle als Zauberer oder Priester (Quiombo) einnimmt, zu einem solchen excentrischen Schritte bewogen werden, dass ihnen dabei nicht gerade Rachsucht speciell gegen die Person ihres Herrn zu Grunde liegt, sondern allgemeiner Rassenhass, dass daher solche tragische Fälle nicht Folge der schlechten Behandlung der Neger seien, sondern einzig von der Anwesenheit eines fanatischen Zauberers abhängen, die bekanntlich eine ausserordentliche moralische Macht auf die übrigen Neger ausüben.

Einige glauben indessen, diese gegenseitige oder Selbstvergiftung durch ein anderes Verhältniss erklären zu können. Es befinden sich nämlich unter den Sklaven eine Anzahl königlichen Geblütes; sehr oft wissen die Fazendeiros nicht einmal, dass sie einen Prinzsklaven besitzen. Trifft es sich nun, dass der grösste Theil der Neger einer Plantage dem Stamme angehört, von dem

sich ein Prinz unter ihnen befindet, so sollen sich bei dessen Ableben die übrigen freiwillig den Tod geben, um ihm zu folgen.

Ich gestehe, mir scheint die erstere Erklärung wahrscheinlicher, da bei den afrikanischen Stämmen wol beim Tode eines Königs oft grosse Menschenopfer stattfinden, aber gewöhnlich nur in Form von Hinrichtungen gefangener Feinde und nicht durch freiwilligen Opfertod.

Es bleibt mir noch eines scheusslichen Verbrechens zu erwähnen übrig, das auch eine Vernichtung der Neger zum Zwecke hat und dem die niedrigsten Leidenschaften zu Grunde liegen. Es ist die Vergiftung des Sklaven eines Fazendeiro durch einen andern Fazendeiro aus Hass und Rache. Verbürgte Beispiele dieses niederträchtigsten der Meuchelmorde sind mir mehrere bekannt. In einem solchen Falle lässt der Fazendeiro durch einen seiner vertrauten Sklaven Freundschaft mit den Negern seines Gegners schliessen und ihn irgendeine Gelegenheit erhaschen, denselben sei es in Speisen, in Branntwein, oder sonstwie Gift zu reichen. Es ist sehr schwer, diesem Verbrechen auf die Spur zu kommen, wenn nicht der Thäter durch sich selbst zum Verräther wird. Vergeblich kramt der betroffene Fazendeiro seine ganze Hausapotheke aus, um Mittel gegen eine plötzliche, unbekannte Epidemie zu finden; er sucht ärztliche Hülfe, gewöhnlich aber ebenso fruchtlos. Und sollte auch die wahre Ursache der überraschenden Sterblichkeit gefunden sein, so weiss er doch selten, woher ihn der harte Schlag getroffen hat; ob ihn freiwilliger Tod der Neger oder die tückische Hand eines unversöhnlichen Gegners geführt hat? Erkennt er auch im günstigsten Falle die letztere, wo ist der Arm der Gerechtigkeit, der ihn davor schützt; wo sind die rechtsgültigen Beweise, die den Urheber des Verbrechens dem weltlichen Richter überantworten könnten?

Solche Schandthaten gehören zu den finstern Mysterien der Roça.

In einem Staate von durchaus geregelten Rechtsverhältnissen könnte ein als Vergifter bekannter Sklave dem Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden. In Brasilien wird als allergrösste Seltenheit ein Envenenador der gerichtlichen Behandlung

übergeben. Der Fazendeiro, unter dessen Sklaven sich ein solcher befindet, hilft sich selbst. Entweder stützt er sich auf ein durchaus verwerfliches Sophism und sagt: Der Sklave hat mir persönlich den Krieg erklärt, er ist mein Feind, der Kampf ist nur zwischen ihm und mir, einem andern Herrn wird er wahrscheinlich gut dienen, ich werde ihn also verkaufen, dadurch entgehe ich dem Schaden, den er mir noch zufügen könnte und verliere wenigstens mein Kapital nicht; oder aber er übt Selbstjustiz aus. Er lässt den Neger zu Tode prügeln oder auf irgendeine andere qualvolle Weise umbringen. Beide Wege sind gleich unmoralisch und nur in einem Staate möglich, in dem das Gefühl für Recht und Sittlichkeit noch keine feste Wurzel geschlagen hat.

Nicht uninteressant zur Charakteristik der Neger ist ein Vorfall, der mir in Serro erzählt wurde. Ein Geistlicher, der Padre João Marques, besass in der Comarca Sabará eine bedeutende Plantage mit 200 Negern. Bei seinem Tode schenkte er seinen sämmtlichen Sklaven die Freiheit und vermachte ihnen testamentarisch seine ganze grosse Besitzung, die in gleiche Theile parcellirt wurde, damit ein jeder der freigelassenen Sklaven als Grundbesitzer sich seine Existenz gründen könne. Nach Verlauf von 6 Monaten sassen schon 72 als Verbrecher im Criminalgefängniss. Ich gebe keinen Commentar dazu und gönne gern jenen ihr Raisonnement, die da meinen, der Uebergang von Sklaverei zur Freiheit sei für Menschen von so geringer Bildung (und ich füge bei, von so vielen natürlichen schlechten Anlagen) ein viel zu rascher gewesen und die darin eine Entschuldigung für den Verbrecher finden wollen. Ich meinerseits glaube nur, dass solche Beispiele der brasilianischen Regierung als ausserordentlich wichtige Fingerzeige bei einer früher oder später unvermeidlichen Sklavenemancipation dienen sollen.

In der Comarca do Serro do Frio sind circa 25 Eisenhütten thätig, aber sie vermögen doch nicht den Bedarf an Eisen dieses Theiles der Provinz vollständig zu decken; freilich arbeiten die meisten nur mit sehr geringen Kräften. Die Preise des hier

fabricirten Eisens stellen sich daher immer noch sehr hoch. Der Centner Roheisen wird loco Hütte mit 20 Milreis (14 Thlr. 20 Sgr.) bezahlt; Hufeisen zu 300—360 Reis (7—8 Sgr.) das Stück; hundert Hufnägel zu 1200 Reis (27 Sgr.). Bei etwas mehr Sinn und Geschick der Brasilianer für industrielle Unternehmungen könnte sich die Eisenproduction in diesem Theile von Minas zu einem äusserst blühenden Industriezweige emporschwingen, aber die Sacra auri fames kratzt lieber in längst erschöpften Gruben nach einigen verlorenen Goldkörnchen, als dass sie sich ernstern Unternehmungen, zu denen allerdings Ausdauer und Kenntnisse erforderlich sind, zuwenden würde. Wie gewinnreich ein gut geleitetes Eisenwerk im Innern Brasiliens ist, beweist das Etablissement des Franzosen Herrn Antoine Monlevade zwischen São Miguel und Itabira do matto dentro am linken Ufer des Rio Piricicaba. Es wurde im Jahre 1827 gegründet und durch dessen intelligenten Besitzer bald so gehoben, dass es die erste Stelle unter den brasilianischen Hüttenwerken einnahm und noch einnimmt. Es ist Thatsache, dass Monlevade mehr und besseres Eisen erzeugt hat als das grossartige kaiserliche Eisenwerk in São João d'Ipanema in der Provinz São Paulo, das Millionen verschlang, ohne den geringsten Gewinn abzuwerfen.

In der Stadt Serro wird, obgleich sie noch nicht in den eigentlichen Diamantendistricten liegt, doch schon ein ziemlich bedeutender Diamantenhandel getrieben. Auch mein Hauswirth hatte in diesem Artikel, besonders in frühern Jahren, grossartige Geschäfte gemacht. Auf meinen Wunsch, eine grössere Partie roher Diamanten zu untersuchen, liess er mir, da er zufälligerweise selbst nur kleinere Quantitäten besass, von einem andern Diamantenhändler seinen Vorrath ausbitten. Dieser schickte auch unverzüglich über 570 Karat (circa $1/4$ Pfund) dieser Edelsteine im beiläufigen Werthe von 22 Contos de Reis (über 60000 Franken). Die kleinsten (wól mehr als die Hälfte) waren nicht viel grösser als ein Stecknadelkopf, die grössten von Erbsengrösse, darunter waren einige vollkommene Octaeder vom reinsten Wasser.

Ihre Farbe variirte vom Farblos ins Gelbe, Grünliche und Schwärzliche. Es befanden sich darunter etwa ein halb Hundert kleiner, milchweisser, opaker, rauher Kügelchen. Als Schmucksteine sind sie unbrauchbar, pulverisirt werden sie zum Schleifen der Diamanten benutzt und haben im Handel den nämlichen Werth wie die kleinsten reinen Diamanten, d. h. sie werden mit diesen gemischt und nach dem Gewichte verkauft. In mehrern Steinen bemerkte ich fremdartige, schwarze Körnchen eingeschlossen. Die ganze Partie stammte von Santa Isabel de Sincorá in der Provinz Bahia.

Bei dieser Gelegenheit, wie auch später sehr häufig, konnte ich mich nur über das arglose Vertrauen, mit dem die Diamantenhändler ihre Edelsteine aus der Hand geben, wundern. Der Besitzer der mir übersandten Steine hatte mich nie gesehen; er wusste nur, dass ich beim Barão de Diamantina abgestiegen sei; das war ihm Garantie genug. Er liess mir sagen, ich könne die Steine nach Belieben bis zum künftigen Tage behalten. Ohne Zweifel hatte er sie, ehe er sie mir schickte, genau gewogen; er liess mich aber das Gewicht nicht wissen; ich erfuhr es erst am folgenden Tage. Mir standen aber die Mittel, sie nachzuwiegen, nicht zu Gebote und er hätte beim Zurückstellen der Edelsteine leicht behaupten können, eine grössere Quantität übergeben zu haben. Ich glaube aber nicht, dass sich einer der bekanntern brasilianischen Diamantenhändler einer so unehrenhaften Handlungsweise schuldig machen würde.

Mit sichtlicher Befriedigung zeigte mir mein Hauswirth seinen Commandeurstern des Christusordens, den er sich von ausgesucht schönen Diamanten in Rio de Janeiro hatte anfertigen lassen. Die Decoration hatte einen Diamantenwerth von 25—30000 Franken.

In keiner andern Stadt habe ich den politischen Parteihass so hervorstechend gefunden wie in Serro. Diese Bemerkung wurde mir auch von andern Seiten bestätigt. Liberale und Conservative halten sich streng geschieden und verkehren nur, wenn es unumgänglich nothwendig ist. Freundschaftliche Beziehungen

sollen so gut wie keine zwischen ihnen bestehen. Natürlich steigert sich diese Abneigung bei den vierjährigen Neuwahlen der Municipalbehörden und den kurz darauf folgenden Deputirtenwahlen zu leidenschaftlichem Hasse; dennoch sollen hier während der Wahl weit seltener Mord und Todtschlag vorkommen als in andern Städten, wo ausser dieser kritischen Periode die politische Meinungsverschiedenheit einen sehr geringen Einfluss auf den gegenseitigen bürgerlichen Verkehr ausübt.

Es grenzt ans Unglaubliche, mit welcher Leidenschaft, mit welchem Aufwande von unredlichen Mitteln die Wahlen in Brasilien betrieben werden. Jede der beiden Parteien setzt alles in Bewegung, um sich den Sieg zu sichern. Kein Verfahren ist ihr zu schlecht, zu verächtlich, als dass es in gegebenen Momenten nicht in Anwendung gebracht würde. Ueberredung, directer Stimmenkauf, Bestechung, Betrug, Lüge, Verleumdung, Diebstahl, Gewaltthätigkeiten, Todtschlag, Meuchelmord und wie der ganze Apparat von Niederträchtigkeiten heissen mag, sind willkommen, wenn sie nur den Zweck erreichen helfen.

Begreiflicherweise üben die Ministerien, um sich eine Kammermajorität zu sichern, durch ihre untergeordneten Organe den grössten Einfluss auf die Wahlen. Diese aber, nur zu folgsam den Winken von oben, erlauben sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die gröbsten Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt. Vom Subdelegado bis zum Chefe de Policia, vom Friedensrichter bis zum Juiz de Direito wirken alle öffentlichen Beamten und Behörden mit Hintansetzung des Diensteides und der Pflicht nur auf das einzige politische Parteiziel hin. Recht und Gerechtigkeit, die im Innern des Landes auch unter normalen Verhältnissen mit der allergrössten Willkürlichkeit gehandhabt werden, scheinen während der Wahlperiode gänzlich verschwunden zu sein und die absoluteste Autokratie ihre Stelle einzunehmen.

Es ist ein tolles, trauriges Treiben, einer der grössten Krebsschäden, die sich aus Brasiliens constitutionellem Leben entwickelt haben, die vollständigste Untergrabung der Volksmoralität, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann.

Wenn in der Reichshauptstadt, am Kaisersitze, wo noch die Gesetze am besten gehandhabt werden, das Ansehen der Behörden noch die meiste Geltung hat, Unordnungen und Willkürlichkeiten vorkommen können, wie sie bei jedesmaligen Wahlen sich in skandalöser Weise wiederholen, so kann man sich leicht einen Begriff machen, unter welchen Verhältnissen dieser Act in den Wahlkreisen der entferntern Provinzen vor sich geht, von welchen tragischen Nebenumständen er begleitet zu sein pflegt.

Die Wahlen erweitern aber nicht nur die Kluft zwischen den beiden grossen Parteien, sondern sie werfen auch in jede dieser Fractionen den Zündstoff zu den heftigsten Feindseligkeiten. Ein Wähler erhält z. B. von einem seiner Freunde die Aufforderung, für einen bezeichneten Candidaten zu stimmen, erfüllt aber, trotz der dringendsten Verwendungen (empenhos), sei es aus Ueberzeugung, oder weil er sein Wort zu Gunsten eines andern Prätendenten verpfändet hat, den Wunsch nicht, so folgt in der Regel eine langdauernde Feindschaft; denn der Petent hat sich seinerseits wieder gegen andere verpflichtet, von diesen vielleicht schon Werthgeschenke erhalten, um sich bei dem sich nun Weigernden zu verwenden. Kein Wahlberechtigter kann und darf sich bei der fast fanatischen Jagd nach Stimmen seiner Wählerpflicht entziehen und auch der ruhigste Mann läuft Gefahr, in dieser Zeit den tiefsten Hass und vielfältige Verfolgungen auf sich zu ziehen. Viele Wähler haben mir geklagt, wie unangenehm ihnen diese Ehre durch die damit verbundenen Widerwärtigkeiten sei.

Hohe Würden und grosses Vermögen bedingen natürlich die einflussreichsten Wähler. Mancher reiche Wahlmann lässt sich's viele Tausende kosten, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Hier werden Geschenke gegeben, dort wird Branntwein ausgetheilt; irgendeinem Individuum, das aus besondern Motiven Einfluss auf die Wahlen hat, wird ein unverzinsliches Anleihen von einigen Tausend Thalern gemacht, wieder ein anderer wird durch klingende Gründe oder andere in Aussicht ge-

stellte Vortheile bewogen, seine Stellung als Offizier in der Nationalgarde, als Richter oder Polizeibeamter zu misbrauchen. Die Begriffe von Ehre, Recht, Gesetz verschwinden.

In den europäischen constitutionellen Staaten mangelt es wahrlich auch nicht an den mannichfachsten Intriguen, um Wahlsiege zu erringen. Aber Gesetz und Gerechtigkeit hindern wenigstens offenbare Niederträchtigkeiten und Verbrechen oder strafen sie mit aller Strenge, wenn sie ausgeführt werden, mit einziger Ausnahme, wenn dies auf „allerhöchsten Befehl“ geschieht. Selbst die heissblütigen Spanier in den südamerikanischen Republiken, die ebenfalls in erbitterter Parteistellung die Wahlen durchkämpfen, wahren doch den Anstand und setzen nicht den letzten Funken von Achtung vor dem Gesetze beiseite. Brasilien steht in dieser Beziehung fast einzig da, höchstens könnten ihm die Unionsstaaten Nordamerikas die Palme streitig machen.

Wer nach den Neuwahlen den ersten Sitzungen der Deputirtenkammer beiwohnt, deren ausschliessliche Aufgabe es ist, die Wahlacte zu prüfen, oder wer die dort gehaltenen Reden in officiellen Journalen nachliest, begreift kaum, dass nicht die ganze Nation schamroth wird über die Wahlvorgänge, die die Redner hier in düsterm Bilde aufrollen. Dass eine weiter fortschreitende Civilisation in diesem Verhältnisse eine günstige Wendung hervorbringen kann oder wird, ist kaum zu erwarten, da in Brasilien das politische und bürgerliche Leben zu eng miteinander verschmolzen sind und die durch jenes aufgestachelten, sich stets erneuernden Leidenschaften so tief in dieses eingreifen, dass sie sich sogar in steigendem Masse durch lange Generationen fortsetzen. Nur politischer Reife und bürgerlicher Tugend wäre es möglich, hierin einen günstigen Umschwung zu bewirken. Werden aber je diese beiden wichtigen Factoren bei einem aus so traurigen Rassenelementen zusammengesetzten Volke zur vollen Geltung gelangen?

*Cidade do Serro* ist die Vaterstadt der Familie *Ottoni*, von der zwei Glieder, nämlich der auch in der deutschen Tagespresse

so schändlich verleumdete *Theophilo* Benedicto Ottoni und dessen Bruder *Christiano* Benedicto Ottoni, Director der Eisenbahn Dom Pedro II, in neuerer Zeit in den Reihen der liberalen Kämpfer im Gesetzgebenden Körper Brasiliens eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Ich vertauschte in Serro mein krankes Pferd mit bedeutendem Aufgelde gegen ein tüchtigeres Thier vom grössern Minasschlage. Eben im Begriff abzureisen, besuchte mich ein deutscher Aesculap, der, von Berufsgeschäften aus der Umgegend zurückkehrend, meine Anwesenheit erfahren hatte und mir nun noch ungefähr $1/2$ Meile weit das Geleite gab. Eine wildbewegte Jugend hatte ihn endlich hierher verschlagen. Aus Echingen in Schwaben gebürtig, war er bei seiner Anwesenheit in Wien 1848 in die Scharen der ungarischen Freiwilligen eingetreten und unter Klapka in der Festung Komorn bis zu deren Uebergabe eingeschlossen. Als hier seine kriegerische Laufbahn ihr Ende erreicht hatte, wendete er sich nach Schleswig-Holstein und nach dem jämmerlichen Abschlusse jenes unglücklichen Feldzuges liess er sich in die brasilianische Fremdenlegion zum Kriege gegen den Dictator Rosas anwerben. Bei dieser Legion wurde er im Lazareth verwendet und sammelte dort die Brosamen seiner medicinischen Kenntnisse, die er endlich in Cidade do Serro glücklich verwerthete. Obgleich erst seit $1\,1/2$ Jahren dort niedergelassen, hatte er sein Deutsch schon beinahe vergessen und befand sich in der Lage so vieler Auswanderer, die schliesslich gar keine Sprache mehr ordentlich sprechen können. Zufrieden mit seiner Lage, hoffte er sie binnen kurzem noch bedeutend zu verbessern. Später erfuhr ich von seinen einstigen Kameraden, dass der drollige, tolle Krauskopf zu den beliebten Persönlichkeiten der Legion gehört hatte.

Ungefähr zwei Stunden lang führt der Weg von Serro durch die Waldregion und steigt dann einen steilen Felsenrücken mit wild durcheinandergeworfenen lothrechten, gebogenen, schiefen oder horizontalen, meistens in scharfe Köpfe auslaufenden Schichten hinan. Auf der Höhe angelangt, trifft man ein kleines, unan-

sehnliches Häuschen. Die Stelle heisst Cabeza de Bernardo (Bernhard's Kopf). Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich ein gewisser Bernardo hier einen Reisenden ermordet. Er wurde aufgegriffen, zum Tode verurtheilt und nach damaliger Sitte sein Kopf und seine Hände an den Ort des Verbrechens geschickt und dort ausgestellt.

Hier betritt man wieder die Camposregion. Ihr Blütenschmuck war entzückend schön und durch die Neuheit ihrer Formen im hohen Grade überraschend. Leider erlaubten fürchterliche, in kurzen Zwischenräumen sich wiederholende Regengüsse den Vollgenuss dieses reizenden Anblicks nicht. Gegen 2 Uhr erreichte ich *Tres barras de abaixo*, einen Rancho, der mit einigen Lehmhütten und einer stattlichen Roça rechts vom Wege liegen bleibt. Hier überschreitet man, von Süden kommend, auf einer schlechten hölzernen Brücke zum ersten mal den diamantreichen Rio Jequetinhonha, der sich von Osten nach Westen durch eine tiefe Schlucht windet. Eine viertelstündige mässige Steigung brachte uns wieder zu einigen Lehmhütten *Tres barras de arriba*, hinter denen zuerst ein tiefer und breiter Morast überwunden werden muss, um dann steil bergan zu steigen. Oben am Kamme angelangt, befindet man sich in einer wildromantischen Felsenpartie, die lebhaft an ähnliche Scenerien der Hochalpen erinnert; man verlässt sie auf einem theils ebenen, theils ziemlich stark gesenkten felsigen Pfade. Zweimal führt er über Giessbäche, die, bald in Felsenspalten eingezwängt, bald über weite Steinplatten ausgedehnt, sich thalwärts stürzen. Der Weg ist elend und nicht ganz gefahrlos, denn die Thiere finden auf dem losen Rollgesteine keinen festen Haltpunkt, zuweilen klemmen sie sich in den geklüfteten Felsen die Hufe ein und stürzen, sich schwer verletzend, zusammen.

Wenn ich recht unterrichtet bin, so wurden die nicht volle 9 Legoas voneinander entfernt liegenden Städte Serro und Diamantina im Jahre 1853 durch eine ganz neue Strasse miteinander verbunden. Sie kostete 29 Contos de Reis (circa 85000 Franken) und war anfänglich so gut, dass selbst furchtsame, wegscheue

Reisende es vorzogen, diese Strecke, der Kühlung wegen, bei Nacht zurückzulegen, was auch bei mittelmässigen Thieren ohne besondere Anstrengung in 7—8 Stunden ausführbar war. Nach ihrer Vollendung wurden für je 3 Legoas 200 Milreis Conservationskosten bestimmt. Der Unternehmer wollte oder konnte nach Ablauf des ersten Jahres um einen solchen Spottpreis die kostspielige Unterhaltung nicht länger besorgen, ein anderer fand sich nicht, und der Provinziallandtag seinerseits wollte keinen höhern Betrag zu diesem Zwecke auswerfen. Es wurde also gar nichts mehr an der Strasse gethan. Begreiflicherweise verschlechterte sie sich von Jahr zu Jahr mit Riesenschritten und 1858 fand ich sie schon ganz verlassen und wie die alte im erbärmlichsten Zustande. Mit vollem Recht pflegte ein in Diamantina sehr bekannter Geistlicher, der Kanonikus Joaquim Gomes, zu sagen, der Weg von Serro nach Diamantina sei ein 10 Legoas langes Grab.

Man weiss in der That nicht, ist es geistige Beschränktheit, Blindheit, Leichtsinn oder blos Parteileidenschaft, die in den Provinzialkammern jede Rücksicht für das öffentliche Wohl unterdrücken und durch das Fassen widersinniger Beschlüsse dem Aerare die empfindlichsten Wunden schlagen.

Am Fusse des Felsweges dehnt sich in der Hauptrichtung von Osten nach Westen eine offene im Nordost von felsigen Gebirgen begrenzte Hochebene aus. Es war die erste wirklich freie Ebene, die ich bisher in Brasilien gesehen hatte. Mächtige vom Wasser zerfressene Felsen, da wo jetzt kein Wasser mehr eine solche Wirkung hervorzubringen vermag, legen die Vermuthung nahe, dass diese Fläche einst einen See bildete. Eine kleine Lagune am Ende der Ebene, wahrscheinlich ein Ueberrest des frühern Wasserbeckens, scheint dieser Ansicht noch mehr Halt zu geben. Bei dieser kleinen Lagune theilt sich der Weg; der eine Arm führt geradeaus über das Arrayal *Milho verde* nach Diamantina, der zweite nimmt die Richtung nach rechts über S. Gonzalo ebendahin. Ich folgte letzterm. Man hatte mich in Serro aufmerksam gemacht, dass eine Furt durch die La-

gune führe, es war uns aber unmöglich, sie zu finden, da durch die anhaltenden Regen die Ufer gänzlich versumpft lagen. Es blieb uns also nichts übrig, als auf Gerathewohl mitten durchzureiten. Die Thiere fanden zwar festen Grund, das Wasser reichte uns aber doch bis an die Hüften und weit über die halben Ladungen hinauf. Eine halbe Stunde später erreichte ich unter heftigem Regen das Dorf *São Gonzalo do Serro* und stieg, freundlich aufgenommen, bei dem Kaufmann Felix Antonio de Aguiar ab, froh, mich von meiner doppelten Wasserpartie trocknen zu können.

Der Ort ist ausserordentlich todt und zählt nur circa 350 bis 400 Einwohner. Ich wunderte mich, hier verhältnissmässig weit mehr ordentlich gebaute Häuser zu finden als in vielen grossen und weit wichtigern Flecken der Provinz. Einige hatten sogar Glasfenster. Das Dorf ist noch nicht zum Kirchspiel (freguezia) erhoben und es vertritt nur eine bescheidene Kapelle die Stelle der Kirche.

Die mir angewiesenen Zimmer waren sehr reinlich und trotz ihres bescheidenen Meublements doch nett eingerichtet. Ich hatte hier zum ersten mal Gelegenheit, die ausserordentlichen Dimensionen der Betten, wie sie gewöhnlich zum Familiengebrauche im Innern des Landes verwendet werden, anzustaunen.

Immer habe ich in Brasilien während der kühlen Jahreszeit und im gebirgigen Innern auch im Sommer die Bettdecken viel zu ungenügend, weil zu dünn gefunden und mich stets genöthigt gesehen, durch einen Mantel, einen Poncho, oder sonst eine wollene Decke mich besser vor der kühlen Nachttemperatur zu schützen, was die Brasilianer oft unbegreiflich fanden. Es ist eine oft wiederholte, höchst sonderbare Beobachtung, dass die Tropenbewohner für Kälte durchschnittlich in auffallend geringerm Masse empfindlich sind als europäische Nordländer. Ich habe in kalten Wintermonaten Südamerikaner, besonders Brasilianer, am Bord der Dampfboote bei schneidend eisigen Winden und nasskalten Nebeln, während Deutsche, Engländer und Franzosen sich dicht in Winterpaletos, Mäntel oder Pelze hüllten,

in ihren leichten Röckchen, die für eine Hitze von 30° R. angezeigt waren, stundenlang auf dem Decke sitzen oder spazieren sehen, ohne sich im mindesten über Kälte zu beklagen. Ich traf mir bekannte Brasilianer bei 7 Grad Kälte in europäischen Städten im einfachen Rock gemüthlich spazieren gehen und musste immer die Versicherung hören, dass ihnen diese Temperatur durchaus nicht unbehaglich sei und sie auch nicht das Bedürfniss fühlen, sich wärmer zu bekleiden.

Kaum war ich bei Herrn Felix angelangt, als sich sein Gewölbe auch sogleich mit Freunden, Bekannten, Gevattern und Nachbarn anfüllte, um zu erfahren, wer denn der angekommene Fremde sei. Diese Scene wiederholt sich fast immer, wenn man in einer geschlossenen Ortschaft Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Gewöhnlich weiss der Hausherr anfangs auch nicht mehr als das Woher und Wohin seines Gastes, die kurzen Notizen, die im Empfehlungsbriefe stehen. Um daher die neugierigen Besucher zu befriedigen, reicht er ihnen den Brief hin, der nun von Hand zu Hand geht und gelesen, syllabirt und buchstabirt wird, letzteres besonders auf eine fast komische Weise mit den fremdländischen Familiennamen.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise unter dichtem, fast den ganzen Tag anhaltendem Regen nach der 4½ Legoas weiter nach Norden gelegenen Stadt Diamantina fort. Auf einer schmalen, hölzernen Brücke passirt man wieder den in einer engen Schlucht von Westen nach Osten sich durchzwängenden Rio Jequetinhonha. An seinem rechten Ufer stehen Talkschiefer, an seinem linken Gneis-Granit. Hier hört der „rothe Koth“ auf und wird durch einen weissen, zähen, lehmartigen ersetzt, dem die Stadt Diamantina ihren frühern indianischen Namen Tejuca verdankte. Eine Legoa von Gonzalo entfernt liegt der Rancho do corrego do Mel. Eine Stunde weiter eröffnet sich von einer Anhöhe ein wundervolles landschaftliches Bild, die Serra do Itambé im Hintergrunde, vor ihr staffelförmig niedrige Gebirgszüge von den eigenthümlichsten Bildungen, etwas näher gerückt einzeln stehende, auffallend gestaltete Kegel und unmittelbar um

den Standpunkt wild verworrene Felsenpartien. Man könnte hier stundenlang in den wunderbaren Anblick versunken weilen. In der Thalsohle liegt der Rancho do Palmital, wo die Tropas gewöhnlich Lager halten, um den nächsten Tag in die Stadt einzuziehen. Hinter dem Rancho erhebt sich ein Hügel, von dessen Höhe man das noch etwa 2 Legoas entfernte Diamantina erblickt. Noch einmal senkt sich der Weg thalwärts an das „Höllenflüsschen" (Riberão do Inferno), in dem die schönsten Diamanten des ganzen Districts gefunden werden, um dann wiederum lange den Morro do Riberão do Inferno hinanzusteigen. In der Nähe der Stadt wird er etwas weniger schlecht und grösstentheils sandig.

Diamantina liegt auf einer auf zwei Seiten von kleinen Flüsschen begrenzten Thallehne. Das von Westen nach Osten fliessende, obgleich kleinere heisst Rio grande, das andere mit der Hauptrichtung Nordsüd Piruruců. Der Weg zur Stadt hinauf, von den ersten Häusern an gepflastert, ist ziemlich schlecht und rechts von einer Mauer begrenzt. Der Eingang ist nichts weniger als einladend. Die Häuser sind meistens ärmlich und verfallen; je weiter man jedoch gegen das Centrum kommt, desto ansehnlicher und besser werden sie.

Ich war für diese interessante Stadt reichlich mit Empfehlungsbriefen versehen und da ich keine der Personen, an die sie adressirt waren, persönlich kannte, so folgte ich dem Rathe, den mir der Baron von Diamantina in Serro gegeben hatte und ritt zum Geschäftslocal des Herrn Serafim José de Meneses, Baron von Arassuahy. Noch ehe er die Empfehlungsbriefe gelesen hatte, liess er sich unverzüglich ein Maulthier vorführen und begleitete mich nach seiner noch im Weichbilde der Stadt gelegenen Chacra.

Von Rio de Janeiro nach Diamantina sind 139 Legoas. Die Handelsverbindung zwischen diesen beiden Städten ist sehr bedeutend, der Waarenverkehr ein ununterbrochen lebhafter und doch ist diese Handelsstrasse, heute die wichtigste in ganz Brasilien, in ihrer grössern Ausdehnung in dem erbärmlichen Zu-

stande, den ich durch zwei Kapitel so vielfach zu schildern Gelegenheit hatte. Worin liegt die Ursache? Abgesehen von allerdings ungünstigen kosmischen Verhältnissen und einer für das ungeheure Territorium sehr dünnen Bevölkerung, daher auch einer sehr geringen Steuerkraft, muss sie hauptsächlich im Mangel an Patriotismus und Civilisation gesucht werden. Unbestreitbar wahr bleibt der Satz: Der sicherste Beweis für die Civilisationsstufe einer Nation ist der Zustand der Verkehrswege ihres Landes.

---

# Zweites Kapitel.

## Aufenthalt in Diamantina.

---

Ein eigenthümlicher Typus, abweichend von dem aller übrigen Städte Brasiliens, überrascht den Reisenden in Diamantina. Er liegt nicht etwa in der materiellen Anlage der Stadt, in der Construction ihrer Häuser, in der Vertheilung ihrer Strassen und Plätze oder in Eigenthümlichkeiten der öffentlichen Gebäude, denn dieses alles stimmt mit dem anderer Städte des Kaiserreiches so ziemlich überein; er ist ihr vielmehr durch die Physiognomie des öffentlichen Lebens, durch den Gesammtausdruck der Bevölkerung, durch vielseitige Contraste nach innen und nach aussen, vielleicht auch durch einen gewissen Nimbus, der ihren Namen umgibt, aufgedrückt.

Die Lage der Stadt mit ihren edelsteinreichen Umgebungen und ihre einstige, höchst eigenthümliche Stellung als Sitz kleiner, aber gewaltiger Despoten haben von jeher die Aufmerksamkeit der sie besuchenden Fremden erregt, und es ist von manchem ältern und neuern Reisenden mit mehr oder weniger Aus-

führlichkeit darüber geschrieben worden. Nichtsdestoweniger will ich hier in gedrängter Kürze diese Verhältnisse berühren.

Es ist nicht genau zu ermitteln, wann Diamantina gegründet wurde; wahrscheinlich ist es jedoch, dass sich ungefähr gegen die Mitte des zweiten Decenniums des verflossenen Jahrhunderts einige Begleiter von Sebastião Leme do Prado, der bis an den Rio Manso, einen südöstlichen Zufluss des Rio Jequitinhonha, vorgedrungen war, an der Berglehne, wo heute die Stadt steht, niedergelassen haben. Sebastião Leme fand beim Goldsuchen im Kiese des Rio Manso und Bernhardo da Fonseca im Rio dos Murinhos kleine, weisse, glänzende Steinchen, die einige Jahre lang als Spielmarken benutzt wurden.[1]) Mehrere davon kamen nach Lissabon und sollen dort zuerst vom holländischen Consul, der sie zufällig sah, als Diamanten erkannt worden sein. Andere behaupten, eine höhere Gerichtsperson (Ouvidor), früher in Ostindien bedienstet, habe schon in Brasilien diese Steinchen für das gehalten, was sie in der That waren, dieselben für eine Kleinigkeit aufgekauft und mit nach Portugal genommen. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dass das Vorkommen von Diamanten in Minas geraes dem Hofe von Lissabon um das Jahr 1728 oder 1729 bekannt wurde und ein königlicher Befehl vom 8. Februar 1730 dem Gouverneur der Minendistricte die Weisung ertheilte, diese Entdeckung auf die möglichst vortheilhafte Art für die Krone auszubeuten. Der Gouverneur erliess daher ein Decret, das eine Abgabe von 5 Milreis für jeden diamantenwaschenden Sklaven festsetzte; diese wurde aber schon im nächsten Jahre auf 20 Milreis, 1733 auf 25, im Jahre 1734 auf 40 und 1739 sogar auf 230 Milreis erhöht. Ausserdem wurden strenge Massregeln anderer Art ergriffen und z. B. verordnet, dass alle Diamanten über 20 Karat Gewicht der Krone abgeliefert werden müssen; dass sich kein freier Neger oder Mulatte in der Comarca do Serro do frio aufhalten dürfe, abends keine

---

[1]) Die Geschichte der Diamantenentdeckung und -Ausbeute hat am vollständigsten der schon öfter angeführte Herr v. Eschwege in seiner „Pluto brasiliensis“ behandelt.

Branntweinschenke offen bleiben, alle liederlichen Weiber verbannt werden sollen. Die Grenzen des Diamantendistricts wurden genau bestimmt (1733) und rings an denselben bei Tres barras, Rio Manso, Picada, Paraúna, Milho verde, Inhanzica, Inhahi, Gouvea, Galheiros, Contagem, Chapada und Andaial Wachtposten festgesetzt und über den ganzen District ein Generalintendant (Intendente geral da demarcação diamantina) ernannt. Ohne Erlaubniss dieser obersten Behörde durfte niemand das Territorium betreten; bei schwerer Strafe war es verboten, irgendwo anders Diamanten zu verkaufen als im *Arrayal de Tejuco* (1734), dem Centrum des Districts und dem Wohnsitze des Intendanten. Zu dieser Zeit also gelangte das Dorf Tejuco, die spätere Stadt Diamantina, zum ersten mal zu einiger Bedeutung. Die brasilianische „Kothstadt“ [1]) ist aber in ihrer fernern Entwicklung gewaltig hinter ihrer europäischen Namensschwester zurückgeblieben.

Infolge der übermässigen Kopfsteuer für diamantensuchende Neger, wie sie im Jahre 1739 decretirt wurde, wollte niemand mehr nach Edelsteinen graben lassen; die königliche Regierung entschloss sich daher, die ganze Diamantengewinnung in Pacht zu geben. Eine dreissigjährige Erfahrung belehrte sie jedoch, dass sie von jedem Pächter betrogen und bestohlen wurde, und ihr statt eines wenn auch mässigen Gewinnes aus diesem System nur sehr beträchtlicher Schaden resultire; sie nahm deshalb im Jahre 1771 den Bergbau in eigene Regie und erliess für den Diamantendistrict am 2. August des nämlichen Jahres ein Reglement von 54 Artikeln, unterzeichnet vom Könige (José I.) und dem eisernen Marquis von Pombal. Zu diesem Documente dürfte in der civilisirten Welt wol kaum ein Seitenstück zu finden sein. Herr v. Eschwege gab in seiner „Pluto brasiliensis“ eine Uebersetzung davon, die wohl verdient, nachgelesen zu werden. Zur Charakteristik dieses äusserst merkwürdigen Actenstücks will ich hier nur einige Paragraphen davon anführen: §. 10. Alle Bewohner des Diamantendistricts werden nach vorhergegangener

---

[1]) Tejuco in der Indianersprache heisst Koth oder Lehm.

strenger Untersuchung von seiten des Generalintendanten, der Administratoren oder des Fiscals eingeschrieben und erhalten sodann Aufenthaltsscheine. Wer keinen solchen aufzuweisen hat, muss binnen zwölf Tagen den District verlassen und wird im Falle des Ungehorsams auf sechs Monate in die Gefängnisse von Rio de Janeiro gebracht. Wer dann ohne Erlaubniss zurückkehrt, wird auf sechs Jahre nach dem Königreiche Angola (Westküste von Afrika) verwiesen.

§. 15. In Betreff der Verweisungen hat der Generalintendant die alleinige und ausschliessliche Gerichtsbarkeit, und alles, was er desfalls in der Sitzung mit den Administratoren beschliesst, soll ohne Widerrede und Appellation, ausser an die Person des Königs (also nach Portugal) vollzogen werden.

§. 31. Die Anklagen und das Verrathen von verborgenen Diamanten geschehen schriftlich und anonym (!), jedoch so, dass der Angeber persönlich die Anzeige dem Generalintendanten oder einem Administratoren übergibt, welcher alsdann dieselbe unterschreibt und den Tag bemerkt, an welchem sie eingehändigt wurde, damit der Ankläger bei der nachherigen Bestätigung der Aussage auf dieses Document hin seine Belohnung von dem Generalintendanten fordern könne.

§. 37. Niemand, wer es auch sei, darf ohne ausdrückliche Erlaubniss des Generalintendanten den Diamantendistrict betreten (der circa 150 Quadratmeilen gross war!) etc.

§. 40. Bei gegründetem Verdachte, dass die eine oder andere Person an dem Schleichhandel mit Diamanten theilnehme, stellt der Generalintendant geheime Untersuchungen deshalb an und finden sich zwei oder drei Zeugen, die den Verdacht bestätigen, so wird unter strenger Verschweigung des Namens dieser Zeugen der Verdächtige sofort aus dem Districte verwiesen und muss sogleich einen Revers auszustellen genöthigt werden, nie wieder zurückkehren zu wollen.

§. 41. Kein Beamter einer andern Comarca kann in dem Minendistricte irgendeine Untersuchung anstellen, ohne vorher dem Generalintendanten Anzeige davon zu machen, welcher alsdann selbst die Untersuchung einleitet.

§. 50. Die gesammte bei der Administration angestellte Dienerschaft hat das Privilegium der activen und passiven Aposentadoria (dieses Privilegium bestand nämlich darin, dass man sich in jedes Haus einmiethen konnte, das nicht von seinem Eigenthümer oder von einem Beamten, der das nämliche Privilegium der Aposentadoria hatte, bewohnt war und dass man nie daraus vertrieben werden konnte, ausser wenn es der Eigenthümer selbst bewohnen wollte).

Herr v. Eschwege bemerkt mit vollem Recht: „Ich enthalte mich aller weitläufigen Bemerkungen über dieses Gesetz, das würdiger ist, im türkischen Reiche zu glänzen als in einem christlichen Staate. Es kam aus den Händen Pombal's, die so gerne das eiserne Scepter führten.“

Mit der Unabhängigkeit Brasiliens von seinem so zärtlichen Mutterlande trat auch dieses Gesetz ausser Kraft, denn das königliche Privilegium der Diamantenwäscherei hörte auf. Gegenwärtig kann Diamanten suchen, wer Zeit, Lust und Geld dazu hat. Der Fiscus geniesst nur einen sehr mässigen Vortheil davon, denn erstens zahlt jeder Besitzer einer Diamantenwäscherei (Serviço) von der Braza (ungefähr 1 Klafter) des von ihm bearbeiteten Territoriums nur 1 Real (den taüsendsten Theil von 22 Sgr.) jährlicher Abgaben und zweitens wird von den ausser Land gehenden Diamanten blos $^1/_2$ Procent des Werthes Exportzoll behoben.

Durch das oben erwähnte berüchtigte Reglement wurde dem Intendanten eine Macht über die Bewohner des Districts verliehen, wie sie nur ein Autokrat in dem absolutesten Staate über seine Unterthanen hat. Die Localgeschichte des Districts berichtet daher auch über die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten der despotischen Intendanten. Es würde wol der Mühe lohnen, bald einmal das noch vorhandene Material zu einer abgerundeten, historischen Darstellung der Verwaltung des Minendistricts zu sammeln. Sie würde die interessantesten Aufschlüsse über die schmähliche Behandlung liefern, die sich Portugal gegen sein Tochterland zu Schulden kommen liess. In der vortrefflich redigirten politischen Zeitung „Diario do Rio de Janeiro“ vom

Jahre 1861 finden sich wichtige Beiträge für eine solche historische Monographie verzeichnet.

Es ist leicht einzusehen, dass durch die nicht nur gestatteten, sondern sogar gebotenen geheimen Denunciationen die Moral der Bevölkerung gänzlich untergraben werden musste. Sie waren das beste Mittel, um persönlichen Hass und Rache zu befriedigen, das namenloseste Unglück über ganze Familien heraufzubeschwören, den redlichsten Mann in das tiefste Elend zu stürzen. Ueber Nacht erreichte ihn das zermalmende Verhängniss; er hatte oft keine Ahnung, wer den tödlichen Streich gegen ihn geführt; er konnte seinem Ankläger nicht Auge in Auge schauen, vor keinem Richter die Beweise seiner Unschuld darlegen. Ein willkürlicher Machtspruch des Intendanten beraubte ihn seines ganzen Vermögens, verbannte ihn von seiner Familie, seinen Freunden. Sehr häufig waren falsche Documente und lügnerische Beweisstücke sein Geleitsbrief nach Rio de Janeiro, wohin er unter militärischer Bedeckung gebracht wurde, um daselbst langsam in den Kerkern zu verschmachten oder durch Urtheil des Gerichtshofes auf 10—20 und mehr Jahre nach der seuchevollen Westküste Afrikas transportirt zu werden.

Es wurden mir empörende Beispiele der barbarischen Willkür der Intendanten erzählt. Es sind zwar viele Jahrzehnte darüber verflossen, aber jene Gewaltacte leben noch sehr frisch theils im Gedächtniss, theils in der Tradition der gegenwärtigen Bevölkerung.

Trotz aller fast unmenschlichen Massregeln wurde der Zweck, um dessentwillen sie ergriffen wurden, nämlich die Verhütung der Contrebande mit Edelsteinen, nicht von fern erreicht. Der Schleichhändler setzte denselben nur grössere Vorsicht und Schlauheit entgegen. Je gefährlicher das Unternehmen, desto kühner der Unternehmer. Meistens wurden nur unschuldige Opfer ins Verderben gejagt; der schuldige Contrebandist entkam gewöhnlich straflos. Wohlunterrichtete Personen behaupten, dass während der Zeit der grössten Strenge der Behörden doch eine beträchtlich grössere Menge Diamanten heimlich verkauft und ausgeführt wurde als die von der königlichen Intendantur nach

Rio de Janeiro abgelieferte. Durch diesen Schleichhandel wurde der Grund zu vielen grossen Vermögen gelegt, die heute in den Minendistricten vorhanden sind.

Selten war es den Contrebandisten möglich, die Streifpatrouillen, deren Aufgabe es war, im Süden der Provinz zwischen den Flüssen Parahyba und Parahybuna nach geschmuggelten Diamanten zu fahnden, durch Bestechung zu gewinnen. Die Grenzwächter mochten wol aus Erfahrung wissen, dass ihr Antheil an den saisirten Edelsteinen in der Regel grösser sei als die von den Schmugglern gebotene Summe. Nur unter besonders günstigen Umständen konnte mit einem der Commandirenden im geheimen ein Geschäft gemacht werden. Dieser wusste es dann so einzurichten, dass den Schleichhändlern keine Patrouillen begegneten. Die Schmuggler, meistens Kaufleute und Besitzer von Waarenniederlagen in Diamantina, mussten daher ihr Glück durch schlaues Verstecken der Steine versuchen und da sich ein Diamant von 15—20 Karat weit leichter verstecken lässt als ein gleiches Gewicht kleiner Steinchen, so wurde schon beim heimlichen Ankaufe auf jene besonders Rücksicht genommen. Das wussten natürlich die diamantenwaschenden Neger und verheimlichten die grossen, während sie die kleinen gewissenhaft ablieferten. Daher kamen auch weit mehr werthvolle Edelsteine durch Schleichhandel als durch den königlichen Intendanten nach der Hauptstadt.

Ich hörte manches ergötzliche und sinnreich ausgeführte Schmugglergeschichtchen von Männern, die selbst noch die Diamantencontrebande mit vielem Glück ausgeübt hatten. Einer derselben hatte einen Diamanten von etwas über 25 Karat mit vieler Mühe in den Stiel seiner Reitpeitsche eingeflochten. Da er sich begreiflicherweise niemand anvertrauen wollte, so hatte er sich wochenlang geübt, um die schmalen Lederstreifen kunstgerecht nach Landessitte über den Stiel, der in seinem ausgehöhlten Innern den kostbaren Stein nebst einer grossen Anzahl kleinerer barg, zu flechten. Ein anderer hatte einen Kochkessel, in dem täglich für ihn und seine Reisebegleiter das Essen zubereitet wurde, aus doppeltem Eisenblech. Die beiden Blechplatten

liessen im Boden einen beträchtlichen Zwischenraum, in dem für mehrere hunderttausend Thaler Diamanten verborgen lagen. Die Edelsteine lagen in einer stark eingestampften Schicht feinen Sandes unverrücklich fest. Auch dieser hatte sich seinen Kessel selbst angefertigt und erzählte mir, wie sich während der Reise sein mit dem Kochen betrauter Sklave oft verwundernd geäussert habe, wie lange Zeit das Wasser in diesem Kessel gebrauche, bis es siede.

Herr v. Eschwege besuchte den Diamantendistrict zu einer Zeit, als das schon erwähnte Reglement in voller Kraft war und schildert die Macht des Intendanten mit folgenden Worten: „Seine Gewalt ist unbegrenzt, despotisch regiert er über den ganzen District, der beinahe einen Flächeninhalt von 150 Quadratlegoas einnimmt, indem ihn selbst das Gesetz dazu berechtigt; er ist der erste Richter, um streng über das Gesetz zu wachen; er ist Präsident der Junta da Administração. Das Militärcommando, 1 Kapitän mit 40 Mann Cavalerie und einer Compagnie Fusssoldaten (Pedestres), musste ihm unbedingt gehorchen. Blosse Muthmassungen einer Untreue sind hinreichend, die angesehensten Personen aus dem Districte zu exiliren oder ins Gefängniss zu werfen. Wirkliche Verbrecher kann er sogar in dem Gefängnisse um eines kleinen Steinchens willen verschmachten, ja sogar todtprügeln lassen, wie es so manchmal geschehen ist, ohne dass ihn jemand zur Verantwortung ziehen könnte. Er ernennt die Unterbeamten und setzt sie auch wieder ab nach Gutdünken. Fehlt es an Geld, so kann er Papiergeld schaffen und in Circulation bringen. Ohne seine Erlaubniss darf niemand, selbst der Gouverneur der Provinz nicht, in den District kommen. Bei dieser ausserordentlichen despotischen Gewalt, die nur einzig den König als höhere Macht anerkennt, ist es kein Wunder, dass er von allen Bewohnern des Districts nicht sowol wie ein Heiliger verehrt, aber auch wie ein Teufel gefürchtet wird, folglich jedermann vor ihm kriecht."

Einleuchtend ist es, dass unter solchen Verhältnissen die Entwickelung von Diamantina oder Tejuco, wie der Ort damals hiess, nach allen Richtungen hin gehemmt war. Jeder Bewohner

musste in steter Furcht und Angst vor der despotischen Willkür des Intendanten schweben. Nur Gewinnsucht konnte ihn an einen Wohnsitz fesseln, von dem ihn die niedrigste Rachsucht des letzten seiner Sklaven ins Exil zu treiben vermochte. Wir sehen daher auch, dass Tejuco trotz der günstigsten materiellen Bedingungen, sich zu einer der blühendsten Städte Brasiliens zu erheben, unter portugiesischer Herrschaft sich nie emporschwingen konnte und erst nach der Unabhängigkeit des Kaiserreichs allmählich einer naturgemässen Entwickelung entgegenzugehen begann.

Im Jahre 1751 wurde in Tejuco eine königliche Goldschmelzerei errichtet, aber nach sehr kurzem Bestande wieder aufgelassen und nach Villa do Principe (Serro) verlegt. Man wollte wahrscheinlich alles, was nicht auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse und auf Diamantengewinnung Bezug hatte, aus dem Districte verbannen. Erst elf Wochen (2. Juni 1831) nach der Unabhängigkeit Brasiliens wurde dieser wichtige Ort zum Marktflecken als Villa de Tejuco, aber schon anderthalb Jahre später durch Provinzialdecret zur Stadt mit dem bezeichnenden Titel „Diamantenstadt“ (Cidade Diamantina) erhoben. Charakteristisch ist diese späte Rangerhöhung des so wichtigen Ortes. Sie lag aber ganz im Geiste der damaligen Districtsverwaltung.

Diamantina ist, wie die übrigen brasilianischen Städte, reich mit Kirchen versehen. Keine von allen aber kann Anspruch auf Schönheit machen, selbst die am meisten gepriesene Igreja de S. Francisco de Paula nicht. Ich habe sie alle in sehr vernachlässigtem Zustande gefunden. Es ist dieser Stadt eigenthümlich, dass, ausnahmsweise von der fast durch ganz Brasilien üblichen Bauart, jede der Kirchen nur einen und zwar einen seitlichen Thurm hat. Sie erhalten dadurch einen gewissen Eindruck des Unvollendeten. Die Hauptkirche ist dem heiligen Antonius, die übrigen N^a^. S^a^. do Amparo, N^a^. S^a^. do Bomfim, dos Mercês, do Rosario, do Carmo, da Luz, ausserdem noch eine Kapelle der heiligen Isabel und eine N^a^. S^a^. dos Passos geweiht.

Die Strassen der Stadt sind, wie schon bemerkt, grösstentheils steil und schlecht gepflastert. Von öffentlichen Plätzen

sind nur zwei zu nennen, der höher gelegene Largo de S. Antonio und der tiefere Largo da Cavalhada. Letzterer ist der einzig ebene der Stadt und sehr klein. Er führt seinen Namen von den Wettrennen und Carrousels, die früher, besonders während der Faschingszeit, hier abgehalten wurden. Wegen der sehr geringen Ausdehnung dieses Platzes konnten die Rennen jedenfalls nur im Kreise stattgefunden haben. Auf dem Largo de S. Antonio steht das sehr anspruchslose Stadthaus, früher der Sitz des Intendanten. Damals durften auf diesem öffentlichen Platze keine Verkaufsgewölbe eröffnet werden, Todtenstille musste um die Residenz des allgewaltigen Beherrschers des Diamantendistricts verbreitet sein, wahrscheinlich seinen Nimbus noch zu erhöhen. Heute befindet sich auf jedem der beiden Plätze eine ranchoähnliche Verkaufshalle, die den sonderbaren Namen Intendencias führen. Hierher kommen die Verkäufer und Producenten aus der Umgegend und dem Sertão (Hinterlande), um ihre Erzeugnisse feilzubieten. In der Intendencia de arriba (auf dem Largo de S. Antonio) werden vorzüglich Bohnen, Reis, Mais, Kürbisse, Gurken, Kohl und andere Gemüse, Früchte und Geflügel verkauft. Hier ist auch der Kalkmarkt. Ein Scheffel (alqueire) wird mit 24000 Reis bezahlt. In der Intendencia de abaixo ist das Verkaufsdepot für Branntwein, Zucker und Speck.

Die Casa de Contadoria, in der früher das königliche Diamantendepot war, steht gegenwärtig unbenutzt und verlassen und geht rasch ihrem gänzlichen Verfalle entgegen, denn die Ziegeln werden schon von den Dächern genommen und anderweitig benutzt.

Das Hospital (casa de caridade), am obern östlichen Ende der Stadt gelegen, befindet sich in dem elendesten baulichen Zustande und es ist wirklich eine Schmach für die Stadt, dass ihre reichen Bewohner so schlecht für dieses Wohlthätigkeitsinstitut sorgen, da doch im allgemeinen in Brasilien selbst unbedeutende Ortschaften grosse Opfer für ihre Krankenhäuser bringen.

Zu den öffentlichen Gebäuden haben wir auch das unansehnliche Theater zu rechnen. Sein Raum ist sehr beschränkt,

die innere Einrichtung einfach und roh. Mitten durch das Parterre verläuft ein Gang und jederseits von demselben befinden sich 16 Bänke. Die Logen, je 16 an der Zahl, bilden drei Reihen. Die Logen des Parterre werden vorzüglich von der Haute-Volée, darunter Damen von überraschender Schönheit, eingenommen. In denen des zweiten Ranges machen sich die Rapazinhas (öffentliche Mädchen) breit; sie werden auch „Mulheres de vida alegre“ (Frauenzimmer vom heitern Leben) oder „Republicanas“ genannt und sind meistens Mulattinnen mit abstossenden Physiognomien. In ihren schreienden Toiletten herrscht das grellste Roth vor. In der dritten Logenreihe endlich jubeln die Negerinnen. In keinem südamerikanischen Theater nimmt je ein Frauenzimmer einen Parterresitz ein.

Die Bühne ist ein Miniaturpodium, auf dem sich die Spielenden kaum rühren können. Ich wohnte einer Vorstellung zum Besten des so sehr vernachlässigten Hospitales bei. Gespielt wurde von jungen Leuten aus Diamantina; es wirkte nur ein Mädchen mit, die übrigen weiblichen Rollen gaben junge Männer. Zuerst kam ein aus dem Französischen übertragenes Vaudeville zur Aufführung. Die Rollen waren meistens gut memorirt, die Declamation war leidlich, aber die Mimik miserabel; besonders zeichnete sich ein Jüngling in einer Mädchenrolle durch sein ins Lächerliche übertriebenes Spiel aus. Mitten in einer höchst sentimentalen Scene wischte er sich mit dem Handrücken die Nase. Das Publikum schien an solche Ungezogenheit gewöhnt zu sein. Dem Lustspiele folgte eine sogenannte Comedia (eine Harlekinposse), in der sich die schon etwas warm gewordenen Dilettanten weit freier und natürlicher bewegten. Den Schluss bildete das Absingen einer witzig sein sollenden, in der That aber sehr läppischen Arie. Das Orchester verlängerte die langen Zwischenacte durch eine ohrenzerreissende Musik. Die Vorstellung begann um $^1/_2 9$ Uhr und dauerte bis nach Mitternacht.

Diamantina zählt etwas über 1000 Häuser, darunter eine Anzahl eleganter und solid aus Steinen aufgeführter. Das Bauen ist hier sehr kostspielig, da, wie schon bemerkt, der Kalk theuer ist und das meiste Bauholz aus einer Entfernung von

12—16 Meilen auf den elendesten Wegen über Berg und Thal durch Ochsen herbeigeschleppt werden muss. Selbst das schlechteste Brennholz muss stundenweit hergebracht werden und steht deshalb hoch im Preise. Die meisten Häuser haben zwei, einzelne drei Stockwerke. Die Fenster der Strassenfronte bilden Flügelthüren; vor jedem befindet sich ein schmaler oft mit sehr zierlich gearbeitetem Eisengitter geschützter Balkon. Die innere Ausschmückung der Wohnungen der reichen Familien ist meistens elegant und geschmackvoll. In mehrern sah ich Pianos, ein sehr theurer Luxusartikel, denn die Transportkosten eines solchen Instruments von Rio de Janeiro bis hierher belaufen sich allein auf 500—600 Milreis. Es wird in Blech- und Holzkisten wohlverpackt an Tragstangen von zwei Maulthieren, von denen eins vorn, das andere hinten geht, getragen. Ueber sehr schlechte Wegstellen, über tiefere Flüsse u. s. f. müssen die Treiber mit Hülfe anderer dazu requirirter Leute die unförmliche Kiste auf den Köpfen hinüberschaffen. Die Tropeiros lieben solche Frachten, trotzdem sie gut bezahlt werden, durchaus nicht, da sie gewöhnlich mehrere Thiere dabei zu Grunde richten.

Die Einrichtung der Häuser ist fast durch ganz Brasilien (besonders im Innern) die nämliche. Sie bilden ein längliches Viereck. Die eine der schmalen Seiten ist die Gassenfronte, die andere, entgegengesetzte hintere, steht mit einem Hofe in Verbindung. Der Salon, als das eleganteste Besuchzimmer, nimmt gewöhnlich die Breite der Fronte ein; nur selten befinden sich in einer Flucht daran ein oder zwei Cabinete, die gewöhnlich für Gäste reservirt werden. An den Salon nach innen stossen das Schlafzimmer oder Fremdenzimmer. Das Speisezimmer liegt im hintern Theile des Hauses, ebenso das fast in keiner Wohnung fehlende Gemach zum Plätten der Wäsche. Die übrigen Gelasse längs der Langseiten werden beliebig verwendet. Die Küche ist gewöhnlich in einem vom Wohnhause abgesonderten, niedrigen Nebengebäude im Hofe, zuweilen neben ihr ein oder ein paar Gemächer für die Haussklaven. Nur selten ist es dem Fremden vergönnt, einen Blick in dieses wichtige Departement zu werfen, und dieser ist wahrlich nicht sehr befriedigend. Die Küchen

sind finster und russig. Der Rauch vom offenen Flammenherde muss sich durch die Thür und durch die Ritzen der Wände einen Ausweg suchen, da weder Rauchmantel noch Rauchfang vorhanden sind. Der Fussboden ist ungepflastert und in bunter Unordnung mit Brennholz, Wassergefässen und einer erstaunlichen Menge von Gemüsen und andern Rohproducten zur Bereitung der Mahlzeiten bedeckt. Dazwischen putzen, stampfen, schneiden, kochen und braten degoutante Negerinnen mit einer nichts weniger als Appetit erregenden Geschäftigkeit. Mitten unter ihnen sitzt die Herrin des Hauses überwachend, befehlend, scheltend und, wo es nöthig ist, mit Argumenta ad hominem nachhelfend. In einzelnen Häusern findet man auch besser eingerichtete Küchen und gewiss auch eine wünschenswerthe Ordnung und Reinlichkeit. Das entworfene Bild ist aber wahrheitsgetreu für den grössten Theil der Fazendas und der geschlossenen Ortschaften im Innern des Landes. In den Kochgelassen der Herbergen sieht es gar grauenerregend aus. Man soll nie prüfend eine fremde Küche mustern, man wird fast immer mit einem höchst unbehaglichen Gefühle erfüllt. Dieser Satz gilt im Familienleben wie im Staatenleben.

Ich genoss im Hause des Barons v. Arassuahy die herzlichste und aufrichtigste Gastfreundschaft und wurde vom ersten Tage an wie ein lang bekannter, gern gesehener Hausfreund behandelt. Der Familienkreis war sehr klein; der Baron hatte vor kurzem seine Gattin verloren. Seine Töchter befanden sich im Mädcheninstitute in Marianna und es wohnte bei ihm in dem sehr grossen, verwaisten Hause nur sein Sohn „Diamantino“, seit wenigen Monaten mit einer liebenswürdigen jungen Dame verheirathet, der eine Freundin Gesellschaft leistete. Der ungezwungene, angenehme Ton in diesem Kreise, den ich auch in andern Familien zu beobachten Gelegenheit hatte, contrastirte gewaltig mit meiner auf Erzählungen und Reisebeschreibungen fussenden vorgefassten Meinung über das gesellschaftliche Leben im Innern Brasiliens, die übrigens, wie schon früher bemerkt, während meiner Reise öfter erschüttert worden war. Man hatte mir schon in Barbacena, Ouro-Preto und Itabira viel von dem

gastfreien, heitern Leben in Diamantina erzählt und ich habe es auch jenen Schilderungen entsprechend gefunden. In allen südamerikanischen Bergwerkstädten herrscht ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vor. Gewöhnlich ist viel Geld im Verkehr und der Reiz, den möglichsten Genuss davon zu haben, um so verlockender, als es so oft mit grosser Leichtigkeit gewonnen wird. Die Waarenmagazine Diamantinas sind daher mit allen Luxusgegenständen, die der Markt der Reichshauptstadt darbietet, vortrefflich versehen, und ebenso reichlich ausgestattet sind jene Verkaufsgewölbe, in denen europäische Getränke und Leckerbissen feilgeboten werden. Das junge Diamantina macht eine Ausnahme von der in Brasilien so allgemein beobachteten Mässigkeit der bessern Klassen im Genusse geistiger Getränke. Der Verbrauch von englischem Biere, Champagner, französischen Weinen, Portwein und Liqueur wird als ein sehr bedeutender angegeben und bei den häufigen Gesellschaftspartien und Gelagen (sucias) soll es in der Regel ziemlich tumultuarisch hergehen. Die Faschingsfreuden, zu denen während meiner Anwesenheit gerade die Vorbereitungen getroffen wurden, versammeln in der fröhlichen Stadt eine grosse Menschenmenge von nah und aus der Ferne. Das tolle Leben dieser Tage wurde mir mit den lebhaftesten Farben geschildert und vielfach die Bitte an mich gerichtet, meine Abreise bis nach den Festen zu verschieben. Ich zog es indessen vor, den Carneval in den Urwäldern des Mucury zu verleben.

Mein aufmerksamer Gastfreund stellte mir vom ersten Tage ein Maulthier zur Verfügung, um die Stadt und deren Umgebung kennen zu lernen. Gewöhnlich begleitete er mich selbst, und war es ihm nicht möglich, so diente mir einer seiner Neger als Wegweiser. So oft ich mit ihm ausritt, mussten wir in der Stadt die Hüte in der Hand halten, um die ununterbrochenen Grüsse zu erwidern. Die Mineiros sind sehr höflich unter sich. Das Hutabnehmen gegen Bekannte auf der Strasse ist allgemein üblich. Auch Fremde grüssen sich auf Reisen gewöhnlich, wenn sie sich begegnen. Selten wird ein

Neger bei einem Reisenden vorübergehen, ohne sein Louvado zu sagen.[1])

Als reiche, angesehene und beliebte Persönlichkeit war der Baron v. Arassuahy so glücklich, in der Stadt ein paar hundert Gevatterinnen zu haben, und der fragende Gruss: Comadre, como passa? (Gevatterin, wie geht's?) wiederholte sich daher bei jedem Spazierritte unzähligemal.

Unter den Personen, an die ich empfohlen war, befand sich auch ein Geistlicher, der Kanonikus Santos, ein junger Mann von aussergewöhnlichen Talenten. Er hatte Frankreich, Belgien, Holland, einen Theil von Deutschland durchreist und war eigens nach Rom gegangen, um dort Kirchenrecht zu studiren und den Grad eines Doctors der Theologie zu erlangen. Seine Bescheidenheit, seine Frömmigkeit und sein musterhafter Lebenswandel hatten ihm in Diamantina die höchste Achtung gewonnen; er stand fast im Rufe der Heiligkeit.[2])

Die beiden bedeutendsten Diamantenhändler und Besitzer von Lavras sind Herr Francisco José *de Alhueide* e Silva, der mir viele Freundlichkeiten erzeigte, und Herr Rodrigo *de Souza*. Bei letzterm sah ich eine lebende Ema (Strauss), die er schon seit mehr als einem Jahre in seinem Hühnerhofe hielt. Sie vertrug sich mit dem Hausgeflügel sehr gut, frass alles Geniessbare, was man ihr vorwarf, litt aber in dem sehr feuchten und beengten Raume an geschwollenen Füssen; wahrscheinlich schmerzten sie, denn das Thier sass meistens den Hals nach rückwärts zwischen die Flügel gelegt. Herr Rodrigo hatte auch einen kleinen Teich angelegt und ihn reichlich mit Fischen aus dem Jequitinhonha besetzt, aus Unkenntniss aber einige Raubfische dazugegeben, die binnen kurzem eine schreckliche Verwüstung unter den andern angerichtet hatten.

Von Interesse war mir die Bekanntschaft des Dr. Joaquim Mariano dos Santos. Seine Hautfarbe nähert sich zwar sehr

---

[1]) Der Neger grüsst mit halb ausgestrecktem Arme, den Handteller nach oben gekehrt und den Worten: „Louvado seja Nossa Senhora e Jesu Christo".

[2]) Wie ich vor kurzem erfuhr, wurde er zum Bischof von Diamantina ernannt.

der des importirten afrikanischen Negers, aber er ist ein ebenso geschickter Arzt und feiner Beobachter als ein geistreicher und gebildeter Mann. Nach seinen Mittheilungen über die Sanitätsverhältnisse von Diamantina ist das Klima im ganzen genommen gesund, als auffallende Erscheinung aber erwähnte er den ungemein raschen Wechsel des Genius epidemicus, besonders des entzündlichen in den nervösen. Dieser Wechsel ist nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden, auch geschieht er nicht durch allmähliche Uebergänge, die jeden beobachtenden Arzt auf die Veränderung aufmerksam machen, sondern er erfolgt überraschend schnell. Bei Lungenentzündungen z. B., einer der häufigsten Krankheiten in dieser Gegend, die während des entzündlichen Genius epidemicus mit Antiphlogistica glücklich behandelt werden, treten bei dieser Heilmethode oft plötzlich die gefährlichsten nervösen Erscheinungen ein, gewöhnlich mit tödlichem Ausgange. Der erste Fall muss dem Arzte monatelang als Richtschnur für die Behandlung seiner Kranken dienen. Dr. Joaquim sagte mir, er habe jahrelang sich alle mögliche Mühe gegeben, aus gewissen Vorläufern im allgemeinen Krankheitscharakter bestimmte Anhaltspunkte für den Wechsel zu finden; es sei ihm aber nicht möglich gewesen, solche zu entdecken. Nur einmal beobachtete er in Diamantina eine Ruhrepidemie, deren Ursache er in einem abnorm raschen Temperaturwechsel zu finden glaubte. Alljährlich aber kommen während der Fastenzeit zahlreiche ruhrartige Diarrhöen vor und zwar infolge des Genusses schlecht gedörrter Fische, die aus dem Sertão massenweise zum Verkauf nach der Stadt gebracht werden. Keuchhusten und Friesel sollen häufig, der Scharlach fast unbekannt sein. Sehr oft vorkommende Krankheiten der niedern Klassen sind Skrofeln und Skorbut, deren Ursache in der eigenthümlichen Alimentation zu suchen ist.

In keinem Theile der Provinz sollen so viele Herzkrankheiten vorkommen wie in Diamantina, und ich stimme Dr. Joaquim vollkommen bei, wenn er als Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung die eigenthümliche Natur des Diamantenhandels angibt. Wenige Handelsartikel sind so bedeutenden Preisschwan-

kungen unterworfen wie die Diamanten, bei deren Umsatz immer grössere Kapitalien in Bewegung sind. Der Händler ist daher in steter Aufregung, jede Post, die nur je den sechsten Tag eintrifft, kann ihm die Nachricht von bedeutendem Gewinne oder von seinem fast gänzlichen Ruin bringen. Nehmen wir noch dazu, dass die Diamantinos ein lustiges Völkchen sind, das bei Tanz und Spiel, bei Champagner und Portwein so manche Nacht durchschwärmt, so haben wir gewiss hinreichende ursächliche Momente, um das häufige Vorkommen der Herzkrankheiten erklärlich zu finden.

Gegenwärtig kommt der knollige Aussatz (mal de São Lazaro, mal morfético, Lazaruskrankheit) in zwei Familien der Stadt vor, und hat sich durch directe Ansteckung, nämlich durch Heirath, von der einen auf die andere verpflanzt. Während meiner dortigen Anwesenheit erlag ein 21 jähriges Mädchen unter furchtbaren Leiden dieser schaudervollen Krankheit. Der im mittlern Europa gegenwärtig so seltene Aussatz ist im Innern Brasiliens häufig und eine wahre Geisel der Bevölkerung. Gewöhnlich leben die Aussätzigen abgesondert, sehr oft blos unter Zelten ausserhalb der geschlossenen Ortschaften und werden gewissermassen als civiliter mortui angesehen. Viele Städte haben eigene Aussatzspitäler. Wohlhabende mit dieser Krankheit behaftete Personen bewohnen ihre eigenen Häuser und es geschieht nicht selten, dass sie eheliche Verbindungen eingehen. Die Krankheit ist aber in Brasilien erblich und breitet sich daher immer mehr aus. Solange der Aussatz noch im Stadium der knolligen Verhärtung ist, kann sich der Kranke doch als Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachten, sowie sie aber weiter vorrückt und die Knoten zum eitrigen Aufbruch gelangen, ist er als von derselben ausgestossen zu betrachten. Er ist dann ein bejammernswerther Gegenstand des Mitleids und des Ekels.

Der Aussatz ist durch blosse Berührung nicht ansteckend; es scheint aber, dass er es, besonders in der letzten Periode unter gewissen Umständen, vorzüglich durch unmittelbar fortdauernden Contact wird. Jedenfalls hängt die Contagiosität von der Intensität des Leidens ab. Wir kennen indessen den Träger

des Contagiums so wenig wie die Natur dieses letztern. Man nimmt in Brasilien nach alttestamentarischer Anschauungsweise allgemein den häufigen Genuss von Schweinefleisch als Hauptursache des Aussatzes an. Ich glaube mit Unrecht. Wäre er es wirklich, so müsste diese schreckliche Krankheit noch ungleich allgemeiner sein, als sie es jetzt ist, da Schweinefleisch gerade in der Provinz Minas die Hauptnahrung der Mittelklasse ist. Wenn überhaupt ein äthiologisches Moment in den Nahrungsmitteln liegen sollte, so glaube ich, dass es viel eher in den schlecht gedörrten, oft halbverfaulten Fischen, die von den untern Klassen so häufig consumirt werden, zu finden wäre. Nicht nur die Trockenfische der Sertões, sondern auch die aus Europa und Nordamerika importirten Stockfische kommen in der Regel in einem der Gesundheit durchaus schädlichen Zustande zum Verbrauch. Bekanntlich wird der fehlerfreie beim Trockenen vollkommen gerathene Stockfisch, die sogenannte „marktbare Waare", in Europa consumirt, während die zweite „Madeira" und die dritte Sorte „Westindia", letztere schon mehr oder weniger beschädigt, nach den sklavenhaltenden Staaten ausgeführt werden. Kommen sie auch noch in einem leidlichen Zustande in Rio de Janeiro an, so verderben sie doch dort in den feuchten, heissen Aufbewahrungsorten oder während der langen Landreisen in der Regenzeit sehr schnell, werden aber nichtsdestoweniger häufig und gern genossen.

Ganz sicher ist es, dass der knollige Aussatz von Portugal nach Brasilien sowie von Spanien nach Mexico verschleppt wurde. Auf der Pyrenäischen Halbinsel ist er heute noch häufig und Asturien allein zählt jetzt noch über zwanzig Leprosenspitäler. In Brasilien hat er ein sehr günstiges Terrain zu seiner Entwicklung und Ausbreitung gefunden. Heisses, feuchtes Klima, verdorbene und stark gesalzene Nahrungsmittel, Unreinlichkeit, grosse Disposition der Eingeborenen zu Hautkrankheiten haben ihn ausserordentlich befördert. Aber immer bleibt noch die nächste Ursache dieses furchtbaren Uebels in Dunkelheit gehüllt.

Ausser dem Dr. Joaquim zählt Diamantina noch eine Anzahl brasilianischer Aerzte, von denen mehrere ihre Studien in

Frankreich gemacht haben. Seit einer Reihe von Jahren prakticirt hier auch ein englischer Arzt mit Glück.

Eines Tages begegnete ich einer Leiche. Sie lag auf einer mit einem schwarzen Tuche belegten von vier Negern getragenen Bahre, ohne Sarg, angethan mit einer schwarzen durch den weissen Leibstrick zusammengehaltenen Franciscanerkutte. Nur das Gesicht war bedeckt. Leichenbegleitung bemerkte ich keine. Blos reiche Leute und ihre Lieblingssklaven werden in Särgen beerdigt; bei dem grossen Mangel an Holz sind sie kostspielig. Arme Personen werden in Kutten zu Grabe getragen. Friedhöfe gibt es keine. Man setzt die Leichen in Katakomben neben den Kirchen bei.

Da ich von der Geschicklichkeit der Goldarbeiter in Diamantina viel Lobendes erfahren hatte, so besuchte ich die Werkstätte des bekanntesten derselben und sah in der That dort mehrere mit viel Geschmack und Kunst ausgeführte Arbeiten. Er ist auch ein geschickter Zahnarzt, überhaupt ein gebildeter, feiner Mann. Er beklagte sich, dass die freien Arbeiter, sobald sie nur einige Fortschritte gemacht haben, ihn immer wieder verlassen, um auf eigene Rechnung zu arbeiten. Er hatte sich deshalb genöthigt gesehen, acht Negerjungen zu kaufen; ich traf sie emsig mit Verfertigen von goldenen Uhrketten beschäftigt; ihr Meister hob lobend das grosse Talent für mechanische Arbeiten von ein Paar von ihnen hervor.

Der Stadt Diamantina wurde im Jahre 1853 die Ehre zutheil, Sitz eines Hochstiftes zu werden. Das Bisthum Marianna wurde für zu ausgedehnt befunden und man hatte beschlossen, den nördlichen Theil der Provinz davon zu trennen und zu einem eigenen Bisthume zu erheben. Der Pfarrer des Kirchspiels der Candelaria in Rio de Janeiro, Marco Antonio da Paiva, Conigo da Capilla Imperial, wurde als Bischof erwählt. Er weigerte sich indessen sein hohes Amt anzutreten, wenn ihm nicht eine passende Wohnung in Diamantina und ein aus sechs Domherren bestehendes Consistorium (cabildo) angewiesen würde. Dazu war eine jährliche Summe von 36—40 Contos de Reis nöthig. Die Frage, auf wessen Kosten die Wohnung hergestellt

und aus welcher Kasse die übrigen Ausgaben bestritten werden sollen, wurde Gegenstand langer Verhandlungen, die, wenn ich nicht irre, auch heute, nach zehn Jahren, immer noch nicht zum Abschluss gelangt sind. Das Bisthum ist noch nicht zur Wirklichkeit geworden und Diamantina harrt noch seines hohen kirchlichen Würdenträgers.

Während meiner dortigen Anwesenheit bestand in der Stadt eine höhere Bildungsanstalt für Knaben. Lehrgegenstände waren Geschichte, Geographie, Mathematik, Philosophie, Rhetorik, Latein, Französisch, Englisch und auf Verlangen Musik. Das Collegium zählte zwischen 40—50 interne Zöglinge und eine grosse Anzahl Externen. Jeder der erstern zahlte für Unterricht, Kost, Wohnung etc. monatlich 20 Milreis, also 200 Milreis jährlich, da zwei Monate Ferienzeit gerechnet sind. Director der Anstalt war Dr. Lucindo Ferreira dos Passos, ein dunkler Mulatte, aber ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, in dessen Gesellschaft ich mich oft und gern befand. Wie ich später vernahm, soll dieses Collegium wieder eingegangen sein.

Die Einwohnerzahl der Stadt wird verschieden von 8—12000 Seelen angegeben. Sie dürfte wol kaum weniger als 10000 haben Sprichwörtlich beginnt sie das Jahr mit 10000 und endet dasselbe mit 8000, wodurch ausgedrückt werden soll, dass immer ein grosser Theil der Bevölkerung auf Reisen ab- und zugeht. Weisse und hellfarbige Mischlinge herrschen mehr als in irgendeiner andern Binnenstadt Brasiliens vor. Auch dürfte hier ebenfalls mehr Thätigkeit und Intelligenz zu finden sein. Diamantina ist überdies insofern eine der interessantesten Städte des Reichs, als neben grossen Vermögen ein wohlhabender, numerisch stark vertretener Mittelstand und fast keine Armen dort vorkommen. Trotz des luxuriösen Lebens und der durch den sehr weiten Landtransport theuern Importartikel ist doch die Geldzufuhr viel beträchlicher als der Geldexport. Fast jeder der grössern Kaufleute, die jährlich wenigstens einmal die Reichshauptstadt besuchen, um dort ihre Einkäufe zu machen, bringt Baarsendungen von 2—300, ja bis zu 700 Contos de Reis (2 Millionen Franken) für die Diamantenhändler und Besitzer der Serviços

mit. Da diese grösstentheils durch Sklaven bearbeitet werden, also kein Lohn, sondern höchstens Miethgeld bezahlt wird, so geht ein beträchtlicher Theil des Geldes zum Ankauf von Lebensmitteln auf, bleibt also im Districte; ein anderer Theil wird zum Ankauf von Diamanten von freien Diamantenwäschern der Umgegend oder von Unterhändlern, die bis nach den Diamantendistricten der Provinz Bahia reisen und dort ihre Einkäufe machen, verwendet. Es bleibt daher in der Regel von jeder Baarsendung ein ziemlicher Theil als Kapital zurück, wenn auch der grössere wieder in Umlauf gesetzt wird. Bleiben die Baarsendungen längere Zeit aus, so entsteht oft ein sehr fühlbarer Geldmangel und die accreditirtesten Kaufleute sehen sich dann genöthigt, Noten von 1 oder 2 Milreis, auf ihren Namen lautend, auszugeben. Sobald wieder Geld am Platze ist, werden sie von ihnen sogleich eingelöst. In vielen Theilen Brasiliens ist mit solchen Privatgeldzeichen grosser Misbrauch getrieben worden, sodass sich vor wenigen Jahren die Regierung genöthigt sah, derartige Emissionen auf das strengste zu verbieten.

Solange die Diamantenausbeute eine beträchtliche ist, wird sich das günstige Verhältniss der Geldcirculation so ziemlich gleichbleiben; wenn sich aber dieselbe bedeutend vermindert, und das kann in nicht gar ferner Zeit leicht eintreten, so geht die Stadt einer nichts weniger als erfreulichen Zukunft entgegen, denn vom Ackerbau ist nichts zu erwarten und eine nennenswerthe Industrie wird sich hier schwerlich entwickeln können. Vielleicht ist dann die fruchtbare Waldregion des Ostens ein Rettungsanker für die Bevölkerung.

Als ich in Diamantina war, tauchte von neuem das schon mehrmals vorgeschlagene und immer wieder fallen gelassene Project, ein Journal zu gründen, auf. Einige politische Hitzköpfe agirten dafür; ihnen schlossen sich mehrere junge Literaten an, die gern ihre schöngeistigen Versuche, z. B. Misterios da Diamantina, Poesien etc., zu Markte gebracht hätten; der grössere Theil der reifern und besonnenern Männer war aber entschieden dagegen. Sie fanden, eine Zeitung würde nur die politischen

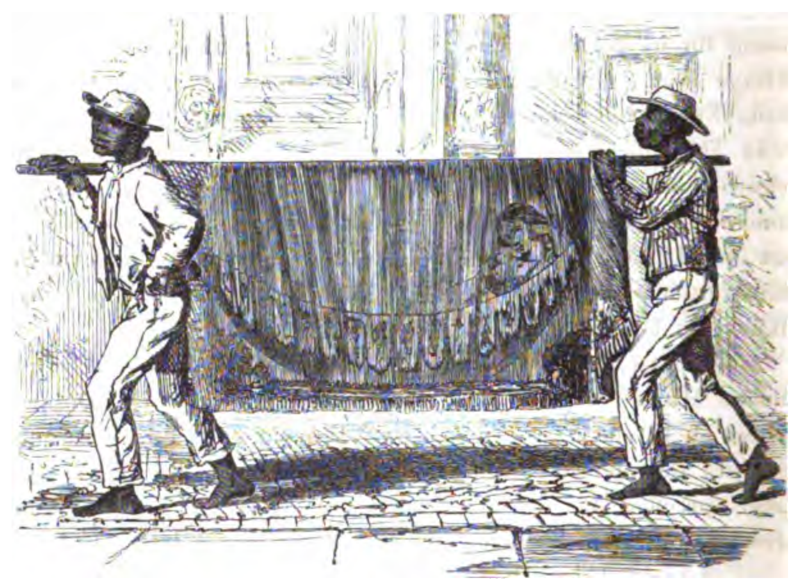
Leidenschaften aufregen, vielen Unfrieden und Hass erzeugen, daher weit mehr Schaden als Nutzen stiften.

Auffallend waren mir gewisse Interjectionen und Redensarten, besonders von jüngern Leuten, die ich nur hier, sonst nirgends wieder hörte; z. B. ahi duro (hier hart) als Bezeichnung für irgendetwas, das ausser dem gewöhnlichen Gange der Dinge liegt. Hörte man etwa von einer unerwarteten Heirath, vom Funde eines besonders grossen Diamanten, konnte einer sein Thier nicht besteigen u. s. w., so hiess es ahi duro! Sollte etwas Schönes, Wohlgefallen oder Bewunderung Erregendes bezeichnet werden, so geschah es durch den Ausruf he onza! (es ist eine Unze). Diese den Diamantinos eigenen, wenig empfehlenswerthen Sprachbereicherungen scheinen jedenfalls mehr ein Kind des Uebermuthes als des Bedürfnisses zu sein.

Charakteristisch für die Bewohner des mittlern und nördlichen Minas ist die Verwechselung des u mit i in dem Doppelvocal ou in einer grossen Zahl von Worten, z. B. oiro statt ouro (Gold), toicinho statt toucinho (Speck) u. s. f. Im allgemeinen aber sprechen die Brasilianer das Portugiesische viel wohlklingender und reiner aus als die Portugiesen; sie lassen sich besonders nicht den groben Fehler der Verwechselung des b und v zu Schulden kommen.

Auch in Diamantina ist der braune Mantel und ein schwarzer oder weisser hoher Männerhut (ein sogenannter Cylinder) über ein weisses Kopftuch die allgemein gebräuchliche Tracht der Frauen der mittlern und untern Klassen, besonders beim Kirchenbesuche und den abendlichen Ausgängen. Vor mehrern Jahren sollen auch die reichsten Damen sich dieser Kleidung zum Besuch der Messen und Novenen bedient haben. In neuerer Zeit entwickeln sie weit mehr Luxus. Equipagen gibt es in Diamantina nicht. Abendbesuche werden gewöhnlich zu Fusse gemacht. Zu Besuchen in der Morgentoilette lassen sich die Damen in der Hängematte (rede) tragen. Diese wird nämlich an eine lange, gewöhnlich bunt bemalte Stange befestigt, die Dame setzt sich hinein und lässt, nachdem ein paar kräftige, wohleingeübte Neger diese Stange auf die Schulter genommen haben,

ein längs derselben befestigtes, mehr oder weniger dichtes Tuch auf beiden Seiten niederfallen. So wird sie dem Auge des Vorübergehenden entzogen, geniesst aber doch durch eine leichte Handbewegung einen freien Blick nach aussen.



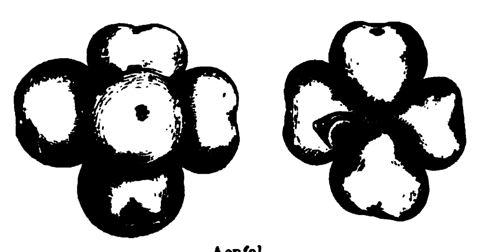
Der Besuch in einer Hängematte.

Ueber die Nahrungsverhältnisse im allgemeinen habe ich schon im vorigen Kapitel ausführlich gesprochen und will hier nur noch einige Bemerkungen beifügen. Die Mineiros lieben es, auf ihrem Teller ein Gemisch aller möglichen Speisen zu machen. Die Stelle des Brotes zum Milchkaffee vertritt sehr häufig in denselben eingerührte Farinha. In Diamantina wird sehr wenig Brot gegessen, daher auch selten gebacken. Die Brötchen sind schwarz, klein, fast ungeniessbar. Ein solches im Gewichte von 3—4 Loth kostet 80 Reis (über 1½ Sgr.). Der sehr beliebte Kuskus, wenn ich nicht irre aus Mandiocastärke bereitet, wird öfter zum Thee servirt; er kann aber, ohne dass man Gefahr läuft, daran zu ersticken, nur mit sehr viel Butter genossen werden. Einheimische Butter kommt äusserst selten auf den Markt; fast alle ist holsteinische oder englische.

Die Zubereitung von würfelig geschnittenem Fleische mit der Frucht des *Quincombo* oder *Quiabas* ist durch ganz Brasilien sehr gebräuchlich. Es ist ein insipides, ekelhaft schleimiges Gericht, das schuhlange Fäden spinnt. Ich vermochte es nur mit dem grössten Widerwillen zu geniessen. *Jacuba*, ein Getränk aus Wasser, Melasskuchen (Rapadura), Citronensaft und Farinha von Mais habe ich trotz seiner wenig einladenden Zusamensetzung bei grosser Hitze und heftigem Durste ausserordentlich erquickend und auf Reisen sehr werthvoll gefunden. Die Neger bereiten sich ein ähnliches Lieblingsgetränk, nur nehmen sie statt Farinha aufgelösten Angú. Ich glaube, man könnte in Europa ein billiges und ebenso stärkendes als nährendes Getränk, vorzüglich für Truppen nach äusserst erschöpfenden Märschen, für Matrosen bei harter Sturmesarbeit u. s. f. bereiten und zwar aus Wasser, Melasse oder Moscovade, Mehl von *gerösteter* Gerste (sie dürfte nicht gebrannt, sondern nur scharf geröstet werden) und irgendeiner Pflanzensäure, die indessen auch weggelassen werden könnte. Dieses Getränk hat ausserordentliche Vortheile in den angegebenen Verhältnissen und würde, gewiss nur zum Besten der Betreffenden, den so schädlichen Branntwein ersetzen.

In den Gärten von Diamantina, vorzüglich im untern Theile der Stadt werden sehr viele verschiedenartige, zum Theil ausgezeichnete Früchte gezogen. Orangen kommen im Ueberfluss vor; es wird aus ihnen häufig ein Wein bereitet, der, gut abgelagert, dem Xeres täuschend ähnlich ist. Trauben sind von vorzüglicher Qualität, reifen aber ungleich. Pfirsiche sind ausgezeichnet. In Serro wurde mir eine, von Diamantina dahin gesandt, geschenkt, die netto 12 Loth wog und an Wohlgeschmack mit unsern feinsten Pfirsichen wetteifern konnte. Die Bäume, selten an Spalieren gezogen, sind überreich mit Früchten behangen, von denen jedoch die meisten vor der Reife abfallen. Birnen und Kirschen habe ich keine gesehen, wohl aber Aepfel, die auf sonderbare Weise degenerirt sind. Sie wachsen nämlich gruppenweise, fast traubenförmig dicht aneinander gepresst, sodass sie sich gegenseitig Eindrücke machen und in der Entwickelung hemmen; sie bleiben daher klein und sind von ziemlich schlechtem Geschmack.

Bei keinem habe ich entwickelte Kerne gefunden, bei sehr vielen nur Spuren eines Kernhauses. Will man Bäumchen aus Samen ziehen, so bedient man sich dazu der Kerne der aus Montevideo



Aepfel.

importirten Aepfel. Quitten und Goyavas (Psidium pomiferum) kommen in Menge vor; beide werden vorzüglich zu Marmelade eingekocht.

Höchst überraschend für den Fremden, der sie zum ersten mal sieht, ist die *Jaboticaba* (Eugenia cauliflora), eine kirschenähnliche Frucht, die an einem sehr kurzen Stiele unmittelbar auf der Rinde des Stammes und der Aeste aufsitzt. Der Baum erreicht eine Höhe von 20—25 Fuss. Der Stamm ist oft so stark wie der Schenkel eines kräftigen Mannes. Von der Wurzel bis zu den jüngern Zweigen platzt die weisslichbraune Rinde an unzähligen Stellen und hier brechen kleine, gelblichgrüne Blüten hervor, aus denen sich die Beeren oder Kirschen entwickeln. Ein solcher üppig mit Blüten und Früchten besetzter Stamm ist ein höchst eigenthümlicher Anblick. Man unterscheidet vier Arten von Jaboticabas, nämlich eine mit grüner, eine mit gelber, eine mit braungestreifter und endlich eine mit einfarbig schwarzbrauner oder schwärzlicher Fruchtschale. Bei allen Arten ist das Fleisch, das 2—3 Kerne umschliesst, weisslich. Die Frucht ist sehr saftig und angenehm, behält aber gepflückt nur wenige Stunden lang ungeschwächt ihr angenehmes Aroma und ihre eigenthümliche Frische. Wenn daher die Zeit der Reife der Jaboticabas da ist, so werden von den Besitzern der Gärten Freunde und Bekannte eingeladen, die Frucht vom Baume selbst zu geniessen. In Rio de Janeiro von den Quitandeiras zum Verkaufe herumgetragene Jaboticabas sind fast nicht geniessbar für den,

der diese herrliche Frucht vom Baume gekostet hat. Die Eingeborenen beachten als Regel, wenn sie eine grössere Menge von Jaboticabas geniessen, zu Anfang und zu Ende mehrere dieser Kirschen mit den Kernen zu verschlucken, um ihre nachtheilige stopfende Wirkung zu vermeiden.

Zur nämlichen Gattung der Familie der Myrtaceen gehört auch die *Pitanga* (Eugenia Mitchelii). Die Frucht ist von hochgelber Farbe und von äusserst angenehmem weinsäuerlichen Geschmack. Als gattungsverwandt muss noch der häufig in den Gärten von Diamantina gezogene Jambo oder Rosenapfel (Eugenia Jambos) erwähnt werden. Der Baum erreicht eine Höhe von 30—40 Fuss, hat schlanke Aeste, kleine, dunkelgrüne Blätter und rosafarbene, runde, zuweilen fast eiförmige Früchte von der Grösse eines kleinen Apfels. Die Jambos lassen sich sehr leicht brechen; im Innern sitzt in einer sehr weiten Höhle lose ein ungeniessbarer Kern, der nach Form und Farbe die grösste Aehnlichkeit mit einer von der Schale befreiten Lambertusnuss hat. Das Fleisch ist nicht saftig, etwas derb und von dem feinsten Rosaduft, aber gerade wegen dieses so sehr hervorstechenden weichlichen Aromas widersteht diese Frucht sehr bald dem Gaumen.

Jambo.

*Feigen* sind sehr wohlschmeckend und gross; sowol die braune als auch die weisse Art kommen im Ueberflusse vor. Ausser diesen und noch manchen andern mehr oder weniger wohlschmeckenden Früchten, z. B. Guapeba, Mangaba, Ara, Abraticu, Mandapuça, Guairoba u. a. m. werden in den Gärten (hortas) noch Kaffee für den Hausgebrauch, Kürbisse, Gurken, Pimente und besonders grosser Kohl u. a. m. gezogen.

Auf meiner ganzen Reise war es in Diamantina zum ersten mal, dass mir die zudringlichen, klebrigen Stubenfliegen in hohem Grade lästig fielen. Wahrscheinlich sind die Glasfenster, mit denen hier die meisten Häuser versehen sind und wodurch die Zimmer zu geschlossenen Räumen werden, die Ursache ihres so häufigen Vorkommens. In den Gemächern, in denen keine Fensterscheiben sind und die nachts nur durch Bretterladen

geschlossen werden, in denen also ein steter Luftzug herrscht, halten sie sich bekanntlich nicht auf. Im Winter, bei einer mittlern Temperatur von + 10° R., erstarren sie wie bei uns in der viel niedrigern Winterkälte.

Auch in Diamantina traf ich seit lange zum ersten male wieder Schafe. Sie machten einen ähnlichen Eindruck auf mich wie die Aepfel. Ich musste mir erst sagen, dass es Schafe seien, um sie als solche wiederzuerkennen, so sehr degenerirt waren sie. Statt der Wolle hatten sie ziemlich steife, grobe Haare, die bei den Widdern im Nacken und längs des Rückgrates mähnenartig verlängert waren. Ihr Fleisch hat keinen angenehmen Geschmack. Dieses so sehr nützliche Hausthier ist daher hier von sehr untergeordneter Bedeutung. Die Schweine, meist roth oder scheckig, sind von weit weniger edler Rasse als mehr im Süden der Provinz. Das Melkvieh, das sich in den weniger belebten, mit Gras bedeckten Strassen herumtreibt, ist von der schon oben beschriebenen schönen Minasrasse.

Ich sah hier eine Menge von Prachtexemplaren feiner Hühnerhunde, aber keinen einzigen von einer auch nur leidlichen Sonntagsjägerdressur, trotzdem die Hühnerjagd in der nächsten Umgebung der Stadt lebhaft betrieben wird und mit gut abgeführten Vorstehhunden gewiss treffliche Resultate geben würde. Freilich excelliren die Brasilianer in der Aasjägerei, und es macht ihnen ebenso viel oder noch mehr Vergnügen, den schwerfälligen Hühnern nachzureiten und sie todtzuschlagen, als ihnen echt waidmännisch mit Hund und Flinte Abbruch zu thun.

Die sogenannte Wachtel (Codorniz) der brasilianischen Campos, eine Rebhuhnart, erreicht beinahe die Grösse unserer Rebhühner und das dortige Rebhuhn (Perdiz, Odontophorus dentatus) beinahe die doppelte der unserigen.

Diamantina gegenüber liegt ein steiler Bergrücken, auf dessen höchstem Punkte ein einfaches Kreuz in einem Felsblocke befestigt steht, von dem die Anhöhe den Namen *Alto da Cruz* erhalten hat. Mit einer zahlreichen Gesellschaft machte ich eine Partie nach diesem in Diamantina sehr beliebten Punkte. Der Weg dahin ist schlecht, steil und felsig. Zwei Personen der

Zu II. 121.

Diamantina.



Comitive stürzten mit ihren Thieren, kamen aber glücklicherweise mit dem Schrecken und einigen leichten Verletzungen davon. Wir liessen in einer Thalbuchtung die Neger mit den Thieren zurück und erstiegen die dominirenden Felsen, um die freundliche Aussicht auf die gegenüberliegende Stadt, die sich mit ihren steilen Strassen und Plätzen gar eigenthümlich ausnimmt, zu geniessen. Oberhalb derselben dehnt sich eine kleine Ebene (largo do corral) aus, auf der das Schlachthaus steht; sie setzt sich allmählich in die Chapada bis gegen Quinda fort. Einige nette Landhäuser und künstliche Wiesen mit Capim gordura (Melinis minutiflora) beleben das hübsche Bild noch mehr. Für eine photographische Aufnahme der Stadt würde sich dieser Punkt vortrefflich eignen. Ich ziehe jedoch die Ansicht, die ich von meinem Zimmer aus skizzirte, vor, da sie auch den hohen Pik *Itambé* im Hintergrunde einschliesst.

Am Fusse des bekreuzten Felsen feiert das junge Diamantina zuweilen heitere Gelage, die sich in mondhellen Nächten bis in die Morgenstunden verlängern. Aus zahllosen herumliegenden Flaschentrümmern zu schliessen, dürfte dabei eine ziemlich ausgelassene Stimmung vorherrschen.

Als Beweis des Einflusses des unterliegenden Gesteins auf die Vegetation führt Dr. Heusser den Thalabhang, auf dem Diamantina liegt, und den Alto da Cruz an. Ersterer aus Hornblende ist mit einem ziemlich üppigen Pflanzenwuchse bedeckt und gleicht während der Regenzeit wirklich einem blühenden Garten, während dem aus Itacolumit und viel Quarz bestehenden Alto da Cruz die befruchtenden Regen kaum ein mageres, trauriges Pflanzenkleid zu entlocken vermögen.

Eines Tages bei einbrechender Nacht meldete sich eine in den braunen Mantel gehüllte Frau und wünschte mich dringend zu sprechen. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein und liess auf den ersten Blick die eingeborene Brasilianerin erkennen. Nach einigen einleitenden Worten erklärte sie mir, sie sei eine Baronin von F.....stein. Ihr Mann habe sie nach der Geburt ihres einzigen Kindes verlassen; seitdem sei es ihr nicht gelungen, auch nur die geringste Nachricht von ihm zu erhalten. Zur Beglau-

bigung ihrer Aussage öffnete sie ein Packet, in dem eine Anzahl Briefe sorgfältig verwahrt war, und bat mich, Kenntniss von deren Inhalte zu nehmen und ihr zu sagen, was denn eigentlich darin stehe; sie seien das Einzige, was ihr verschwundener Mann zurückgelassen habe, aber in einer Sprache geschrieben, die hier niemand verstehe. Die Briefe waren deutsch, die meisten aus V. in Oldenburg von den Geschwistern des F. Ihr Inhalt liess keinen Zweifel an der Richtigkeit der Angaben der verlassenen Frau. Sie besprachen weitläufig die Ursache, warum F. sein Vaterland hatte verlassen müssen, den Zorn des Serenissimus gegen denselben, Familienangelegenheiten intimster Art und Gratulationen zur Heirath des fernen Bruders nebst ernsten, brüderlichen Ermahnungen.

Die arme Frau, die mit ihrer nun etwas über zwanzig Jahre alten Tochter in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte, bat mich flehentlich, alles Mögliche aufzubieten, um einige Nachrichten von ihrem Manne, den sie in Europa vermuthete, zu erlangen, was ich ihr auch zusagte. Mit den in den Briefen enthaltenen detaillirten Angaben in der Hand, machte ich, meinem Versprechen getreu, nach meiner Rückkunft in Deutschland die nöthigen Nachforschungen. Sie führten zu einem negativen Resultate. Man wollte seit langen Jahren von C. v. F. nichts mehr gehört haben. Seine letzten Briefe waren aus Brasilien. Erst drei Jahre später gelang es mir, den Vermissten ausfindig zu machen, und zwar in der brasilianischen Reichshauptstadt. Er war zu Anfang des Jahres 1861 mit zwei Kindern in den allerdürftigsten Umständen aus einer fernen Provinz des Nordens nach Rio de Janeiro gekommen und wenige Wochen später im Hospitale der Misericordia am Gelben Fieber gestorben. Durch den Baron von Arassuahy liess ich der Witwe die beglaubigte Todesnachricht zukommen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Diamantina erhielt ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung durch den Kerkermeister einen Brief, der mit folgenden Worten begann: „Eins der ersten Häuser, welches Sie vor wenigen Tagen bei Ihrem Hereinreiten passirten, war das Gefängniss, hinter dessen eisernem Gitter

seit circa vier Monaten zwei Ihrer Patrioten (sollte heissen Compatrioten) der grössten physischen und moralischen Resignation bedürfen, um nicht unter der Last der Leiden und Entbehrungen zu erliegen. Haben Sie die Güte, es diesem Umstande zuzuschreiben, dass ich mir die Freiheit nehme, ohne ein anderes Recht als das aller Unglücklichen, Ihre Güte und Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen, Sie im Namen meiner Familie, meiner theuern Aeltern, deren einziger Sohn ich bin, meines Freundes, wie in meinem Namen zu bitten, wo möglich gegen die ungerechte, herzlose Willkür, in deren Hände wir gefallen sind, zu opponiren.“ Im weitern Verlaufe des Briefes gab der Schreiber die „heilige Versicherung“, dass er und sein Freund nur unvorsichtig gewesen seien und dass „unter dem Scheine des Verbrechens die reinsten und edelsten Absichten zu Grunde lagen“. Schliesslich bat er mich, ihn im Gefängnisse zu besuchen, um mir den ganzen Sachverhalt auseinandersetzen zu können.

Also zwei Deutsche hier im Gefängnisse und dazu, wie aus dem Briefe hervorging, Männer von einem gewissen Grade von Bildung. Ich hatte mich früher erkundigt, ob sich in der Stadt keine Deutschen aufhielten, was mir verneint wurde. Man hatte die beiden Unglücklichen, die schon seit vier Monaten hinter Schloss und Riegel verwahrt waren, wahrscheinlich schon vergessen. Ich zog indessen vorläufig nähere Erkundigungen über die Gefangenen ein und erfuhr, dass sie vor geraumer Zeit nach Diamantina gekommen waren und sich als Unterhändler beim Diamanteneinkauf angeboten hatten. Die beiden Grosshändler Alhueide und Sousa vertrauten ihnen mehrmals kleinere Geldbeträge, für die sie auch richtig Diamanten ablieferten. Nachdem sie allmählich einiges Vertrauen gewonnen und eine grössere Summe empfangen hatten, machten sie sich damit aus dem Staube. Zufällig noch rechtzeitig von ihrer Flucht benachrichtigt, schickten ihnen die beiden beschädigten Diamantenhändler berittene Polizei nach. In der Nähe von Ouro-Preto auf der Flucht nach Rio de Janeiro wurden sie von dieser eingeholt und nach Diamantina zurückgebracht.

Am folgenden Morgen besuchte ich sie im Gefängniss und

fand sie mit 33 Verbrechern, meistens Negern und Mulatten, typischen Galerengesichtern, in einem grossen, dumpfigen Gemache eingesperrt. Sie erhielten aber unverzüglich die Erlaubniss, mit mir allein auf einer Veranda zu sprechen. Die beiden jungen Leute, Rheinpreussen, machten mir einen sehr ungünstigen Eindruck und am allerwenigsten konnte ich aus ihren entschuldigenden und beschönigenden Darstellungen des Sachverhaltes irgendwie „reine und edle Absichten“ herausfinden. Die ganze Geschichte hatte vielmehr eine frappante Aehnlichkeit mit einem verunglückten Gaunerstückchen und war, gelinde gesagt, ein leichtsinniger, durchaus nicht zu entschuldigender Streich. Sie wünschten, dass ihr Process revidirt und von neuem begonnen werde; das war aber nicht möglich, da er schon so weit ausgearbeitet vorlag, um vor die nächste Jury zu gelangen. Sie baten mich ferner um meine Verwendung, damit sie wenigstens aus der ekelhaften Gesellschaft, in der, wie sie mir sagten, die unglaublichsten, schauerlichsten Dinge vorkommen, in ein eigenes Zimmer versetzt würden.

Ich ritt deshalb sogleich zum Delegado da policia, João Vieira, der höchsten Polizeibehörde der Stadt, der mir sogleich mit der grössten Zuvorkommenheit die Erfüllung meiner Bitte zusagte. Ich nahm auch mit Alhueide und Sousa über die Angelegenheit Rücksprache. Beide gaben mir die bestimmteste Versicherung, dass die Gefangenen von den Geschworenen unfehlbar freigesprochen würden, da sie, als die Beschädigten, vor der Jury die Anklage gegen dieselben zurückziehen würden und in diesem Falle nach brasilianischem Gesetze keine weitere Verhandlung stattfinde.

Bei dem Delegado sah ich ein prächtiges Exemplar von dem schönen Königsgeier (Vultur papa). Er hatte eine Kette am Fusse, ging sonst aber frei unter dem zahmen Geflügel des Hofes herum. Er soll nie ein Stück davon gekröpft haben. Vieira erzählte mir, dass vor mehrern Jahren ein lebender Elefant von Rio de Janeiro zur Schau nach Diamantina gebracht wurde. Es ist mir fast unbegreiflich, wie man mit dem kolossalen Thiere auf diesen Wegen und über diese Brücken vorwärts kommen

konnte. Jedenfalls war der Transport nur mitten in der trockenen Jahreszeit möglich.

Es wird in Brasilien allgemein und zwar mit vollem Rechte über Mangel an Arbeitskräften geklagt und doch findet man in keinem Lande der Welt verhältnissmässig ein solches Brachliegen von Arbeitskräften wie gerade in Brasilien. Abgesehen von der Arbeitsscheu und Indolenz der Eingeborenen, wird auch mit der Sklavenarbeit unter gewissen Verhältnissen höchst verschwenderisch umgegangen. Für den Familiendienst in wohlhabenden Häusern wird nämlich ein staunenswerthes Personal verwendet, das auch nur theilweise beschäftigt werden kann. Fast für jede Dienstleistung ist ein eigener Sklave bestimmt und sicherlich verrichten drei von ihnen nicht so viele Arbeit wie ein einziger ordentlicher europäischer Dienstbote. Ueberdies werden diese Haussklaven durch Müssiggang gänzlich verdorben und taugen selten etwas, wenn sie nicht irgendein Handwerk während der vielen dienstfreien Zeit ausüben. In den englischen Besitzungen Ostindiens finden wir auch eine ausserordentliche Kraftverschwendung durch eine übergrosse Anzahl dienender Individuen, aber dort ist eine dichte Bevölkerung und Ueberfluss an Arbeitskräften, was in Brasilien nicht der Fall ist. Dort dienen freie Leute um geringen Lohn, hier soll sich der Neger zu 10 Procent seines Kapitalwerthes verzinsen, was bei Haussklaven im eigenen Gebrauche nicht möglich ist. Daher erpressen manche Sklavenbesitzer von ihren Roçanegern auch die Interessen des Kapitals, die ihnen an jenen verloren gehen. In dem Hause des Barão e Arassuahy waren zur Bedienung von einigen wenigen Personen ein Dutzend männlicher Sklaven in Bewegung und eine ganze Schar weiblicher; da gab es o Simão, o Melquis (Melchisedek), o Moises, o Ismael grande, o Ismael pequeno, o Pedro, o Feliciano, o Dinis (Dioynsius), o Agosto, o Antonio u. s. f., einer schusterte, ein anderer schneiderte, ein dritter gärtnerte, kurz, jeder hatte seine bestimmte Aufgabe, die er gerade nach Lust und Laune ausführte. Es wurde mir die Behandlung der Neger im allgemeinen in Diamantina und den Diamantenwäschereien als eine milde geschildert. Die Arbeit in

den Serviços ist zwar hart und anstrengend, aber die Neger ziehen sie doch jeder Feldarbeit weit vor.

Ich habe am Eingange dieses Kapitels von der Entdeckung der Diamanten in Brasilien und der Verwaltung der Diamantendistricte gesprochen und will nun hier das Vorkommen und Gewinnen dieser Edelsteine und den Handel mit denselben näher berühren.

Auf meinen Wunsch, die bedeutende Diamantenwäscherei in S. João do Barro zu besuchen, boten sich mir, ausser meinem freundlichen Hausherrn, die schon erwähnten beiden Diamantenhändler Herr Francisco José Alhueide e Silva und Rodrigo de Sousa nebst einigen andern zur Begleitung an. Ihre Gesellschaft war mir um so angenehmer, als ich durch ihre ausgedehnte Sachkenntniss und grosse Erfahrung die genauesten Aufschlüsse über diesen wichtigen und eigenthümlichen Industriezweig erhalten konnte.

Wir ritten eines Sonntags nach dem Frühstück aus der Stadt weg, jeder meiner Begleiter mit seinem Copeiro zu Pferde oder zu Fusse. Nur höchst selten wird ein wohlhabender Mineiro einen Ausflug von einigen Legoas machen, ohne einen solchen fast unerlasslichen Begleiter mitzunehmen. Der Copeiro (eigentlich Mundschenk) ist gewöhnlich ein jüngerer Sklave, ein Bursche von 14—16 Jahren. Sein Anzug besteht aus Reiterstiefeln, eng anschliessenden Beinkleidern, einer Rundjacke und einem hohen schwarzen, lackirten Lakaienhute mit schwarzer Cocarde. Ueber seiner Schulter hängt an einer starken silbernen Kette ein schwerer Becher aus dem nämlichen Metall. Seine Aufgabe ist es, dem Gebieter beim Auf- und Absteigen behülflich zu sein, ihm bei Quellen und Flüssen Wasser zu reichen, ihm abends das Fussbad zu bereiten, sein Reitthier zu beaufsichtigen und ähnliche derartige Handleistungen. Auf seinem Thiere führt er den Mantel, Decken und andere Gegenstände für den Gebrauch seines Herrn. Oft sitzt der Copeiro, von einer solchen Menge von Kleidungsstücken, Mundvorrath, Packeten u. s. f. umlagert, in seinem Sattel, dass nur Hut und Kopf hervorragen. Auf Reisen ist sein Anzug weniger sorgfältig und leichter. Statt der vollständigen Stiefeln

trägt er solche ohne Sohlen. Der Sklave darf nämlich nur auf Befehl seines Herrn eine Fussbekleidung tragen, sonst muss er barfuss gehen. Dieser Befehl wird fast ausschliesslich nur dem Copeiro ertheilt, wenn er in seine Livree gekleidet ist. Das erste, das sich ein freigelassener Neger kauft, sind ein Paar Schuhe und er würde es sicherlich vorziehen, sich ohne Hemd und Hose, als ohne Schuhe auf der Strasse zu zeigen. Schuhe sind in Brasilien das Abzeichen der freien Männer!

Von Diamantina nach São João sind 5 Legoas. Der Weg dahin führt meistens in westlicher Richtung über eine Chapada (Hochebene). Unweit von der Stadt passirt man den *Rio das Pedras*, aus dem durch eine höchst einfache offene Wasserleitung Diamantina mit Wasser versehen wird; eine Legoa weiter den *Rio das Quindas* und noch etwas westlicher die Thalsohle, durch die sich der *Rio dos Calderões* durchwindet. In den beiden letztgenannten Flüsschen wurden in frühern Zeiten viele und schöne Diamanten gewaschen. Jetzt sieht man dort nur noch einzeln stehende Hütten von Faiscadores, die in dem an unzähligen Stellen durchwühlten Terrain eine äusserst unsichere und spärliche Nachlese halten.

In dem auf dem Wege nach Westen liegenden *Rio dos Murinhos* wurden nach ältern Angaben die ersten Diamanten in Brasilien gefunden. Zwischen diesem Flüsschen und dem Diamantenlager von S. João fliesst der ehemals ebenfalls diamantenreiche *Rio da Chapada*. Statt vom Rio dos Murinhos direct nach S. João zu reiten, machten wir den kleinen Umweg über *Arrayal de Chapada*, ein unbedeutendes, aber ziemlich hübsches Dörfchen mit einer trostlos sterilen Umgebung. Hier befand sich zur Zeit der Gewaltherrschaft der Intendanten ein starker Wachtposten zur Verhinderung des Gold- und Diamantenschmuggels.

Von Chapada nach S. João ist nur ½ Legoa Entfernung. Wir erreichten um 3 Uhr nachmittags dieses kleine Dörfchen und es blieb mir Zeit genug übrig, da es Sonntag war, das Diamantenlager zu untersuchen. Die beiden mit Säbeln und Pistolen

bewaffneten Wächter hatten Befehl, mich ungestört gewähren zu lassen.

Vor einigen und dreissig Jahren wurden hier die ersten Diamanten gefunden; das Dörfchen ist erst infolge dieser Entdeckung entstanden und besteht zum grossen Theil aus ärmlichen Häuschen. Man baute eben eine Kapelle nach der gewöhnlichen rohen Manier brasilianischer Dörfer. Die Wände des Gebäudes werden nämlich aus runden, unbehauenen Stämmchen aufgeführt, dann mit Lehm beworfen, geweisst und mit Ziegeln überdacht, die innere Ausschmückung ist gewöhnlich so einfach als nur möglich.

Die Aussicht auf die Serra do Itambé und die vorliegenden Gebirgsketten ist von S. João aus wundervoll; besonders schön zeichnen sich die Contouren der *Serra da tromba d'Anta*, die ihren Namen von einem Gipfel führt, dessen Form eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Tapirrüssel zeigt.

Ehe ich eine genauere Beschreibung des Diamantenlagers von São João do Barro und seines Betriebes gebe, will ich über das Vorkommen und die Gewinnung der Diamanten in Brasilien einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Mit dem Ausdrucke *Lavra*[1]) oder *Serviço* wird der Ort bezeichnet, an dem Diamanten gewonnen werden. Lavra wird im allgemeinen auch für die Goldgruben gebraucht, Serviço (Serviço diamante oder diamantino) für die Diamantenwäschereien und -Lager.

Man unterscheidet Lavras do Rio und Lavras do Campo. Die erstern befinden sich entweder in Flussbetten, in denen jetzt noch das Wasser seinen Lauf hat, oder in solchen, die durch irgendeine Ursache vom einstigen Strome verlassen sind und nun trocken liegen, oder endlich an den Ufemiederungen (Taboleiras) der Flüsse.

---

[1]) Lavra bezeichnet im Portugiesischen Grube, Mine, Bergwerk im allgemeinen. In Brasilien wird dieser Ausdruck ausschliesslich für Gold- und Diamantenlager gebraucht; für Eisenbergwerke gebraucht man in der Regel die Bezeichnung Mina.

Ist die Vermuthung vorhanden (Gewissheit kann man vor Beginn der Arbeit nie haben), dass in einem Flussbette Diamanten vorkommen, so muss entweder das sämmtliche Wasser durch ein neugegrabenes Bett abgeleitet werden, oder wenn die Localverhältnisse oder die Geldmittel es nicht gestatten, der Fluss in der erforderlichen Strecke der Länge nach in der Mitte abgedämmt werden. In dem auf die eine oder andere Weise trocken gelegten Flussbette wird vorerst das neue taube Geschiebe, der sogenannte Cascalho bravo, weggeräumt. Unter diesem finden sich in grösserer oder geringerer Mächtigkeit verschiedene Gesteinlager, die jedoch nie als Schichten oder Massen harter Felsarten auftreten, sondern aus mehr oder weniger verwittertem Schiefergesteine bestehen. Sie lagern auf dem Casgalho virgem, dem demantführendem Gestein. Dieser Cascalho besteht grösstentheils aus rundlichem oder flachem, glattgeschliffenem Geschiebe, eigentlichen Rollsteinen. Man hat Lavras eröffnet, in denen man bei wenigen Fuss Tiefe schon auf den Cascalho virgem gestossen ist, öfter aber haben die überliegenden Schichten eine Mächtigkeit von 20—25 Fuss.

Unter diesen Verhältnissen sind die Arbeiten schwierig und kostspielig, denn das Wegräumen dieser grossen Stein- und Erdmassen erfordert einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeitskräften. Ueberdies sickert aus dem naheliegenden Flussbette durch die Wandungen der neuen Ausgrabung fortwährend Wasser, das entfernt werden muss. Dies geschieht gegenwärtig meistens durch Pumpen, früher wurden dazu fast ausschliesslich die Paternosterwerke verwendet. Um durch das durchschlagende und das Regenwasser bei den Arbeiten wenig gehindert zu sein, wird die trockene Jahreszeit zum Ausgraben des Cascalho virgem benutzt. Man bedient sich zur Förderung des diamantführenden Geschiebes fast ausschliesslich der Neger. Sie fassen es in eigene hölzerne Gefässe, die sogenannten Carombés, und tragen es auf dem Kopfe an den Ort seiner Bestimmung. Hier wird es in Haufen geschlagen und während der Regenzeit gewaschen.

In den Goldgruben nennt man *Formação* das goldhaltige Gestein. Nach Entdeckung der Diamanten hat man diesen Aus-

druck auch für gewisse Geschiebe, Gesteine und Mineralien, in deren Verbindung Diamanten vorkommen, gebraucht. Ueberall, wo Diamanten gefunden werden, kommt auch die Formação vor, aber nicht überall, wo Formação vorkommt, werden auch Diamanten gefunden. Die Formação ist nach den verschiedenen Hauptfundorten der Diamanten eine verschiedene. In den Diamantlagern von Grão Mogor z. B. ist sie Itacolumit, in dem Stromgebiete des Jequitinhonha meistens Hornstein und quarziges Geschiebe, in S. João der sogenannte Barro, von dem ich später sprechen werde.

Wenn in einer Lavra do Rio die obenangeführte Formation von Hornstein und quarzigem Geschiebe im Cascalho virgem auf das Vorhandensein von Diamanten schliessen lässt, so wird die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens noch mehr gesteigert, sobald sich darunter gewisse Mineralien finden, die ebenfalls zur Formation gerechnet, aber durch eigene, sehr vage Sammelbenennungen näher bezeichnet werden. Ich habe mit der grössten Sorgfalt diese verschiedenen Formationen (Formações) gesammelt und sie nach der Angabe des Herrn Alhueide, aus dessen sehr bedeutenden Diamantengruben am Riberão do Inferno sie grösstentheils stammen, bezeichnet. Die Mehrzahl derselben führt den Namen *Esmeril* (Schmirgel) mit einer von der Form oder der Farbe entlehnten nähern Bezeichnung. Herr Hofrath *v. Haidinger* in Wien hatte die Güte, sie oryktognostisch zu bestimmen, und ich werde daher hier die Benennung der Diamantengräber anführen und beifügen, welche Mineralien darunter gemeint sind:

*Esmeril*, ohne fernere Bezeichnung, ist blauer Turmalin (kupferfarbiger Schmirgel).

*Esmeril caboclo* (Indianerschmirgel), kleine Stückchen von dunkelochergelbem, glattgeschliffenem, glänzendem Jaspis.

*Esmeril preto* (schwarzer Schmirgel), Rutil und Brauneisenstein.

*Esmeril palha de aroz* (Reisstrohschmirgel), ist ein Cyanit.

*Esmeril d'agulha* (Nadelschmirgel), dünne, lange Stückchen von Brauneisenstein, Turmalin und Cyanit.

*Siricoria* (vielleicht Siricaia?) ein Anataskrystall mit ab-

gerundeten Kanten, an den Spitzen cyanitblau, in der Mitte gelblichbraun.

*Favas* (Bohnen), erbsen- oder linsenförmige, meistens platte, abgeglättete verschiedenfarbige Stückchen mehrerer Thonarten.

*Osso de cavalho* (Pferdeknochen), ein geripptes, länglichrundes Quarzschieferstück von mehrern Zoll Länge.

Ich bemerke hier ausdrücklich, dass mir, trotz sorgfältiger Erkundigungen, keine andern Formationen genannt wurden, dass aber möglicherweise noch andere als die angeführten Mineralien zu diesen Formationen gezählt werden, dass man z. B. Chalcedon-, Chrysoberyll-, Chrysolithsplitter auch zum Esmeril d'agulha rechnet und dass die Favas (Bohnen) auch ähnlich geformte Stückchen von Jaspis, Chalcedon u. s. f. einschliessen.

Gold findet sich in grösserer oder geringerer Menge fast in jeder Diamantenlavra, ziemlich häufig auch Platina. Auffallend war es mir, dass der Quarz, der in jeder Flusslavra ausnahmslos mit Diamanten vorkommt, nicht zu den Formationen gerechnet wird; wahrscheinlich weil sein Vorkommen ein zu allgemeines ist.

In manchen Flussbetten hat das Wasser kesselförmige Vertiefungen (sogenannte Calderões) ausgewaschen, in denen man zuweilen ganze Nester hierher geschwemmter Diamanten findet. Vor mehrern Jahren glückte es Herrn Alhueide, in seiner Lavra am gold- und diamantenreichen „Höllenflüsschen“ (Riberão do Inferno) auf ein solches Nest zu stossen und daraus eine Ausbeute von mehr als 8000 Karat (500 Oitavas) dieser Edelsteine waschen zu lassen. Der Cascalho virgem liegt dort sehr tief unter dem Niveau des Flussbettes.

Aus dem oben Angeführten geht hervor, dass die Diamanten in den Flussgeschieben immer in Begleitung von Halbedelsteinen (Anatas, Cyanit, Chrysolith, Jaspis, Chalcedon, Turmalin u. s. f.), ferner von Quarzkieselschiefer, Eisenglanz und Brauneisenstein vorkommen. Letzterer besonders ist fast sein unzertrennlicher Begleiter. Alle diese Mineralien liegen, wie die Diamanten, lose in den übrigen Geschieben der Formation und sind meistens nur in kleinen Stückchen, öfter nur als Fragmente grösserer enthalten. Sie zeigen fast immer eine durch Rollen abgeschliffene Ober-

fläche; nur die Diamanten haben infolge ihrer grossen Härte die ursprüngliche Form am wenigsten eingebüsst. Ich glaube nicht, dass die schon früher erwähnten trüben, weissen Diamantkugeln durch Rollen abgerundet wurden, sondern dass eine gestörte Krystallisation dieser auffallenden Bildung zu Grunde liegt. Zuweilen ist der Cascalho zu conglomeratartigen Brocken zusammengebacken und heisst dann *Canga.* Das Bindemittel ist Brauneisenstein. In solchen Cangastücken sind in einzelnen, immerhin ziemlich seltenen Fällen auch Diamanten eingeknetet. Der Güte des Herrn Alhueide verdanke ich ein solches instructives Exemplar, das nebst einem ziemlich grossen Diamanten die meisten der angeführten Formationen enthält. Ich gebe beifolgend die Abbildung davon. Bei a ist der Diamant.



Diamant in Cascalho.

In den verlassenen Flussbetten werden die Arbeiten auf die nämliche Weise ausgeführt wie in den abgedämmten. Sie sind dort weniger kostspielig, da die Wasser denselben keine Hindernisse in den Weg legen. Die meisten wurden indessen schon zur Zeit der portugiesischen Herrschaft durchwühlt.

An den Uferniederungen (Taboleiras) dagegen befolgt man ein anderes System. Hier werden nämlich trancheenähnliche Gräben unter stumpfen oder rechten Winkeln eröffnet und der Cascalho virgem herausbefördert. Diese Arbeit benöthigt sehr viele Arbeitskräfte, besonders bei der ersten Grabensection und bei einer beträchtlichen Mächtigkeit der überliegenden Schichten. Ist einmal aus der ersten Grabenabtheilung der diamantführende Cascalho auf die Oberfläche gebracht, so tritt insofern eine Erleichterung in der Beförderung der Arbeit ein, als die diamant-

leeren Schichten immer wieder in die rückwärts liegende schon ausgebeutete Grabenstrecke geworfen werden können. Man macht ein Loch zu, um ein anderes zu öffnen.

Die *Lavras do Campo* sind wesentlich von den Lavras do Rio verschieden. Sie befinden sich fern von alten oder neuen Flussbetten auf den Hochebenen. Die diamantführende Schicht heisst hier *Gurgulho* und entspricht dem Cascalho virgem der Flussbetten. Der Gurgulho besteht aber nicht aus Rollsteinen oder Geschieben, sondern aus kleinem Trümmergesteine von eckiger Form und rauher Oberfläche. Hinsichtlich der Formações gilt das schon beim Cascalho Erwähnte.

Aus dem Vorkommen der Diamanten auf Hochebenen oder Wasserscheiden in Schichten von losem Gesteine, das keine Spur zeigt, dass es einst gerollt oder geschoben worden sei, geht unwiderlegbar hervor, dass dieselben da entstanden sein müssen, wo sie gegenwärtig gefunden werden. Würden sie in Schichten von losem Gerölle getroffen, so könnte man immerhin annehmen, ihre erste Lagerstätte sei von dem jetzigen Fundorte entfernt gewesen, sie seien da hin, wo man sie heutzutage fördert, durch Flüsse gelangt, deren Lauf durch Terrainhebung gänzlich zerstört wurde. Die Beschaffenheit des Gurgulho lässt eine solche Annahme keineswegs zu.

Auf der ganzen Chapada von Diamantina nach S. João sind an unzähligen Stellen kleinere und grössere Diamantenlager gefunden und zur Zeit der portugiesischen Herrschaft beträchtliche Quantitäten dieser Edelsteine gewonnen worden. Die Bearbeitung dieser Lager geschieht durch Eröffnen von Laufgräben, genau, wie es auf den Lavras der Taboleiras angegeben wurde. Die Gurgulhoschicht liegt selten tief unter der Oberfläche, die Förderung derselben ist daher mit weniger Schwierigkeiten verbunden. Gegenwärtig werden auf dieser Chapada nur an sehr wenigen Stellen Arbeiten im Grossen ausgeführt. Das Gewinnen der Diamanten in diesem Terrain ist fast ausschliesslich in Händen von *Faiscadores*. So nennt man jene ärmern Diamantensucher, die mit geringen Kräften, gewöhnlich nur mit ihren Familien, dies Geschäft betreiben. Ein jeder muss dazu einen jährlich zu

erneuernden Erlaubnissschein für 2 Milreis lösen, ist dadurch aber auch berechtigt, mit Sklaven zu arbeiten.

Die Faiscadores führen in der Regel ein höchst armseliges Leben und plagen sich gewaltig für eine ziemlich armselige Ausbeute. Hin und wieder glückt es freilich dem einen oder andern, durch den Fund eines grössern Edelsteines sich für jahrelange Mühen reichlich zu entschädigen. Solche Fälle sind aber selten. Die grösste Schwierigkeit, mit der die Faiscadores zu kämpfen haben, ist der Wassermangel. Um seinen Gurgulho zu waschen, kann er sich nur des während des Sommers in Sammelteichen aufgefangenen Regenwassers bedienen. In verhältnissmässig trockenen Jahren leidet er aber Noth daran und ist dann genöthigt, seinen Kieshaufen, dessen Förderung ihm monatelange Arbeit gekostet hat, bis zu der nächsten Regenzeit liegen zu lassen. In der Zwischenzeit muss er sich mit den Seinigen kümmerlich genug behelfen.

Auch auf der Chapada sind in frühern Zeiten Nester von Diamanten gefunden worden, die eine Ausbeute von 1700—2000 Karat gegeben haben. Sonderbarerweise kommen da, wo eine solche Gesellschaft Diamanten in kleinem Raume beieinanderliegt, in der Gurgulhoschicht in grosser Ausdehnung keine andern Diamanten mehr vor. Nicht so in den Flusslavras, wo sie nur mechanisch in die kesselförmigen Vertiefungen zu Nestern hineingetrieben wurden. Man versicherte mir, dass die Diamanten der Lavras do Campo sowol an Menge als an Qualität hinter denen der Flüsse zurückstehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Vorkommen der Diamanten will ich nun über das einzig in seiner Art dastehende Diamantenlager von São João do Barro einige nähere Mittheilungen machen.

Bei einer zufällig etwas tiefern Grabung stiessen die Arbeiter auf eine eigenthümliche Schicht eines sehr weichen, leicht zerreiblichen Gesteins; eine nähere Untersuchung ergab, dass in demselben Diamanten vorkommen. Es bildete sich nun alsbald eine Gesellschaft, um dieses neue Lager regelrecht (d. h. nach brasilianischen Begriffen) auszubeuten.

Ueber der angeführten Schicht lagert in mehr oder minderer Mächtigkeit ein tauber Sand, von den Arbeitern *Terra* genannt. Die diamantführende Schicht selbst wird von ihnen mit dem Ausdruck *barro* (Thon, Lehm) bezeichnet. Im trockenen Zustande ist dieses Gestein pulverartig und fühlt sich etwas fettig an; es saugt begierig Wasser auf und wird dann, wie nasser Lehm, schmierig. Je nach der Färbung wird der Barro von den Arbeitern in *weissen* (barro branco), *blauen* (barro azul), *rothen* (barro vermelho) und *gemischten* (barro mesclado) eingetheilt. Hinsichtlich des Diamantengehaltes ist bei diesen verschiedenen Farben kein Unterschied zu bemerken. Die Schicht hat eine Mächtigkeit von 6—9 Fuss; an einzelnen Stellen soll sie noch mächtiger sein. Sie streicht mit ziemlicher Neigung von Südsüdost nach Nordnordwest und liegt auf schieferigem Gestein (pizarra) auf. Ich konnte die Sohle der zu Tage liegenden Arbeiten nicht untersuchen. Durch die heftigen seit Monaten andauernden Regen war nämlich der Barro zu einem Moraste umgewandelt und ein Vordringen in demselben unmöglich. Die Lavra ist eigentlich nur ein sehr weites Loch, das da, wo sich die Schicht gegen einen naheliegenden Hügel fortsetzt, bei 60 Fuss Tiefe misst. Eine besondere Formation, *Tahuá* genannt, soll nach Ansicht der Grubenbesitzer bei diesem Lager das Vorhandensein von Diamanten anzeigen. Sie unterscheidet sich vom Gurgulho und Cascalho dadurch, dass die Stücke ein blättriges oder besser ein schieferiges Gefüge haben. Farbe oder Grösse derselben kommt dabei nicht in Betracht. Wie schon bemerkt, liegen die Diamanten im Barro; in der Terra und der Pizarra gibt es keine. Nur äusserst selten findet man in der Tahuá einen dieser Edelsteine festsitzen. Der Baron von Arassuahy schenkte mir ein Stück Tahuá, das offenbar Itabirit ist, mit einem beträcht-



Diamant in Itabirit.



Rückansicht des Itabiritstückes.

lich grossen eingewachsenen Diamanten. Ich gebe vorstehend die vordere und hintere Ansicht dieses sehr interessanten Stückes.

Ich fand in der Lavra ziemlich häufig ocherigen Brauneisenstein und eigenthümliche, vollkommen runde Brauneisensteinconcretionen von der Grösse einer Nuss bis zu der einer zwölfpfündigen Kanonenkugel, ausserdem von kohliger Substanz gefärbte Talkschieferstücke und Sandstein.

Die von mir nach Europa gebrachten Proben der verschiedenen Arten von Barro zeigen sich in vollkommen trockenem Zustande als ein mehr oder weniger feines Pulver mit deutlich erkennbaren Talkschieferstückchen, Quarzfragmenten, Brauneisensteinschieferchen u. s. f. und erinnern stark an die zu Pulver zerfallene, goldführende Jacotinga (verwitterter Eisenglimmerschiefer).

Welcher Formation der Barro angehört, welches also hier das Muttergestein der Diamanten ist, dürfte nicht so leicht zu bestimmen sein. Ich halte diesen Barro für gänzlich verwitterten Talkquarzschiefer.

Seit vielen Jahren ist die Bemerkung gemacht worden, dass, wenn in dieser Lavra schlecht gebildete und verschiedenartig gefärbte Diamanten vorkommen, ihre Zahl gross ist; je schöner und reiner aber die Edelsteine sind, desto spärlicher sie vorkommen. Im ganzen ist die Qualität der Diamanten von S. João eine ausgezeichnete.

Der Barro wird nur während der trockenen Jahreszeit gegraben und in Haufen geschlagen; während der Regenzeit ist diese Arbeit unthunlich. Kurz ehe ich die Lavra besuchte, hatte ein bedeutender Erdschlipf stattgefunden, Folge der höchst unklugen Betriebsleitung. Solche sich oft wiederholende Unfälle verursachen den Unternehmern ausserordentliche Unkosten. Der Serviço gehört zwei rivalisirenden Gesellschaften, von denen aber die eine gewisser Localverhältnisse wegen nicht arbeiten lassen konnte. Zum Serviço gehören 21770 Klafter (Braças) Terrain und da jede Braça nur 1 Real Abgabe zahlt, so beläuft sich die jährliche Steuer blos auf einige und sechzig Franken.

Das Waschen der Diamanten in diesem Serviço weicht von dem allgemein gebräuchlichen Verfahren in andern Diamant-

lavras nur unwesentlich ab. Ausser einer kleinen Quelle wird in einem Teiche gesammeltes Regenwasser zu diesem Zwecke benutzt. In einer ziemlich geneigten Ebene am Eingange der Lavra befindet sich der Schlemmgraben, ein in hölzerne Rinnen gefasster Kanal aus fünf terrassenförmigen Abtheilungen. Die erste oder oberste ist die längste und misst 25—30 Fuss in der Länge bei 4—5 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe. In diese werfen die Neger den Barro, den sie in ihren kleinen hölzernen Gefässen, den schon erwähnten Carombés, von dem zusammengeschlagenen Haufen auf dem Kopfe hertragen. Sobald eine hinreichende Quantität im Kanale liegt, wird ein starker Wasserstrahl darauf geleitet und 10—12 Neger arbeiten mit Kratzen (almocafres) das Ganze stark durcheinander, indem sie nach und nach den ganzen Barro unter den Strahl und in die Strömung bringen. Hier bleiben die grössten Stücke tauben Gesteines zurück, während der feinere Sand und Kies bis zur Grösse eines Hühnereies mit in die zweite Abtheilung gerissen werden. In dieser wird nur so viel umgerührt, als durchaus nöthig ist, um dem Wasser Abfluss zu verschaffen und zu bewirken, dass nicht die ganze hergeschlemmte Masse auf einem Haufen liegen bleibt. Von der zweiten Abtheilung stürzt sich die Strömung in die dritte, vierte und fünfte, worauf sich aller Sand und Kies, die Diamanten enthalten könnten, absetzen.

Nach etwa einstündigem Schlemmen wird das Wasser abgelassen und der Rückstand aus der zweiten Abtheilung sogleich in Carombés nach der *Poça* oder Canca getragen, um dort gewaschen zu werden. Den Sand der dritten bis fünften Abtheilung schlagen die Arbeiter an der Seite in Haufen, von wo er nach und nach zu den *Baçus* getragen wird. Es sind dies eine Anzahl (5—7) horizontal liegender, durch Breter geschiedener, schmaler Räume, vor einem Wasserbehälter, an deren Ende der noch eine Menge sehr feiner Mineraltheile enthaltende Sand in kleinen Portionen hingelegt wird. Mehrere im Wasserbehälter stehende Neger werfen nun mit grössern, hölzernen Gefässen, den sogenannten Bateas, Wasser auf die Häufchen und schlemmen sie auf diese Weise noch einmal. Während dieses Verfahrens entdecken die

Arbeiter zuweilen schon einzelne Diamanten. Der so gereinigte Sand wird später gewaschen.

Der letzte und wichtigste Theil des *Waschens* wird folgendermassen vorgenommen. In einem nicht gar grossen, länglich-viereckigen, mit Bretern eingefassten Raume (Poça, Canca oder Lavadouro) stehen eine Anzahl (in S. João 5—7) Neger bis fast an die Knie im Wasser, jeder mit einer weiten, flachen, nur in der Mitte etwas vertieften hölzernen Schüssel (batea de lavar) versehen. Ein Arbeiter bringt jedem von ihnen eine bis zwei Carombés Waschsand in die Batea und nun fangen sie an in gebückter Stellung mit eigenen horizontalen und schiefen Schwingungen Wasser über den Sand zu spülen. Diese Schwingungen ähneln jenen beim Raitern des Getreides und werden bald, über bald unter dem Wasser ausgeführt. Die grössern Steine sammeln sich dadurch am Rande der Batea, werden untersucht, wobei hin und wieder ein Diamant entdeckt wird, indem die Neger den Kies auf die flache Hand nehmen und sanft abstreichen, und dann in den Wasserbehälter geworfen. Dieses Verfahren wird so oft fortgesetzt, bis nur noch feiner Sand zurückbleibt. Nun wird die Batea schief gegen den Rand der Poça gehalten, sorgfältig aus der hohlen Hand Wasser darauf gespült und der Sand nach und nach weggeschwemmt. Bei dieser Endprocedur finden sich die meisten Diamanten. Sowie ein Neger einen Diamanten entdeckt, fasst er ihn sorgfältig zwischen Daumen und Zeigefinger, spült ihn ab und legt ihn in eine Carombé, die mit etwas reinem Wasser am Rande der Poça zu Füssen des Aufsehers steht. Gewöhnlich nimmt der Aufseher einen etwas erhöhten Platz ein, um die Arbeiter schärfer überwachen zu können. In S. João sass er dicht vor der Poça auf einer mit einer Kuhhaut bedeckten niedrigen Bank, in seinen Poncho gehüllt, eine geladene Pistole zur Seite. Zuweilen findet ein Neger in einer Batea drei bis vier Diamanten, oft aber wäscht er ein Dutzend Carombés, ohne einen einzigen Edelstein zu entdecken.

Für ein ungeübtes Auge ist es äusserst schwer, einen kleinen Diamanten aus der grossen Menge von glänzendem und flimmerndem Quarz und Schieferfragmenten herauszufinden. Der

Aufseher legte in meiner Gegenwart einen Diamanten in eine Batea mit nur wenig Rückstand, rührte um und reichte sie mir hin; aber trotz sorgfältigen Nachsuchens war ich nicht im Stande ihn herauszufinden, obgleich er ziemlich obenauf lag. Dem scharfen an diese Arbeit gewöhnten Auge des Negers entgeht auch nicht ein stecknadelknopfgrosser Edelstein.

Der Aufseher klagte mir sehr, dass ungeachtet der wachsamsten Aufmerksamkeit und aller möglichen Vorsichtsmassregeln dennoch eine nicht unbedeutende Anzahl von Diamanten durch die Neger gestohlen werden. Sie wissen sie mit ausserordentlicher Behendigkeit in den Mund zu werfen und unter der Zunge oder zwischen Zahnfleisch und Lippen zu verstecken. Oft verschlucken sie sogar die Steine und suchen sie später wieder aus den Excrementen heraus. Es sind begreiflicherweise nicht die kleinern Steine, die sie auf diese Weise entfremden.

Der in dem Wasserbehälter zurückgebliebene Sand und Kies wird zu bestimmten Zeiten herausgenommen, in Haufen geschlagen und gelegentlich noch einmal gewaschen. Der Barro wird hier im ganzen fünfmal gewaschen und jedesmal finden sich noch einzelne Edelsteine. Der grösste bis 1858 in diesen Serviços vorgekommene Diamant, ein sehr vollständiger Krystall, im Gewichte von 13 Karat, wurde erst beim dritten Waschen entdeckt. Der grobe Schutt wird auch noch einmal durchsucht und hier findet man noch, wiewol äusserst selten, einen in der Tahuá festsitzenden Diamanten.

Während meiner mehrstündigen Anwesenheit bei diesen Arbeiten wurden in zwei Poças ungefähr 30 Karat Diamanten gewaschen. Es werden in dieser Lavra während der Waschzeit (Regenmonate) täglich 35—70 Karat gewonnen, die durchschnittlich 100—200, auch 220 Diamanten ausmachen, während der ganzen Saison als Maximum bis 4000 Karat (250 Oitavas). Ich untersuchte die vom Beginn der Waschzeit an gefundenen Diamanten, sie wogen 2700 Karat und waren zum grössten Theil sehr schöne Steine vom reinsten Wasser und nur wenig Ausschuss dabei; viele jedoch mit einer leicht grünlichen Färbung, die indessen beim Schleifen gänzlich verschwindet.

Wie schon bemerkt, ist das Waschen des Cascalho in den Flusslavras dem des Barro sehr ähnlich. Die beifolgende Skizze von Joaquim da Rocha zeigt die Arbeit des Waschens in der Lavra des Herrn Alhueide im Riberão do Inferno.

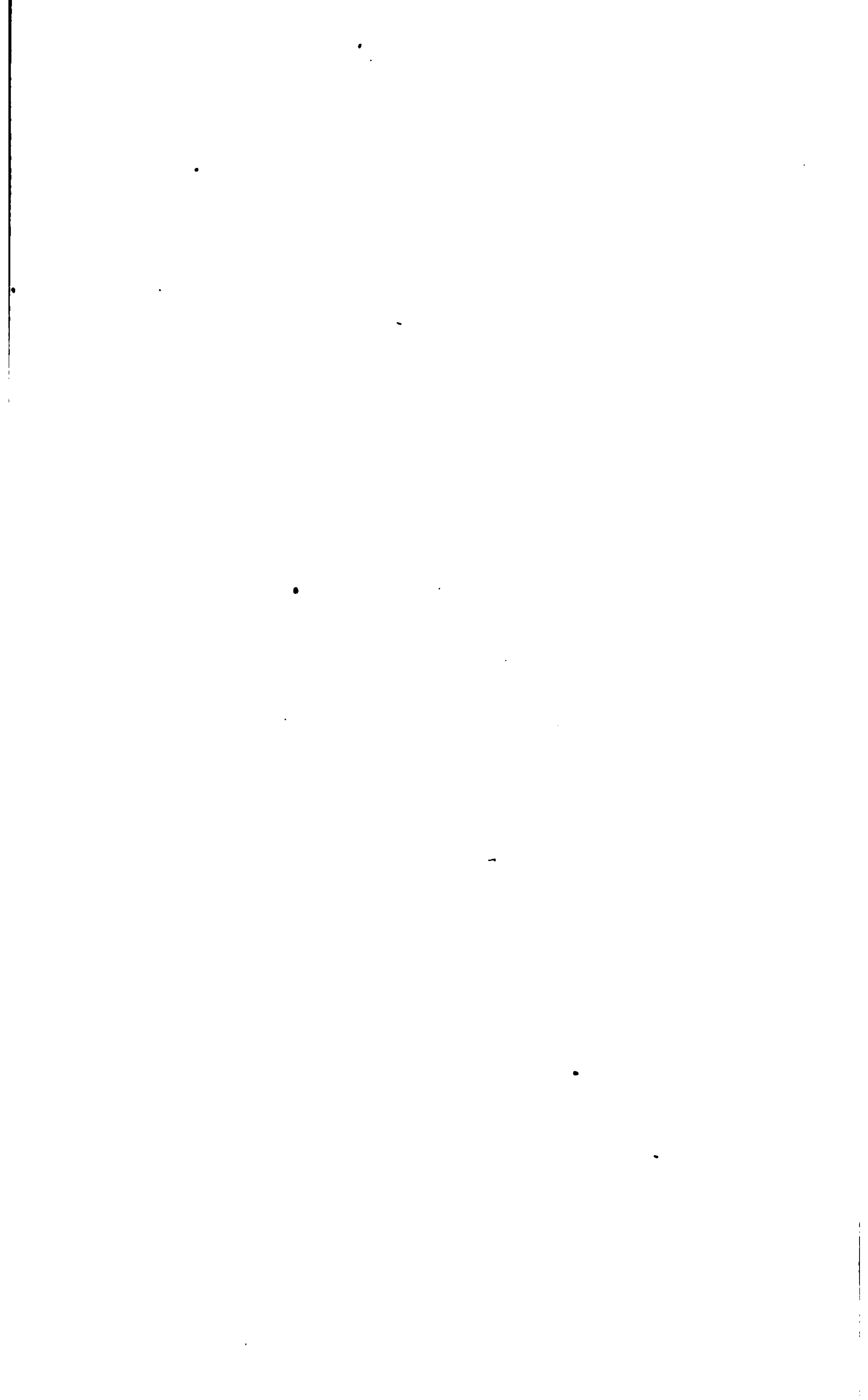
In der Lavra von S. João waren bei meinem dortigen Besuche 120 Neger beschäftigt. Die Unternehmer zahlten für jeden der gemietheten 4 Milreis wöchentlich. Sie müssen die Miethsklaven verköstigen und im Krankheitsfalle ärztlich behandeln lassen. Die Besitzer verabreichen ihnen nur die Kleider. Obgleich die Arbeit in den Serviços eine höchst anstrengende ist, so ziehen sie doch die Neger aus zwei Ursachen fast jeder andern vor. Erstens nämlich ist ihnen Gelegenheit geboten, beim Waschen oder Umarbeiten des Materials Diamanten zu stehlen; zweitens haben sie das Recht, an Sonn- und Festtagen für sich selbst Diamanten zu suchen; natürlich nur an solchen Stellen, die keinen Besitzer haben. Nicht selten glückt es ihnen bei diesen Sonntagsarbeiten, einen sehr lohnenden Fund zu machen. Immer auch werden die während der Woche gestohlenen Diamanten als Sonntagsausbeute ausgegeben. Die Neger kennen ziemlich genau den Werth der Edelsteine und verkaufen sie selten unter dem cursirenden Preise. São muito ladinos (sie sind sehr schlau), sagte mir ein Unterhändler, der sich vergebliche Mühe gegeben hatte, von einigen Negern wohlfeil Steine zu kaufen. Der Erlös der verkauften Diamanten wird von ihnen gewöhnlich unter der Form von Cachaza durch die Gurgel gejagt. Nur in den allerseltensten Fällen spart sich ein Sklave Geld zusammen, um sich die Freiheit zu erkaufen.

Harte Züchtigungen kommen in den Serviços theils wegen Diebstahls, theils wegen Trunkenheit häufig vor. Hat nämlich der Sklave einiges Geld für seine Diamanten erhalten, so besäuft er sich auch während der Arbeitstage, was begreiflicherweise nicht geduldet werden kann. Auch wegen Fluchtversuchen ist die strengste Ueberwachung nöthig, da der Pächter des Sklaven für denselben verantwortlich ist.

Trotz der ziemlich beträchtlichen Ausbeute und der vorzüglichen Qualität der Diamanten werden die Unternehmer der Lavra

Zu II, 140.

Diamantwäscherei am Ribeirão do Inferno.



von São João do Barro so wenig als die meisten Besitzer anderer Diamantenwäschereien ein gewinnreiches Geschäft machen. Die Regieunkosten sind zu gross. Es tritt hier der nämliche Fall ein wie bei so vielen andern Unternehmungen. Der Producent muss sich mit einem sehr kleinen Gewinne begnügen, während der Händler oder Kaufmann, in dessen Hände der Artikel übergeht, zum steinreichen Manne wird.

Nach den Mittheilungen tüchtiger Fachmänner hat schon vor mehrern Jahren die Oitava Diamanten ($17^1/_2$ Karat) den Besitzer der Lavra durchschnittlich 200 Milreis (gegen 600 Franken) gekostet, so wie sie ihm gewaschen übergeben wurde. Heute belaufen sich diese Förderungskosten circa auf 10 Procent höher.

Die Arbeiten im Serviço von S. João, sówol das Abteufen der diamanthaltigen Schicht als deren Verwaschen, werden ebenso roh als irrational betrieben. Durch eine tüchtige technische Leitung und zweckmässige Hülfsmaschinen könnten hier bedeutende Ersparnisse und andere Vortheile errungen werden.

Ausser dieser Lavra werden in S. João noch verschiedene kleinere im Gurgulho betrieben. Die Besitzer klagten sehr über Wassermangel. Solche kleine Serviços heissen auch *Garimpos* und die herumschweifenden Gold- und Diamantensucher *Garimpeiros*.

Früher, besonders zu der Epoche, als sich die Diamantenwäscherei in königlicher Regie befand, wurde jedem Neger, der einen Diamanten von $17^1/_2$ Karat und darüber fand, die Freiheit geschenkt; auch der Fund von kleinern von 10—12 Karat wurde noch besonders belohnt. Heute geschieht es nicht mehr. Damals kostete freilich ein Neger nur 150—200 Milreis, heute aber 1200 bis 2000 Milreis und darüber. Kleine Belohnungen werden übrigens auch jetzt noch in einigen Serviços den Findern ausgezeichnet schöner Diamanten verabfolgt.

Wie an Grösse, so variiren auch die Diamanten in Form und Farbe auf das mannichfaltigste. Bei der sehr beträchtlichen Menge dieser Edelsteine, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand ich die verschiedensten Krystallformen des tesseralen

Systems, über die ich hier einige Andeutungen geben will. Das typische, vollkommen gleichmässige, reine Octaëder, die Grundform des Diamanten, ist ziemlich selten. Ich habe es bei kaum drei pro Mil der untersuchten Steine gefunden; fast immer ist es, wenn auch Kanten, Ecken und Flächen sehr vollkommen sind, mehr oder weniger verschoben. In der Mehrzahl der Fälle sind die Flächen einigermassen convex und die Kanten entweder scharf oder etwas abgerundet, wie abgerollt; in letzterm Falle nähert es sich beinahe der Kugelform. Dreimal fand ich das Octaëder zur octaëdrischen Tafel breitgedrückt (Diamanten aus dem Rio do Peixe) mit scharfen oder abgerundeten Kanten; selten das Tetraëder (einmal bei Diamanten aus Sincorá) und zwar mit convexen Flächen und abgerundeten Kanten und Ecken. Hingegen kommt da Granatoëder vollkommen (selten) oder mit convexen Flächen und mehr oder weniger abgeschliffenen Kanten und Ecken (Diamanten von Rio das Velhas und Rio Manso), meistens aber etwas verschoben, ziemlich häufig vor. Nur ein einziges mal traf ich einen fast vollkommenen Würfel in einer kleinen Partie von Diamanten vom Riberão do Inferno. Pyramidengranatoëdern, vorzüglich bei kleinen Steinen, oft mit stark verschobenen, immer convexen Flächen, begegnete ich unter den Diamanten von allen Localitäten, Pyramidenoctaëdern mit regelmässigen, aber gestreiften Flächen nur in der Lavra von São João. Diese Krystallform, stark abgeplattet, mit gestreiften convexen Flächen, ist mir nur drei- bis viermal vorgekommen.

Bei den vielen tausend von mir untersuchten Diamanten entdeckte ich nur ein einziges mal einen Zwilling aus zwei in der Richtung einer ihrer Axen miteinander verwachsenen Octaëdern (Lavra de São João), häufig aber Zwillingsgranatoëdern und Zwillingspyramidengranatoëdern, immer stark verkürzt in der Richtung, in der sie zusammengewachsen waren (S. João, Grão Mogor, Sincorá, Bagagem). Beiläufig will ich anmerken, dass diese Zwillinge wenig geschätzt sind, da sie beim Schleifen an Gewicht sehr verlieren. Die milchweissen, rauhen Diamantkugeln habe ich schon erwähnt.

Ich habe mir Mühe gegeben, annäherungsweise herauszu-

finden, welche Krystallformen am häufigsten vorkommen; es war mir aber nicht möglich. So viel schien mir aber gewiss zu sein, dass in den verschiedenen Localitäten bestimmte Formen vorherrschen. Die meisten regelmässigen Krystalle sah ich unter den Diamanten aus dem Gurgulho und dem Barro. Die aus den Lavras do Rio sind grösstentheils an Ecken und Kanten etwas abgerundet, obgleich es auch unter diesen sehr vollkommen erhaltene, scharfkantige gibt, wie die schönen Diamanten aus dem Höllenflüsschen beweisen. Das Granatoëder und das Pyramidengranatoëder dürften im Durchschnitt bei einer gleichmässigen Mischung von Diamanten aus den Hauptlocalitäten die beiden vorherrschenden Krystallformen sein.

Wie schon bemerkt, sind die Flächen der rohen Diamanten bald glatt, bald gestreift oder rauh, die Steine selbst entweder matt oder glänzend, in einzelnen Fällen mit sehr starker Strahlenbrechung und Farbenspiel, fast wie im geschliffenen Zustande. Bald sind sie ganz matt, bald nur durchscheinend, bald halb durchsichtig, bald aber auch ganz durchsichtig.

Die Farbe dieser Edelsteine variirt ausserordentlich. Vierzig Procent mögen davon farblos sein, 30 Procent nur einen leisen Anflug einer Färbung zeigen und wol eben soviel eine bestimmt ausgedrückte Farbe haben. Nächst den farblosen, wasserklaren kommen die mattweisslichen und grünlichen am häufigsten vor. Beim Schleifen verschwinden diese Farbentöne und die Steine zeichnen sich dann durch besonders reines Wasser aus. Sie sind im Handel sehr geschätzt. Im allgemeinen beeinträchtigen schwache Farbennuancen den Werth der rohen Diamanten nicht, da sie sich beim Schleifen verlieren, nicht so die intensivern Färbungen, die trotz des Schliffes unverändert bleiben. Merkwürdigerweise erhalten manche Diamanten durch das Schleifen eine ganz andere Färbung, als sie roh hatten.

Lichte Farbentöne kommen weit häufiger vor als dunkle; tiefgefärbte sind sehr selten. Ich habe Diamanten von folgenden Farben gesehen: *Gelbe,* nämlieh citrongelbe, weingelbe, messinggelbe, ochergelbe, braungelbe (honiggelbe), aber keine schwefelgelben; *braune*, hellbraune, nelkenbraune, rothbraune; *rothe,*

rosenrothe, pfirsichblütenrothe, kirschrothe; *grüne* in allen möglichen Nuancen, nämlich blass-, meer-, lauch-, spargel-, pistazien-, oliven-, zeisig-, smaragdgrüne, blaugrüne, grünlichgraue; *graue*, hellgraue, aschgraue, rauchgraue; *schwarze*, schmuzigrusschwarze. Von sehr schönen tiefblauen Diamanten wurde mir erzählt, ich habe aber keine gesehen, überhaupt von blauer Farbe nur grünlichblaue und blaugraue und einen sehr kleinen schwach hyacinthfarbigen. Im Rio da Bagagem werden die meisten farbigen Diamanten gefunden. Auch in Sincorá, in der Provinz Bahia, kommen sie ziemlieh häufig vor. In neuerer Zeit wurde aus dieser Provinz unter dem Namen *Carbon* oder *Carbonat* derber Diamant in feinen, körnigen, porösen Aggregaten von dunkelschwarzbrauner Färbung ausgeführt, zuweilen in Stücken von 1—2 Pfund Schwere. Er findet seine Verwendung zum Bohren oder Schleifen anderer harter Steine.

Von *geschliffenen* farbigen Diamanten im Gewichte von mehrern Karaten sah ich in Diamantina einen prachtvollen pfirsichblütenrothen und einen meergrünen, beide aus dem Rio da Bagagem, einen citrongelben von ausserordentlichem Feuer und einen nelkenbraunen, beide von Sincorá; einen herrlichen smaragdgrünen, der im rohen Zustande russschwarz war und endlich einen, der roh ebenfalls russschwarz war und nach dem Schleifen auch diese Farbe behielt mit Ausnahme einer einzigen Facette, die farblos erschien.

Nicht selten zeigt sich bei rohen Diamanten der Kern farblos, während die Ecken und Kanten einen farbigen Anflug haben; zuweilen erscheint der Kern gefärbt, die Ecken und Kanten aber farblos durchsichtig. Oft bemerkt man im Kerne dunkle, meistens schwärzliche Punkte oder moosartige Zeichnungen, ähnlich wie bei Moosachaten; man hält sie für organische Ueberreste.

Zu den allergrössten Seltenheiten mag ein schön krystallisirter Diamant gehören, in dessen Kern sich ein Goldblättchen befindet. Dr. Mello Franco, der mir von diesem merkwürdigen Steine sprach, behauptet, dass eine Täuschung nicht möglich sei, da in dem wasserklaren Steine das Gold so deutlich erkannt werde, als wenn es ganz frei vor dem Beschauer liegen würde.

Er wollte den Diamanten käuflich an sich bringen, um ihn dem Kaiser von Brasilien für seine reiche und interessante Privatsammlung anzubieten. Der Besitzer gab ihn indessen zu keinem Preise her. Dieses eigenthümliche Exemplar spricht sehr gegen die Hypothese jener, die die Diamanten unmittelbar aus Kohlenstoff oder Kohlensäure durch Hitze entstanden betrachten.

Es mag hier der Ort sein, noch mit wenigen Worten der verschiedenen Ansichten bezüglich der Entstehungsart der Diamanten zu erwähnen. Bekanntlich ist der Diamant nur reiner Kohlenstoff. *Lavoisier* bewies im Jahre 1766, dass Kohlensäure das Product der Verbrennung des Diamants in reinem Sauerstoffe sei. Ein Jahrhundert früher schon hatte *Newton* nach den starken Lichtbrechungen dieses Edelsteines die Vermuthung ausgesprochen, er sei ein brennbarer Körper, eine coagulirte, ölige Substanz. Diese Vermuthung wurde auf specielle Veranlassung des Grossherzogs von Toscana, Cosmus III., durch directe Versuche der florentinischen Akademiker *Averoni* und *Targioni* glänzend bestätigt. Ein in den Focus eines grossen Tschirnhausen'schen Brennspiegels gelegter Diamant wurde zuerst rissig, dann sprühte er und verschwand schliesslich, ohne zu schmelzen. Wahrscheinlich in der Hoffnung, aus kleinen Diamanten einen grossen zusammenzuschmelzen, experimentirte der deutsche Kaiser Franz I. in Wien (1750) im Beisein des Chemikers d'Arcet mit Diamanten und Rubinen, indem er für 6000 fl. solche Edelsteine Tag und Nacht einer möglichst starken Glühhitze aussetzte. Die Diamanten verbrannten, die Rubinen blieben unversehrt und hatten noch an Intensität der Farbe gewonnen.

Auch bei der französischen Akademie wurde die Verbrennbarkeit der Diamanten Gegenstand eifriger und gewissermassen höchst eigenthümlicher Verhandlungen. Die Akademiker *Rouelle* und *d'Arcet* verbrannten einen ziemlich grossen Diamanten des Juweliers le Blanc bei mehrstündigem heftigen Feuer. *Lavoisier*, der drei in Kohlenpulver in einem thönernen Pfeifenkopfe eingebettete und hermetisch verschlossene Diamanten der intensivsten Hitze ausgesetzt hatte, fand sie beim Zerschlagen des Pfeifenkopfes unversehrt und erkannte nun, dass der Zutritt der

atmosphärischen Luft (Sauerstoff) durchaus nothwendig zum Verbrennen dieser Edelsteine (der reinen Kohle) sei.

Auch auf nassem Wege ist den Brüdern *Rogers* der Nachweis gelungen, dass der Diamant aus Kohle besteht, denn sie haben gezeigt, dass er durch gleichzeitige Einwirkung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure in Kohlensäure verwandelt werden könne.

Gleichwie Newton aus der Lichtbrechungskraft der Diamanten auf deren Verbrennbarkeit schloss, so folgerte *Brewster* aus deren Polarisationserscheinungen, dass sie organischen Ursprunges seien. *Leonhard* und mit ihm *Parrot*, *Hausmann* und viele andere glaubten an die Bildung der Diamanten aus Kohlenstoff und Kohlensäure durch unmittelbare Einwirkung der Hitze, während *Bischoff* dagegen ganz richtig bemerkte, dass, da der Diamant immer in der Nähe sauerstoffhaltiger Metallverbindungen vorkommt, bei jener Annahme der Kohlenstoff sich mit dem Sauerstoffe hätte verbinden und die Metalloxyde reduciren müssen. Er vermuthet daher, dass die Diamanten vegetabilischen Ursprungs seien und ursprünglich in weichem Zustande waren, eine Ansicht, die durch die so häufig wahrgenommenen Quarzeindrücke auf den Flächen der Diamanten einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. *Petzholdt* behauptete, in den schon oben erwähnten schwarzen Fleckchen im Innern vieler Diamanten organische Gewebe, Pflanzenzellen erkannt zu haben. Bestätigen fernere Untersuchungen diese Behauptung, so dürfte die Frage über den Ursprung der Diamanten so ziemlich als gelöst zu betrachten sein. *Forchhammer's* Nachweise der successiven Umwandlung von Fucusarten in sehr alte metamorphische Gesteine und zu einer graphitartigen Substanz sind den eben erwähnten Hypothesen günstig, denn unter gewissen bis jetzt noch nicht enträthselten Verhältnissen hätte jene Umwandlung der Seegewächse auch bis zur Entstehung der Diamanten reichen können. *Simmler* in Breslau glaubt, dass zur Zeit der Bildung der Diamanten sich Kohlensäure in Höhlungen angesammelt, durch eigenen Druck verdichtet, und da sie die Eigenschaft besitzt, Kohlenstoff aufzulösen, denselben, der entweder schon vorhanden

war, oder erst reducirt wurde, aufgelöst habe, durch Spalten und Risse entwichen, während der Kohlenstoff krystallisirt als Diamant zurückgeblieben sei. Diese gewiss geistreiche Hypothese würde einen bedeutenden Anhaltepunkt finden, wenn Diamanten als Drusen gefunden würden, was aber bis jetzt wenigstens noch nicht vorgekommen ist. *Liebig* hält den Diamanten für ein Zersetzungsproduct vegetabilischer Substanzen, deren chemische Grundlage Kohle und Wasser ist. Wenn durch Reduction von Metalloxyden oder schwefelsauren Salzen jener Verbindung allmählich ihr Wasserstoff oder Sauerstoff bis zur gänzlichen Ausscheidung entzogen wurde, so musste dieser endlich isolirte Kohlenstoff zu seiner eigentlichen, nämlich zur Krystallform sich ausbilden. Auch *Wilson*, *Jameson* und andere Chemiker halten die Diamanten für vegetabilischen Ursprungs.

Zahlreiche Versuche, auf künstlichem Wege Diamanten zu machen, sind trotz aller gefundenen Thatsachen und geistreichen Hypothesen noch immer mislungen oder nur sehr unbefriedigend ausgefallen. Den günstigsten Erfolg hatten bisher die bekannten Experimente von *Deprez*, der über einen Monat lang einen elektrischen Strom auf Kohlen einwirken liess. Es setzten sich an die Platinadrähte kleine mikroskopische Octaëder von schwarzer Farbe an, mit denen man, gleichwie mit Rubin, Diamanten poliren konnte. Es waren also Diamanten, obgleich noch sehr unvollkommene. Die Versuche, auf diesem Wege Diamanten zu bilden, werden ganz besonders durch den Umstand erschwert, dass die elektrische Strömung allsogleich unterbrochen wird, sobald sich ein Niederschlag von Kohlen, die Nichtleiter sind, auf den Platinadraht absetzt.[1])

Versuche, kohlenstoffreiche Verbindungen zu zerlegen und den Kohlenstoff in krystallinischer Form auszuscheiden, sind bisher immer gänzlich mislungen.

---

[1]) Neuesten Nachrichten zufolge soll der Chemiker Gannal in Toulon Diamanten aus Kohle dargestellt haben, indem er einige Monate lang Phosphor, Schwefel, Wasser und Kohle gegeneinander reagiren liess. Er soll 20 kleine Krystalle erhalten haben, die alle Eigenschaften des natürlichen Daimanten, nämlich dessen Krystallform, Härte, Durchsichtigkeit und Glanz besassen.

Im Jahre 1839 wurden in der Serra de S. Antonio do Grão Mogor, im Norden der Provinz Minas geraes, Diamanten im Itacolumit entdeckt und man hat daher diese Formation als Muttergestein der Diamanten betrachtet. Der diamantführende Cascalho virgem wäre demnach *zum Theil* ein durch die Flüsse von seiner ursprünglichen Lagerstätte weggeschwemmter, zersetzter Itacolumit, der Gurgulho das nämliche an seiner ursprünglichen Lagerstätte zersetzte Gestein. Das Nämliche wäre vom Barro zu halten, den ich aber, wie schon oben bemerkt, für einen verwitterten eisenschüssigen Talkquarzschiefer halte. Ich bin überhaupt nicht der Ansicht, dass ausschliesslich der *Itacolumit* [1]) das Muttergestein der Diamanten sei, sondern glaube, dass diese Edelsteine sich in mehrern Arten krystallinischer Schiefergesteine gebildet haben.

Infolge der Entdeckung des sogenannten Muttergesteins der Diamanten glaubten mehrere berühmte Mineralogen entschieden annehmen zu sollen, dass dieselben nicht vegetabilischen Ursprunges sein können. Es ist indessen wohl zu berücksichtigen, dass Itacolumit ein metamorphosirtes Gestein ist, also die in demselben vorkommenden Diamanten nur ein secundäres Product sein können. Die geistreiche Hypothese Simmler's lässt sich mit den meisten bislang bekannten Thatsachen in Einklang bringen.

Diamanten im Itacolumit haben für naturwissenschaftliche Sammlungen immer noch einen bedeutenden Werth und die Nachfrage nach solchen Stücken hat, wie mir Herr Alhueide erzählte, einen pfiffigen Kopf in Diamantina veranlasst, sich durch Herstellen derartiger Museumsexemplare eine einträgliche Industrie zu begründen. Er sucht sich nämlich einen dazu passenden Diamanten, gewöhnlich eine gutgebildete Krystallform aus, meisselt mit der grössten Sorgfalt in eine beliebig grosse Itacolumitplatte ein entsprechendes Loch und klebt, wenn das Steinchen auf das genaueste in die Höhlung passt, dasselbe mit dem Saft eines gewissen Sipo (Schlingpflanze) an, sodass es äusserst fest stecken bleibt. Diese Kunstproducte sind so täu-

---

[1]) Mürber Quarzsandstein mit schieferiger Textur (Heusser).

schend verfertigt, dass nur ein sehr geübter Kenner den Betrug entdecken kann. Ich habe einige Exemplare untersucht und auch den industriellen Fabrikanten gesehen, der sich nicht wenig auf seine Geschicklichkeit einbildet. In russischen Sammlungen (wahrscheinlich auch in manchen andern) sollen sich mehrere Proben der Kunstfertigkeit dieses Gauners finden. Sie wurden alle aus Unkenntniss des wahren Sachverhalts gekauft und zu theuern Preisen bezahlt.

Im Welthandel werden die Juwelen gewöhnlich nach dem Einheitsgewichte *Karat* (von Kuara, einer afrikanischen Schlingpflanze, Erythrine, mit deren rothen mit einem schwarzen Punkte versehenen Samen meistens in Indien die Diamanten, in Afrika das Gold abgewogen werden) verkauft. Das Juwelenkarat ist in allen Ländern fast von gleicher Schwere. Das holländische, das am weitesten verbreitete, wiegt 20,5303, das französische 20,5873, das österreichische 20,6083 Centigrammes (48½ wiener Richtpfennigtheile). Es wird in 4 Grän (à $^{16}/_{64}$) oder in $^{1}/_{64}$ in reiner Halbirung getheilt. Beim Juwelenhandel in Diamantina wird aber ein anderes Gewichtsverhältniss zu Grunde gelegt und die *Oitava* als Einheitsgewicht angenommen. Sie enthält 17½ Karat oder 70 Grän und wird in 32 Vintems oder in 4 Quartas eingetheilt; 1 Quarta enthält also 8 Vintems, 2 Quartas oder, wie man gewöhnlich sagt, eine Meia pataca 16 Vintems. Ein Vintem ist daher gleich 2,1875 Grän. In Bahia und in den Diamantenwäschereien Sincorá wird indessen auch nach Kilates (Karat) gerechnet.

Als noch der Goldstaub die cursirende Münze in Minas geraes war, gaben die Intendanten Bons aus, die 1, 2, 4, 8 u. s. f. Vintems als Tauschmittel im Werthe waren. Davon rührt auch die Bezeichnung der Kupfermünzen von 20 Reis (1 Vintem), 40 Reis (2 Vintems) her. Letztere heissen in der Provinz Minas allgemein Cobre (Kupfer).

Die überwiegende Mehrzahl der in Brasilien gefundenen Diamanten wiegt *unter* bis zu 1 Grän, häufig sind noch die von 1 Grän bis zu ½ Karat. Steine von 1 bis zu 5—6 Karat sind schon etwas weniger häufig. Von höherm Gewichte bis zu 1 Oitava

kommen sie nicht gerade oft vor, gehören aber durchaus nicht zu den Seltenheiten. Von 2 Oitavas (35 Karat) und darüber werden sie aber nur sehr selten gefunden.

Bekanntlich stammen die grössten bis jetzt bekannten Diamanten aus Vorderindien. In Brasilien ist bis jetzt erst ein einziges solches Prachtstück entdeckt worden. Die „Estrella do Sul“ (Südstern) von 125 Karat. Sie figurirte an der Pariser Ausstellung von 1856 als Concurrent des in der ersten Londoner Ausstellung bewunderten „Koh-i-nur“. Merkwürdigerweise hat dieser kostbare Stein bis jetzt noch keinem seiner Besitzer Glück gebracht. Eine alte Negerin fand ihn in einer Lavra am Rio da Bagagem. Sie hatte den arbeitenden Sklaven ihr Mittagessen gebracht und während es dieselben verzehrten, sich unweit davon niedergesetzt und spielend den groben, schon gewaschenen Cascalho auseinandergeworfen, als sie unter demselben plötzlich diesen ausserordentlichen Diamanten entdeckte. Sie lieferte ihn ihrem Herrn ab, der ihr indessen für diesen äusserst werthvollen Fund doch nicht die Freiheit schenkte. Der Aberglaube leitete alle künftigen Misgeschicke der Besitzer dieses Schatzes aus jener nichts weniger als grossmüthigen Handlungsweise ab.

Der nunmehrige Eigenthümer des Diamanten war ein wenig bemittelter Mann, der vom Eigenthümer der Lavra die Erlaubniss erhalten hatte, gegen ein gewisses Entgelt hier mit eigenen Sklaven nach Diamanten zu suchen. Dieser letztere beanspruchte nun den Edelstein, indem er sich auf die Thatsache stützte, dass die Negerin denselben nicht da gefunden habe, wo ersterer die Erlaubniss zu suchen hatte, wogegen dieser behauptete, der Diamant sei unter dem Cascalho gelegen, den er von der Stelle habe waschen lassen, an der er nachzusuchen berechtigt war. Es kam zum Process. Um diesen auszufechten, versetzte der Besitzer des Steins denselben bei der Bank von Brasilien für circa 220000 Franken. Er zahlte von dieser Summe 15 Procent Commission und hohe Interessen. Der Rechtsstreit zog sich in die Länge. Der Mann starb, ehe er entschieden wurde und seiner Witwe blieb nur ein höchst unbedeutender Rest des Geldes

übrig. Wie es scheint, nach mehrmaligem Händewechsel wurde er in Rio de Janeiro von einem holländischen Diamantenhändler um circa 1 Million Franken (304 Contos de Reis) gekauft. Da er selbst aber nicht im Besitze dieser bedeutenden Summe war, so sah er sich genöthigt, das Geld gegen landesübliche hohe Zinsen aufzunehmen. Er begab sich nun mit seinem Steine nach Amsterdam, wo er geschliffen wurde. Die Unkosten dieser Operation sollen sich auf ungefähr 45000 holländische Gulden belaufen haben. Nun handelte es sich aber um Verwerthung des prachtvollen Edelsteins, der sich aber nicht vollkommen vom ersten Wasser zeigte. Er wurde den verschiedensten Monarchen zum Kaufe angetragen und jede Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung benutzt, um ihn an den Mann zu bringen, aber immer vergeblich. Es scheint, dass man in höchsten Kreisen zur Erkenntniss gelangt sei, dass so grosse Summen weit besser verwendet werden können, als sie als todte Kapitalien in die Schatzkammer zu legen. Dem Grame über die verfehlte Speculation erlag der Besitzer des Diamanten. Dieser befindet sich in Paris noch immer als Faustpfand des Handlungshauses, das einen Theil des Geldes zum Ankaufe vorgestreckt hatte, und er wird sonder Zweifel auch in dessen volles Eigenthum übergehen, da die Interessen durch die lange Reihe von Jahren den Werth des Steins verschlingen.

Der angebliche hühnereigrosse Diamant im Schatze von Portugal, der 1680 Karat wiegen soll, ist, wie man mit Sicherheit weiss, ein weisses Topasgeschiebe. Ueber den 1791 von Garimpeiros am Rio Abaete gefundenen Diamant von 138½ Karat, der sich ebenfalls im portugiesischen Schatze befinden soll, herrscht noch immer ein mysteriöses Dunkel.

Die Krone Portugals besitzt die grösste und reichste Sammlung brasilianischer Diamanten. Ihr Werth wird annäherungsweise auf 70—72 Millionen Franken angegeben. Aus der alljährlich vom Generalintendanten der Diamantendistricte nach Rio de Janeiro, resp. nach Lissabon gesandten Ausbeute der Diamantwäschereien wählte der König die grössten und schönsten

Steine für den Kronschatz aus, die übrigen wurden in den Handel gebracht.

Herr v. Eschwege gibt in seiner schon öfters angeführten „Pluto brasiliensis“ S. 391 ff. die Diamantenausbeute in Brasilien folgendermassen an:

| | |
|---|---|
| Von 1730—1740 durchschnittlich jährlich 20000 Karat (approximativ) | 200000 Karat. |
| Von 1740—1772 (amtliche Angabe) | 1,666569 „ |
| Von 1772—1806 (amtliche Angabe) | 910511½ „ |
| 1811, 1814, 1815, 1818 (amtliche Angabe) | 74147¼ „ |
| Als sich König João VI. im Jahre 1821 aus Brasilien nach Portugal zurückzog, führte er die reichste Diamantensammlung der Welt mit sich. Die Edelsteine wurden später in versiegelten Säcken in den unterirdischen Gewölben der Bank von Lissabon deponirt und blieben dort 40 Jahre als todtes Kapital liegen. Im Jahre 1863 wurde endlich mit Einwilligung der Cortes vernünftigerweise zum Verkaufe dieser rohen Edelsteine geschritten, um deren Erlös in Renten, die der Civilliste einverleibt wurden, umzuwandeln. | |
| In den fehlenden 11 Jahren bis 1822 durchschnittlich jährlich 13000 Karat (approximativ) | 132000 „ |
| Zudem von 1786—1808 aus den Flüssen Indaia und Abaete | 464 „ |
| | 2,983691¾ Karat. |

Diese Steine zu einem mittlern Preise von 8000 Reis pr. Karat berechnet, repräsentiren einen Geldwerth von circa 160 Millionen Franken.

Diese Berechnungen sind weit entfernt richtig zu sein, denn erstens ist die Ausbeute von 21 Jahren nur annäherungsweise angegeben, zweitens kommen die durch Contrebande ausgeführten

Steine, deren Gewicht dem der amtlich verzeichneten wol gleich sein dürfte, gar nicht in Betracht. Gewiss ist die Ziffer nicht zu hoch gegriffen, wenn wir das Gewicht der von 1730—1822 aus den Diamantendistricten Brasiliens gewonnenen Diamanten zu 5 Millionen Karat annehmen.

Man hat ferner das Gewicht aller im Kaiserreiche bis 1850 gefundenen Diamanten auf 10,169586 Karat oder circa 44 Centner mit einem annähernden Werthe von 450 Millionen Franken berechnet. Aber auch diese Angabe entbehrt jeder positiven Basis. [1])

---

[1]) Der Kammerbericht des Finanzministers Marquez de Abrantes für 1863 gibt folgende interessante Zusammenstellung der Quantität und des Werthes der exportirten Diamanten während der Finanzjahre $18^{57}/_{58}$—$18^{60}/_{61}$.

Quantum und Werth der exportirten Diamanten in den Jahren:

| | Rio de Janeiro. | | Bahia. | |
|---|---|---|---|---|
| | Oitavas. | Werth in Milreis. | Oitavas. | Werth in Milreis. |
| $18^{57}/_{58}$ | 3162 | 948:600 Milreis. | 4533 | 1,359:900 Milreis. |
| $18^{58}/_{59}$ | 5021 | 1,506:450 „ | 5122 | 1,536:600 „ |
| $18^{59}/_{60}$ | 5119 | 1,535:700 „ | 5321 | 1,596:300 „ |
| $18^{60}/_{61}$ | 5863 | 2,506:320 „ | 4100 | 1,265:700 „ |
| $18^{61}/_{62}$ | 5756 | 2,878:198 „ | 4532 | 1,356,900 „ |

Jährlicher Durchschnitt des Totalquantums und Werthes der aus dem ganzen Reiche exportirten Diamanten in den Jahren:

| | | |
|---|---|---|
| $18^{51}/_{52}$—$18^{55}/_{56}$ | 11213 Oitavas. | 3,361:145 Milreis. |
| $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ | 10523 „ | 3,315:052 „ |
| $18^{61}/_{62}$ | 10294 „ | 4,241:248 „ |

Jährlicher Durchschnitt des Werthes pro Oitava

| | in Rio de Janeiro. | in Bahia. |
|---|---|---|
| $18^{57}/_{58}$ | 300 Milreis. | 300 Milreis. |
| $18^{58}/_{59}$ | 300 „ | 300 „ |
| $18^{59}/_{60}$ | 300 „ | 300 „ |
| $18^{60}/_{61}$ | 427 „ | 308 „ |
| $18^{61}/_{62}$ | 500 „ | 300 „ |

Staatseinnahme in den Diamantenterrains in den Jahren:

| | |
|---|---|
| $18^{56}/_{57}$ | 41:945 Milreis. |
| $18^{57}/_{58}$ | 53:084 „ |
| $18^{58}/_{59}$ | 58:300 „ |
| $18^{59}/_{60}$ | 51:432 „ |
| $18^{60}/_{61}$ | 37:523 „ |
| $18^{61}/_{62}$ | 42:516 „ |

Durch die Entdeckung der reichen Diamantlager in der Serra de Sincorá in der Provinz Bahia im Jahre 1844 hat die Ausbeute dieser Edelsteine in jenem Districte allein Resultate geliefert, wie auch in den glänzendsten Zeiten in Diamantina nie.

Ich glaube es von allgemeinem Interesse, bei dieser Gelegenheit den Auszug eines Briefes des ausgezeichneten, leider zu früh verstorbenen österreichischen Reisenden, Herrn Virgil *v. Helmreichen* zu Brunfeld [1]), über diese in Europa noch so wenig gekannten Diamantlager mitzutheilen:

---

Ertrag des Ausgangszolles, $\frac{1}{2}$ Procent vom Werth der exportirten Diamanten:

| | |
|---|---|
| $18^{56}/_{57}$ | 20:184 Milreis. |
| $18^{57}/_{58}$ | 10:993 „ |
| $18^{58}/_{59}$ | 15:215 „ |
| $18^{59}/_{60}$ | 15:648 „ |
| $18^{60}/_{61}$ | 18:865 „ |
| $18^{61}/_{62}$ | 21:175 „ |

Anmerkung. Aus dem mir eben zugegangenen Kammerberichte des Finanzministers José Pedro Dias de Carvalho für das Finanzjahr $18^{62}/_{63}$ entnehme ich noch folgende Angaben:

Die Diamantenausfuhr betrug im mittlern jährlichen Durchschnitt:

| im Quinquennium $18^{52}/_{53}$—$18^{56}/_{57}$ | im Quinquennium $18^{57}/_{58}$ |
|---|---|
| 12181 Oitavas. | 9707 Oitavas. |
| 3,650907 Reis. | 3,300802 Reis. |

Im Jahre $18^{62}/_{63}$ wurden exportirt 12448 Oitavas im Werthe von 4,116:175 Milreis, davon entfielen auf:

Rio de Janeiro 6970 Oitavas zum Mittelpreise von 254193 Reis, im Gesammtwerthe von 2.468:725 Milreis.

Bahia 5478 Oitavas zum Mittelpreise von 300739 Reis, im Gesammtwerthe 1,647:450 Milreis.

[1]) Herr v. Helmreichen bereiste durch eine Reihe von Jahren in wissenschaftlichen Zwecken Brasilien und Paraguay. Er war eine Zeit lang bei der englischen Bergwerkgesellschaft in Congo soco angestellt. Dort traf ihn der berühmte schottische Reisende George Gardner und erwähnt seiner auf das ehrenvollste. In Paraguay holte er sich den Keim zu einer Krankheit, der er in Brasilien erlag. Leider sind seine zahlreichen und wichtigen Arbeiten nie an die Oeffentlichkeit gelangt. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ist zwar im Besitze der hinterlassenen Manuscripte v. Helmreichen's, sie sind aber zu unvollständig, als dass sie von fremder Hand publicirt werden könnten, besonders da die zahlreichen geologischen Sammlungen, die er mühevoll zusammenbrachte uud auf die sie sich beziehen, heute noch an verschiedenen Punkten von Minas in Kisten verpackt stehen oder als unnützer Plunder wieder auf die Gasse geworfen wurden.

„Das Vorkommen der Diamanten in der Serra von *Sincorá* wurde im September 1844 von José da Rocha, dem Eigenthümer der Fazenda São João, entdeckt. Ich hatte keine Gelegenheit sie zu besuchen und verdanke die wenigen Aufschlüsse, die ich zu geben im Stande bin, der Gefälligkeit des Majors J. P. Derselbe begab sich von der Serra do Grão Mogor nach Sincorá und hielt sich im Monat August des laufenden Jahres (1845) daselbst auf. Von dort reiste er nach Bahia und Rio de Janeiro, wo ich mit ihm zusammentraf. Ich bin mit ihm seit vielen Jahren bekannt und setze das grösste Vertrauen in seine Angaben.

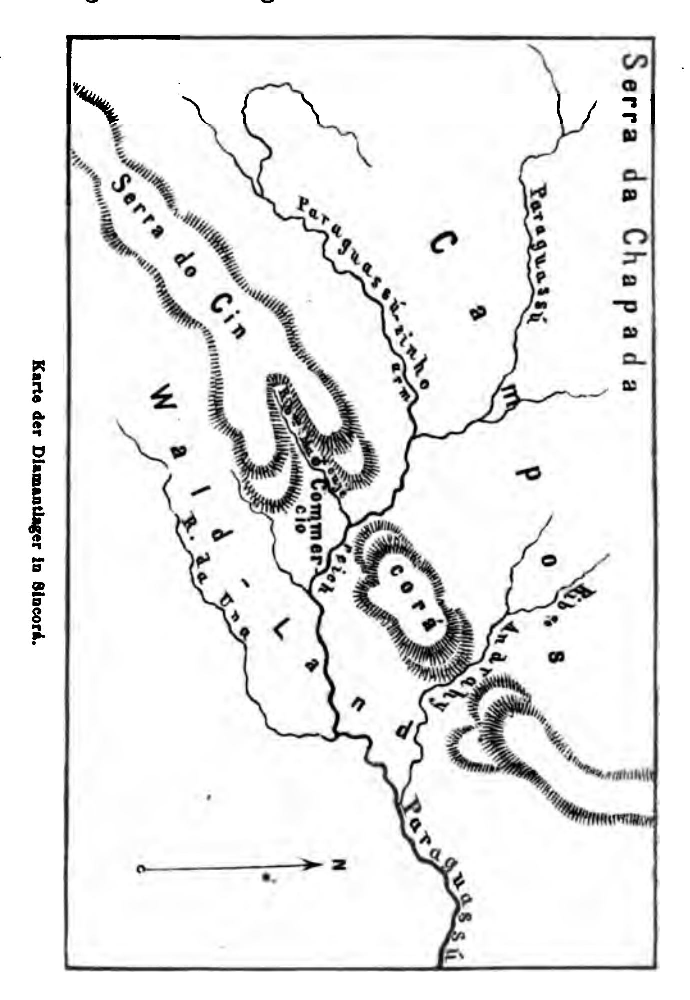
„Die Serra de Sincorá liegt in der Provinz Bahia, unter dem 41.° westl. Br. und erstreckt sich von Südwest gegen Nordost von 13° 15′ zu 12° 15′. Sie bildet den einen östlichen Zweig der Serra da Chapada, die als Fortsetzung der Serra do Espinhoza betrachtet werden kann, und scheidet das Flussgebiet des Rio de São Francisco von demjenigen des Rio Paraguassú. Alle von der Serra de Sincorá niederfliessenden Wasser vereinigen sich zuletzt im Rio Paraguassú und die beiliegende Skizze wird Ihnen eine annäherungsweise Vorstellung der in Frage stehenden Serra geben.

„Die Serra von Sincorá[1]) trägt denselben rauhen und unwirthlichen Charakter für das Auge wie jene von Grão Mogor. Ausgedehnte Campos bilden das Land zwischen ihren westlichen Abhängen gegen die Serra dá Chapada, während das Land von dem östlichen Fusse der Serra gegen die Küste dichter Wald bedeckt. Das Klima der Serra ist gesund, doch sind an den Ufern des Rio Paraguassú und des Riberão Andrahy vom December bis April Wechselfieber vorherrschend. Vom geologischen Standpunkte bestrachtet ist die grosse Analogie zwischen den Serras do Grão Mogor und Sincorá zu deutlich in die Augen springend, als dass es nicht höchst wahrscheinlich wäre, dass

---

[1]) Der Name ist indianischen Ursprungs. Shincuran oder Sincoran heisst „Hunger haben“.

die Serra de Sincorá der Itacolumitformation angehöre, während das sie umgebende Gebirge aus Granit und Gneis besteht.




Karte der Diamantlager in Sincorá.

„Die erste Entdeckung von Diamanten wurde hier an den Ufern des Macujé gemacht, und der *Commercio* (das Hauptdorf, 90 Legoas von Bahia entfernt) ist am Macujé auf dem Terrain der Fazenda São João. Diamanten wurden in der Serra de Sincorá auf einer Ausdehnung von 20 Legoas gefunden. Die Wäschereien an der Westseite dieser Serra haben sich bisjetzt

als arm gezeigt, bedeutende Mengen von Diamanten wurden aber aus dem Macujé selbst und den Punkten gewonnen, wo der Paraguassú und Andrahy die Serra durchschneiden. Am Andrahy bestehen die Hauptwäschereien in den Nebenbächen, welche seinem rechten Ufer zufliessen. Hier gibt es viele Schlangen, viel Wechselfieber und viele Diamanten.

„Der Major schätzt die Bevölkerung der Serra von Sincorá auf 12—14000 Menschen, welche über einen Raum von 20 Legoas zerstreut sind. Der grösste Theil derselben kam von den benachbarten Diamantenwäschereien der Serra da Chapada (das Arroeiras) und der Serra do Assuâria, welche deshalb gegenwärtig fast ganz verlassen sind; andere kamen jedoch aus der Demarcação Diamantina, der Serra do Grão Mogor und selbst von dem linken Ufer des Rio São Francisco. Einige dieser Garimpeiros gewannen viel Geld, andere brachten sich gerade so durch, wieder andere verloren Zeit und Mühe, wie dies eben beim Diamantenwaschen stets der Fall zu sein pflegt.

„Der Major hält die Wäschereien der Serra von Sincorá für reich, meint aber, dass die über ihren Reichthum ausgestreuten Gerüchte weit übertrieben seien; er glaubt, dass die Serra von Sincorá nicht reicher sei, als andere Diamantendistricte zur Zeit ihrer ersten Entdeckung waren. Das folgende Beispiel mag zeigen, wie leicht die Uebertreibung hierzulande den Dingen ein anderes Kleid anzieht. Das Gerücht war ausgestreut, dass der Major und seine Genossen bei ihrer Ankunft hundert Pfund Diamanten mit sich gebracht hätten, während sie factisch nicht mehr als zehn Pfund mit sich führten.

„Alle Garimpeiros arbeiteten anfänglich in der Serra von Sincorá auf gesetzwidrige Weise und es kam viel Mord und Todtschlag vor; bald aber stellte der bessere Theil der Bevölkerung eine gewisse Ruhe und Ordnung her."

Seit dieser Brief geschrieben wurde, haben sich die Verhältnisse geändert und es herrscht in dem Bezirke gesetzliche Ruhe und Ordnung. In der Serra von Sincorá wiederholten sich anfangs genau die nämlichen Scenen wie unter den Goldsuchern Californiens und Neuhollands. In jedem Lande haben

sie ihren localen Anstrich. In Brasilien bildet sich in jedem neuentdeckten Diamantendistricte alsbald ein kleiner Ort mit einer oder ein paar Vendas, in denen Geschäfte gemacht, die Diamanten umgesetzt, Lebensmittel und Branntwein verkauft werden. Ein solcher Ort heisst der „Commercio", bis er so viel an Bedeutung gewonnen hat, um unter einem bestimmten Namen in die Reihe der Dörfer zu treten. Jeden Sonnabend vereinigen sich die Garimpeiros und Käufer, daselbst ihre Geschäfte abzumachen. Alles ist bewaffnet und bereit seine Beute mit dem Leben zu vertheidigen. Zwischen Branntwein, Spiel und Dirnen machen diese Leute, die von sich selbst sagen: „nos todos somos ladrões" (wir alle sind Diebe) ihre Geschäfte, bei denen das Messer keine geringe Rolle spielt und regressiren sich für die Entbehrungen des Sertãolebens. Entlaufene Sklaven, Mörder, Deserteure, Diebe, liederliche Negerinnen und Mulattinnen bilden die Gesellschaft, auf welche selbst der eigentliche Garimpeiro, dem wahrlich kein Tugendpreis ertheilt würde, mit Verachtung herabsieht.

Die Ausbeute des Diamantlagers von Sincorá hat seit der ersten Entdeckung stets bedeutend geschwankt, übertrifft aber noch immer die sämmtlicher übrigen Diamantendistricte Brasiliens. Aus dem Commercio hat sich allmählich der Flecken Santa Isabel de Sincorá gebildet und mehrere kleine Ortschaften sind auf dem diamantenreichen Terrain entstanden.

Es ist äusserst schwer, auch gegenwärtig ganz genaue Angaben über die Menge der jährlich gewonnenen Diamanten zu erhalten. Im Jahre 1850 soll sich die Ausbeute in ganz Brasilien auf 300000 Karat, im folgenden Jahre nur auf 130000 Karat belaufen haben. Im Jahre 1858 schätzten die ersten Diamantenhändler Diamantinas die durchschnittliche Ausbeute der jüngstverflossenen Jahre auf 90000 Karat, von denen auf die Provinz Minas circa 36000, auf die Provinz Bahia etwa 54000 Karat kommen würden. Allgemein wurde über Abnahme der Diamanten infolge Erschöpfung der Lager geklagt. In den Jahren 1860 bis 1862 soll sich der Ertrag wieder etwas gehoben haben.

Noch wechselnder als beim Bergbau ist bei den Diamanten-

lavras die Ausbeute, besonders rücksichtlich des Geldwerthes, da einige grosse Steine denselben ausserordentlich erhöhen und er nicht, wie bei den Metallen, in wenig veränderlichem Verhältnisse zum Gewichte steht. Allerdings sind die bekannten Lavras zum grossen Theil erschöpft, aber alljährlich werden neue eröffnet und ähnliche Entdeckungen wie die der Lager von Sincorá dürften auch in Zukunft noch gemacht werden. In der Provinz Goyaz, in den s. w. Theilen der Provinzen Pernambuco und Bahia bergen sich wahrscheinlich noch grosse Diamantenschätze. Der Geologie bietet sich hier ein schönes Feld für wissenschaftliche Untersuchungen dar, die möglichenfalls einen grossen Triumph über Zufall und Routine davontragen können.

Merkwürdigerweise sind bis jetzt in den eigentlichen Diamantendistricten der Provinz Minas geraes Diamanten nur westlich von der grossen sogenannten Serra do Espinhazo gefunden worden und zwar in den Stromgebieten des Rio do Jequitinhonha und des Rio do São Francisco (Rio Abacetė und Rio Indiaiá) und im Stromgebiete des Rio Paraná (Rio das Velhas). Oestlich von der Serra do Espinhazo, die auf ihren beiden Abdachungen ziemlich übereinstimmender Formation ist, im Stromgebiete des Rio doce wurden bisher keine entdeckt. Herr v. Eschwege machte schon auf dieses Verhältniss aufmerksam. In den 30 Jahren, die seitdem verflossen, ist keine Veränderung eingetreten. Für das Fehlen der Diamanten auf der östlichen Abdachung der Serra do Espinhazo, Serra do Gaveão u. a. lässt sich kein wissenschaftlicher Grund angeben. Ich bin der Ansicht, dass infolge vorgefasster Meinung, da die Diamantenentdeckungen von Anfang an alle auf der Westabdachung stattgefunden hatten, die Garimpeiros wenig oder keine ernstlichen Nachforschungen auf der östlichen gemacht haben, und ich hege die Ueberzeugung, dass Diamanten auch im Quellengebiete des Rio S. Antonio und Rio Sassuahy grande (beides Zuflüsse des Rio doce) vorkommen.

Die Diamantenhändler in Diamantina klassificiren die kleinern Steine in mehrere Abtheilungen. Jene, von denen circa

32 Stück auf eine Oitava gehen, ein jeder also durchschnittlich 1 Vintem (2,18 Grän), ist „gute Waare“ (Fazenda regular e boa). Steine von 32—64 Stück auf eine Oitava (also 1—2 Grän ein jeder) ist auch noch „gute Waare“ (Fazenda ainda boa), wenn nämlich wenig misbildete und gefärbte Steine darunter sind; von 64—100 Steine auf eine Oitava ist „mittelmässige Waare“ (fazenda mediana); von 100 und darüber auf eine Oitava ist „Ausschuss“ (fundo oder réfugo). Zum Ausschusse, im europäischen Handel „Salzkörner“ genannt, werden auch grössere, schlecht gebildete, sehr unreine Steine und die schon mehrfach erwähnten weissen Kugeln gerechnet. Die Diamantenexporteure in Rio de Janeiro bedienen sich zum Sortiren der Steine der Siebe, wie sie früher unter der königlichen Regie gebräuchlich waren.

Steine von mehrern Vintems Gewicht werden in Diamantina gewöhnlich einzeln, stückweise verkauft.

Im zweckmässigen Mischen der Diamanten verschiedener Grösse liegt ein Hauptvortheil des Diamantenhändlers; je geschickter er in dieser Manipulation ist, desto grösser sein Gewinn. Jede Abtheilung hat einen andern Preis, der zwischen „schöner Waare“ und „Ausschuss“ einen beträchtlichen Unterschied weist. Um nun den Réfugo so hoch als möglich zu verkaufen, mischt er schöne und mittlere Steine in solchem Verhältnisse darunter, dass er die Mischung theurer absetzt, als wenn er die Waare sortirt verkaufen würde.

Die Preise dieser Edelsteine unterliegen sehr beträchtlichen Schwankungen, die, von den Märkten in London, Paris und Amsterdam ausgehend, in Diamantina sich immer in sehr bedeutenden Proportionen fühlbar machen, denn die grossen europäischen Häuser, in deren Händen der Handel mit den Rohsteinen liegt, können, auf die grossen Kapitalien, über die sie disponiren, gestützt, leicht günstigere Conjuncturen abwarten, während der Kleinhändler und der Besitzer der Lavras in Brasilien, der in der Regel einen grossen Theil seines Vermögens dabei engagirt hat, endlich zu jedem Preise losschlagen muss.

Nach dem Ausbruche des Krimkrieges waren die Diamanten

in Diamantina beinahe entwerthet und die tiefste Bestürzung bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung. Zu fast fabelhaften Spottpreisen wurden die Edelsteine angeboten und nur selten fand sich noch ein Unternehmender, der es wagte zu kaufen. Nur sehr langsam verbesserten sich die Verhältnisse; aber nach beendetem Kriege stiegen die Preise wieder auf eine noch nie erlebte Höhe. Im Orient hatte sich eine bisher noch wenig ausgebeutete Absatzquelle für Brillanten eröffnet. Wiederum einen gewaltigen Rückschlag bewirkte die traurige Handelskrise in Nordamerika und Europa zu Ende 1857 und Anfang 1858. Ich konnte deren Wirkung in Diamantina selbst beobachten. Der Preis einer Oitava schöner Waare war in wenigen Wochen um 200 Milreis (circa 550 Franken) zurückgegangen. Schöne Waare wurde damals zu 300 Milreis die Oitava angeboten, während sie einige Monate früher mit nahezu 500 Milreis bezahlt worden war. Ein Stein von 6 Vintems wurde im März 1858 mit 170 Milreis verkauft; sechs Monate früher hätte er 240 bis 260 Milreis gekostet. Ausgesucht schöne Steine von 12 Grän und etwas darüber waren aber doch mit 20 Milreis per Stück gesucht.

Während der Preis der obenangeführten Waare, des *Karatgutes*, durch die Exporteure in Rio de Janeiro in Verbindung mit ihren europäischen Häusern regulirt wird, und der Handel im Innern sich danach richten muss, so werden für grössere Steine im Gewichte von mehrern Karat von den Händlern in Diamantina Phantasiepreise gemacht und dabei bald viel Geld gewonnen, bald auch wieder verloren. Ein reiner Diamant von *einer* Oitava (17 1/2 Karat) hat einen ungefähren Preis von 3 Contos de Reis (gegen 9000 Franken), einer von zwei Oitavas (35 Karat) wird hier oft mit 10—12 Contos de Reis bezahlt und in Rio de Janeiro wieder mit 7—8 Contos verkauft. Wie bei jedem andern Geschäfte gehören auch zu diesem Glück oder Verstand oder beides zugleich, um zum reichen Manne zu werden.

Bekanntlich hat zuerst der berühmte Reisende *Tavernier* († 1689) festzustellen versucht, auf welche Weise der Werth grösserer Diamanten möglichst genau bestimmt werden könne,

und glaubte durch folgende einfache Berechnung die Aufgabe gelöst zu haben. Man erhebt das Gewicht eines Diamanten ins Quadrat und multiplicirt dasselbe mit dem laufenden Preise des Karatgutes. Wiegt z. B. ein Diamant 3 Karat und ist der Karatpreis 70 Franken, so soll der Stein $3 \times 3 \times 70 = 630$ Franken kosten. Tavernier's Vorschlag hat viele Anhänger gefunden. Sie haben, von der Ansicht ausgehend, dass ein Diamant beim Schleifen die Hälfte seines Gewichts einbüsse, das Karatgewicht verdoppelt in das Quadrat erhoben und mit dem Karatpreise des rohen Diamanten multiplicirt, um den Preis eines Brillanten zu finden. Ein Brillant von 3 Karat würde also unter obigen Verhältnissen $2 \times 3 \times 6 \times 70 = 2520$ Franken kosten.

Diese Berechnungen geben indessen sehr unsichere Resultate, da schon die Annahme, dass der Diamant durch das Schleifen die Hälfte seines Gewichts verliere, eine durchaus irrige ist. Bei dem alten Tafelschnitte mag dies der Fall gewesen sein. Beim Rosettenschnitte ging bei einem gut gebildeten Steine schon weniger als die Hälfte verloren; noch günstiger gestaltete sich dieses Verhältniss beim Mazarin- oder Brillantenschnitte. Bei dem gegenwärtig so häufig in Anwendung kommenden Sternschnitte von Caire dürfte in der Regel bei nicht gerade zu schlecht geformten Steinen nur $\frac{1}{3}$ des Gewichts verloren gehn.

Zudem zeigt sich erst durch das Schleifen, ob ein Brillant vom ersten, zweiten oder dritten Wasser ist, was beim rohen Diamanten nicht immer mit Gewissheit bestimmt werden kann. Der Karatpreis eines Brillanten vom dritten Wasser ist um ein sehr Beträchtliches niedriger als der eines vom ersten Wasser. Alle diese Momente machen die oben angeführte Werthberechnung grosser Brillanten durch Erheben des doppelten Karatgewichtes zum Quadrat und Multipliciren desselben mit dem Karatpreise der rohen Diamanten zu einer ganz illusorischen.

So viel kann ich versichern, dass kein einziger Diamantenhändler in Diamantina sich derartiger Berechnungen bedient, obgleich sie den meisten bekannt sind. Sie kaufen und verkaufen die grössern Steine, wie es ihnen die Routine und Erfahrung gelehrt hat, indem sie sich möglichst an die laufenden

Marktpreise halten, und lächeln fast mitleidig, wenn man ihnen von diesen Theorien spricht.

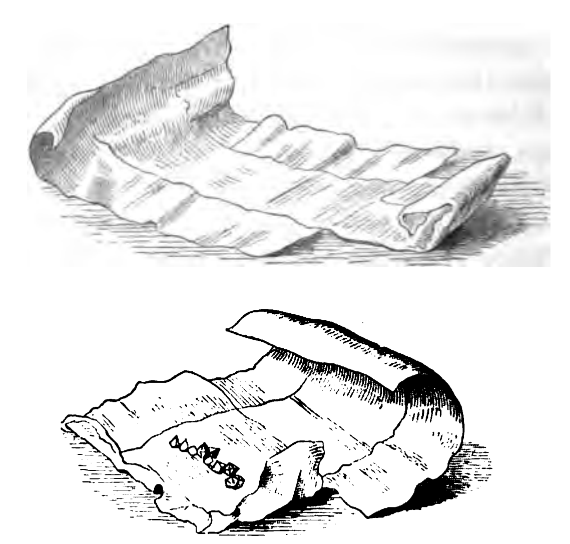
Nach Erkundigungen, die ich in Europa eingezogen habe, ist auch beim Brillantenhandel das Tavernier'sche System nicht in Anwendung; bald werden grössere Steine zu höhern, bald zu niedrigern Preisen verkauft, als sich ihr Werth nach jener Berechnung herausstellen würde. Ankaufspreis, Nachfrage, aufgelaufene Zinsen, Klarheit des Wassers und eine Menge von Nebenumständen wirken preisbestimmend auf solche Brillanten.

Seit etwa 30 Jahren sind in Europa die Diamanten nahezu an 40 Procent im Werthe gestiegen.

Obgleich die farblosen, wasserklaren Brillanten im allgemeinen die geschätztesten sind, so erreichen auch reine und schöne farbige Diamanten einen sehr hohen Preis; oft, wenn sie von ausgezeichneten Eigenschaften sind, einen weit höhern als gleich grosse, farblose. Das hängt von Liebhaberei ab. Roh sind sie nie theuerer, meistens sogar etwas wohlfeiler als die ungefärbten. Erst der Schliff gibt ihnen den höhern Werth.

Die grossen Diamantenhändler in Diamantina haben ihre Unterhändler, die den ganzen District bereisen, ihre Excursionen bis Grão Mogor und sogar bis Sincorá ausdehnen, um von den kleinen Lavrabesitzern, den Garimpeiros und Negern Diamanten aufzukaufen. Man nennt sie *Capangueiros* (capangar, dieses Geschäft betreiben). Sie kaufen die Edelsteine entweder auf eigene Gefahr und Rechnung oder mit den von den Grosshändlern ihnen gemachten Vorschüssen und auf deren Risico. Oft ist ihr Geschäft sehr lucrativ, indem sie schöne Waare zu verhältnissmässig geringen Preisen einkaufen können; nicht selten finden sie aber nach mehrmonatlicher Abwesenheit den Diamantenpreis so sehr gesunken, dass sie den grössten Theil ihrer verwendeten Kapitale einbüssen. Ein junger wohlhabender Capangueiro erzählte mir, dass er bei einer Reise durch den Sertão nach Sincorá durch die Preisdifferenz zwischen seiner Abreise von Diamantina und seiner Rückkehr 8 Contos de Reis eingebüsst und überdies während der äusserst mühevollen Tour noch zwei seiner Sklaven durch Krankheit verloren habe.

Es gab eine Zeit, wo fast jedermann in Diamantina Geschäfte mit Diamanten machte, sogar die Damen sich mit besonderer Vorliebe diesem Handel widmeten. Gegenwärtig hat diese Manie bedeutend nachgelassen, vorzüglich infolge der beiden schon erwähnten grossen Geschäftskrisen. Man dürfte dort indessen auch heute noch selten einen jungen Mann besserer Familien finden, der nicht eine Portion Diamanten in seiner Brieftasche trägt, um sie bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu verschachern. Diamantenhandel ist bei den Dandies von Diamantina eine Leidenschaft, wie bei jenen europäischer Städte Moden, Hunde, Pferde, Choristinnen etc.



Die Art Diamanten in Papier einzuschlagen.

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Diamanten, selbst in werthvollen Partien, verwahrt werden, um sie in der Westentasche oder im Portefeuille herumzutragen. Ein länglich viereckiges Stück Schreibpapier wird nämlich ungefähr im Viertel seiner Länge jederseits, etwa bis zum Drittel der Breite, eingeschnitten, auf diesen kürzern Theil die Diamanten gelegt, die beiden Seitentheile darübergefaltet und nun zuerst dieser Theil, hernach ebenso das ganze Papier überschlagen.

Bei diesem Verfahren ist das Herausfallen eines Diamanten unmöglich. Das Durchscheuern des Papiers durch die scharfen Kanten der Steine ist auch bei dieser Art des Zusammenfaltens viel seltener als bei jeder andern.

In den meisten Lavras, insbesondere in den Lavras do Rio, wird zugleich mit den Diamanten auch Gold gewaschen und sorgfältig gesammelt. Obgleich fast alle Flüsse um Diamantina goldführend sind, so wird, meines Wissens, doch nur an einem einzigen Orte, in der Lavra da Rainha, auf Gold allein gearbeitet. Das feinste Gold kommt aus dem Jequitinhonha; das in der Nähe der Stadt gewaschene ist etwas weniger geschätzt. Bei einer guten Diamantlavra soll das als Nebenproduct gewonnene Waschgold wenigstens die Nahrung der arbeitenden Sklaven bezahlt machen.

In der Umgegend von Diamantina hausen viele entlaufene Sklaven. Sie beschäftigen sich an entlegenen Orten heimlich mit Diamantenwaschen und kommen oft nachts nach der Stadt, um Vieh und Lebensmittel zu stehlen. Gerade während meiner dortigen Anwesenheit wurde meinem freundlichen Hauswirthe eine Lieblingskuh vom Hause weggestohlen.

Zwei Tage vor meiner Abreise liess ich meine Thiere nach der Stadt bringen. Der bessern Weide wegen hatte ich sie nach meiner Ankunft auf eine Fazenda am Riberão do Inferno geschickt. Ein trefffiches Sattelthier kam hinkend mit hochaufgeschwollenem Hinterfusse an. Eine genaue Untersuchung zeigte, dass die Ursache davon eine tiefe Schnittwunde über der Fessel war. Ob Bosheit oder der Zufall das Thier verwundet hatte, konnte nicht bestimmt werden. Die Wunde wurde sogleich gereinigt und mit heissem Copahivabalsam gewaschen. Zwei Tage später war das Thier wieder vollkommen hergestellt und marschfähig.

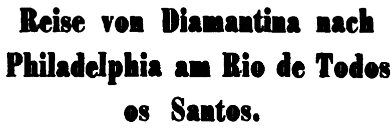
Der 45. Tag nach meiner Abreise von Petropolis war der erste regenfreie Tag, ihm folgten noch zwei andere und jedermann freute sich darauf, dass der langersehnte *Veranico* nun beginnen werde. Fast alljährlich tritt nämlich während der Regenzeit (gewöhnlich im Januar) eine kurze Periode schöner Tage

ein. Sie wird der kleine Frühling (veranico) genannt und ist für den Landwirth von grosser Wichtigkeit; denn er kann während dieser sehr heissen Tage, wenn es ihm vor dem Eintritte der Regenzeit nicht mehr möglich war, in seiner Roça den geschlagenen Wald ganz zu brennen, nun das Versäumte nachholen. Auch macht er in dieser Zeit in der Regel seine erste Aussaat von schwarzen Bohnen. Bleibt der Veronico aus, so hat er einen bedeutenden Rückschlag in seiner Ernte zu befürchten. In diesem Jahre hatten sich seit beinahe drei Monaten die Regen tagtäglich wiederholt und nun hofften die Roçeiros, endlich die so sehnlichst erwünschte trockene Periode beginnen zu sehen und ich gestehe, ich selbst mit ihnen, denn die Aussicht auf eine Reise durch die Urwälder unter beständigem Regen bietet eine gar trostlose Perspective dar.

Mehrere Tropeiros, die in jüngster Zeit aus den Mucurycolonien hatten Salz holen wollen, waren genöthigt gewesen unterwegs wieder umzukehren, da ihnen ein weiteres Vordringen wegen der grundlosen Pfade unmöglich war. Sie erzählten auch viel vom feindlichen Auftreten der wilden Indianer; sie schilderten die ganze Reise sehr gefahrvoll und in der gegenwärtigen Zeit geradezu unmöglich. Ich habe später diese Erzählungen als sehr übertrieben gefunden. Meine Hoffnung auf den Veranico aber wurde wörtlich zu Wasser, denn nach fernern drei schönen Tagen begann wieder der endlose Regen und dauerte auch bis zu meiner Ankunft in Rio de Janeiro.

---

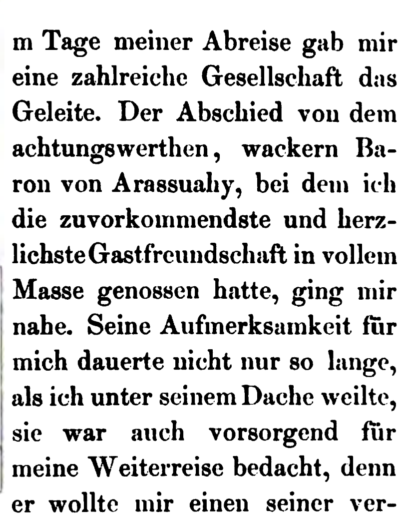
# Drittes Kapitel.



## Reise von Diamantina nach Philadelphia am Rio de Todos os Santos.

---





Am Tage meiner Abreise gab mir eine zahlreiche Gesellschaft das Geleite. Der Abschied von dem achtungswerthen, wackern Baron von Arassuahy, bei dem ich die zuvorkommendste und herzlichste Gastfreundschaft in vollem Masse genossen hatte, ging mir nahe. Seine Aufmerksamkeit für mich dauerte nicht nur so lange, als ich unter seinem Dache weilte, sie war auch vorsorgend für meine Weiterreise bedacht, denn er wollte mir einen seiner vertrauten Sklaven bis nach Rio de Janeiro zur Begleitung und Bedienung mitgeben. Ich benutzte sein überaus freundliches Anerbieten mehrere Tage lang, bis ich einen sichern und verlässlichen Führer unterwegs fand. Ausserdem versah er mich reichlich mit Empfehlungsbriefen an Fazendeiros seiner intimen

Bekanntschaft. Sein Sohn mit einigen andern jüngern Leuten begleitete mich bis zur ersten Nachtstation.

Von der Thalsohle des Rio grande de Diamantina am Fusse der Stadt steigt der sehr schlechte, zum Theil roh gepflasterte, steile Weg auf einen Hochboden, das sogenannte Campo dos Crystaes (Krystallfeld). Es verdankt seinen Namen der grossen Menge von Krystallen, vorzüglich Amethystdrusen, Bergkrystallen und Rauchtopasen, die dort vorkommen. Ich besitze davon schöne Gruppen. Ein kleines Flüsschen, *Riberão de Santa Maria*, nimmt aus dem Krystallfelde seinen Ursprung. In frühern Zeiten war es ausserordentlich reich an kostbaren Diamanten. Die Lager sind nun schon lange ausgebeutet. Ueberall erblickt man Lavras, vorzüglich goldführende, die aber mit wenigen Ausnahmen verlassen daliegen, weil sowol Geldmittel als hinreichendes Wasser zu ihrem regelrechten Betriebe mangeln.

Zwei und eine halbe Legoa von Diamantina erreicht man einige Lehmhütten, bei denen man durch den Rio das duas pontes reitet. Er führt seinen Namen von zwei Brücken, die da sein sollen; der Reisende würde sich aber gern mit *einer* begnügen, doch auch diese fehlt. In einiger Entfernung von der Furt bemerkt man wol noch einzelne Pfähle aus dem Wasser ragen; diese und der Name des Flusses lassen wenigstens schliessen, dass er einstens überbrückt war. Später führt der Weg von einem Bergrücken auf einer cyklopisch gepflasterten, steilen und deshalb äusserst beschwerlichen Strasse etwa ½ Stunde lang bergab. Meine Lastthiere verloren auf diesem elenden Wege fünf Hufeisen, obgleich sie tags vorher frisch beschlagen worden waren. Ehe man das Thal erreicht, reitet man durch eine Art Hohlweg. Hier wurden während der Revolution von 1842 die Regierungstruppen von den Insurgenten aus einem Hinterhalte überfallen, schlugen und zerstreuten aber nach kurzem Gefechte ihre Angreifer. Wir besuchten im Thale die Lavra do Palmital am gleichnamigen Flusse. Früher wurde die Cascalhoschicht im Flusse gewaschen, diese ist nun ausgebeutet und die Arbeiten werden in der Taboleira fortgesetzt. Die jährliche Ausbeute beträgt im Durchschnitt etwas über 1000 Karat. Es waren nur

15 Neger bei den Arbeiten beschäftigt. Während meiner Anwesenheit wurden einige Bateias Cascalho gewaschen, es fanden sich aber keine Diamanten darin. Wir waren auf unsern Thieren zu der Lavra geritten und hatten sie wegen der sengenden Sonnenhitze von dem schattenlosen, dürren Flussufer über den Fluss zu einem schützenden Gebüsch zurückgeschickt. Wir selbst traten den Rückweg auf den glatten, glänzendschwarzen, feuchtheissen Rücken kräftiger Neger an.

Eine Viertellegoa von der Lavra entfernt liegt das ziemlich hübsche Arrayal *Mendonha* mit einzelnen grossen, gut gebauten Häusern. In frühern Zeiten war es seiner reichen Diamantenwäschereien wegen berühmt. Mitten durch das Dorf fliesst der Rio Jequitinhonha. Man zeigte mir die Höhe, die der Strom infolge ausserordentlich heftiger und lange anhaltender Regen im Jahre 1844 erreicht hatte; sie betrug circa 30 Fuss über den mittlern Wasserstand! Der Strom riss viele Häuser weg, zerstörte die hohe, hölzerne Brücke bis auf zwei Pfeiler und bedeckte fast gänzlich einen ziemlich hoch am Ufer stehenden Gameleiro, der sich seitdem nicht mehr erholt hat und noch ganz zerzaust aussah. Man setzt auf einer Fähre über den ziemlich breiten Fluss. Die Tropeiros benutzen auf einem grossen Umwege eine viel weiter nach Osten gelegene Brücke und vermeiden dadurch das Fährengeld. In den seit der grossen Ueberschwemmung verflossenen 14 Jahren war noch nicht die geringste Anstalt gemacht worden, den Strom von neuem zu überbrücken. Im Jahre 1862 las ich in den Journalen von Rio de Janeiro, dass seither eine neue schöne Brücke unter der Direction des Kapitän Thomas Redingthon hergestellt wurde.

Beim Weiterreiten stiessen wir auf einen grossen Trupp Sklaven, die zum Verkaufe nach den südlichen Theilen der Provinz Bahia getrieben wurden. Es war ein ergreifender Anblick, die kleinen, nur wenige Jahre alten Kinder neben ihren oft mit Säuglingen beladenen Müttern in der glühenden Hitze, auf dem heissen Sande, ohne Kopf- und Fussbedeckung einherlaufen zu sehen, um nur mit den Aeltern gleichen Schritt zu halten. Selbst meinen brasilianischen Begleitern flössten sie tiefes Mitleid ein,

denn eine solche Reise dauert monatelang durch die unwirthlichsten Gegenden (Sertões) und unter den bittersten Entbehrungen.

Im Jahre 1859 begann eine gewaltige Rückströmung von Negern aus der sklavenreichen Provinz Bahia nach den Agriculturprovinzen Südbrasiliens und erreichte in den Jahren 1860 und 1861 wol ihren Höhepunkt. Zu jener Zeit brachte ein jeder Küstendampfer vom Norden Partien von 100—200 Sklaven aus Bahia auf den Markt von Rio de Janeiro, trotzdem die Provinzialregierung Bahias eine Abgabe von 100 Milreis für jeden aus der Provinz auszuführenden Sklaven festgesetzt hatte.

Allerdings hatte schon einige Jahre früher eine merkliche Negerausfuhr aus jener Provinz stattgefunden, den Hauptimpuls dazu gab aber eine grässliche Hungersnoth in den Jahren 1859 und 1860.

Eine Hungersnoth in Brasilien, in dem wunderbar reich gesegneten Lande! Es klingt für einen Europäer fast unglaublich; und doch wüthete sie dort mit mehr Schrecken und Intensität als in den traurigen Jahren 1817 und 1818 in Deutschland.

Eine unerhörte, zwei Jahre lang sich wiederholende Trockenheit versengte vorzüglich das Hinterland, traf aber auch die reichen Küstendistricte der Provinz. Die Brunnen versiegten, kleinere Flüsse trockneten aus, das Vieh ging zu Grunde, die Felder lagen dürr und verbrannt. Die Lebensmittel stiegen auf fabelhafte Preise und waren oft selbst zu diesen nicht zu erhalten. In den Diamantendistricten von Sincorá wurde ein Alqueire (Hohlmass, genau ³/₄ preussische Scheffel) schwarze Bohnen oder Reis mit 80 Milreis (über 70 preussische Thaler), ein Alqueire Mais mit 60 Milreis, eine Arroba (32 Pfund) Speck mit 30—40 Milreis bezahlt.[1]) Die Bewohner ganzer Dörfer der

[1]) In einem Correspondenzartikel aus Villa nova da Rainha (vom April 1860) heisst es: „Das Mandiocamehl hat den unerhörten Preis von 128 Milreis der Alqueire, Mais 102 Milreis, Reis 64 Milreis.“ Ein anderer Brief aus der Villa da Commissão vom 16. Mai im „Progresso da Victoria“ fängt mit den Worten an: „E horribilissimo e inexplicavel o estado da miseria e fome a que esta reducido este termo“, und gibt ein schaudervolles Bild des Jammerzustandes der von der Hungersnoth heimgesuchten Bevölkerung.

Sertões wanderten aus, um in den bevölkertern, der Küste näher gelegenen Gegenden Hülfe und Nahrung zu suchen. Zu Hunderten erlagen die Unglücklichen dem Hunger und den Strapazen. Oft ernährten sich die Ueberlebenden von dem Fleische ihrer todten Gefährten; abgezehrte Mütter nagten an den Gliedern ihrer verhungerten Kinder!

Ich habe sorgfältig alle Mittheilungen der Journale der Reichshauptstadt über jene schauerliche Epoche aufgehoben und finde jetzt beim nochmaligen Durchlesen derselben wahrhaft schaudererregende, fast unglaubliche Scenen geschildert.

Die Fazendeiros, die hauptsächlich Handelsgewächse aber wenig Lebensmittel cultivirten, fanden nur zu einem fabelhaft hohen Zinsfusse Geld, um Nahrung für ihre Sklaven zu kaufen. Um sich nicht durch die Bezahlung der hohen Interessen für die geliehenen Kapitale gänzlich zu ruiniren, zogen sie es vor, ihre Neger auf den Markt zu schicken und für deren Erlös Lebensmittel anzukaufen. Mancher Fazendeiro war gezwungen, die eine Hälfte seiner Sklaven zu verkaufen, um die andere zu ernähren.

Es ist leicht einzusehen, dass durch diese Calamität der Wohlstand der vorzüglich ackerbautreibenden Provinz vollständig untergraben wurde. Sie musste sich des Kapitals in seiner in Brasilien werthvollsten Form, nämlich der Arbeitskräfte, entblössen. Wenn auch der Kapitalwerth mit der Zeit wenigstens zum Theil wieder zurückkehrt, so kann es nur in einer weit weniger wichtigen Form geschehen. Der Rückschlag muss daher ein bleibend fühlbarer sein, um so mehr, da diese Provinz ihres Klimas und anderer ungünstiger Verhältnisse wegen sich für den europäischen Ansiedler nicht eignet. Nur ausgedehnter Baumwollenbau nach dem Wiedereintreten günstigerer Witterungsverhältnisse (gegen Mitte 1861) hätte die tiefe Wunde allmählich weniger fühlbar machen können. Was in dieser Beziehung geschehen ist, weiss ich nicht.

Die kaiserliche Regierung suchte nach Kräften der Noth der leidenden Provinz abzuhelfen und appellirte auch an die öffentliche Wohlthätigkeit. Bedeutende Summen, zumeist von

der inländischen und europäischen Handelswelt in Rio de Janeiro gespendet, liefen ein, um an den Ort ihrer Bestimmung, d. h. nach Bahia geführt zu werden.

Es wäre äusserst interessant, einen durchaus wahrheitsgetreuen detaillirten Rechenschaftsbericht über die Verwendung jenes Geldes einzusehen. Man würde daraus die unglaublichsten Dinge erfahren und nur staunen, welch winziger Bruchtheil der Summe der eigentlichen Bestimmung zugeführt wurde. Ich kann nicht umhin, hier die sehr charakteristische Thatsache zu erwähnen, dass damals ein Alqueire Farinha in Santa Catharina 800—1000 Reis kostete, in Bahia aber mit 9—14000 Reis bezahlt wurde, und dass die Wohlthätigkeitscommissäre, statt in jener Provinz sehr wohlfeile Farinha einzukaufen und sie nach der hungernden zu schicken, dieselbe in Bahia selbst zwölf- bis funfzehnmal theurer einkauften!

Auf ungemein schlechten Wegen langten wir gegen 5 Uhr abends in *Rio Manso* an, wo wir, schon erwartet, sehr gastlich aufgenommen wurden. Hier befand sich während der portugiesischen Herrschaft ein Grenzzollamt des Diamantendistricts und aus diesem hat sich allmählich der Ort entwickelt. Er ist sehr weitläufig, da jedes Haus seinen grossen Garten hat. Er zählt zwar nicht mehr als ungefähr hundert Heimwesen, aber doch bedarf man mehr als ½ Stunde, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Am östlichen Ausgange des Dorfes liegt ein grosser, länglich viereckiger, hübscher Platz, an dessen Langseiten dichter nebeneinandergereihte Häuser stehen. Hier befindet sich auch die Schule, in der, als ich vorbeiritt, im Chore gelernt wurde.

Im Arrayal selbst reitet man zweimal über den Fluss. Die eine Brücke war zerstört, man benutzte deshalb eine sehr schlechte Furt. Die andere ist gut, war aber wenige Tage früher in grosser Gefahr, da der Fluss so hoch anschwoll, dass er die Ufer sehr stark beschädigte und das Wasser 1½ Schuh über der Brücke stand. In frühern Zeiten wurden in Rio Manso ziemlich viele Diamanten gewonnen.

Die Hauptkirche ist Nª. Sª. da Conceição geweiht, eine zweite

Nª. Sª. do Patrocinio. Ich fand die Luft hier drückend heiss, das Thermometer zeigte abends 7 Uhr noch 23° R.

Man nennt Rio Manso auch das „Arrayal dos Papos“ (Kropfdorf), weil mehr als die Hälfte seiner Bewohner mit Kröpfen behaftet ist.

Nach dem Essen, in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit aufgetragen, dass der Tisch schier unter der Last brach, wünschte mich ein Bewohner des Dorfes zu sprechen. Sein Anliegen bestand in der sehr bescheidenen Bitte, meine Büchsflinte, die er nur flüchtig bei meinem Diener gesehen hatte, näher betrachten zu dürfen. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und als solcher über die wirklich gute Waffe ganz entzückt. Vor einigen Wochen wäre ihm seine Leidenschaft beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich vormittags im Walde gejagt und wollte später das erlegte Wild abholen. Von einem kleinen Buben und ein Paar Hunden begleitet, begab er sich an die Stelle, wo er das erlegte Reh an einen Baum gehängt hatte. Eben im Begriff es loszulösen, erblickt er auf 15 Schritt Entfernung eine mächtige Unze auf einem niedrigen Felsen sich sprungbereit machen. Der Bube schreit auf und klammert sich an seinen Vater. Im selben Augenblicke springt einer der Hunde, der das in der Höhe lauernde Raubthier noch nicht gewittert hatte, herbei und der Tiger stürzt sich auf diesen. Es gelingt dem Jäger, sich von seinem geängstigten Kinde losmachend, die Unze durch einen Schrotschuss auf kaum 3 Schritt Distanz zu erlegen. Es war ein Weibchen von seltenen Dimensionen, das gewöhnlich in einer nahe gelegenen Höhle hauste. Nach dem Schusse sah unser Nimrod zwei schon starke Junge sich in die Höhle flüchten, aber es war ihm nicht möglich sie herauszubekommen. Er versetzte daher den Eingang mit Steinen. Etwa 10—12 Tage später führte ihn sein Weg auf der Jagd wieder an dieser Stelle vorbei und zu seiner Ueberraschung erblickte er die eine der jungen Unzen gierig an den Knochen ihrer Mutter nagen. Er erlegte sie; sie war ganz ausgehungert und wahrscheinlich mehrere Tage lang ohne Nahrung in der Höhle gelegen, ehe es ihr

gelang durchzubrechen. Nur der grösste Hunger konnte das Thier bewegen diesen Frass anzunehmen.

Beim Einbruche der Nacht war mir das erste mal in Brasilien die Gelegenheit geboten, den sonderbaren Laternenträger (Fulgorae spec.) zu beobachten. Zwei Exemplare kreisten nämlich mässig langsam um das Haus, indem sie sich bald niedersetzten, bald wieder aufschwirrten. Ich erhielt zwar das eine, aber in unbrauchbarem Zustande, da es durch täppisches Zuschlagen fast ganz zerstört war. Das andere entfloh. Ich konnte mich aber positiv überzeugen, dass das phosphorescirende Licht, das Mlle. Merimé dem Laternenträger zuschreibt, auf einer Täuschung der kunstsinnigen Dame beruht.

Es wurden mir bei dieser Gelegenheit die fabelhaftesten Geschichten von der verwandten „Getiranaboia" erzählt, die Menschen und Thiere mit ihrem aus der Ferne geschleuderten Stachel augenblicklich tödte. Sie wurde mir als das furchtbarste Thier ganz Brasiliens bezeichnet. Es ist indessen nur so viel sicher, dass es der Volksglaube dazu stempelt.

In meinem Schlafgemache fand ich ein überaus reinliches, einladendes Bett, dessen Leintücher und Polster mit verschiedenen Blumen reichlich bestreut waren. Weit entfernt, darin eine Ovation irgendeiner Art zu erblicken, suchte ich nach der Ursache dieser sonderbaren Blumenspende. Sie wurde mir leider nur zu bald klar, denn kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich von einem Heere blutdürstiger Wanzen überfallen wurde. Ohne Zweifel sollten die Blüten die nämliche Wirkung wie das persische Insektenpulver haben. Zu meiner Verzweiflung hatten sie dieselbe aber nicht. Ich musste das sonst treffliche Lager verlassen, hüllte mich in meinen Poncho und legte mich auf die Erde schlafen. Später reiste ich nicht mehr ohne einen Vorrath von Zacherl's wunderthätigem Insektenpulver. Meine freundliche Hauswirthin mochte sich am folgenden Morgen wol durch das fast unberührte Bett überzeugt haben, dass ihre wohlgemeinten Vorsichtsmassregeln erfolglos waren.

Auch meine Thiere hatten keine ungestörte Nachtruhe genossen, denn drei von ihnen waren am nächsten Morgen mit

dicken Blutkrusten bedeckt. Die blutsaugenden Fledermäuse hatten jedes von ihnen genau an der nämlichen Stelle, am Widerrist über der linken Schulter, gebissen. Diese Blutsauger wählen bei ihren Angriffen auf Rindvieh und Pferde gewöhnlich einen solchen Punkt aus, wo sie das Thier weder mit dem Kopfe, noch mit den Füssen oder mit dem Schweife wegtreiben kann.

Von Rio Manso führt ein schlechter Weg 3 Legoas lang bergauf, thalab, meistens durch die Waldregion nach dem Dorfe *Rio Preto;* der Ort selbst ist unbedeutend, das Kirchspiel aber sehr ausgedehnt und zählt gegen 6000 Einwohner. In frühern Zeiten zeichnete es sich durch eine schwunghafte Baumwollencultur aus, die aber gegenwärtig, vorzüglich infolge von Bodenerschöpfung, nur noch höchst unbedeutend ist.

Die meisten Bewohner dieses Dorfes leiden an Kröpfen. Ich sah keinen einzigen Kropflosen. Dicht am Hauptplatze sass eine mit Spinnen beschäftigte, bejahrte Mulattin neben einer Hausthür. Sie hatte einen Kropf von so ungeheurer Grösse, dass ich unwillkürlich mein Thier anhielt, um unter dem Vorwande, Erkundigungen nach dem Wege einzuziehen, die Monstruosität genauer beobachten zu können. Es kam mir fast unbegreiflich vor, wie unter dem enormen Gewichte dieses Aftergebildes noch eine ungestörte Blutcirculation stattfinden, wie überhaupt das Weib dasselbe bei seinen häuslichen Arbeiten mit herumschleppen konnte. Die Stimme der Frau war nur unbedeutend alterirt.

An der Kirche von Rio Preto, wenn ich nicht irre, dem heiligen Gonzalo geweiht, sah ich zum ersten male eine sonderbare architektonische Extravaganz. Statt des Thurmes befand sich nämlich an der einen der Langseiten der Kirche ein erkerartiger Ausbau, der auf hölzernen Säulen ruhte und die Glocken trug.

Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe führt eine gute Brücke über den *Rio Preto* (schwarzer Fluss). Er ist nicht breit und windet sich in langsamem Laufe zwischen dichtbewachsenen, düstern Ufern hindurch. Er führt seinen Namen mit vollem Recht, denn sein Wasser ist tief schwarzbraun gefärbt. Er war der erste „schwarze Fluss", den ich in Brasilien sah. Später

war ich noch oft an sogenannten *schwarzen Flüssen* (Rios pretos ó negros), aber keiner hatte eine so scharf ausgeprägte Färbung wie dieser. Ich stieg ab und suchte eine passende Stelle, um Wasser zu schöpfen. Ich fand es wohlschmeckend und klar. Nur in grossen Massen gesehen, zeigte es die schwarze Färbung. Diese räthselhafte Erscheinung ist noch nicht erklärt. Chemische Untersuchungen dieser Wasser haben das färbende Princip noch nicht nachgewiesen; doch ist wol nicht zu bezweifeln, dass, wenn einmal mit grössern Quantitäten operirt werden kann, auch hier die Ursache dieser merkwürdigen Färbung wahrscheinlich in vegetabilischen Stoffen gefunden werden wird.

Die Kropfkrankheit der Bewohner scheint mit dem schwarzen Wasser in keinem ursächlichen Zusammenhange zu stehen, denn das Wasser des Rio Manso und so mancher anderer Flüsse der Provinz Minas, deren Anwohner sehr häufig mit Kröpfen behaftet sind, ist weiss.

Nach Ersteigung eines ziemlich hohen Morro auf einem mit Kieseln und zersetztem schieferigen Gesteine bedeckten Wege erreichte ich eine *Catinga*. Schon oben habe ich eine Erklärung dieses vielbedeutenden Wortes gegeben. Da wir mitten in der Regenzeit, also alle Bäume dicht belaubt waren, so machte sie nicht den eigenthümlichen Eindruck, wie einige Monate später, wenn ein grosser Theil der Stämme blätterlos dasteht, aber ich fühlte mich doch von einer ganz fremdartigen, vom eigentlichen Urwalde sehr verschiedenen Natur umgeben. Die Catinga war ausserordentlich dicht, fast undurchdringlich, mit Bambus unterwachsen, düster, beinahe finster. Glücklicherweise hatte die heisse Luft der verflossenen Tage die zahlreichen Atoleiros einigermassen aufgetrocknet. Die Sonnenstrahlen treffen selten diesen schmalen Waldpfad. In den Wipfeln der nicht hohen Waldbäume herrschte ein reges Leben, ein munteres aber disharmonisches Waldconcert. Tucane, Sylvien, Kukuke, Tanagriden, Baumläufer, grosse und kleine Papagaien sangen, zwitscherten, kreischten und zankten bunt durcheinander. Dazwischen schwirrten und summten metallglänzende Kolibris; eine Schar scheuer Sajous (kleine Affen) flüchtete sich ängstlich von Ast zu Ast,

während eine Familie schwarzer Stummelaffen den Reisenden unverschämt neugierig anglotzte. Ein lichtbrauner Nasenbär (Coati) wühlte so emsig neben dem Pfade, dass er, von den ihn fast berührenden Hufen des Maulthiers aufgeschreckt, sich flüchtig waldeinwärts wendete, indessen die trägen Iguane langsam den schützenden Busch suchten. Ein mannichfaches, vielbewegtes Thierleben zeichnet in der Regel die Catinga von dem eigentlichen Urwalde aus. Es ist nämlich dort auf kleinerm Raume eine weit grössere Individuen- und Gattungszahl von Thieren zusammengedrängt als hier.

Nach zweistündigem Ritte lichtete sich der Wald und ich erblickte einen Rancho, vor dem eine Tropa lagerte, und hinter demselben ein stattliches Gebäude, die *Fabrica do bom fim.* Ich hatte Empfehlungsbriefe an die Besitzerin D[a] Maria und wurde entsprechend aufgenommen.

Die Fazenda führt ihren Namen Fabrica von einem Eisenhammer, der hier in Betrieb steht. Nach der Anlage der Gebäude zu urtheilen, dürfte er früher von weit mehr Bedeutung gewesen sein, als er es heute ist. Ein Besuch der Gewerke überzeugte mich, dass es vorzüglich an einer intelligenten Leitung fehlt. Der Sohn der Besitzerin, obgleich ein Mann von reifern Jahren, schien durchaus nicht dazu befähigt zu sein. Schade um die herrliche Wasserkraft, dass dem Betriebe nicht mehr Sachkenntniss zur Seite steht. Das Metall befindet sich in Ueberfluss auf der Fazenda selbst; die Gewinnung desselben ist aber, seit die Gruben mehr abgeteuft sind, mit etwas grössern Schwierigkeiten verbunden. Man zieht es deshalb vor, den Eisenstein aus einer Entfernung von *sieben* Legoas auf Maulthierrücken herbeibringen zu lassen. In einem Nebengebäude drehte ein sinnreich angebrachtes horizontales hölzernes Rad eine Maismühle.

Eine Schar Negerkinder verschiedenen Alters und Geschlechts, meist ganz nackend, nur die grössern mit einem kurzen Hemdchen bedeckt, begleiteten D[a] Maria auf jedem Schritt, bei jedem Geschäft, hingen sich an ihre Kleider, kletterten auf ihr herum, balgten und rauften sich zu ihren Füssen, lärmten, schrien, kurz

begingen alle möglichen Ungezogenheiten, so lange, bis die alte Dame durch eine leise Zurechtweisung wieder einige Ruhe unter ihnen herstellte.

Fast auf allen von mir besuchten Fazendas des Innern habe ich ähnliche Scenen gesehen. Die Herrin des Hauses hat die Sklavenkinder unter ihrer speciellen Obhut. Dadurch überhebt sie einerseits die betreffenden Mütter der zeitraubenden Aufsicht ihrer Kinder, andererseits kann sie leichter darüber wachen, dass diese nicht infolge unzweckmässiger oder übermässiger Nahrung erkranken. Die Behandlung dieser Kinder von seiten der Gebieterin ist fast ausnahmslos eine sehr gütige und milde. Man darf sich daher auch in Berücksichtigung des Naturells der Neger durchaus nicht wundern, dass die so überaus nachsichtig gehaltene liebe Jugend aussergewöhnlich ungezogen ist und alle jene Kinderfehler, mit deren Unterdrückung eine gute Erziehung so gewaltig zu kämpfen hat, im vollsten Masse besitzt und ihr den freiesten Lauf lässt.

Der Grund dieser ganz verkehrten Behandlung liegt zum Theil in einer wirklichen Zuneigung oder grossen Vorliebe für diese kleinen Geschöpfe, die, im Hause als Eigenthum geboren, so recht eigentlich ein Glied des Besitzes bilden, zum Theil aber auch, und das mag öfter vorkommen, in einer vermeintlichen Wahrung und Schonung des Kapitalwerthes, den sie repräsentiren.

Es ist mir aufgefallen, wie spät die Sklavenkinder zu einer ernsten Arbeit angehalten werden. Während die Kinder der deutschen Colonisten schon mit 6—7 Jahren ihre Aeltern und ältern Geschwister aufs Feld begleiten, und dort nach besten Kräften, wenn auch wenig, so doch mithelfen, so geniessen jene mit 12—15 Jahren meistens noch fast die volle Freiheit des Nichtsthuns. Höchstens wird der eine oder andere kräftige Junge zum Copeiro- oder Pagendienste und die Mädchen zu unbedeutenden Handleistungen in der Küche verwendet. Nur wenn ein junger Negerbursche zur Erlernung eines Handwerks bestimmt wird, muss er früh in die Lehre treten. Die für die Zukunft zur Feldarbeit ausgewählten Sklaven (Roçaneger, Negros de Roça) hin-

gegen werden fast bis zu ihrer Mannbarkeit mit jeder harten Arbeit verschont. Man spart eben in der Jugend ihre Kräfte, um sie später desto mehr ausbeuten zu können.

Für meine nächste Station war die von der Fabrica 4 Legoas entfernte Fazenda *Itanguá* bestimmt, da ich aber von D[a] Maria erfahren hatte, es werde am folgenden Tage dort die Vermählung eines Sohnes der Besitzerin stattfinden, wollte ich lieber einen doppelten Marsch machen, in der Ueberzeugung, dass bei einem derartigen Familienfeste ein unbekannter Reisender ein höchst überflüssiger Gast und bei dem grossen Zusammenflusse von Freunden und Bekannten ohnehin der verfügbare Raum knapp genug bemessen sei. D[a] Maria hingegen war anderer Ansicht. Sie schilderte mir die Grösse der Fazenda, die unbegrenzte Gastfreundschaft der Besitzerin, die Freude, die sie haben werde, directe Nachrichten von ihrem Gevatter, dem Baron von Arassuahy, zu erhalten, sodass ich mich endlich doch entschloss in Itanguá vorzusprechen. Bestimmend auf diesen Entschluss wirkte auch vorzüglich Rücksicht für meine Thiere, die ich für meine Urwaldreise schonen musste. Da der Sohn von D[a] Maria schon mit Tagesanbruch zum Feste reiten wollte, so übernahm er es, meine Ankunft dort anzusagen. Ich folgte ihm um 8 Uhr. Nach halbstündigem Ritte setzte ich bei der Fazenda da *Canastra* über den gleichnamigen Fluss. Der Weg führte bald durch Wälder, bald stieg er in die Camposregion hinan, war aber im ganzen genommen ziemlich gut. Ueber eine elende Brücke passirte ich den *Rio Arassuahy grande*, den bedeutendsten Zufluss des Rio Jequitinhonha. Eine Viertellegoa weiter liegt das ärmliche *Arrayal de Arassuahy*, wo ich wieder eine Anzahl Personen mit grossen Kröpfen sah. Hier nimmt die Gegend mehr den Camposcharakter an. Um 2 Uhr erreichte ich, nachdem ich noch den kleinen Fluss *Riberão de Nunhi* passirt hatte, die grossartige Fazenda de *Itanguá* und konnte mich auf den ersten Blick überzeugen, dass hier alles zum Feste vorbereitet sei. Im weiten, langen, und äusserst rein gekehrten Hofe gruppirten sich malerisch die in feiertäglichem Gewande gekleideten Neger; auf den Balkonen standen elegante Damen

und Herren und am Haupteingange empfing mich ein junger Mann und geleitete mich in das Haus. Oben an der Treppe stand Dª Theresa, eine würdige 70jährige Matrone, umgeben von ihren Söhnen und Töchtern, schloss mich zum Willkommen in ihre Arme, als wäre ich ein ihr theures Familienglied und bat mich, der höchstens in einer halben Stunde stattfindenden Trauung beizuwohnen. Ein mit allem Comfort hergerichtetes Gemach wurde mir unverzüglich angewiesen und ich beeilte mich meine Reisekleider mit einer der Festlichkeit angemessenen Toilette zu vertauschen. Kaum war ich damit fertig, als die Glocke ertönte und das Brautpaar mit der Familie, den anwesenden Gästen, den Hausbeamten und Dienern sich in dem grossen Saale versammelte. Hier befand sich in einer Nische, gewöhnlich durch eine Flügelthür verdeckt, der Hausaltar. Der Pfarrer (Vigario) von Rio Preto, zu dessen ausgedehntem Kirchspiel die Fazenda gehört, traute das Paar. Die Braut, ein gebildetes, hübsches Mädchen, zählte kaum 15 Jahre. Nach vollendeter Ceremonie begab sich die Gesellschaft in das Speisezimmer, wo eine ausgesuchte Tafel servirt war. Die Mahlzeit dauerte in heiterer Stimmung lange und wurde nur von nicht enden wollenden Toasten unterbrochen, bis endlich der Toast auf den Kaiser und die kaiserliche Familie den Schluss dieser nicht gerade jedermann behagenden Festmahlsbeigabe machte.

Bei brasilianischen Festlichkeiten ist immer der Toast auf das Staatsoberhaupt und dessen Familie der letzte. Man würde es in hohem Grade unschicklich halten, nach diesem noch einen andern auszubringen. Es ist eine hübsche Sitte, die Nachahmung verdient, wenn es auch nur deshalb wäre, um den nimmersatten, fast bei jedem Festmahle vertretenen Gesundheitstrinkern ein Zeichen zu geben, ihren oratorischen Ergüssen Einhalt zu thun.

Man erhob sich vom Tische, um in ein Nebenzimmer zu treten, in dem auf einer langen Tafel einige und funfzig verschiedene Arten von Süssigkeiten (Doces) als Torten, Kuchen, Backwerk und besonders eingemachte Früchte zierlich gruppirt waren. Ein jeder bediente sich stehend von dem, was ihm am

meisten zusagte. Obgleich während des Mahles feine Weine im Ueberflusse servirt wurden und eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, so wurde doch die strengste Etikette keinen Augenblick ausser Acht gelassen. Ich glaubte mich eher in einer feinen Gesellschaft in einer europäischen Grossstadt zu befinden als auf einer einsamen Plantage des brasilianischen Hinterlandes. Fast rührend war mir die Verehrung und Hochachtung, die alle Anwesenden der greisen Hausfrau erzeigten, und die so gewinnende Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, mit der sie ihrerseits wieder um jeden der Gäste bemüht war. Trotz meines kurzen Aufenthalts auf der Fazenda konnte ich mich doch hinlänglich überzeugen, dass der vortreffliche Ruf, den diese Dame weit in der Provinz genoss, ein durchaus wohlverdienter sei.

Von besonderm Interesse war mir unter den Anwesenden der würdige Pfarrer von Rio Preto. Ich fand in ihm einen gebildeten, sehr rationellen Landwirth. Er hatte den ersten Pflug in jenen Gegenden eingeführt und war des Lobes voll über dessen Vortheile. Seinem Beispiele folgten mehrere Fazendeiros, sodass binnen kurzem elf Pflüge von Rio de Janeiro hergebracht wurden. Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, im Innern Brasiliens der erste zu sein, der mit dem durch Jahrhunderte vererbten liederlichen Agricultursystem bricht, der einen Pflug benutzt, eine gewisse Fruchtfolge einführt und seine Felder düngt. Der alte Mann verjüngte sich bei seinen landwirthschaftlichen Mittheilungen und beantwortete meine Erkundigungen nach den Agriculturverhältnissen mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit.

Die Neger der Fazenda beschlossen ihren Feiertag mit ihrer Lieblingsunterhaltung. Sie zündeten im Hofe ein Feuer an und tanzten unter Begleitung einer Art Trommel und eines tödtend einförmigen Gesanges die ganze Nacht durch.

Am folgenden Morgen durfte keiner der Gäste wegreiten, ohne am gemeinsamen Frühstück theilgenommen zu haben, und jeder folgte auch gern der herzlichen Einladung der D[a] Theresa. Vor meiner Abreise lud sie mich ein, die Gebäude der Fazenda zu besuchen und begleitete mich selbst, um mir das Einzelne zu zeigen. In Itanguá werden vorzüglich Zuckerrohr, Mais, Bohnen,

Mandioca und Reis gebaut. Die Nahrung der Neger besteht hier in schwarzen Bohnen, Speck und Angú dreimal des Tages; zuweilen wird Trockenfleisch beigefügt. Der tägliche Verbrauch von Bohnen für die Neger beträgt circa 2½ preuss. Scheffel.

Die Zuckerpresse, Raffinerie, Brennerei, Mühlen u. s. f. sind wie die Gebäude in musterhaftem Zustande, aber alles ist nach dem unbequemen alten Systeme eingerichtet. Die so sehr grosse Entfernung von der Reichshauptstadt und die deshalb ausserordentlichen Transportkosten haben die Besitzerin bis jetzt noch abgehalten, sich neue und vortheilhaftere Maschinen und Geräthe kommen zu lassen.

In einem der Gebäude befindet sich ein Trog aus einem ausgehöhlten Baumstamme; er misst 5½ Fuss im Durchmesser und 30 Fuss in der Länge, und fasst, obgleich er von seiner frühern Länge bedeutend verkürzt wurde, jetzt noch 80 Scheffel Reis oder 300 Barrils Branntwein. Der Trog liegt an der nämlichen Stelle, wo der Baum, aus dem er geschnitten wurde, stand. Da bei den mangelhaften Hülfsmitteln der Riesenstamm nicht transportirt werden konnte, so wurde er an Ort und Stelle gehöhlt, dann überdacht und gibt nun seit langen Jahren ein für die Fazenda sehr werthvolles Behältniss ab. D^a^ Theresa erzählte mir mit sichtlichem Wohlbehagen, dass St.-Hilaire sie ebenfalls besucht und den Baum gemessen habe.

Der bekannte Brasilienreisende Auguste Geoffroy St.-Hilaire steht bei den Bewohnern der Provinz Minas geraes im allgemeinen in vortrefflichem Andenken. Die Mineiros sind stolz darauf, dass er ein günstiges Urtheil über sie gefällt hat. Er ist, wie ich durch die Betreffenden selbst weiss, mehrern Persönlichkeiten in seiner Reisebeschreibung nahe getreten, auch einigemal mit Unrecht, aber dennoch wird er von der gebildeten Klasse in Minas für den am meisten unbefangenen und treuesten Schilderer ihres Landes gehalten. Ob bei diesem Urtheil mit etwas Eigenliebe im Spiele sei, wage ich nicht zu entscheiden. Ich theile die einfache Thatsache hier mit und bemerke dabei, dass ich St.-Hilaire's Werk absichtlich noch nicht gelesen habe.

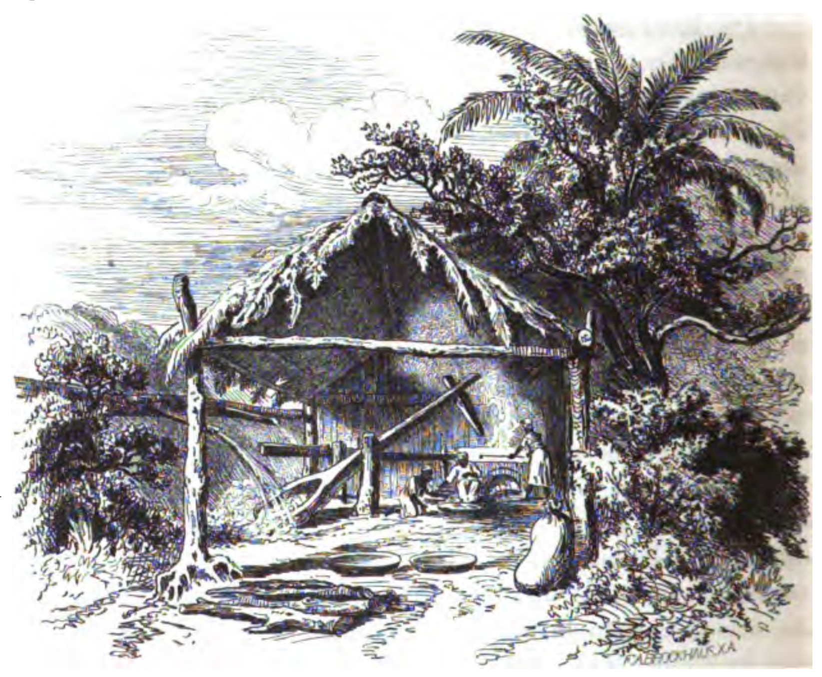
Nach einem herzlichen Abschiede von der edeln Matrone

und ihrer Familie setzte ich meine Reise um 10 Uhr fort. Nach einer kleinen halben Stunde passirte ich den brückenlosen *Rio Itanguá*, von dem die Plantage ihren Namen führt, und 1 Stunde später den *Rio Pacapoa*, in dessen morastige Furt die Thiere nur mit Mühe getrieben werden konnten. Auf der östlichen Seite des Flusses liegt die vernachlässigte Fazenda des Luiz Borbosa. Nach 2 Uhr machte ich in der Fazenda *do Corego fundo*, an deren Besitzer ich empfohlen war, halt, da ich Hoffnung hatte, hier einen Führer nach dem Mucury zu finden. Es stellte sich mir auch einer vor, der als Wegweiser, aber nicht als Camarada mitgehen wollte, da er vom Beladen und der Behandlung der Thiere nichts verstand. Er war mir ziemlich unnütz und ich musste ihn nach einigen Tagen wieder entlassen.

Die Erzeugnisse dieser Fazenda sind die nämlichen wie auf Itanguá. Sie zählt einige und vierzig Sklaven, Kinder und Greise inbegriffen, zeigt aber im ganzen ärmliche Verhältnisse. Die Gebäude sind in hohem Grade vernachlässigt, die Zimmer ohne Decken, sodass der Regen durch das lückenhafte Dach ungehindert hineinströmt; der Fussboden ungedielt, blos aus gestampftem Lehm; Fensteröffnungen sind zwar vorhanden, aber an Glasscheiben als Luxusgegenständen fehlt es. In einem Nebengebäude wurde Farinha aus Maismehl gemacht und ich begab mich dorthin, um die Manipulation genauer kennen zu lernen. Die Einrichtung war im höchsten Grade primitiv. In einem offenen Schuppen befanden sich zwei Stampfen und ein Röstofen. Die Stampfen (Manjolas) bestehen aus einer fest in die Erde gerammten circa 3 Fuss hohen Säule, deren oberes Ende einen breiten, tiefen Einschnitt hat, um einen um seine Achse beweglichen Balken aufzunehmen, der durch diese Stütze in zwei ungleich lange und ungleich schwere Schenkel abgetheilt wird. An seinem langen Schenkel ist ein etwa $2^1/_2$—3 Fuss langer, fast keilförmig nach unten verjüngter Stempel befestigt; sein hinterer kurzer Schenkel aber ist breit, trogförmig ausgehöhlt. Vertical unter dem Stempel liegt ein ausgehöhlter Stammabschnitt, entweder über der Erde oder wie hier $^3/_4$ seiner Tiefe in die Erde eingegraben. Ist die Stampfe in Ruhe, so steht der

Stempel auf dem Boden des unter ihm liegenden ausgehöhlten Blockes, da diese Seite des Balkens die schwerere ist und er horizontal auf seiner Gabel liegt.

Das Wasser wurde hier in einer etwa sechs Fuss über dem Boden liegenden hölzernen Rinne hergeleitet; von dieser aus führen zwei starke Röhren direct auf die Stampfen. Indem das Wasser allmählich die trogförmige Rinne des Balkens anfüllt, wird dieser hintere, kürzere Schenkel schwerer, neigt sich nach unten und zieht den längern, vordern Schenkel mit dem Stempel in die Höhe. Durch das Sinken des Trogtheiles aber entleert sich das Wasser, der Stempelschenkel erhält wieder das Uebergewicht, fällt kräftig in den unterliegenden Behälter und zerquetscht so den darin befindlichen Mais.



Bereitung der Farinha aus Mais.

Bis sich der Trog hebt und wieder entleert, vergehen je nach der Menge des in den Trog geleiteten Wassers 20—40 Secunden. Neben jedem Stempel sitzt eine Negerin und rührt,

während sich dieser hebt, den Mais um. Ist dieser bis auf einen gewissen Grad verkleinert, so wird er herausgenommen, gesiebt und der Rückstand nochmals gestampft, bis er nur noch aus den gröbern Hülsen besteht.

Ehe der Mais gestampft wird, wirft man ihn eine Zeit lang ins Wasser, die Hülsen trennen sich dadurch leichter vom mehligen Kern ohne mit zerquetscht zu werden.

Das durchsiebte, grobe, fast kleienartige Mehl wird nun über schwachem Feuer in einem etwas vertieften, weiten Lehmofen unter beständigem Umrühren scharf gedörrt und die Farinha ist fertig. In reichern Fazendas bedient man sich zum Dörren der Farinha sehr weiter, flacher, eiserner Pfannen.

Diese Stampfen wurden bald nach der Eroberung von den Portugiesen in Brasilien eingeführt und haben sich hier wie im Mutterlande noch fortwährend bei den kleinen Grundbesitzern erhalten. Dieser ebenso einfache als originelle Mechanismus soll schon vor ein paar Tausend Jahren in Egypten in Anwendung gewesen sein. Jedenfalls hat er zwei wichtige Vorzüge: erstens ist er leicht und mit unbedeutenden Unkosten herzustellen, daher dem armen Roçeiro zur Bereitung seines täglichen Brotes von grösster Wichtigkeit; zweitens genügt zu seiner Bewegung eine Wasserkraft, die auch das kleinste Mühlrad nicht mehr zu treiben im Stande wäre. Sein grösster Nachtheil ist die Langsamkeit seiner Bewegung. Die Brasilianer nennen daher diese Stampfe Preguiças (Faulthiere). Wenn an einem stärkern Wasser mehrere solcher Stampfbalken angebracht sind, so kann doch täglich eine ziemlich bedeutende Quantität Farinha erzeugt werden und ihr Takt ist dann dem unserer gewöhnlichen Lohmühlen sehr ähnlich, nur viel lauter und knarrender.

Mit dem Rösten der Farinha war eine junge, bildschöne Quarterone beschäftigt, deren Hals aber durch einen mannskopfgrossen Kropf verunstaltet war. Weiter nach Osten bemerkte ich nur noch in São João Kröpfe. Ich habe diese Krankheit von Barbacena bis nach São João Baptista in einer Strecke von 106 Legoas beobachtet, wie oben schon bemerkt, in einzelnen Gegenden in ausserordentlicher Häufigkeit. Es ist schwer, die

ursächlichen Momente dieser Erscheinung festzustellen, dazu gehört das Zusammenwirken vieler wissenschaftlich gebildeter Aerzte und ein langjähriges Studium der tellurischen und atmosphärischen Verhältnisse. Nur so viel will ich hier bemerken, dass die Kropfkrankheit weit häufiger in der Campos- als in der Waldregion vorkommt. In der tiefer gelegenen Urwaldregion ist sie fast unbekannt.

Mein Hauswirth war ein wenig gebildeter Mann, aber ein sehr tüchtiger, beobachtender, praktischer Landwirth. Er war mit den täglichen Regen, die wieder begonnen hatten, sehr zufrieden, da eine grosse Feuchtigkeit zu einem günstigen Einkörnen des Maises nothwendig sei. Die Maispflanzungen standen sehr üppig. Die einzelnen Stauden hatten eine Höhe von 12 bis 14 Fuss. Die Kolben waren sehr lang, aber an jedem Stengel durchschnittlich nur zwei, etwas schwächere trugen sogar nur einen.

Er behauptete, das Klima habe sich seit zehn Jahren wesentlich geändert; früher habe die Regenzeit im September angefangen, jetzt beginne sie erst im October oder November; früher sei der Januar zum Theil, oft auch ganz schön gewesen, jetzt sei selten mehr ein regenfreier Tag in diesem Monate. Man habe daher damals die Roças zu den Bohnen im Januar gebrannt und noch im nämlichen Monate dieselben in die Roçada (gebranntes Feld) gelegt, jetzt müsse man mit dieser wichtigen Feldarbeit gewöhnlich bis Februar warten.

Die Bohnen brauchen drei Monate von der Aussaat bis zur vollständigen Reife. Mais und Reis werden im October und November angebaut und gegen Ostern geerntet. An verschiedenen Orten von Minas habe ich ein eigenthümliches Verfahren bei der Maisernte beobachtet. Wenn nämlich der Gutsbesitzer keinen Platz hat, den Mais an einem zweckmässigen Orte aufzubewahren und für denselben in geschlossenen Räumen Feuchtigkeit, Insekten- oder Mäusefrass befürchtet, so lässt er die Maiskolben am Stengel knicken und, ohne sie wegzunehmen, hängen. Da die Vögel, insbesondere die Papagaien, dem reifen Mais sehr nachstellen, so hat das Abknicken der Kolben den

Zweck, das Aufsitzen dieser Thiere auf denselben zu verhindern; sie finden nämlich daran keinen Halt und können sie daher auch nicht beschädigen.

Kartoffeln können dreimal im Jahre gebaut werden, geben gewöhnlich aber nur *eine* gute und zwei schlechte Ernten. Uebrigens ist, wie schon früher bemerkt, die in Brasilien cultivirte Kartoffel in der Regel schlecht.

Hier sah ich zum ersten mal einen Hund, ganz bedeckt mit Beulen, die Larven einer Dassel (Oestrus) enthielten. Diese Larven waren nur wenig kürzer als die der Rindviehdassel, aber um mehr als die Hälfte schmäler. Das Thier litt fürchterlich, winselte beständig und suchte vergeblich diese quälenden Gäste auszubeissen. Haselnussgrosse Zecken, die sich zahlreich in seine Haut eingebissen hatten, mochten das Ihrige dazu beigetragen haben seine Schmerzen zu erhöhen. Einige Hühner erwiesen ihm den Liebesdienst die letztern wegzuhacken. Wenn man auf Reisen im Innern in ein Nachtquartier anlangt, so versammeln sich gewöhnlich alsbald die Hühner um die Reit- und Lastthiere und springen an ihnen hinauf, um die Zacken abzulesen und zu fressen. Die scheuesten und wildesten Pferde lassen sich diese freundschaftlichen Angriffe willig gefallen.

Die Zecken (Ixodes Ricinus und andere Ixodesarten) sind eine der peinlichsten der vielen Unannehmlichkeiten des Reisenden im Innern Brasiliens. Sie leben in zahlloser Menge in den Urwäldern, in Carascos und Capões (Gebüschen) der Campos und halten sich gewöhnlich an der Unterseite der Blätter auf. Bei der leisesten Berührung eines Zweiges, beim Anstreifen der Ladungen oder des Reiters fallen sie auf Menschen und Thiere, laufen mit grosser Behendigkeit fast immer schief von den Kleidern oder den Ladungen auf die Haut, haken sich da fest ein und bohren sich mit ihren Zangen tief ein. Der dadurch verursachte Schmerz ist je nach dem Grade der Sensibilität der Haut des verletzten Theiles kaum fühlbar, oder gleicht einem Nadelstiche, oder ist heftig lancinirend. Versucht man das Insekt loszureissen, so trennt sich der Leib und der Kopf mit den Beisswerkzeugen bleibt in der Haut stecken; es folgt eine

Entzündung, die sich oft erst legt, wenn der Kopf durch Eiterung entfernt ist.

Sind die Zecken mit Blut haselnussgross oder noch grösser vollgesogen, so gelingt es oft, sie durch einen sehr scharfen Ruck mittelst eines Zwirnfadens unversehrt zu entfernen, solange sie aber noch hungrig und platt sind, mislingt dieser Versuch. Eine Cigarre leistet dann gute Dienste. Man betupft mit dem feuchten Ende das Insekt, das gewöhnlich gleich loslässt, oder brennt es zum nämlichen Zwecke leicht an. Ich habe wiederholt sehr heftige, sogar lebensgefährliche Zufälle infolge der Entzündungen der in der Haut zurückgebliebenen Zeckenköpfe entstehen gesehen.

Es ist hier nicht der Ort, auf gewisse Details der Zeckenüberfälle näher einzugehen; es mag indessen die Versicherung genügen, dass sie nicht gerade zu den *kleinen* Leiden des menschlichen Lebens gehören. Am lästigsten sind diese Insekten, wenn sie noch ganz jung (besonders im Monat Juni), zu Hunderttausenden zusammengeballt, sogenannte „Redoleiros miudos", unter den Blättern kleben, von diesen auf die Reisenden fallen, und, sich schnell über den ganzen Körper ausbreitend, ihre Opfer fast zur Verzweiflung bringen. Auch die Thiere des Waldes leiden von ihnen, die sehr glatthaarigen, z. B. die Katzenarten, jedoch weniger, als die länger behaarten. Für die Affen ist das Ablesen und Zerbeissen dieser Schmarotzer eine höchst wichtige und ernsthafte Beschäftigung. Ich habe in den heissen Gegenden Brasiliens kein Stück Wild erlegt, das nicht zahlreiche Zecken beherbergt hätte, sogar auf den kaltblütigen beschilderten und beschuppten Iguanen und Schlangen habe ich sie zwischen den Schildringen, bei den erstern auch an den Hals-, Achsel-, und Schenkelfalten beobachtet.

Unter stetem starken Regen, der schon in der Nacht als heftiges Gewitter, bei dem der Blitz in der nächsten Nähe der Häuser in einen Baum gefahren war, begonnen hatte und den ganzen Tag andauerte, ritt ich von der Fazenda ab und gelangte bald an eine schlechte Brücke über das Flüsschen *Corrego fondo.* Meine Thiere wollten sie nicht betreten; eine genauere

Untersuchung ergab, dass sie vollkommen morsch war und ich es nicht wagen durfte, eins derselben darübergehen zu lassen. Ich entdeckte in einiger Entfernung eine Furt. Der Fluss war reissend, durch die heftigen Regen hoch angeschwollen, sein Grund unsicher. Nach langer, vergeblicher Mühe, die Maulthiere ins Wasser zu treiben, stellte sich endlich mein wackeres Lastthier Diamante an die Spitze und erreichte glücklich das entgegengesetzte Ufer; zögernd und unsicher folgten ihm die übrigen. Die Ladungen wurden beim Uebergange gänzlich durchnässt. Ausser dem Corrego fundo mussten noch zwei stark angeschwollene, brückenlose Flüsse passirt werden. Den Namen des einen erfuhr ich nicht, der andere hiess, wenn er mir richtig genannt wurde, *Rio d'Oliveiro*. Der Weg führte sonst ziemlich gut über eine Chapada, von der man im Südsüdwest die Serra negra, im Norden die das linke Ufer des Rio Jequitinhonha begleitende Serra d'Itacambira erblickt. Unter *Chapada* versteht man in der Regel ausgedehnte Hochböden; kleinere heissen Taboleiras. Die Chapada hat im allgemeinen keinen bestimmten Vegetationscharakter, denn es gibt ebenso wol im Hochlande als im Urwalde Chapadas. Die Hochebenen der Campos werden gewöhnlich Campos abertos genannt. Zwischen der eigentlichen Campos- und der Urwaldregion liegen die meisten Chapadas; sie sind dort gewöhnlich mit niedrigen gruppirten Gebüschen bedeckt. An ihren Uebergangsgrenzen prädominiren alles überwuchernde Farrnkräuter; an der Urwaldsgrenze erreichen sie oft eine Höhe von 8—12 Fuss (es sind aber keine Baumfarrn).

Um 2 Uhr langte ich in dem grossen in einem muldenförmigen Thale gelegenen Dorf *São João Bapstista de Minas Novas* an und stieg bei einer Notabilität, einem ziemlich dunkeln Mulatten, an den ich empfohlen war, ab. Leute seiner Farbe und seiner Klasse sind gegen Weisse in der Regel unterthänig zuvorkommend. Der europäische Reisende ist bei ihnen gewöhnlich vortrefflich aufgehoben, wird aber durch ihre Geschwätzigkeit und Neugierde nicht selten arg belästigt. Mein Wirth, der erste Kaufmann des Ortes, hatte einen beträchtlichen jährlichen Umsatz. Einen nicht unwichtigen Handelsartikel bilden hier

wie in einem grossen Theil des Innern Brasiliens Holzschuhe mit hohen Absätzen. Sie haben bei dem tiefen Kothe während der Regenzeit unbestreitbar grosse Vortheile.

São João ist ausgedehnt, hat aber nur wenig gute Häuser. Die dem heiligen Johannes dem Täufer geweihte, thurmlose Kirche wurde eben einer vollständigen Restauration unterworfen. Das gleichnamige Flüsschen (Corrego de São João) fliesst mitten durch den Ort. Die Bewohner hofften, einer der nächsten Provinziallandtage werde ihr Dorf (Arrayal) zum Flecken (Villa) erheben, und knüpften an eine solche Erhöhung die Erwartung, dass die ziemlich armselige Ortschaft dann prosperiren werde, obgleich sie sich selbst nicht Rechenschaft abzulegen wussten, wie dies durch eine blosse Rangerhöhung geschehen solle.

Es lag eine drückende Schwüle auf dem Thale, heftige Gewitter erneuten sich in kurzen Zwischenräumen und lösten sich endlich in einen achtzehnstündigen Regen auf.

Am folgenden Morgen sah ich ein dunkelfarbiges Brautpaar in grosser Begleitung unter strömendem Regen nach der Kirche ziehen. Das weisse Kleid der Braut und die weissen Beinkleider der Begleiter hatten den bekannten in ganz Brasilien so sehr beliebten bläulichen Schimmer, der von einem starken Zusatz von Indigo zur Stärke herrührt. Nach $^1/_2$ Stunde kehrte die junge Frau höchst vergnügt am Arme ihres Mannes zurück. Brautkleid und Beinkleider hatten aber unter der kräftigen Mitwirkung der Holzschuhe in dem fusstiefen Strassenkothe einen ganz andern Farbenton angenommen.

Da es bei der sehr ungünstigen Witterung und den äusserst schlechten Wegen nicht möglich war, in einem Tagemarsch N^a^. S^a^. da Graça zu erreichen, so gab mir mein Hauswirth einen Empfehlungsbrief an einen 6 Legoas entfernten Fazendeiro mit der Versicherung, ich werde dort ein sehr gutes Unterkommen (comodo) finden.

Ich hatte von hier den Sklaven des Barão de Arassuahy wieder nach Diamantina zurückgeschickt und mir einen andern Führer angenommen, da eine genaue Localkenntniss dringend

erforderlich war, um auf möglichst kurzem Wege das Ziel zu erreichen.

Ueber Chapadas, drei ziemlich reissende, brückenlose Flüsse, durch Wälder und Catingas, bald eben, bald äusserst steil, bergauf, bergab, auf kaum transitabeln Pfaden gelangte ich nach siebenstündigem Ritte in das Thal des *Rio Itamarandiba,* da wo er sich in zwei parallele, directe, von Süd nach Nord strömende Arme theilt. Man hat diesen Punkt, die Insel *Ilha* genannt, ausgewählt, um den Fluss zu überbrücken. Die erste Brücke besteht aus zwei Balken, über die Querprügel gelegt und mit etwas Erde zugedeckt sind. Sie ruht mit ihrem östlichen Ende auf den Felsen, durch die der Fluss in seine beiden Arme getheilt ist und die bei sehr hohem Wasserstande auch überflutet werden. Der zweite Arm stürzt sich schäumend durch eine wilde Felsenschlucht, über die ein schmaler, gefährlicher Steg aus zwei schwachen, mit Aesten bedeckten Stämmen geworfen ist. Die Thiere müssen einzeln mit grösster Vorsicht hinübergeführt werden und man kann sich wahrlich glücklich schätzen, wenn man ohne Unfall das entgegengesetzte Ufer erreicht.

Auf einer Chapada, ein paar Legoas vom Thale des Itamarandiba, erblickte ich an drei verschiedenen Stellen je zwei Strausse. Durch Gebüsch und eine kleine Erdanhöhe gedeckt, konnte ich mich dem ersten auf Büchsenschussweite nähern. Die Flinte versagte, was bei dem steten Regen wol natürlich war, und die Thiere wurden flüchtig. Auf meinem Maulthiere sie zu verfolgen wäre thöricht gewesen. Die beiden andern Paare, die ich später traf, waren nichts weniger als scheu. Es war, als ob sie gewusst hätten, dass ich ihnen nichts mehr anhaben konnte.

Nachdem wir glücklich die Brücken passirt hatten, leitete uns mein Führer eine Strecke längs des Flusses hinauf und dann durch Gesträuche und mannshohes Gras über Thal und Hügel nach der Fazenda *São Lourenzo* des João Correia de Oliveiro. Die Fazenda besteht aus einigen elenden, verlotterten Lehmgebäuden und knietief mit Koth bedeckten Höfen, ein echter Typus der armen Roça. Auf meinen Brief von São João hin

empfing mich der Besitzer; ob er mich ohne Empfehlung überhaupt aufgenommen hätte, möchte ich bezweifeln. Es war ein alter, schielender, kröpfiger Pardo mit einem ungeheuren, schwarz und weiss melirten Struwelkopf, äusserst wortkarg, ohne geradezu unfreundlich zu sein, aber doch im ganzen ein sehr unheimlicher Patron. Des Essen entsprach dem übrigen, ich war sehr froh, wenigstens etwas Reis und Angú geniessen zu können.

Ich wurde in einem Gemache untergebracht, das schon von Angehörigen des Besitzers vollgepfropft war, streckte mich, nachdem ich mich noch von 26 fest eingebohrten Zecken befreit hatte, auf eine Schilfmatte zur ersehnten Ruhe und dachte mir, wenn das ein sehr gutes Unterkommen ist, wie mir in São João versichert wurde, wie mögen dann die schlechten beschaffen sein? Um 3 Uhr früh war ich durch den zu allen Dachluken hereinströmenden Regen schon gänzlich durchnässt und musste, da kein Plätzchen mehr übrig war, um mich zu schützen, bis zum Morgen unter der Traufe aushalten. Hätte ich im Freien mein Nachtlager aufgeschlagen, ich würde kaum weniger nass geworden sein als unter dieser unerquicklichen Douche.

Auf der letzten Wegstrecke und besonders in der Nähe der Roça hatte ich mehrere Tatús (Gürtelthiere) gesehen. Die Lehmwände des Weges und dieser selbst waren förmlich von ihren Löchern unterminirt. Mehrere von ihnen senkten sich fast zwei Schuh tief vertical in die Erde. Die vorsichtigen, klugen Maulthiere vermeiden sie sorgfältig, während die feurigen, unachtsamen Pferde nicht selten hineintappen und sich dabei oft schwer beschädigen.

Da das Tatú nicht sehr flüchtig ist, so wird es mit Hunden, zuweilen auch blos mit den Händen leicht gefangen. Wenn es überrascht sich nicht ganz in ein Loch flüchten kann, nur noch das Hintertheil auf der Oberfläche ist und es festgehalten wird, so ist ein Mann nicht im Stande, es aus seiner Höhle herauszuziehen, so kräftig klammert es sich mit den Füssen an die Röhre an. In diesem Falle genügt es, das Thier mit einem Strohhalme unter dem Schwanze zu kitzeln oder es an der nämlichen Stelle leicht mit einer brennenden Cigarre zu berühren und es

wird augenblicklich seinen Widerstand aufgeben. Das Fleisch des Tatú ist sehr wohlschmeckend und fein. Seine Zubereitung ist einfach. Man schneidet den Bauch des Thieres auf, nimmt die Eingeweide sorgfältig heraus, reibt Salz, Pfeffer und andere Gewürze ein und bratet es über Kohlen in seinem Panzer, bis dieser ziemlich versengt ist; dann löst er sich sehr leicht von dem garen Fleische ab. Dieses ist von zweierlei Farbe, bräunlich und weiss wie Hühnerfleisch. Es ist ein vortreffliches Wildpret. Von den Brasilianern wird es nicht häufig gegessen, wahrscheinlich wegen der etwas abenteuerlichen Gestalt des Thieres; die Neger hingegen lieben es sehr und stellen ihm eifrig nach.

Unter strömendem Regen ritt ich am folgenden Morgen nach dem etwa 2 Legoas entfernten Dorfe N^a^. S^a^. da Graça. Unweit der Fazenda musste auf einer der bekannten elenden Brücken ein bedeutender Zufluss des Rio Itamarandiba passirt werden; dann führten möglichst schlechte Pfade über Berg und Thal auf eine Chapada, von der man tief im Thale, an der rechten Berglehne das Dörfchen, zu dem ein weiter Bogenweg thalab leitet, erblickt. Der Tag war trübe und neblig, wie ein unfreundlicher Octobertag Deutschlands. Eiskalt heulte der Wind durch die halbverkohlten Gesträuche und Baumstämme schlecht gebrannter Roças; auf der offenen Chapada mochte ein dichter Poncho kaum vor der schneidenden Kälte zu schützen. Ich wähnte mich eher an einem rauhen Herbsttage auf einer norddeutschen Heide als in einem Sommermonate im tropischen Amerika.

Im Jahre 1821 wurde an einem kleinen Zuflusse des Rio Fanado eine Kapelle gebaut und der „gnadenreichen Jungfrau", N^a^. S^a^. da Graça, geweiht. Mehrere Familien, theils Ackerbauer, theils Goldsucher, liessen sich hier nieder und bildeten die letzte geschlossene Ortschaft gegen das Quellengebiet (Cabezeiras) des Mucury. Sie erhielt nach der Kapelle den Namen *Capella de N^a^. S^a^. da Graça,* wird aber, da diese sehr klein ist, schlechtweg *Capellinha* genannt. Bis vor wenigen Jahren war das Dörfchen höchst unbedeutend und bestand nur aus wenigen schlechten Häuschen; als aber die Colonien am Mucury sich zu entwickeln

begannen und ein Weg durch die Urwälder dieses Stromgebietes bis an das Meer eröffnet wurde, nahm es plötzlich einen bedeutenden Aufschwung. Viele neue und ziemlich gute Häuser wurden gebaut, zahlreiche Familien zogen sich dahin in der sichern Hoffnung auf eine grosse Zukunft dieses Ortes. Sie waren auch dazu berechtigt, denn Capellinha war mehr als irgend ein anderer Punkt geeignet, ein bedeutender Stapelplatz von Import- und Exportwaaren für den nördlichen Theil der Provinz Minas geraes zu werden.

Wenn man von der Chapada auf die vielen neuen Ziegeldächer und auf die eingerammten Pfähle als Trace von noch zu erbauenden Wohnungen blickt, so wird man unwillkürlich von Staunen ergriffen, in diesem entlegenen Theile von Minas einen Aufschwung und eine rührige Thätigkeit zu finden, die man auf einer Reise von mehr als hundert Meilen durch die Provinz gänzlich vermisst hat. Man kann sich hier überzeugen, dass nur ein Impuls von aussen nöthig ist, um den Mineiro zu energischer Thätigkeit wach zu rufen. Leider wurden die Hoffnungen, die sich an eine schöne Zukunft Capellinhas knüpften, wie wir weiter unten sehen werden, bitter getäuscht.

Mein Empfehlungsbrief für Capellinha lautete an Herrn Manoel de Pimento. Er war bei meiner Ankunft auf seiner ein paar Legoas entfernten Roça abwesend; seine Angehörigen empfingen mich indessen freundlichst und sandten ihm sogleich durch eigenen Boten den Brief.

Erst hier gelang es mir, genauere Auskunft über den Weg nach dem Mucury zu erhalten. Sie war nichts weniger als angenehm, aber es wurde mir wenigstens die Versicherung ertheilt, dass trotz der ungünstigen Jahreszeit und der zum Theil ausserordentlich schlechten Waldpfade Möglichkeit vorhanden sei, dahin zu gelangen. Ich wurde auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, mich für diese Tour mit hinlänglichen Lebensmitteln und Mais für die Thiere zu versehen. Ersteres musste in Capellinha geschehen, letzteres konnte ich ein paar Tagereisen weiter nach Osten bei einigen Ansiedlern nachholen. Ein Säckchen mit schwarzen Bohnen, ein Stück gesalzener Speck

und eine gehörige Portion Farinha waren als zweckmässigster Reisemundvorrath bald eingekauft. Ich versah mich auch noch mit 100 Stück Hufnägeln und mehrern Hufeisen, die für Reisende in jenen unwirthlichen Gegenden ebenso unentbehrlich wie seine Nahrung sind, denn es ist wahrlich ein schlimmes Geschick, wenn ihm aus Vernachlässigung dieser Vorsichtsmassregeln ein oder ein paar Thiere zu Grunde gehen oder wenigstens dienstuntauglich werden.

Im Laufe des Nachmittags gegen 4 Uhr hatte sich der Regen zu einem Wolkenbruche gesteigert, der in unerhörter Heftigkeit sieben Stunden lang ununterbrochen andauerte. Ich habe auf meinen vielen Reisen sehr häufig Gelegenheit gehabt, ausserordentlich grosse Regenmassen herabströmen zu sehen, es geschah indessen immer nur durch einen kurzen Zeitraum. Weder früher noch später erlebte ich je ein ähnliches Schauspiel wie hier. Nach mehrstündiger Dauer war es wahrhaft grauenerregend. Die geängstigten Bewohner fürchteten den Untergang ihres Dorfes. Ueber jeden Abhang stürzten Wasserströme, die immer und immer an Grösse und Gewalt zunahmen, denn der übersättigte Boden konnte kein Wasser mehr aufnehmen. In meiner Wohnung, sie war das beste Haus von Capellinha, war kein trockenes Plätzchen mehr; das durch das Dach eingedrungene Wasser strömte zur Thür wieder hinaus. Hin und wieder erleuchtete ein Blitzstrahl die finstern Gemächer und ein Donnerschlag übertönte für Augenblicke die brausenden Regenströme. Von Stunde zu Stunde erwarteten wir ängstlich das Ende dieses fürchterlichen Naturschauspiels. Erst gegen Mitternacht brach sich die Gewalt des Ungewitters. Ich denke noch heute mit einem gewissen Schauder daran. Alle ungewöhnlichen, verderblichen Naturerscheinungen, gegen die der Mensch nicht anringen kann, die er, zur Passivität verdammt, unthätig über sich ergehen lassen muss, machen einen ungemein tiefen, dauernden Eindruck auf ihn. Am folgenden Morgen war das Dorf kaum mehr zu erkennen. Ich bin überzeugt, dass pluviometrische Beobachtungen an diesem Tage in N$^{a}$. S$^{a}$. da Graça ein Resultat

geliefert hätten, wie es vielleicht einzig in den Annalen der Meteorologie stehen würde.

Vor einigen Monaten hatte hier ein französischer Tischler ein klägliches Ende gefunden. Er war früher in Itabira etablirt und hatte dort viel von der Rivalität eines brasilianischen Handwerksgenossen zu leiden. Um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, verliess er Itabira, zog weiter nach Norden und gelangte endlich nach Capellinha, wo er mit den Bewohnern den Bau einer Kirche contrahirte. Noch ehe er seine Arbeit beginnen konnte, erschien auch hier sein Rival. Hass und Rachsucht hatten ihn seiner Spur folgen lassen. Eines Nachts erbrach der Brasilianer die Thür seines Gegners und ermordete ihn auf die grausamste Weise. Einige Tage später wurde der Mörder eingefangen und nach Minas novas transportirt. Wahrscheinlich hat ihn dort die Jury unschuldig gefunden und freigesprochen. Mit aller Gewissheit würde sie aber den Franzosen verurtheilt haben, wenn er der Mörder gewesen wäre. Diese Behauptung wird vielleicht manchem, der brasilianische Verhältnisse nicht kennt, hart und ungerecht erscheinen; sie ist aber durchaus wahr. In keinem Lande, das auf Civilisation Anspruch macht, geht der Verbrecher, besonders wenn er ein Einheimischer ist, so leicht straflos aus wie in Brasilien.

Ich kann nicht umhin, über diesen Punkt hier einzuschalten, was ich vor kurzem an einem andern Orte darüber sagte[1]: „Dass überhaupt in Brasilien schwere Verbrechen so häufig vorkommen, liegt hauptsächlich in der Straflosigkeit der Verbrecher. Wenn auch die Polizeibehörden ihre Pflicht erfüllen, um der Schuldigen habhaft zu werden und sie wirklich gefänglich einzieht, so gelingt es schon einem nicht geringen Theile derselben, aus der Haft zu entweichen, da die meisten Gefängnisse in einem höchst elenden baulichen Zustande sind, oder die Gefängnisswärter ihre Obliegenheit vernachlässigen. Von den den Schwurgerichten überwiesenen Verbrechern wird durchschnittlich

[1]) v. Tschudi, Minas geraes, in Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. IX, S. 26.

die Hälfte, oft drei Viertel schuldlos gesprochen. Es gibt wol nirgends in der Welt Geschworene, die weniger ihre Pflicht erkennen und erfüllen, die so bestechlich sind und sich so sehr influenziren lassen wie die brasilianischen. Es ist wahrlich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass diese Schwurgerichte im höchsten Grade demoralisirend auf die Bevölkerung wirken.

„Die Gesetzgeber des jungen Kaiserreichs wollten dasselbe mit allen schönen Institutionen beschenken, die die gebildetsten Nationen Europas geniessen, ohne indessen den traurigen Elementen, aus denen die Nation zum grossen Theil zusammengesetzt ist, Rechnung zu tragen. Die Folge davon waren zahlreiche Misgriffe, von denen einer der allerschlimmsten die Einführung der Schwurgerichte war. Wenn einmal durch Jahrzehnte eine allgemeinere Bildung und eine höhere Civilisation die Moralität durch alle Schichten der Bevölkerung mehr und mehr befestigt hat, dann mag es an der Zeit sein, zur Beurtheilung von Verbrechen an den Gerechtigkeitssinn, an das Ehrgefühl, an Pflicht und Gewissen, an die bürgerlichen Tugenden der Bevölkerung zu appelliren, besonders wenn Hand in Hand damit eine bedeutende organische, moralische und materielle Aenderung des jetzigen Systems der Gerechtigkeitspflege geht. Gegenwärtig sind die Schwurgerichte für Brasilien eine verfrühte Institution, die dem Lande mehr Fluch als Segen bringt und das Verbrechen, besonders das des Meineids, auf eine empörende Weise fomentirt."

Fast nur die Verbrecher, die keinen Einfluss durch Freunde oder Gevattern auf die Geschworenen nehmen können, werden verurtheilt. Häufig übt Mitleid mit dem Verbrecher bestimmend auf das Urtheil der Jury. Die Brasilianer sind mitleidig, aber auf eine ganz eigenthümliche Weise. Der gemeinste Verbrecher, der mit Ketten beladen in das Gefängniss geliefert wird, der ruchloseste Mörder auf dem Gange nach dem Galgen wird bemitleidet, aber nicht die Opfer, die seiner Grausamkeit gefallen sind oder deren Hinterbliebene. Ein Pferd, ein Maulthier, das durch Krankheit oder einen Unfall rettungslos verloren ist, wird mit Futter versehen oder auf einen Grasplatz getrieben, der

Europäer aber, der aus wahrem Mitleid mit den Schmerzen eines solchen Thieres demselben eine Kugel durch den Kopf jagt, läuft Gefahr gefänglich eingezogen und hart bestraft zu werden. Gesetz und Mitleid verbieten dem Brasilianer ein krankes Thier zu tödten, aber in den Schlachthäusern wird das zur Nahrung bestimmte Vieh auf eine möglichst rohe und barbarische Art umgebracht; dem frechen Bettler auf der Strasse wird aus Mitleid ein Almosen gereicht, aber der fehlende Sklave mit den härtesten Strafen und der raffinirtesten Grausamkeit gezüchtigt.

Solche Verwirrung der Begriffe kennzeichnet immer eine Nation von geringer Bildungsstufe.

Am folgenden Morgen kam Herr Manoel de Pimento infolge des an ihn gesandten Empfehlungsbriefes von seiner 2 Legoas entfernten Roça hergeritten und stellte sich auf das zuvorkommendste zu meiner Verfügung. Unsere Hauptaufgabe war nun, einen ordentlichen Führer nach dem Mucury zu finden, Nach langem Suchen zeigte sich endlich gegen Mittag ein Bursche, halb Neger, halb Indianer, bereit, in einer Stunde die Reise mit mir anzutreten. Die Physiognomie meines neuen Camarada war nichts weniger als vertrauenerregend; es blieb mir aber keine Wahl übrig. Wir wurden bald über den Preis, um den ich seine Dienste und seine Gesellschaft geniessen sollte, einig, und verliessen um 1 Uhr Capellinha.

Der Weg führte uns zuerst über eine Chapada und dann über einen von Ostsüdost nach Westnordwest streichenden hohen Bergrücken, von dem wir in ein enges Thal hinunterstiegen, durch das ein gewöhnlich wenig bedeutender Fluss in einem schmalen, tiefen Bette strömt. Infolge des furchtbaren Regens des vorhergehenden Tages war er noch sechs Fuss über das gewöhnliche Niveau angeschwollen; die Brücke vom Hochwasser weggerissen. Es war nicht möglich die Thiere durch den Fluss zu treiben. Wir mussten eine Nothbrücke bauen. Am Ufer fanden wir noch zwei Balken der frühern Brücke im Gesträuche eingezwängt und fällten noch zwei Stämme, wobei mir mein schweres Waidmesser (ein sogenannter Standhauer) treffliche Dienste leistete. Diese vier Rundhölzer wurden von einem Ufer

ans andere geworfen, mit starken Aesten quer belegt und das Ganze einige Zoll hoch mit Erde bedeckt. Nach anderthalbstündiger Arbeit konnten wir den Versuch wagen, den Uebergang zu bewerkstelligen. Die Thiere wurden abgeladen und die Lasten an das andere Ufer getragen. Mein Pferd, an dem mir am wenigsten gelegen war, sollte nun zuerst die Nothbrücke passiren, um ihre Tragfähigkeit zu erproben. Es weigerte sich; nun wurde mit jedem der Maulthiere der Versuch gemacht; diese zeigten sich noch viel widerspenstiger. Das Pferd wurde nun von neuem durch alle möglichen gütlichen und ernsten Mittel zum Betreten der Brücke bewogen; endlich fasste es Muth und gelangte glücklich an das jenseitige Ufer, nun folgten auch die Maulthiere willig. Von hier gelangten wir über einen Bergrücken an den *Rio Facundo.* Er war so hoch angeschwollen, so breit und reissend, dass an ein Uebersetzen nicht zu denken war. Es blieb uns nichts übrig, als den Berg wieder hinaufzuklettern und auf weitem Umwege eine Brücke zu suchen. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Fazenda Conceição und ½ Stunde später die Fazenda São Pedro des verstorbenen Gomez Leal. Der Sohn der Besitzerin empfing uns gastlich, entschuldigte sich aber, dass er, obgleich es seine Schuldigkeit wäre, nicht bei mir bleiben könne, da er in einer benachbarten Fazenda an einer Carnevalgesellschaft theilnehmen müsse. Bald erschien auch seine Mutter, um mich zu begrüssen, und binnen kurzem wurde ein bescheidenes Nachtessen aufgetragen. Für meine Thiere war aber kein Mais zu erhalten. Gras war zwar in Menge vorhanden, es ersetzt aber auf langen Reisen durchaus nicht das kräftige Körnerfutter. Mit unserm Brückenbau und den vielen Umwegen hatten wir 6 Stunden gebraucht, um die von Capellinha 1½ Legoas entfernte Roça São Pedro zu erreichen. Fast die ganze Nacht durch lärmten, schrien und lachten die Neger; sie tanzten und begossen sich gegenseitig mit Wasser; das war ihr Carnevalvergnügen.

Um 6 Uhr früh passirten wir unweit der Roça den Fluss über eine Brücke. Sie war während des Wolkenbruchs auch überflutet und stark beschädigt worden. Auf jedem einiger-

massen geneigten Pfade waren die Spuren jenes heftigen Regens in Form von tief ausgerissenen Runsen bemerkbar. Oft fanden die Thiere in diesen Rinnsalen kaum noch einen Anhaltepunkt, um den Fuss hinzusetzen. Nach zweistündigem Ritt trafen wir eine ärmliche Ansiedelung und folgten einem durch Bambusrohr frisch geschnittenen Pfade bis zu einem Zuflusse des *Rio Fanado.* Seine beiden Ufer waren sehr steil; die Wassertiefe betrug etwa vier Fuss. Wir stiegen ab, führten, fast bis zum Halse im Wasser, die Sattelthiere über den Fluss und banden sie an der andern Seite an starke Bambusrohre. Der Diamante folgte muthig mit seiner schweren Last und kletterte mit katzenähnlicher Behendigkeit den steilen Uferrand hinan. Der Piano, weit leichter beladen, war nicht kräftig genug, diese Schwierigkeit zu überwinden und schlug beim Versuch, das jähe Ufer zu gewinnen, rücklings in das Wasser zurück. Er konnte nicht mehr aufstehen. Blitzschnell sprang ich in den Fluss, riss dem Thiere den Kopf in die Höhe und hielt ihm die Nüstern über die Wasseroberfläche, sonst wäre es rettungslos verloren gewesen. Der herbeigeeilte Camarada löste nun tauchend die Ladungen und nach unsaglicher Mühe gelang es uns endlich das Thier wieder aufzurichten. Glücklicherweise hatte es keinen Schaden genommen, war aber so verzagt, dass wir es erst nach halbstündiger harter Arbeit zitternd das Flussufer hinaufzubringen vermochten.

Die Ladungen und ein Theil unserer Lebensmittel lagen $2\frac{1}{2}$ Fuss tief vom Wasser bedeckt im Flusse. Wir trugen sie ans Ufer; ich öffnete die Koffer und liess das Wasser auslaufen; mehr zu thun war nicht möglich. Ihr Inhalt musste auf alle Gefahr hin, durchnässt wie er war, noch mehrere Tage eingeschlossen bleiben. Solche Unfälle haben für den Reisenden, wenigstens momentan, sehr viel Entmuthigendes. Sein ganzes Wanderleben ist eine fast ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Mühseligkeiten. Materielle Genüsse sind ihm auf das spärlichste zugemessen. Er findet seinen Lohn nur in den geistigen Eindrücken, die er in sich aufnimmt, in den Resultaten seiner wissenschaftlichen Forschungen. Wenn ihm nun durch

derartige unglückliche Zufälle seine Tagebücher zu Grunde gehen, seine Sammlungen verderben, seine Instrumente untauglich werden, kurz wenn er durch sie einen Theil der Früchte seiner Anstrengungen einbüsst oder sich um die Hoffnung ärmer sieht, in gewissen Richtungen seine Forschungen fortzusetzen, so ist es gewiss leicht begreiflich, wenn er von solchen Stätten des Misgeschicks unmuthig weiter zieht.

Bald nach dem unglücklichen Flussübergange trafen wir die ärmliche Ansiedelung des Antonio Camargos. Auffallend war mir die Gestalt der Hügel (Morros) in dieser Gegend; sie hatten die Form von ungeheuern Hünengräbern. Ihre geologische Beschaffenheit konnte ich, der Entfernung wegen, nicht ermitteln. Drei volle Stunden ritten wir nun über eine ausgedehnte Chapada, die mich an einer weiten Halde durch die Neuheit ihrer Vegetation überraschte. Ich glaubte mich mit einmal in einen zwei bis drei Fuss hohen, mit niedrigen, büschelartigen Palmen untermischten Nadelholzanflug versetzt. Eine genaue Untersuchung der Pflanzen verwischte aber bald die Täuschung. Es waren Vernonien (Lychnophora villosissima Mart.). Selbst ganz in der Nähe betrachtet, sahen sie Coniferen täuschend ähnlich. Sie haben hier die Grenze ihrer südlichen Verbreitung in Brasilien.

Ein sonderbarer, unförmlicher, sich bewegender Klumpen in einiger Entfernung fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich ritt näher und erkannte bald einen sehr grossen Ameisenbär (Tamanduá bandeira) emsig mit dem Aufreissen eines Termitenbaues beschäftigt. Ich schoss von meinem Thiere herunter mit dem Revolver und unter grinsenähnlichem Geschrei stürzte er zusammen. Ich sprang aus dem Sattel, um meine Beute näher zu untersuchen. Im nämlichen Augenblicke raffte sich das verwundete Thier wieder auf, stellte sich auf die Hinterfüsse und packte mich mit seinen ungemein kräftigen, mit langen, scharfen Krallen bewaffneten Armen. Ein zweiter Schuss streckte es leblos nieder. Ich habe öfter Ameisenbäre erlegt, aber nur dies Eine mal eine so intime Begegnung mit ihnen gehabt. Mehrere Tage lang waren die Eindrücke der langen, gekrümmten Krallen auf meinem linken Arme als braune und blaue Flecke sichtbar.

Die Riesenkrallen sind die einzige Offensiv- und Defensivwaffe des zahnlosen Ameisenbären. Mit ihnen reisst er die steinhart zusammengebackenen Lehmwände der Termitenhaufen auf und vertheidigt sich erfolgreich gegen die Angriffe grosser Raubthiere. Man hat mir wiederholt versichert, dass zuweilen sogar die furchtbare Unze in seiner gewaltigen Umarmung ihr Leben aushauche. Das mag ein besonders günstiger Zufall sein. Sicher aber wird unter funfzig Angriffen der Ameisenbär jedesmal eine leichte und sichere Beute der Unze. Ich wollte das selten grosse und schöne Thier, es mass von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende $10^1/_2$ Fuss, der Körper allein $6^1/_2$ Fuss, mitnehmen, um es abends auszubalgen, aber ein jeder Versuch, es auf eins der Lastthiere zu legen, scheiterte; ein jedes scheute, warf die Bürde ab und geberdete sich wie toll. Zu meinem Bedauern musste ich dies schöne Exemplar liegen lassen. Das Streifen an Ort und Stelle hätte mir zu viel Zeit geraubt, auch war der in Strömen stürzende Regen für eine solche Arbeit nicht besonders einladend.

Von dieser Chapada gelangten wir durch die schon erwähnte Uebergangsvegetation hoher Farrnkräuter, die hier mit Indajapalmen untermischt waren, in die Urwaldregion mit ihren riesigen Bambusen, dem undurchdringlichen Unterholze und einzelnen mächtigen, alle übrigen Bäume weit überragenden Stämmen. Nach mehrstündigem Ritte bergauf, bergab durch dichten Wald erreichte ich in einem schmalen Thale die Ansiedelung des *Jacinto das Neves* und beschloss die Nacht hier zuzubringen. Der Besitzer war abwesend, sein Weib zeigte sich bereit, uns aufzunehmen und etwas zu kochen, falls wir Lebensmittelmit brächten. Sie selbst besass weiter nichts als ein kleines Säckchen mit schwarzen Bohnen, mit denen sie für sich und einige kleine Kinder sehr haushälterisch umgehen musste. Solche Ansiedelungen sind äusserst ärmlich. Ein mit Pfählen umgebener und mit einem Palmdache überdeckter Raum bildet das Wohnhaus. Zuweilen sind die Pfähle zu etwas grösserm Schutz nach innen mit Lehm beworfen. Ein kleines Stück urbar gemachter Wald wird mit Mais und Bohnen bebaut, gerade hinreichend, damit die

Bewohner der Hütte das Jahr hindurch nicht Hunger leiden. Geht es hoch, so wird auch einige Mandioca gepflanzt, um Farinha zu machen, und neben dem Hause ein eingepferchter Raum für ein paar Schweine (Chiqueiro) angelegt.

Mit unsern Lebensmitteln sah es freilich sehr schlecht aus. Sie waren mit der Ladung in den Fluss gefallen und gänzlich durchnässt. Die Lastthiere waren noch zurück und ich wusste nicht, wie viel von den mitgenommenen Vorräthen noch brauchbar war. Bei Jacinto das Neves konnte ich nichts erhalten, das stand fest. Alles kennzeichnete hier die bitterste Armuth. Da ich noch auf eine Stunde Tageslicht rechnen konnte, nahm ich meine Büchse und streifte auf gut Glück in den Wald, indem ich einem kleinen Flüsschen folgte. An einer lichten Stelle erkannte ich unschwer einen Wildwechsel. Ich stellte mich gut gedeckt in ein Gebüsch und rechnete mit ziemlicher Sicherheit von meinem Stande aus eine wohlschmeckende Paca zu erlegen. Unbeweglich blieb ich hier $^1/_2$ Stunde lang in der peinlichsten Lage. Dichte Schwärme von Mosquitos waren über mich hergefallen und zerstachen mich jämmerlich, krochen in Ohren, Nase und Mund, sodass ich schon an der Möglichkeit es länger auszuhalten verzweifelte. Mehrmals waren Capivaras (Wasserschweine) im Flüsschen aufgetaucht und ans Ufer gegangen, aber auf ein so unedles Wild, dessen ekelhaft schmeckendes Fleisch nur von den alles fressenden Negern und Indianern gegessen wird, wollte ich Pulver und Blei nicht verschwenden. Endlich rasselt es in kurzem Galop durch das Unterholz; ein rothbrauner, starker Rehbock kommt zur Tränke, stutzt, vernimmt einen Augenblick und liegt im nächsten, durch das Blatt getroffen, am entgegengesetzten Uferrande. Bis an den Gürtel im Wasser watete ich durch den Fluss, um meine Beute zu holen und trat, zufrieden mit meinem Birschgange, den Rückweg an. Es war Nacht, als ich die Hütte erreichte. Todmüde von einem beschwerlichen elfstündigen Marsche, waren die Lastthiere angelangt. Zu meinem Kummer mussten sie die Nacht ohne Mais und bei schlechter Weide zubringen. Das Reh wurde unverzüglich aufgebrochen, gestreift und zerwirkt. Von unsern

Lebensmitteln war der Speck noch brauchbar, die Farinha war glücklicherweise auf der Ladung des Diamante gelegen und somit in gutem Zustande. Während ein grosses Stück Speck in einem Topfe zerlassen wurde, lösten wir das Rehfleisch von den Knochen, schnitten es würfelig, warfen es in den heissen Speck und liessen es braten. Nachdem das Fleisch ausgekühlt war, wurde es mit einer grossen Menge Farinha durcheinander gemischt und in einem Sacke wohl verwahrt. Dieses Gericht bildete die folgenden Tage unsere fast ausschliessliche Nahrung. Für die Abendmahlzeit lieferten uns das Rehgescheide und die durchnässten Bohnen ein angenehmes Nachtessen, an dem unsere arme Wirthin mit wahrem Heisshunger theilnahm. Der mitgenommene Kaffee war leider nicht mehr zu einem Aufgusse tauglich. Ich habe diese unbedeutenden Begebenheiten nur deshalb hier erörtert, weil sie für die Wechselfälle des Reisenden in solch unwirthlichen Gegenden charakteristisch sind.

In dem dumpfen, feuchten, heissen Thale lagerten dichte Wolken von Mosquitos. Wir waren schon lange nicht mehr an diese Plage gewöhnt gewesen und litten nun doppelt heftig daran. Nur wer selbst die Mosquitoqual in den dumpfen Urwäldern durchlebt hat, kann sich einen richtigen Begriff von dem peinlichen Zustande machen, in den der Reisende durch die Millionen dieser blutdürstigen Thierchen versetzt wird. Der Europäer findet schon in Rio de Janeiro die Mosquitos in hohem Grade lästig; was sind aber die vereinzelten Stechfliegen dort im Vergleich zu den Milliarden im heissen Urwalde, die als dichte Schichten einige Fuss über dem Boden auf- und niederschweben, jede entblösste Hautstelle alsbald zu Tausenden bedecken, die bei jedem Athemzuge in Mund und Nase dringen?

Um doch einige Nachtruhe zu geniessen, schlossen wir das Eingangsloch der Hütte, indem wir es mit einem Poncho verhängten und machten dann ein tüchtiges Feuer, auf das wir fortwährend nasses Holz legten und so den Raum mit einem erstickenden Rauche erfüllten. Die Mosquitos waren allerdings verscheucht, aber es dauerte lange, ehe wir, auf der Erde liegend,

uns an den beissenden Qualm zu gewöhnen und endlich einzuschlafen vermochten.



Hütten in Setubinha.

Um 6 Uhr früh des folgenden Tages setzten wir uns in Marsch und erreichten nach zweistündigem Ritte einige Ansiedelungen, *Setubinha* genannt. Ich hatte an einen der dortigen Bewohner, Ignacio Rodrigues, einen Empfehlungsbrief. Da ich wusste, dass er nicht lesen konnte, war ich begierig, wie er sich mit dem Briefe benehmen werde. Seine Hütte war die grösste und beste, seine Roça die ausgedehnteste. Ich traf ihn zu Hause und übergab ihm das Schreiben. Einen Augenblick lang betrachtete er prüfend bald mich, bald den Brief und fragte endlich, wer ihm diesen schicke. Ich nannte den Absender. Das ist mein Freund, erwiderte Rodrigues, und Sie sind willkommen, womit kann ich Ihnen dienen? und mit diesen Worten schob er den uneröffneten Brief zwischen zwei Querbalken der Hüttenwand. Ich bat, ihn meinen Maulthieren eine tüchtige Portion Mais geben zu lassen und mir überdies noch einen Sack voll für die Weiterreise zu verkaufen, was er mir sogleich zusagte

und die nöthigen Anstalten treffen liess. Während den Thieren die ganzen Maiskolben vorgeworfen wurden, füllte man in grosse Säcke von ungegerbten Kuhhäuten eine andere Partie Kolben und stampfte sie mit hölzernen Stösseln so lange, bis sie vollkommen entkörnt waren. Unterdessen wurde uns ein guter Kaffee, Erzeugniss von Setubinha, vorgesetzt.

Das Thal von Setubinha ist breit, fast eben und in ausgedehntem Masse cultivirt. Seine Fruchtbarkeit ist sehr gross und die Ansiedler könnten es zu einem ziemlichen Grade von Wohlstand bringen, wenn sie leichtern Absatz für ihre Producte hätten. Die wenigen Hütten bestehen aus rohen Querbalken und sind mit den Blättern der Indajapalme bedeckt. Neben jeder Hütte ist eine Vorrathskammer (payol), meist aus verticalen Pfählen gebaut, worin der Mais bis zu seinem Gebrauch in Kolben aufbewahrt wird.

Nach dreistündigem Aufenthalte setzten wir die Reise um 11 Uhr vormittags fort und gelangten ½ Stunde später nach *Setubal*, einige Hütten am *Rio de Setubal grande.* Der Fluss war stark angeschwollen, aber doch mit einiger Mühe und bedeutender Durchnässung zu passiren. Der Rio do Setubal grande mit seinen Zuflüssen *Rio de Setubinho, Rio de São Antonio, Rio do Sape* u. a. entspringt auf der Nordabdachung des von West nach Ost streichenden Gebirgszuges, der im Gebirgssystem von Minas geraes als östliche Fortsetzung der Serra do Espinhazo betrachtet werden kann und der das Stromgebiet des Rio Jequitinhonha von dem des Rio Mucury und Rio doce scheidet. Der Rio do Setubal grande fliesst nach Norden und ergiesst sich in den grossen Rio de Arassuahy westlich von seiner Vereinigung mit dem Rio Jequitinhonha.

Bei allen Ansiedelungen traf ich Jagdhunde in Menge. Sie werden vorzüglich zur Unzen-, Reh- und Pacajagd gebraucht. Sie sind aber im allgemeinen entsetzlich mager und erinnern lebhaft an die Bracken gewisser Revierjäger, denen ihre kargen Herren kein Deputat für die Hunde zukommen lassen. Zwei Legoas lang führt der Weg durch dichten Urwald bergauf und bergab bis zur Ansiedelung *Alaú* oder Alaho, deren Gebäude

weit besser, fast einladend aussahen als alle in den verflossenen Tagen getroffenen. Ohne Aufenthalt ritt ich weiter. Anderthalb Stunden später erreichte ich das sogenannte *Quartel,* eine elende, ärmliche Roça. Zwischen Alaü und hier ist ein Punkt, Santa Cruz genannt, an welchem die sogenannte Mucurystrasse beginnt. Ihre Bestimmung ist es, die Mucurycolonien mit Minas novas zu verbinden. Ein paar hundert Klafter lang ist sie vielversprechend, aber je weiter man auf ihr vordringt, desto miserabler wird sie. Ich werde später noch Gelegenheit haben ihrer zu erwähnen. In der Nähe von Quartel verlässt man das Stromgebiet des Rio Jequitinhonha und betritt das des Rio Mucury mit seiner Hauptrichtung von Ost nach West.

Die Ansiedelung *Sete Posses*, etwa $\frac{1}{2}$ Legoa von Quartel, bemerkte ich nicht, wohl aber einen alten, halb verfaulten Rancho, das sogenannte alte Quartel. Es war schon spät und ich meinen Ladungen weit voraus. Ich hoffte noch irgendeine Ansiedelung erreichen zu können, da aber der Weg immer schlechter wurde und das Wetter sich von Minute zu Minute drohender gestaltete, so machte ich auf einem kleinen, nur ein paar Quadratklafter grossen, freien Platze neben einem Bächlein halt. Eine halbe Stunde später erschienen meine Begleiter mit den Lastthieren und es wurde beschlossen, hier unser Lager aufzuschlagen, denn es fielen schon einzelne grosse Tropfen. Schnell wurde abgepackt, einige Bäumchen umgehackt, kreuzweise in die Erde gerammt, darüber eine Mittelstange gelegt, an diese die Häute von meinen Ladungen befestigt und die Lücken mit Palmblättern bedeckt. Während wir dieses einfache Zelt inprovisirten, brach das schon lange drohende Gewitter mit aller Gewalt los; eiligst mussten wir Gräben um das Zelt ziehen, um das Wasser von den Ladungen abzuhalten.

Die Nacht war unterdessen eingebrochen; tappend nahmen wir unsern müden Thieren die Sättel ab, die sie nun schon 13 Stunden getragen hatten, und hingen ihnen die Futtersäcke mit Mais um. Nachdem sie diesen gierig verzehrt hatten, trieben wir sie in den Wald. Nur schwer entfernten sie sich von dem Zelt; es war mir, als sei es ihnen bei dem tobenden Un-

gewitter draussen im finstern Urwalde unheimlich, als fürchteten sie sich, uns zu verlassen.

Vergeblich mühten wir uns ab, Feuer zu machen, das triefend nasse Holz brannte nicht. Wir brauchten es freilich weder zum Kochen noch wegen der schützenden Wärme; wir wollten nur Rauch, um die dichten Wolken von Mosquitos, die uns



Nachtlager im Urwalde.

ganz bedeckten, zu verscheuchen. Kaum zwanzig Schritte von unserm Zelte lag ein verendetes Maulthier in voller Fäulniss und verbreitete einen unerträglichen Aasgeruch. Bei meiner Ankunft an dieser Stelle verscheuchte ich eine Schar Aasgeier, die sich eben das leckere Mahl trefflich schmecken liessen. Gewiss hätte ich einen andern Punkt zum Nachtlager ausgewählt, aber im Urwalde, durch den nur ein schmaler Pfad ausgehackt ist, sind die Hauptbedingungen für ein solches, nämlich ein kleines, freies Plätzchen und Trinkwasser, sehr selten, und man

setzt, wo man diese findet, leicht jede andere Annehmlichkeitsrücksicht beiseite.

Die Nacht war so finster, dass kein Gegenstand zu unterscheiden war. Ich zündete meine Reiselaterne an und versuchte kniend im Wasser auf einem Koffer einige Notizen in das Tagebuch einzutragen. Vergebliche Mühe! Das weisse Papier und die Hände waren augenblicklich mit Tausenden von Mosquitos bedeckt, das Schreiben eine Unmöglichkeit. Um 8 Uhr wurde der Sack mit Rehfleisch geöffnet; ein tüchtiger Hunger würzte das Mahl, das unter andern Verhältnissen nicht im mindesten gemundet hätte, da der gesalzene Speck, mit dem es zubereitet wurde, über die massen ranzig war.

Sobald der Regen etwas nachliess, fingen Fledermäuse zudringlichster Art an, durch unser Zelt zu schwirren. Mein Camarada, der eine ganz besondere Antipathie gegen diese nächtlichen Blutsauger haben mochte, quälte sich bis nach Mitternacht ab, sie zu verscheuchen. Ans Schlafen war ohnehin nicht zu denken. In unserm kleinen Raume hielten uns das schwirrende Sausen der Mosquitos (das mir wenigstens weit unangenehmer ist als ihre Verwundungen), ihre Stiche, das empfindliche Einbeissen der ekelhaften Zecken wach; draussen aber in der rabenschwarzen Nacht erschallte verworren die schauerliche Instrumentation der Urwaldbewohner, wahrlich wenig geeignet, uns in Schlummer zu wiegen. Oft steigerten sich diese Töne der Natur zu einem wahrhaft infernalischen Concert, als ob tobend und schreiend das wilde Heer durch die Lüfte zöge. In solchen Momenten hörte ich die Maulthiere scheu durcheinandertraben und wiederholt kam der Diamante zum Zelt, uns ängstlich zu beriechen.

Gegen 2 Uhr verschwanden die Mosquitos, es trat mehr Ruhe in der Natur ein, und endlich verlangte auch der Schlaf seine Rechte. Mit dem ersten Morgengrauen zogen wir nach verschiedenen Richtungen aus, um unsere Thiere zu suchen. Nach anderthalb Stunden hatten wir sie alle gefunden und beim Mais vereint. Sie waren sämmtlich jämmerlich von den Fledermäusen zerbissen und sehr matt. Um ihnen die Last einigermassen

zu erleichtern, musste ich, so schmerzlich es mir wurde, einen grossen Theil meiner durch Minas gesammelten Mineralien und geologischen Stufen hier zurücklassen. Wenn vielleicht in spätern Zeiten ein Ingenieur durch jene Gegend eine Strasse zieht und auf diese verschiedenen Gesteine stösst, wird er sich möglicherweise in den sonderbarsten Hypothesen über deren Ursprung ergehen. Ehe wir aufladen konnten, musste ich noch drei Maulthiere beschlagen. Sie hatten am Tage vorher fünf Eisen verloren. Um 8 Uhr waren wir marschbereit und zogen den ganzen Tag durch dichten Urwald, oft sehr steil bergauf, bergab, ohne eine Uebersicht über die Gegend gewinnen zu können. Eine schroffe, überwaldete Felsenpartie war die einzige wohlthätige Unterbrechung in der monotonen Waldscenerie. Das Prädicat monoton dürfte manchem, der den Urwald aus Reiseschilderungen, ja aus eigener Anschauung kennt, zum mindesten als unrichtig gewählt erscheinen. Ich gestehe aber dennoch, dass ich den Urwald, trotz der unermesslichen Vegetationsfülle in buntester Abwechselung, *monoton* finde. Als ich im Jahre 1839 zum ersten mal in einen Urwald drang, war sein Eindruck auf mich mächtig überwältigend; ich war hingerissen vor Staunen und Bewunderung; ich schwelgte im Hochgenuss, wie ihn nur die endliche Realisirung heissen Sehnens und glühender Jugendwünsche uns gewährt. Jahrelang wurde mir das Urwaldleben zutheil und — wahrlich in seinen herbsten Formen. Ich lernte den Urwald mit seinen wunderbaren Reizen, aber auch mit all seinen Schauern kennen. Ich genoss in vollen Zügen jene unbeschreibliche Befriedigung, die neue Entdeckungen dem eifrigen Forscher gewähren; ich kämpfte aber auch den bittersten Kampf um die eigene Existenz. Vertraut also mit dem Urwalde nenne ich ihn dennoch monoton; nicht für den Forscher, der dort ebenso in den gigantischen Formen wie im Mikrokosmus ein unerschöpfliches und äusserst dankbares Feld für seine Studien und Entdeckungen findet, wohl aber für den Reisenden, dem die einzelnen Vegetationsgruppen bekannt sind und der sie nun tage-, wochenlang sich immer wiederholen sieht. Im Urwalde findet das Auge keinen Ruhepunkt, wenn es nicht analysirt. Die Einzelheiten

sind wunderbar, die Gesammtheit unbefriedigend. Stundenlang kann ein von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel mit Hunderten von Parasitenpflanzen bedeckter, riesenhafter Gameleiro den staunenden Blick fesseln. Nur die üppigste Tropennatur vermag auf kleinem Raume zusammengedrängt, eine solche Fülle sich gegenseitig ernährender und verzehrender Organismen zu schaffen; aber schon die nächste Umgebung beeinträchtigt und schwächt diesen grossartigen Eindruck. Eine überschwengliche Productionskraft hat hier andere Formen in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit zu einem fast unentwirrbaren Chaos zusammengehäuft. Es fehlt dem Ganzen an Harmonie, es fehlt an Licht und Beleuchtung, es fehlt an Luft; kein Horizont grenzt das Bild ab, es mangelt ihm der Rahmen. Vergeblich sucht der nach oben schweifende Blick den blauen Himmel, er trifft nur dichtbelaubte, hohe Baumkronen. Die Luft ist drückend heiss, mit Modergeruch erfüllt. Sie erfreut und erleichtert nicht das Herz, sie beengt es. Ich ziehe den deutschen Eichen- und Tannenwald dem tropischen Urwalde vor.

Die vielgerühmte Mucurystrasse war meilenlang nur ein schmaler Waldpfad (picada) von überhängenden Gebüschen und Sträuchern, deren Dornen Gesicht und Hände jämmerlich zerfetzten, fast ungangbar gemacht. Umgestürzte Baumstämme versperrten ihn derart, dass wir oft neue Seitenwege aushauen mussten, was aber nicht immer möglich war; zuweilen lag ein Stamm so, dass die leeren Thiere knapp unten durchkriechen konnten und deshalb abgeladen werden mussten; wieder an andern Stellen lag ein umgefallener Baum ein paar Fuss über der Erde quer über den Weg und die Thiere waren genöthigt daüber wegzusetzen. In solchen Fällen zeigte sich mein Diamante bewunderungswürdig. Trotz seiner noch immer schweren Ladung sprang er mit graziöser Leichtigkeit über diese Hindernisse, während der Piano abgeladen werden musste. Mein Sattelthier war ebenfalls brav und selten kam ich in die Lage abzusteigen. Die übrigen setzten selbst ohne Reiter nur mit Mühe über. Bei den meisten Brücken war das Holz faul und sie konnten daher nur mit grosser Vorsicht passirt werden. An

einzelnen Stellen ist die sogenannte Strasse breit und gut. Es schien, als ob der Erbauer hier immer einen besonders rüstigen Anlauf genommen habe, der Athem ihm aber immer zu schnell ausgegangen sei. Der Weg selbst ist kläglich tracirt. Man muss annehmen, dass der mit dessen Eröffnung betraute Ingenieur durch irgendeinen Zufall im Walde seine Instrumente und übrigen Behelfe verloren habe und sich auf diese Weise ohne Hülfsmittel zu einer richtigen Orientirung sah, sonst müsste man die ganze Weganlage als ein sträfliches Vergehen gegen den gesunden Menschenverstand und die Kasse der Mucurycompagnie erklären.[1]) Es ist nicht zu leugnen, dass es keine ganz leichte Aufgabe ist, durch dichten Urwald die möglichst zweckmässigste Wegrichtung zu finden. Tüchtige Fachkenntnisse können aber wenigstens allzu grobe Verstösse vermeiden. Ueber die Sohle des Weges ist nichts zu bemerken. Man scheint sich gar nicht damit befasst zu haben. Man war mit Eröffnung der Waldlinie schon befriedigt.

Von Jacinto das Neves an fand ich die Thierwelt längs des Weges reich vertreten, besonders das buntbefiederte Heer der Vögel, durch kreischende Geier, prachtvolle Arraras, lärmende Papagaien, gravitätische Tucans, muntere Baumläufer, glänzende Tanagriden, reizende Kolibris, bunte Tauben und fette Waldhühner. Aber nie ertönte die melodische Stimme eines Sängers; nur Zwitschern, Pfeifen, Schreien und ohrenzerreissendes Kreischen. Von Säugethieren sah ich nur Affen, Eichhörnchen und ein paar Agutis. Laubfrösche, Kröten, Schlangen, Iguane und andere Eidechsen waren häufig.

Das Ziel unserer heutigen Tagereise sollte die Ansiedelung des Antonio Gomez nächst der Brücke über den Mucury sein. Nachmittags war ich meinen Begleitern weit vorangeritten, da sie mit den Lastthieren bei den steten Weghindernissen nur langsam vorrücken konnten. Nach meiner Berechnung sollte ich

---

[1]) Dass es im Jahre 1861 einen officiellen Lobredner dieses Weges, an dem, seit ich ihn (vier Jahre früher) in dem oben beschriebenen Zustande gefunden habe, keine gründliche Reparatur vorgenommen worden war, gegeben hat, kann nur unreinen Motiven zugeschrieben werden.

um 5 Uhr in der Ansiedelung eintreffen, aber Stunde um Stunde verstrich, ohne dass der emsige Schritt meines Maulthiers mich zu einer menschlichen Wohnung gebracht hätte. Die Nacht brach plötzlich ein. Die äusserst kurze Dämmerung der Tropenländer ist nirgends fühlbarer als im dichten Urwalde. Tag und Nacht verschmelzen hier nicht im Zwielichte; kaum hat sich die Sonne unter den Horizont geneigt, ist auch schon der Wald in Finsterniss gehüllt, denn es fehlen die Lichtreflexe gänzlich.

Der Pfad war nur noch meinem Thiere sichtbar, ich vermochte nicht einmal mehr die überhängenden Aeste und Bambusrohre, die mir ins Gesicht schlugen, zu erkennen. Aus den Bewegungen des Maulthieres konnte ich schliessen, dass der Weg lange und ziemlich steil bergab über eine Brücke führe. Später erfuhr ich, dass das hier überbrückte Flüsschen den so häufig wiederkehrenden Namen *Riberão do Inferno* (Höllenflüsschen) trage. Endlich entdeckte ich in einiger Entfernung rechts von der bisher verfolgten Richtung ein Feuer und glaubte Töne menschlicher Stimmen zu hören. Ich rief, mein Ruf wurde auf die nämliche Weise erwidert. Mein Thier schlug die Richtung des Feuers ein. Unter einem auf vier Pfählen ruhenden Palmdache bemerkte ich auf ungefähr dreissig Schritt Entfernung mehrere Gestalten um ein Feuer kauern. Ich hielt an und frug nach Antonio Gomez. Schallendes Gelächter war die Antwort und plötzlich sah ich mich von einem Dutzend nackter, brauner, wilder Gesellen, von denen einige mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, umringt.

Noch unter dem Eindruck übertriebener Erzählungen von der Wildheit und den feindseligen Gesinnungen der Botokuden, die ich in Diamantina gehört hatte, sowie der Reminiscenzen der schönen Reise des Prinzen Maximilian zu Neuwied, machte mich diese höchst unerwartete Begegnung im nächtlichen Urwalde stutzen und meine erste Bewegung war nach meinem Revolver. Eine Weile lang musterten wir uns gegenseitig und ich suchte mich über meine Lage ins Klare zu setzen. Hatten die Indianer feindliche Absichten, so war ich verloren, das sah ich wohl ein.

Ich konnte mich allerdings mit acht Schüssen vertheidigen, hätte aber doch der Uebermacht erliegen müssen.

Ich wusste, wie sehr die Indianer den Taback lieben und hatte mir schon in Diamantina eine ziemliche Quantität Rolltaback (fumo) in zollgrosse Stücke zerschnitten, um mir vorkommenden Falles durch solche Spenden die Zuneigung der Botokuden zu gewinnen. Ich versuchte dieses Mittel und schenkte einigen Indianern, die mir die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Gesellschaft zu sein schienen, je ein Stück des klebrigen Tabacks. Mit dem freudigen Ausrufe: cumo! (statt fumo; da die Botokuden in ihrer Sprache kein f haben, so ersetzen sie es in den portugiesischen Worten durch c oder g) und grinsendem Lachen empfingen sie die Gaben und unsere Freundschaft war geschlossen. Nun nahm ich zwei Stücke Taback in die Hand und wiederholte mehrmals den Namen Antonio Gomez und drückte durch Zeichen den Wunsch aus, es möchte einer von ihnen mir den Weg dahin zeigen. Die verlockende Belohnung machte den Burschen mein Verlangen begreiflich; einer von ihnen ergriff Bogen und Pfeil und schritt vor meinem Thiere her langsam in den finstern Wald. Ich folgte, ohne nur meinen Führer sehen zu können. Nach einem viertelstündigen Marsche befand ich mich vor der Wohnung des *Antonio Gomez*, der mich mit grosser Freundlichkeit empfing. Meinem Führer gab ich statt der versprochenen zwei Stücke Taback deren vier. Er empfing sie mit gieriger Hast und verschwand augenblicklich wieder im Walde. Anderthalb Stunden später langten meine Ladungen an.

Antonio Gomez war im Bauen begriffen. Er hoffte auf eine Zukunft der Mucurycolonien und trachtete nur seine frühere elende Behausung behaglich einzurichten. Wir setzten uns in der Küche zum Feuer und bald waren seine Waldnachbarn der Gegenstand meiner Erkundigungen und unsers stundenlangen Gesprächs.

Die Indianer, die ich im Walde getroffen, waren Botokuden vom Stamme Naknenuks. Sie hatten sich seit einigen Wochen an der Stelle niedergelassen, wo ich sie traf, um Antonio Gomez

in der Ernte und beim Bauen zu helfen. Zu gewissen Zeiten verlassen sie die Wälder und begeben sich zu den Ansiedelungen, um dort gegen ein kleines Entgelt an Lebensmitteln, Kleiderstoffen, Taback u. dgl. sich bei den Feldarbeiten zu betheiligen, und verschwinden oft plötzlich wieder ohne irgendeinen bekannten Grund. Sie sollen selten mehr als höchstens ein paar Wochen bei der Arbeit aushalten.

Antonio Gomez schilderte diese Botokuden als ziemlich gutmüthig, aber ausserordentlich faul und bei der Arbeit von geringer Ansdauer, daneben als unersättliche Fresser. Er meinte, die meisten von ihnen fressen für vier civilisirte Menschen (christianos), vier von ihnen arbeiten aber kaum soviel als ein Christiano. Sie verschmähen keine nur irgendwie geniessbare Nahrung und verzehren mit ebenso grossem Behagen Urubus (Aasgeier), Kröten und Mäuse wie Rehe und Waldhühner. Sie sind gute Jäger, haben aber in ihren Bezirken, da sie fast ausschliesslich von der Jagd leben, das Wild schon ausserordentlich vermindert.

Vor ungefähr funfzig Jahren hatten sich verschiedene Stämme der Indianer über das ganze Quellengebiet des Mucury bis gegen Capellinha hin ausgedehnt, mussten sich aber später wieder ostwärts in die Wälder zurückziehen. Der Vater meines Hauswirths hatte sich mit der Civilisation dieser Stämme grosse Mühe gegeben und theils durch Güte, theils durch Strenge viel bei ihnen ausgerichtet. Er war ihr Beschützer und Freund. Seine Fazenda lag nur wenige Legoas von *Alto dos Bois* (zwei Legoas von Capellinha) einem sogenannten Quartel oder Militärposten zum Schutze der civilisirten Bevölkerung gegen allfällige Angriffe der wilden Indianer. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts suchte der Stamm der *Malalies*, von den Naknenuksbotokuden von Osten gedrängt, Zuflucht und Schutz bei diesem Grenzposten und siedelte sich in dessen nächster Umgebung an. Unvernünftige Behandlung dieser Indianer seitens des Postencommandanten, der sie zu Soldaten presste, sie in ihrer Löhnung verkürzte, um kleinere Vergehen hart bestrafte, bewog sie, ihr Asyl plötzlich wieder zu

verlassen und von neuem ihr Glück in den Wäldern zu suchen. Die Malalies verschwanden sämmtlich in einer Nacht aus der Umgebung des Quartels. Theuer bezahlten sie ihr Unternehmen. Die Naknenuks fielen noch einmal über sie her und rieben den Stamm beinahe auf. Der Rest floh wieder gen Alto dos Bois und wurde von Antonio Gomez Leal auf seiner Fazenda São Pedro freundlich aufgenommen.

Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung, dass Indianerstämme, die durch Krieg oder Epidemien plötzlich sehr stark reducirt wurden, sich in der Regel nie wieder erholen und nur noch als wenig zahlreiche Familien gewöhnlich noch jahrzehntelang hinsiechen, bis sie endlich ganz aussterben. Bei ihnen tritt nicht mehr die Vermehrungsprogression ein, wie sie vor dem vernichtenden Schlage stattgefunden hatte, und bei andern unter den nämlichen physischen Bedingungen lebenden Völkern beobachtet wird. Meines Wissens ist dieses Verhältniss noch nirgends erörtert worden. Ich habe es bei einem genauen Studium der Geschichte der nord- und südamerikanischen Indianer als Regel gefunden. Sehr verminderte Fruchtbarkeit des Weibes ist die Hauptursache; auf welchen physiologischen Einwirkungen dieselbe aber beruht, ist wol schwer zu ermitteln.

Vor 1787 waren die Malalies ein Stamm, der über ein Halbtausend Individuen zählte. Als sie in jenem Jahre von den Botokuden nach vernichtendem Kriege nach Westen gedrängt wurden, erschienen sie kaum anderthalbhundert Köpfe stark beim Quartel, und als sie nach ihrem nochmaligen Rückzuge in die Wälder und der neuen Niederlage in der Nähe von Antonio Gomez Leal sich wieder sammelten, waren ihrer nur noch sechsundzwanzig. Trotzdem sie, nun schon siebzig Jahre ansässig, keinen besondern Gefahren ausgesetzt sind und ungestört nach ihren Neigungen leben, sehr mässige Arbeiten verrichten und auch an keinen Nahrungssorgen leiden, ist ihre Zahl doch nicht auf mehr als auf einige und dreissig Individuen gestiegen. Ich habe mehrere von ihnen bei Antonio Gomez gesehen. Ihre Hautfarbe ist lichter, ihr Gesicht mehr oval als bei den Botokuden, ihr Ausdruck sanft und eigenthümlich schwermüthig. Sie

sollen ziemlich arbeitsam, aufgeweckt, aber mistrauisch sein. Wahrscheinlich haben sich die Mishandlungen, die ihre Vorfahren vom Postencommandanten im Quartel von Alto dos Bois erlitten, unter ihnen als Tradition erhalten. Ihr Körperbau ist, im ganzen genommen, schmächtiger und schwächlicher als der der Naknenuks. Es ist daher auch leicht erklärlich, dass sie den wilden und kriegerischen Botokuden erlagen. Sie sollen sich bisjetzt mit andern Indianern nicht vermischt haben.

Antonio Gomez führte mir noch folgende Stämme an, mit denen sein Vater und sein Oheim, Casimiro Gomez, in näherer Berührung standen: Die *Machacalies*, die gegenwärtig in ziemlicher Anzahl am Rio Jequitinhonha, da, wo sich von Süden her der Riberão dos Prates in ihn ergiesst, im *Aldeamento do Farrancho* sich niedergelassen, Ackerbau treiben und dem christlichen Cultus folgen; die *Panhames*, *Cupochies*, *Maçuinies (Mucunis)*, und die *Naknenuks*. Letzterer Name bedeutet „Herr des Landes". Verschiedene Indianerstämme Nord- und Südamerikas nennen sich in ihren Sprachen so, häufig nur nach dem „jus possessionis", nachdem sie ein Land erobert haben, und nicht selten geht dann ihr früherer Stammname verloren.

Mein Gastfreund bemerkte mir, er sei nie von den Botokuden irgendwie feindselig belästigt worden, obgleich sich zwei ihrer Aldeas, die eine unter dem Häuptlinge *Poté*, die andere unter dem Anführer *Karacatan* (nach andern Krakatan) in kurzer Distanz von seiner Ansiedelung befinden. Den erstern schilderte er mir als gutmüthig, dienstgefällig und verlasslich, den andern aber als mehr hinterlistig und abgeschlossen.

Die Aldeas der Botokuden bestehen aus äusserst ärmlichen Hütten, die nur den nothdürftigsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Bei einigen dieser Weiler werden Nutzpflanzen, z. B. Mandioca, Mais etc., in geringer Menge gezogen. Die Bewohner stehen unter einem Häuptlinge, den die Brasilianer Capitão nennen. Dieses Wort hat sich auch schon bei den Indianern, die mit den christlichen Bewohnern häufig in Berührung kommen, eingebürgert und sie nennen ihrerseits

auch jeden, von dem sie glauben, dass er eine gewisse Autorität ausübe, Capitão.

Frühmorgens des folgenden Tages machte ich den Botokuden in ihrem Rancho einen Besuch. Sie lagen in süssem Nichtsthun auf dem Bauche auf blosser Erde oder kauerten um ein grosses Feuer. Es waren im ganzen siebzehn Individuen. Ein grosser Kopf, eine viereckige Stirn, kleine, schiefgeschlitzte Augen, eine breite Nase, ein grosses Maul, ein dicker Bauch und schmächtige Extremitäten sind die hervorstechenden Züge dieser Indianer. Die ältesten hatten die Unterlippe quer aufgeschlitzt und die Ohrlappen gross durchlöchert, schlaff, fast auf die Schultern herunterhängend. Keiner trug die eigenthümlichen Hölzer in den Schlitzen. Bei den jüngern waren Ohren und Lippen unverletzt. Zwei von ihnen glichen sich, sie waren wahrscheinlich Brüder. Die übrigen hatten, den Rassentypus abgerechnet, sehr verschiedene Physiognomien. Einer der älteren zeichnete sich durch einen sehr einnehmenden Gesichtsausdruck höchst vortheilhaft aus und war auch in seinem Betragen fast liebenswürdig zu nennen. Er sprach einzelne portugiesische Worte. Nur Ein weibliches Wesen befand sich unter diesen Indianern; es mochte 9—10 Jahre alt sein, war aber doch schon verheirathet, ein unreifes, garstiges Geschöpf. Ein Theil von ihnen war ganz nackend, mehrere hatten einzelne Kleiderfetzen umgehängt. Die Indianerin trug ein sehr kurzes, vorn ganz aufgeschlitztes Hemdchen.

Da die Botokuden reichlich mit Waffen versehen waren, so suchte ich einige von ihnen einzutauschen. Nach langem Hin- und Hergesticuliren zeigten sie sich bereit mir mehrere Pfeile abzulassen. Ich erhielt für je ein zwei Zoll langes Stück Rolltaback einen Pfeil. Schwieriger war es Bogen einzuhandeln. Sie schienen grossen Werth darauf zu legen, wahrscheinlich, weil deren Anfertigung mühsam ist. Ich bot zwei, dann drei Stücke Taback für einen solchen, aber umsonst. Ich versuchte es mit vieren. Die Verlockung war gross, aber dennoch wollten sie sich nicht entschliessen, die Waffe herzugeben. Ich steckte den Taback wieder ein und schickte mich an fortzugehen. Nun entspann sich eine lange lebhafte Debatte und schliesslich bot mir

einer seinen Bogen dar. Er erhielt die vier Stücke Taback und bald hatte ich zum nämlichen Preise den Bogen eines zweiten. Dem Weibe zeigte ich einen Ring; es streckte gleich die Hand her und liess ihn sich von mir anstecken. Ich schenkte ihr auch einen kleinen Spiegel, über den sie eine wahre Affenfreude äusserte.

Als ich zur Ansiedelung zurück wollte, begleiteten mich sämmtliche Botokuden. Sie gingen dorthin zur Arbeit. Der alte Indianer nahm mir Bogen und Pfeile ab, um sie bis zum Hause zu tragen, wofür er ebenfalls mit Taback belohnt wurde. Eine halbe Stunde später sah ich diese Indianer beim Essen. Sie standen um eine grosse, mit breiartigem Gerichte gefüllte Schüssel und bedienten sich ganz anständig der Löffel. Sie hatten also schon einen leisen Anstrich von Civilisation. Es war freilich ein eigenthümlicher Contrast, sie splitternackend dastehen und mit zinnern Löffeln essen zu sehen.

Vor dem Frühstück liess mir Antonio Gomez einen Thee (Chá do Matto), wie er ihn mit seiner Familie täglich trinkt, bereiten. Es war ein sehr angenehmer aromatischer Aufguss von der Rinde eines Sipo (Liane), dem viele wunderthätige Wirkungen zugeschrieben werden.

Dicht bei der Wohnung des Antonio Gomez führt eine hölzerne Brücke über den Mucury, der hier gerade einen Bogen von Süden nach Norden macht; da aber seine Hauptrichtung von Westen nach Osten ist, so gelangt man über die Brücke an sein südliches Ufergebiet. Meilenlang folgte nun ein fast unwegsamer Kothpfad, in dem die Thiere stellenweise bis an den Bauch in Morast versanken. Um 10 Uhr ritt ich bei einer verlassenen Ansiedelung vorbei. Dicht vor derselben steht ein kapellenartiges Häuschen, im Innern mit einem schmucklosen Kreuze. Es umschliesst das Grab des frühern Besitzers. Eine stundelange Wegstrecke weiter traf ich in einem fast unergründlichen Moraste drei Neger mit langen Stangen beschäftigt. Ich glaubte sie bei einer so dringend nöthigen Wegreparatur. Arge Täuschung! Sie gehörten zu einer nahe gelegenen Ansiedelung und befassten sich damit, in den freien Stunden mit langen Haken

in diesem gefährlichen Atoleiro nach Hufeisen zu suchen. Sie hatten heute auch schon sieben Stück gefunden. Ich kaufte ihnen die bessern ab, denn von meinem aus Capellinha mitgenommenen Vorrathe hatte ich in der Früh die letzten aufgenagelt. Nachdem wir wieder auf etwas trockenerm Wege waren, bemerkte ich, dass meine Thiere wieder zwei Hufeisen in dem Moraste hatten stecken lassen, also wieder ein Gewinn von 2 Patacas für die industriellen Neger.

Der Urwald ist hier ausserordentlich dicht, mit vielen riesenhaften Bäumen und einem fast undurchdringlichen Unterholz und Bambusrohren. Mir ist es immer unbegreiflich, wie die Indianer durch dieses dichte Pflanzengewebe mit seinen zahllosen stacheligen Sträuchern und Bäumen, unter denen besonders die stachelbedeckten Stämme der Airi- und Tucumpalmen so schmerzhaft verletzen, sich mit ihren nackten Leibern durchwinden. Ich sah sie oft im Walde verschwinden an Stellen, wo scheinbar kaum ein Aguti durchschlüpfen konnte. Freilich eilt auch der edle Zwanzigender flüchtig durch Stangenholz, das seinem stolzen Geweihe keinen Raum zu geben scheint.

Ich begegnete häufig kleinern und grössern Partien wohlbewaffneter Botokuden. Sie kamen aus dem Walde, zogen quer über den Weg und verschwanden wieder waldwärts. Mehrmals begleiteten mich einzelne eine Strecke weit und bogen dann in irgendeinem Walddickicht ab. Ich schenkte diesen immer ein paar Stückchen Taback. Sie wurden stets mit einem eigenthümlichen gutturalen Ausrufe entgegengenommen. Alle diese Indianer, es mochten im ganzen gegen sechzig gewesen sein, schlugen die nämliche Hauptrichtung ein. Da mir Antonio Gomez erzählt hatte, dass seit einigen Tagen bedeutende Unruhen unter den Indianern verschiedener Aldeas ausgebrochen seien und ein Stamm Rache wegen Ermordung von ein paar seiner Angehörigen an einem andern Tribus nehmen wolle, so vermuthete ich, dass alle von mir getroffenen Botokuden sich an einen bestimmten Sammelplatz begaben, um von dort aus den Feldzug zu eröffnen.

In den ersten Nachmittagsstunden ritt ich bei einer Roça vorbei und sah dicht am Wege einen greisen Mulatten nebst

einigen jüngern dunkelgefärbten Männern im Felde arbeiten. Die Ansiedelung liegt am *Rio de Todos os Santos*, in dessen Gebiete ich mich nun befand, und heisst Cachoeira. Die Geschichte jenes Greises, wie sie mir in den nächsten Tagen wiederholt und übereinstimmend erzählt wurde, ist so tragisch, dass ich nicht umhin kann, sie hier aufzuzeichnen.

In den Wäldern des obern Urupuca (auch Arapuca oder Oropuca gesprochen), der seine Gewässer in den Rio Sassuahy grande, den beträchtlichsten nördlichen Zufluss des Rio Doce, ergiesst, südöstlich von Capellinha de N[a]. S[a]. da Graça, liessen sich vor einigen und dreissig Jahren, zwei Brüder nieder, Thomas und Feliciano *Pego*, dunkle Mulatten, aber nüchterne, arbeitsame und rührige Männer. Sie rodeten den Wald und machten ausgedehnte Pflanzungen. Durch vertrauenerregendes Entgegenkommen und sanfte Behandlung wussten sie bald die herumschwärmenden Indianer in solchem Grade zu gewinnen, dass diese meistens bei den Brüdern blieben und ihnen bei der Feldarbeit halfen. Sobald ihre Roça in gutem Zustande war, verkauften sie dieselbe vortheilhaft und zogen, von den Indianern begleitet, tiefer in die Wälder, um die nämliche Arbeit von neuem zu beginnen. Nachdem sie auf diese Weise mehrere Roças hergestellt und günstig verkauft hatten, fassten sie den Entschluss, endlich für sich selbst einen bleibenden Wohnsitz zu gründen, und legten eine grosse Fazenda „Suruby" genannt an. Treu, wie immer, standen ihnen die Indianer bei. Sie bildeten mit ihnen sozusagen nur Eine Familie und zeigten gegen die beiden Brüder eine rührende Verehrung. Den einen nannten sie „meu pay" (mein Vater), den andern „meu padrinho" (mein Pathe). So lebten sie manches Jahr zufrieden und ruhig, bis plötzlich eine jener unerklärlichen Schicksalsfügungen, die so oft vernichtend in das menschliche Leben eingreifen, auch ihnen Fluch und Unheil brachte.

Im Jahre 1848 kam ein durch viele Niederträchtigkeiten übel berüchtigtes Individuum, ein Kapuziner, Namens Fray Bernardino, nach Suruby, genoss dort einige Zeit die Gastfreundschaft und fand das Terrain günstig, um einen seiner verruchten

Pläne in Ausführung zu bringen. Seine heuchlerische Frömmigkeit bestach die beiden Brüder, und als er sich dem Thomas Pego, einem schlichten, frommen Manne, anbot, zwei seiner Enkelinnen, Töchter einer Indianerin, in der christlichen Religion zu unterrichten, nahm dieser es freudig an. Nach einigen Monaten verliess der Mönch heimlich Suruby; er hatte die beiden Mädchen geschändet! Aber nicht zufrieden mit dieser niederträchtigen Handlung, wollte er den Ruin der ganzen Familie. Er begab sich nach Ouro-Preto und klagte dort zu einer Zeit grosser politischer Aufregung die Brüder Pego revolutionärer Umtriebe an; behauptete, sie haben Tausende von Indianern um sich versammelt, um der Oppositionspartei zu helfen, und wusste es durch seine geschickten Verleumdungen so weit zu bringen, dass Luis Antonio Barboşa, damals Präsident der Provinz Minas geraes, später Präsident der Provinz Rio de Janeiro, dann Justizminister und zuletzt Deputirter für Minas geraes, sich bewogen fand, die Pegos unter Polizeiescorte nach Ouro-Preto bringen zu lassen, um sich im Gefängnisse zu rechtfertigen. Durch kriecherische Schmeicheleien und heuchlerische Frömmigkeit wusste Fray Bernardino vom Präsidenten den Auftrag zu erwirken, die Indianer von Suruby zur christlichen Religion zu bekehren! Zurückgekehrt auf den Schauplatz seiner Niederträchtigkeiten wollten die Indianer nichts mehr von ihm wissen und drohten ihm mit dem Tode. Er sah sich genöthigt, in einer andern Ansiedelung Zuflucht zu suchen. Als aber die Indianer ihre Beschützer und Freunde nicht mehr zurückkehren sahen, zogen sie sich in die Wälder zurück. Die beiden entehrten Mädchen flohen vor dem Verbrecher mit ihnen. Nun hatte der nichtswürdige Mönch freie Hand. Er bemächtigte sich der Fazenda, verkaufte das Vieh, stahl, was zu stehlen war, versammelte unter dem Vorwande, ein Nonnenkloster zu stiften, eine Anzahl Dirnen um sich und führte mit ihnen ein wildes, wüstes Leben. Bald aber mochte ihm die Lage nicht mehr ganz geheuer erscheinen und er verliess Suruby, um sich einen neuen Schauplatz für seine Verbrechen aufzusuchen. Wenn ich recht unterrichtet bin, hält er sich gegenwärtig in Bahia auf.

Die Fazenda Suruby, geplündert und von ihren Besitzern verlassen, überwucherte mit Gesträuchern. Das Haus verfiel und ist heute ein kaum noch erkennbarer Trümmerhaufe. Die Brüder Pego, endlich als unschuldig ihrer Haft entlassen, arm und unglücklich, wollten nicht mehr auf die Stätte ihres frühern Glücks und Wohlstandes, an die sich so tragische Erinnerungen knüpften, zurückkehren. Feliciano Pego gründete sich vor mehrern Jahren mit einer Anzahl von Kindern und Enkeln am Allerheiligenflusse, da, wo ich ihn sah, eine neue Existenz, die ihm hoffentlich nicht mehr getrübt werden wird. Sein Bruder Thomas lebt irgendwo in der Provinz Minas. Seinen Aufenthaltsort habe ich nicht erfahren. Den verruchten Mönch hat der Arm der weltlichen Gerechtigkeit bis jetzt noch nicht erreicht oder erreichen wollen. [1])

Gegen 4 Uhr erreichte ich die Ansiedelung Todos os Santos. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an deren Besitzer Marcelino Domingues und konnte mich auch hier wieder von dem grossen Werthe solcher Reisebegleiter überzeugen. Der Brief verschaffte mir die freundlichste Aufnahme. Ob er ihn lesen konnte, weiss ich nicht. Er fragte mich nach dem Namen des Absenders und der genügte ihm. Die Ansiedelung machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Marcelino hatte mit den Seinigen tüchtig gearbeitet und sich ein angenehmes Heimwesen geschaffen. Die Felder waren in gutem Stande und die Wohnung genügte den bescheidenen Bedürfnissen. Das Haupterzeugniss seiner Roça war Zuckerrohr, dessen Saft er theils zu Moscovade bereitete, theils zur Destillation von Branntwein verwendete. Er und seine Familie waren von diesem Urwaldleben so befriedigt, dass sie sich durchaus nicht der Civilisation näher gerückt wünschten.

Ein Paar wundervolle Arraras, die, jung eingefangen, nun vollkommen gezähmt ums Haus herumspazierten, machten mir hier viel Vergnügen. Bei dieser Gelegenheit will ich ein Beispiel

---

[1]) Auf der Halfeld-Wagner'schen Karte der Provinz Minas geraes sind zwischen dem Rio Urupuca und dem Rio Serubim, und zwischen diesem und dem Rio d'Agoa boa drei Fazendas Pego verzeichnet, die diesen Brüdern gehörten.

eigenthümlicher gegenseitiger Anhänglichkeit dieser Thiere anführen, das mir ein paar Tage später erzählt wurde. Zwei gezähmte Arraras wurden nebeneinander gehalten und täglich zusammen mit Mais gefüttert. Der eine starb und von dem Augenblicke an frass der hinterbliebene nie mehr ein Korn Mais; er musste mit Bananen und anderm Futter ernährt werden.

Unter dem Personal der Ansiedelung befanden sich drei Chinesen, die hier für Tagelohn im Felde arbeiteten. Sie waren in ihrem nationalen Costüm mit den typischen Zöpfen und breiten, runden Strohhüten. Marcelino war mit ihnen zufrieden; er sagte mir, dass sie zu jeder Arbeit erst abgerichtet werden müssen, wenn sie aber einmal die Handgriffe erfasst haben, seien sie sehr brauchbar. Jedenfalls ziehe er sie den Botokuden vor, die starke Fresser und äusserst faule Arbeiter seien.

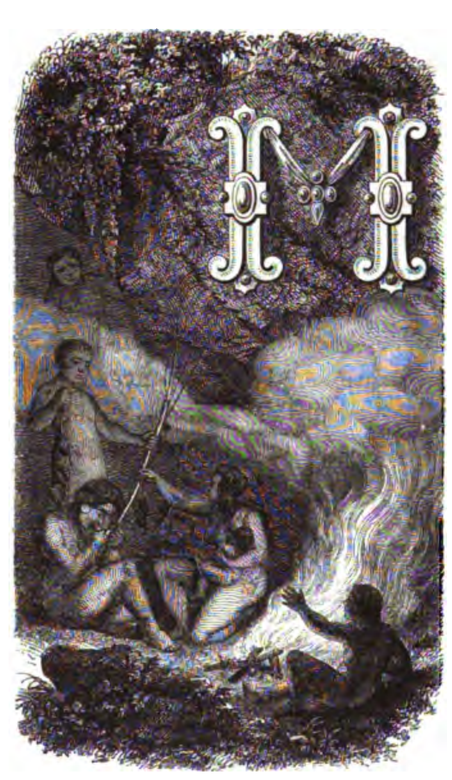
Ich unterhielt mich abends längere Zeit mit diesen Söhnen des himmlischen Reichs. Einer von ihnen sprach ziemlich gut portugiesisch und schien mir überhaupt ein durchtriebener Bursche zu sein. Er nannte sich Herculano; sein heimischer Name war A-cua-y, die seiner beiden Kameraden Ho-sching und Tschin-scho. Er schrieb nicht nur seine Muttersprache, sondern auch portugiesisch und als Beweis notirte er mir in mein Skizzenbuch seinen und seiner beiden Landsleute Namen chinesisch und überdies noch seinen eigenen portugiesisch. Er bot mir seine Dienste zur Weiterreise als Bedienter an. Ich sah aber wohl ein, dass er nur auf meine Kosten nach Rio de Janeiro reisen wollte und fühlte mich daher nicht veranlasst, sie anzunehmen. Am folgenden Morgen übergab er mir einen offenen chinesischen Brief mit der Bitte, ihn dem ersten besten Chinesen, den ich in Philadelphia treffen würde, zu übergeben, er werde schon an den Ort seiner Bestimmung gelangen.

Von Marcelino Domingues nach Philadelphia sind 3 Legoas. Ich verliess um 8 Uhr meinen freundlichen Wirth und folgte dem möglichst schlecht tracirten Wege über seine Steigungen und Senkungen und Moräste. Gegen Mittag langte ich bei einer Anzahl elender Hüttchen an; sie heissen die *Ollaria* (Ziegelei) und sind gewissermassen die Vorstadt von *Philadelphia*,

dem Haupt- und Centralpunkte der Mucurycolonien. Nach einer scharfen Wegbiegung betrat ich dieses Colonialcentrum. Der Ort war wie entvölkert; ich erkundigte mich nach den Häusern, für deren Besitzer ich Empfehlungsbriefe hatte; aber ich fand sie entweder verschlossen, oder den Hausherrn abwesend. Ich lenkte daher mein Thier zu einem ansehnlichen Rancho. Einige Botokudenfamilien hatten ihn zwar schon besetzt, es blieb aber doch noch ein Plätzchen für mich übrig und ich harrte der Dinge, die da kommen würden. Endlich bemerkte ich einen Neger und machte mich an ihn, um wenigstens einige Erkundigungen einzuziehen. Ich erfuhr nun, dass sämmtliche Herren von Philadelphia dem Director der Colonien, der heute von Rio de Janeiro eintreffen sollte, entgegengeritten seien und wol bald zurückkehren würden. In der That hörte ich kurz darauf Pistolenschüsse und Raketen knallen und sah von Osten her eine zahlreiche Gesellschaft Reiter einrücken. Sie hielten vor einem ziemlich grossen, freundlichen Hause, der Wohnung des Bruders des Directors. Wenige Minuten später erschien der Director der Colonien, Herr Theophilo Benedicto *Ottoni*, der meine Ankunft erfahren hatte, mit seinem Bruder Augusto und einigen andern Herren im Rancho, um mich zu begrüssen und mir unverzüglich eine Wohnung anzuweisen. Ich wurde in einem geräumigen der Compagnie angehörigen Gebäude einquartiert. Es stand bis auf ein Gelass am rechten Flügel für eine Apotheke, der ein junger deutscher Pharmaceut vorstand, leer.

# Viertes Kapitel.

## Aufenthalt in Philadelphia.



Mein erstes Geschäft in Philadelphia war, die Koffer, die fünf Tage früher tief im Flusse gelegen waren, auszupacken. Während der Reise durch den Urwald war es unmöglich, diese dringend nothwendige Arbeit vorzunehmen und die tagtäglichen Regen erlaubten auch nicht die Gegenstände zu trocknen. Ihr Inhalt war in einem höchst traurigen Zustande. Instrumentenetuis, Kleider, Sammlungen troffen noch vom Wasser. Das meiste war gänzlich verdorben, besonders an den Sammlungen erlitt ich manchen mich schmerzenden Verlust.

Bei meinen verschiedenen Reisen durch Südamerika habe ich aus den bedeutendsten Häfen der Ost- und Westküste Samm-

lungen nach Europa gesandt. Sie sind alle ohne Ausnahme glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Weit weniger günstig war mir das süsse Wasser. Zu vier verschiedenen malen habe ich in Flüssen Ladungen ganz oder theilweise eingebüsst. Die Verluste an Tagebüchern und wissenschaftlicher Ausbeute werden bei solchen Unfällen am bedeutendsten empfunden. Sie können entweder gar nicht mehr oder nur theilweise ersetzt werden. Verloren gegangene oder unbrauchbar gewordene gewöhnlichere physikalische Instrumente findet der Reisende gegenwärtig fast in jeder grossen Hafenstadt Südamerikas und nicht selten von vortrefflicher Arbeit.

Nachdem ich fast den ganzen Tag dem Trocknen und Umpacken gewidmet hatte, suchte ich mich in Philadelphia, unbeirrt von jedem Einflusse, einigermassen zu orientiren. Ehe ich indessen meine persönlichen Eindrücke hier mittheile, halte ich es zum bessern Verständniss für nöthig, in gedrängter Kürze die Entstehung und allmähliche Entwickelung der Mucurycolonien zu erwähnen.

Der Capitão *Bento Lourenço* Vas de Abreu Lima, ein unternehmender Bewohner von Minas novas, hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts durch mehrere Jahre im Quellengebiete des Mucury nach Edelsteinen gesucht und sich immer mit dem Gedanken beschäftigt, einen Weg mitten durch die Urwälder bis zum Atlantischen Ocean zu bahnen. Auf seine Kosten liess er von Westen her eine ziemlich weite Wegstrecke eröffnen. Da er aber wohl einsah, dass seine Mittel nicht ausreichen würden, das grosse Unternehmen auf diese Weise durchzuführen, beschloss er (1815), mit 22 bewaffneten Begleitern, theils Soldaten, theils Freiwilligen, wenigstens eine Picada (Waldpfad) bis an das Meer zu eröffnen. Funfzig Tage lang arbeitete er sich mit seinen Begleitern durch die fast undurchdringlichen Urwälder, mitten durch das Gebiet feindlicher, wilder Indianer. Die kleine Schar hatte auf diesem gefahrvollen Zuge mit allem möglichen Ungemach, Hunger, Durst und Krankheiten zu kämpfen. Sie folgte dem nördlichen Ufer eines Flusses, den Capitão Bento Lourenço für den Rio São Matheus hielt. Erst am Ziele der Reise,

da, wo sich der Strom ins Meer ergiesst, in São José de Porto Alegre erkannte er seinen Irrthum. Es war der Rio Mucury, dem er gefolgt war.

Der damalige königliche Minister *Conde da Barca*, an den Ufern des Mucury begütert, hatte um jene Zeit das Project, den ausserordentlichen Reichthum der Mucurywälder an kostbaren Holzarten auszubeuten [1]) und den Ouvidor der Comarca Porto Seguro, Herrn José Marcelino da Cunha, beauftragt, eine grossartige Sägemühle zu errichten. Als technischen Leiter derselben hatte ihm der Minister einen deutschen Mühlenbauer namens Kramer aus Thüringen beigegeben. Eine kleine Viertelstunde von der Lagoa d'Arrara, am nördlichen Ufer des Mucury, circa 8—9 Legoas von seiner Mündung, wurde ein passender Platz gefunden, an dem das Gewerk errichtet werden sollte.

Als Capitão Bento Lourenço glücklich in der Villa do Mucury (damals der gebräuchliche Name für São José de Porto Alegre) angelangt war, beeilte sich der Ouvidor, dem Minister Conde da Barca Bericht darüber zu erstatten und dieser gab wol auch in seinem eigenen Interesse unverzüglich den Befehl, dem kühnen Waldgänger eine genügende Anzahl von Leuten und alle nöthigen Hülfsmittel anzuweisen, um eine ordentliche Strasse von der Villa do Mucury nach Minas novas zu eröffnen. Der Capitão machte sich sogleich mit 80—90 Mann an die Arbeit. Den 22. Februar 1816 langte er bei der Lagoa d'Arrara an und gegen Ende dieses Monats waren die Arbeiten schon bis Cachoeira do Mucury, da, wo heute Santa Clara liegt, vorgerückt. Bento Lourenço erfüllte seine Aufgabe. Zur Belohnung wurde er zum Obersten befördert und decorirt. Die Strasse, eigentlich

---

[1]) Der wenig gewissenhafte Regierungscommissär *José Candido Gomes*, der auf Befehl des kaiserlichen Agriculturministeriums im Jahre 1861 die Liquidation der Mucurycompagnie vornahm, sagt irrigerweise in seinem Berichte, dass durch die Expedition des Capitão Bento Lourenço erst die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Mucury gezogen worden sei und dass der Minister Conde da Barca infolge dessen sieben Sesmarias (Landestheile) genommen und am Morro d'Arrara wichtige Etablissements gegründet habe. Conde da Barca hatte schon längst alle Vorbereitungen zum Bau der Sägemühle auf seinen Besitzungen getroffen, ehe nur Bento Lourenço seine Expedition antrat.

weiter nichts als ein breiter Waldpfad mit den nöthigen Brücken, wurde wenig benutzt und nach einer kurzen Reihe von Jahren war sie wieder mit Gebüschen überwuchert. Der liebenswürdige, gewissenhafte und bescheidene Reisende und emsige Naturforscher Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied traf mit dem Capitão Bento Lourenço in Villa do Mucury und an der Lagoa d'Arrara zusammen.

Der Verfall der Mucurystrasse dürfte in inniger Verbindung mit einer Pression der Indianerstämme von Westen nach Osten stehen. Im Quellengebiete des Mucury nämlich hatte ein tapferer und intelligenter Indianerhäuptling, von den Portugiesen Capitão Tomé genannt, in einer bedeutenden Aldea Indianer verschiedener Stämme zu einer sesshaften Lebensweise versammelt. Seinem Ansehen und der nicht geringen Macht, über die er gebieten konnte, gelang es, auch in weiten Kreisen die herumschweifenden Indianer im Zaume zu halten. Nach seinem Tode fand sich kein ihm ebenbürtiger Häuptling. Die Verbindung der Indianer löste sich auf und die Aldea blieb verödet und verwildert.[1] Nun brachen unter den in die Wälder gezogenen Wilden jahrelange, vernichtende Kriege aus, während allmählich die Ansiedelungen der Weissen tiefer waldwärts vorrückten. Die Indianer zogen sich vor der Civilisation zurück und drängten auf die Stämme im Osten; diese konnten nur nach Süden und Norden weichen, dem östlichen Vordringen setzte der Atlantische Ocean eine Grenze. Die schwache, feige, christliche Bevölkerung empfand am härtesten den Stoss, den die kräftigern, intelligentern Mineiros im Westen auf die Indianer ausübten. Sie wurde von den Indianern bekämpft, sah sich genöthigt, die vorgerückten Ansiedelungen aufzugeben und fühlte nur noch in geschlossenen Ortschaften die nöthige Sicherheit. Auch die Niederlassungen des Grafen da Barca am Morro d'Arrara mussten aufgelassen werden.

---

[1] Obgleich seit ungefähr 55—60 Jahren die Aldea do Capitão Tomé nicht mehr besteht, so figürirt sie doch noch immer selbst auf den neuesten Ausgaben von Arrowsmith's Karte von Südamerika.

Im Jahre 1834 beabsichtigte die Provinzialregierung von Minas geraes, am Stromgebiet des Mucury eine Verbrechercolonie zu gründen und womöglich unter dem Schutze einer Militärcolonie neue Verbindungen zwischen Minas novas und São José de Porto Alegre herzustellen. Sie beauftragte zwei Jahre später den Ingenieur Pierre Victor *Regnault* mit der Untersuchung des Mucury und seines bedeutenden Zuflusses, des Rio Todos os Santos. Unter grossen Mühseligkeiten und vielen Gefahren beschiffte er im September 1836 den Allerheiligenfluss und den Mucury bis zu seiner Mündung ins Meer. In den Archiven von Ouro-Preto ist der ausführliche Bericht über diese Reise aufbewahrt. Die Provinzialregierung sah sich aber nicht veranlasst, ihr Project auszuführen. Desto lebhafter aber fasste ein erleuchteter Mineiro die Idee einer möglichst kurzen Verbindung des nördlichen Theiles der Provinz mit der Meeresküste längs des Rio Mucury auf. Herr Theophilo Benedicto *Ottoni*, aus Cidade do Serro gebürtig, von 1838—1841 Deputirter in der Zweiten Kammer des Gesetzgebenden Körpers in Rio de Janeiro, lenkte wiederholt die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Nothwendigkeit, diesen wichtigen Theil der Provinz auf dem angezeigten Wege mit der Reichshauptstadt in nähere Berührung zu bringen. Wirkungslos verhallten seine Worte. Möglich aber auch, dass eine Untersuchung des Rio Mucury von der Barre bis nach dem Wasserfalle (Cachoeira), die im Jahre 1845 der Schiffslieutenant Hermenegildo Barbosa de Almeida auf Befehl des energischen Marschalls *Andrea*, damaligen Präsidenten der Provinz Bahia machte, ein Nachklang jener Worte und Mahnungen war. Da jedoch immer noch keine Aussicht vorhanden war, dass die Regierung die Initiative zur Realisirung des Projects ergreifen werde, so entschloss sich Herr Theophilo Benedicto Ottoni in Verbindung mit seinem Bruder, Honorio Benedicto Ottoni, dieselbe selbst in die Hände zu nehmen. Im Jahre 1847 machten sie persönlich die Untersuchung des Stromgebietes des Mucury und gründeten eine Actiengesellschaft, die später so oft genannte Companhia do Mucury, welche mit einem Kapitale von 1200 Contos de Reis (circa $3^1/_2$ Millionen Franken) das Unternehmen

ausführen sollte. Am 15. Mai 1851 trat die Gesellschaft nach vierjährigen Unterhandlungen theils mit der Centralregierung in Rio de Janeiro, theils mit der Provinzialregierung in Ouro-Preto ins Leben. Ihre Statuten erhielten einige Monate später (12. Juli 1851) die kaiserliche Sanction. Noch während der Verhandlungen über die Gründung der Gesellschaft starb Honorio Benedicto Ottoni und sein Bruder Theophilo blieb nun allein an der Spitze des Unternehmens.

Die Centalregierung bewilligte der Mucurygesellschaft folgende Vortheile:

1. Ausschliessliches Privilegium der Flussdampfschiffahrt auf dem Rio Mucury und seinen Nebenflüssen, sowie der Küstendampfschiffahrt von der Barre des Stromes nach Rio de Janeiro und Bahia.

2. Das Recht, die Güterfracht von Rio de Janeiro auf dem bezeichneten Wege nach jedem Punkte von Minas novas zu bestimmen, mit der Bedingung aber, dass dieselbe nicht die Hälfte der bisher bezahlten übersteige.

3. Das Recht, die Reglements für die Beschiffung des Mucury zu bestimmen.

4. Nach Abfluss von vierzig Jahren das Recht der Erneuerung der nämlichen Privilegien für eine ebenso lange Zeit, wenn die Regierung nicht vorziehen würde, nach Schätzung den Betrag aller längs der Flussufer construirten Werke (Magazine, Kanäle, Schleusen etc.) zu bezahlen.

5. Zehn Legoas Ländereien längs der Ufer des Mucury bei 1 Legoa Tiefe zu dem Preise, den der Gesetzgebende Körper bestimme, und unter der Bedingung, dass nach Verlauf von zehn Jahren wenigstens sechzig Familien auf je 1 Quadratlegoa angesiedelt seien.

Die Provinzialregierung ihrerseits bewilligte der Gesellschaft:

1. Die Subscription der Provinz auf eine Anzahl von Actien, die dem vierten Theile des Gesellschaftskapitals entspricht.

2. Das Privilegium, während einer zu bestimmenden Zeit Mauthen für die Benutzung der von der Compagnie gebauten Strassen und Brücken zu beheben.

3. Das Recht, die Frachten von Rio de Janeiro nach Minas novas nach der von der Generalregierung bewilligten Norm zu bestimmen.

4. Das Privilegium, zwischen den Quellen des Mucury und der Barre des Rio de Todos os Santos, sowol nach Norden als nach Süden, nach jeder beliebigen, schon bestehenden Strasse der Provinz Minas geraes neue Strassen zu eröffnen.

5. Zollfreiheit aller über den Mucury importirten und exportirten Waaren.

6. Verpflichtung der Provinzialregierung, einen Militärposten zu errichten und daselbst durch wenigstens fünf Jahre eine Abtheilung von dreissig Soldaten zu halten, vorzüglich um die Interessen der Compagnie zu schützen.

Es ist nicht meine Absicht, den einzelnen Entwickelungsphasen der Unternehmer zu folgen. Ich will nur im allgemeinen anführen, was die Direction im Verlaufe mehrerer Jahre, d. h. bis zu meinem Besuche jener Gegend, geleistet hatte. Eine der grössten Schwierigkeiten, mit der sie in den ersten Jahren zu kämpfen hatte, war der Mangel an Arbeitern. Wenn auch mit Mühe aus der Provinz Minas solche geworben worden waren, so verliessen sie gewöhnlich in kurzer Zeit wieder eine Wildniss, in der sie nur harte Tagewerke, aber keine Erholung fanden. Diesem Umstande ist vorzüglich das langsame Vorwärtsschreiten der Arbeiten zuzuschreiben und wenn nicht mehrere brasilianische Gutsbesitzer aus andern Theilen dieser oder der benachbarten Provinzen sich hier niedergelassen hätten, um für sich selbst Fazendas zu gründen, und ihre Sklaven der Compagnie vermiethet oder für Rechnung derselben Wegarbeiten contrahirt hätten, so wäre kaum die Möglichkeit vorhanden gewesen, das Unternehmen durchzuführen.

An den Fällen des Mucury, da, wo er aufhört schiffbar zu sein, wurde das Depot *Santa Clara* gegründet, in São José de Porto Alegre, dicht am nördlichen Ufer des Mucury, ein grosses Gebäude zur Aufnahme von Passagieren und Waaren erbaut und ein zweites Haus in der 1/4 Stunde entfernten Villa acquirirt. Zwei Dampfboote wurden gekauft, eins für die Meerfahrt von

Rio de Janeiro bis an die Barre des Mucury, ein zweites für die Flussfahrt; da letzteres einen zu grossen Tiefgang hatte, so wurde es durch ein kleineres, den „Peruipe", ersetzt; ferner vier grosse eiserne Boote (Lanchas), zwei für den Personen-, zwei für den Waarentransport, um je nach Bedürfniss vom Dampfer ins Schlepptau genommen zu werden. Siebenundzwanzig und eine halbe Legoas fahrbarer Strasse wurden von Santa Clara nach Westen mitten durch dichten Urwald gebaut und weitere 13 Legoas 2110 Brazas ein Weg, die sogenannte Estrada de Santa Cruz, die der Compagnie zwar nicht als Verdienst angerechnet werden kann, denn dazu ist sie, wie wir oben gesehen haben, zu schlecht, bis auf die Hochebenen von Minas novas geführt. An dem Ufer des Allerheiligenflusses wurde ein Dorf gegründet, Philadelphia, mit über hundert Häusern, zwei Kirchen (einer protestantischen und einer katholischen), Waarendepots u. s. w.; am Mucury und längs des Weges ebenfalls einige Waarendepots errichtet; für den Transport eine hinreichende Anzahl solider vierräderiger Wagen gebaut und einige hundert Maulthiere, theils die Waaren zu tragen, theils die Wagen zu ziehen, angeschafft. An verschiedenen Punkten der Strasse wurden überdies künstliche Weiden zum Unterhalt dieser Thiere und des Rindviehs angelegt.

Mit dem Hause Morgenstern & Schlobach in Leipzig wurde ein Vertrag zur Uebersendung von Colonisten abgeschlossen und dieselben vorzüglich in den von Philadelphia wenig entfernten Thälern S. Jacintho, S. Antonio, S. Benedicto und am Rio Todos os Santos placirt. Zu Anfange des Jahres 1858 befanden sich in den Ländereien der Compagnie 1013 Colonisten.

Dieses sind in flüchtigen Umrissen die Leistungen des Directoriums der Compagnie seit Ertheilung des Privilegiums im Jahre 1851 bis Anfang des Jahres 1858, die grösstentheils mit Ueberwindung ausserordentlicher Schwierigkeiten ausgeführt wurden.

Ich kenne die meisten brasilianischen Colonien aus eigener Anschauung und kann der strengsten Wahrheit gemäss versichern, dass keine einzige in dem nämlichen Zeitraume und mit ver-

hältnissmäsig so geringen Mitteln [1]) auch nur von fern in solchen Dimensionen sich entwickelt hat wie die Mucuryunternehmung. Die eine oder andere mag sie, besonders was die Colonistenverhältnisse betrifft, z. B. Schulunterricht, geistliche und ärztliche Pflege, Behäbigkeit der Ansiedler, Leichtigkeit die Ernten zu verwerthen, u. s. w. übertroffen haben, in der Gesammtheit der Schöpfungen steht sie aber einzig da.

Es darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass nach dem Programm der Gesellschaft die Colonisation erst in zweiter Linie stand, ein Mittel zur Erreichung des Hauptzweckes, einer nähern Verbindung zwischen der Reichshauptstadt und der Comarca Minas novas mit einer Bevölkerung von mehr als 200000 Seelen, war, und dieses Ziel hatte die Compagnie zur Zeit meiner Anwesenheit erreicht. Charakteristisch für die Beurtheilung ihrer Leistungen ist die Aeusserung eines Kaufmanns, mit dem ich einige Tage nach meiner Abreise von Diamantina über die Mucurycompagnie sprach. Er sagte mir: „Ich bin ein politischer Gegner von Theophilo Ottoni; ich bin durch und durch Saquarema; aber bei der nächsten Senatorwahl werde ich ihm meine Stimme geben, denn er ist ein wahrer Patriot; er will nur das Beste unserer Provinz. Früher erhielt ich meine Waaren von Rio de Janeiro über Ouro-Preto und Serro in 130—150 Tagen, jetzt erhalte ich sie über den Mucury in 25—30 Tagen. Ich gewinne dabei beträchtlich an Zeit und Geld, und so wie ich hundert andere. Jetzt haben wir Hoffnung, dass unsere verarmte Comarca wieder blühend und reich wird. Wir können wieder Baumwolle pflanzen, ohne dass wir fürchten müssen, dass die Fracht den Werth des Products übersteige.“

So sprach der Mann im Februar 1858 und wie wahr wäre der letzte Theil seiner Aeusserungen geworden, wenn die brasilianische Regierung das Unternehmen redlich unterstützt hätte! Die durch ihre treffliche Baumwolle einst berühmte Comarca hätte sich von neuem auf diesen Culturzweig geworfen und heute

---

[1]) Etwa das Doppelte von dem, was die einzige Brücke über den Rio Parahyba gekostet hat.

würde ihr dieses Product einen ausserordentlichen Gewinn abwerfen. Durch den Zufluss an Geld und durch den lebhaften Verkehr würden die Colonisten reichlichen Absatz ihrer Bodenerzeugnisse gehabt und die Interessen der Gesellschaft sich nach jeder Richtung hin gehoben haben.

Es sollte anders kommen. Den gewissenlosesten Intriguen und der engherzigsten Ministerialpolitik musste die Compagie als Opfer fallen. Doch darüber später. Betrachten wir vorderhand Philadelphia und seine Bewohner etwas genauer.

Die Gründung von Philadelphia in einer kleinen Ebene am Allerheiligenflusse hatte den Zweck, in fruchtbarer und gesunder Gegend einen Centralpunkt zwischen Minas novas und Santa Clara zu bilden. Bis hierher war es möglich, eine fahrbare Strasse zu führen ohne Hindernisse überwinden zu müssen, die die pecuniären Kräfte der Compagnie bei einer weitern Fortsetzung derselben nach Westen unendlich weit überstiegen hätte. Dieser Centralpunkt liegt von Capellinha 17, von Minas novas 24, von Diamantina 42, von Cidade do Serro 48 Legoas entfernt. Für die von Rio de Janeiro theils durch Dampf, theils auf der Achse hierher gebrachten Waaren bot es einen trefflichen Stapelplatz. Die Tropeiros konnten bei einer neuen, vernünftigen Tracirung der Estrada de Santa Cruz mit Leichtigkeit zu jeder Jahreszeit hierher gelangen, für ihre Thiere, bei einer günstigen Entwickelung der Colonie, Mais und Gras im Ueberflusse finden. Ein Haupthandelsartikel wäre Salz geworden, das in Nordminas aus den Küstengegenden bezogen und sehr theuer bezahlt wird und von dem die Compagnie in Philadelphia stets ein grosses Depot bereit gehalten hätte. Bei einem normalen Gange des Unternehmens wäre der Verkehr in Philadelphia ein schwunghafter geworden. Diese Rücksichten waren massgebend bei der Gründung des Orts. Ottoni nannte ihn *Philadelphia*, „Bruderliebe“, weil ihm vom ersten Beginne des Unternehmens seine Brüder aufopfernd und werkthätig zur Seite gestanden waren. Ottoni's politische Gegner, die ihm republikanische Gesinnungen vorwarfen, glaubten in dieser Benennung eine regierungsfeindliche Demonstration zu finden! Möglich, dass in dem Pietätnamen

auch ein Anklang von politischer Sympathie für die einst als Musterrepublik betrachteten Vereinsstaaten lag.

Die von niedrigen bewaldeten Hügeln umgebene Ebene Philadelphias hat einen Flächeninhalt von ungefähr 440000 Quadratbrazas und liegt am linken nördlichen Ufer des Allerheiligenflusses. Bezeichnender als die christliche Nomenclatur ist der Name, den die Botokuden diesem Flusse geben. Sie nennen ihn *Tentahó*, das schmuzige oder „trübe Wasser". Er entspringt ungefähr 6 Legoas westlich von Philadelphia und verfolgt eine Hauptrichtung von Westen nach Osten parallel mit dem Rio Mucury pequeno, dessen Quellgebiet noch 5—6 Legoas weiter nach Westen reicht. Beide vereinigen sich circa 10 Legoas Ost-Nordost von Philadelphia und bilden den Rio Mucury.

Der Rio Mucury pequeno empfängt von Süden aus unbedeutende Zuflüsse, von Norden hingegen den Rio Preto, der, mit dem Rio Americana vereint, nach Süden strömt und, wasserreicher als der Rio Mucury pequeno, diesen von Westen aufnimmt. Nach dieser Vereinigung behalten sie ihre nämliche südliche Richtung bei und treffen sich mit dem Rio Todos os Santos fast unter rechtem Winkel. Dieser letztere empfängt von seinen beiden Ufern nur sehr unbedeutende Flüsschen.

Von der Ebene, in der Philadelphia liegt, eröffnen sich radienförmig mehrere Thäler. Von Westen nach Osten erstreckt sich das Längenthal des Allerheiligenflusses, nach Norden das Thal des Flüsschens S. Antonio, das beim Orte selbst sich in den Todos os Santos ergiesst, nach Süden das Thal des Flüsschens S. Benedicto.

Die Strassen von Philadelphia sind alle unter rechtem Winkel angelegt und haben eine durchschnittliche Breite von circa vier Klaftern. Unter den Häusern, von denen bei meinem Besuche ungefähr 100 vollendet waren, sind einzelne hübsche, fast stattliche, die meisten aber klein und unansehnlich, jedoch den Bedürfnissen einer jungen Ansiedelung angemessen. Zwischen zwei grossen öffentlichen Plätzen, von denen der eine Praza da Companhia, der andere, wenn ich nicht irre, Praza do Christiano heisst, liegt ein ansehnliches Gebäude, das zwei grosse Magazine,

brasilianischen Baumeisters nur äusserst langsam vorrückte. Der Baufonds für letztere bestand aus milden Gaben und verhältnissmässig reichlichen Beiträgen der Compagnie und der kaiserlichen Regierung. Für die protestantische Kirche bewilligte die kaiserliche Regierung blos 4 Contos de Reis, aber dank der geschickten Bauleitung wurde sie grösser, hübscher und solider als die weit günstiger dotirte katholische. Von der Höhe, auf der die protestantische Kirche liegt, geniesst man eine hübsche Aussicht auf das zu Füssen liegende Philadelphia. Man bemerkt von diesem Standpunkte aus unschwer, dass die Anlage des Ortes einigermassen verfehlt ist. Als noch der dichte Urwald stand, glaubte man eine weit grössere Ebene westlich zu haben. Die Täuschung wurde durch Ungleichheit der Waldvegetation hervorgebracht. Die Bäume der Tiefe waren hoch, die der Hügel niedriger. Dem Beschauer, der von einem höher gelegenen Standpunkte das Ganze nur unvollständig überblicken konnte, erschienen die in gleicher Fläche liegenden Baumkronen als gleich grossen in der Ebene stehenden Bäumen anzugehören.

Wie schon am Schlusse des vorigen Kapitels erwähnt wurde, gelangt man auf dem Wege von Minas kommend zu einer Anzahl niedriger, höchst armseliger Hütten, der sogenannten Olaria. Hier wurden früher Ziegel zur Bedachung der Compagniegebäude gebrannt, daher der Name. Ihre Bevölkerung bestand fast ausschliesslich aus Farbigen der elendesten Klasse, darunter eine Anzahl liederlicher Dirnen. Von der Olaria führt eine Brücke über den Rio de S. Antonio in die Strasse des Vas (Rua de Vas). Bei der Brücke beginnt Philadelphia mit einem sehr geräumigen, solid gebauten Privathause auf der rechten Seite der Strasse. Am Fusse des Hügels, auf dem die protestantische Kirche liegt, schneidet die eigentlich mehr tracirte als bebaute Rua direita die Rua de Vas unter rechtem Winkel. Jene setzt sich aber in der Längsrichtung des Thales auf den Compagnieplatz fort. Nach amtlichen Angaben zählte Philadelphia im Jahre 1861 105 ganz vollendete Privathäuser, 11 im Baue begriffene aber schon mit Bedachung und 14 kaum angefangene. Zur nämlichen Zeit wurde die Bewohnerzahl Philadelphias amtlich auf



Zu II, 238.

Philadelphia am Rio de Todos os Santos.



810 Seelen angegeben, mit Inbegriff der Colonisten und der brasilianischen Bevölkerung im Umkreise von 3 Legoas aber über 2000 Seelen.

Während meiner Anwesenheit in Philadelphia waren daselbst 16 Kaufmannsgewölbe, darunter mehrere ziemlich bedeutende und wohlassortirte. Ihre Zahl verminderte sich aber binnen drei Jahren infolge der tragischen Ereignisse, die ich später berühren werde, um mehr als die Hälfte.

Der Eindruck, den Philadelphia auf mich machte, war trotz des Unvollendeten und vielen noch sehr Mangelhaften doch ein ziemlich günstiger, denn man konnte in der ganzen Anlage einen vernünftigen Plan und System erkennen.

Die Bewohner des Ortes selbst sind sehr gemischt nnd bestehen vorzüglich aus Brasilianern, Portugiesen und Deutschen, unter diesen letztern sind die Sachsen am zahlreichsten vertreten. Ich besuchte viele von ihnen, grösstentheils dem Handwerkerstande angehörig, in ihren Häusern, um mich über ihre Verhältnisse genauer zu informiren. Wie ich es voraussah, fand ich viele Unzufriedene. Ihre Hauptklagen betrafen die theuern Lebensmittel und den geringen Verdienst, aber fast ohne Ausnahme trösteten sie sich mit der leider unerfüllt gebliebenen Hoffnung auf eine bessere Zukunft durch ein schwunghaftes Aufblühen des Ortes und auf eine baldige günstige Ernte. Die Klagen waren durchaus gegründet, denn alle Lebensmittel standen sehr hoch im Preise, da theils infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse, theils der zu unvollkommenen Bewirthschaftung der jungen Anlagen die Colonisten nicht einmal hinreichend für ihren eigenen Bedarf producirten, auch nichts auf den Markt von Philadelphia bringen konnten. Die Lebensmittelzufuhr musste von aussen, meistens von Minas her, stattfinden. Ich zahlte selbst den Alqueir Mais für meine Thiere mit 8 Milreis ($^3/_4$ preussische Scheffel, 6 Thaler pr. Cour.), Bohnen und Speck waren ebenfalls ausserordentlich theuer. Freilich verdiente ein guter Zimmermann damals täglich $2^1/_2$—3 Milreis (1 Thlr. 26 Sgr. bis 2 Thlr. 7 Sgr.). Die Arbeiter waren mit solchem Lohn wohl zufrieden, aber es ist eben nicht jeder ein Zimmermann.

Sobald es das immer trübe, regnerische Wetter erlaubte, machte ich eine Excursion in die Colonien der Thäler S. Benedicto und S. Jacintho. Die erste von mir besuchte Ansiedelung gehörte einem Deutschen, Baron V. Der Mann, der früher in Oesterreich eine ehrenvolle Stellung bekleidet hatte, war wahrlich zu etwas Besserm herangebildet, als hier am Allerheiligenflusse als Hinterwäldler zu leben. Er hatte grossartige ideale, reformatorische Pläne bezüglich der Urwaldlandwirthschaft. Sie erwiesen sich nicht als praktisch. Drei Jahre später verliess er die Colonie. Es machte mir einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck, als ich seine feingebildete Gattin sah, wie sie, auch den allerbescheidensten Genüssen des gesellschaftlichen Lebens entsagend, in einem offenen Schuppen in einem grossen Kessel das Mittagessen für die um Tagelohn arbeitenden Neger kochte. Während der Seereise hatte sie ein geliebtes Kind verloren, und es war wahrlich eine harte Aufgabe für die von tiefem Seelenschmerz gebeugte Frau, sich in diese ungewohnten, rauhen Lebensverhältnisse mit Muth zu finden. Der nächste Besuch galt der Ansiedelung eines mit einer Schweizerin verheiratheten Badensers. Unweit des Hauses hatte er ein kleines zweckmässiges Mühlwerk erbaut; seine Felder waren sehr gut bestellt. Sowol er als seine Frau äusserten sich zufrieden mit ihrer Lage. Man sagte mir, dieser Colonist habe besondere Vergünstigungen von der Compagnie erhalten. Jedenfalls waren sie gut angewendet. Er war ein geschickter, fleissiger Schindelmacher und verdiente sich dadurch ziemlich viel Geld. Er starb drei Jahre später, als er einige Legoas von Philadelphia mit Schindelmachen beschäftigt war.

In dem verhältnissmässig sehr gut bebauten Thale S. Jacintho traf ich eine Anzahl Schweizercolonisten. Sie gehörten zu den 37 Schweizern, die als erste europäische Ansiedler an den Mucury kamen. Sie sprachen sich über ihre Lage im ganzen genommen befriedigend aus und lobten die Direction. *Das Nämliche thaten sie auch* in ihren Briefen, die sie im Jahre 1861 an mich in meiner officiellen Stellung richteten und die vom schweizerischen Bundesrathe in seinem Organe veröffentlicht wurden. Es ist dabei wohl zu bemerken, dass zu jener Zeit die Mucury-

compagnie schon aufgehört hatte als solche zu existiren und die Colonien an die Regierung übergegangen waren, dass also auch die perfideste Auslegung dieser Briefe ihnen nicht den Vorwurf machen könnte, als hätten sie aus unreinen Motiven die Direction Ottoni's gelobt. Der grösste Wunsch dieser Colonisten war, einen protestantischen Seelsorger zu besitzen, und dieser wurde ihnen auch auf meine Verwendung im Jahre 1862 erfüllt.

Ich begegnete auch manchem unzufriedenen Colonisten. Es waren fast ausnahmslos solche, die sich erst seit kürzerer Zeit, einem Jahre oder noch weniger, angesiedelt hatten. Ihre Klagen waren vorzüglich gegen den Director-Stellvertreter gerichtet und betrafen unregelmässige Verabfolgung der contractlich zugesagten Lebensmittel und schlechte Qualität derselben, z. B. Speck mit Maden, von den Würmern angefressene Bohnen. Der erstere Vorwurf fiel allerdings ausschliesslich der Administration zur Last und hat *keine Entschuldigung*. Es wurde mir zwar von derselben das Ausbleiben der Tropas, die Lebensmittel zuführen sollten, als Entschuldigungsgrund angegeben, ich konnte es aber als solchen nicht gelten lassen; denn von dem Augenblick an, als die Compagnie Colonisten mit der Bedingung, ihnen bestimmte Quantitäten Lebensmittel zu bestimmten Zeiten zu verabfolgen, übernimmt und ansiedelt, darf sie kein Opfer, so gross es auch sei, scheuen, um ihre Verbindlichkeiten, dem Ansiedler gegenüber, zu erfüllen. Sie ist moralisch und rechtlich verpflichtet, für hinreichende Vorräthe zu sorgen und von denselben die stipulirten Quantitäten an dem richtigen Zeitpunkte jedem, der darauf contractlich Anspruch hat, zu übergeben. Allerdings war damals, als selbst die ältesten Colonisten noch kaum hinreichende Nahrungsmittel für den Eigengebrauch producirten, das Beziehen derselben in grossen Quantitäten aus entfernten Gegenden oft eine äusserst schwierige Aufgabe, denn während der Regenzeit konnten die Tropas von Westen her, aus der Provinz Minas, auf den schlechten Wegen nicht nach Philadelphia vordringen, und von Osten her blieben die mit Lebensmitteln befrachteten Wagen im Kothe stecken. Solche Uebelstände müssen indessen

bei einem wohlorganisirten Unternehmen vorausgesehen und rechtzeitig vermieden werden.

Für die Lieferung von verdorbenen Lebensmitteln konnte die Administration aber weit weniger verantwortlich gemacht werden. Der Speck, wie er in Brasilien präparirt wird, nämlich blos eingesalzen und nicht geräuchert, ist dem Verderben sehr leicht unterworfen und wird auch bald madig. Die Bohnen werden dort früher als in Europa oder überhaupt in kälterm Klima von Insekten angebohrt. Wenn also die Administration stets und für alle Fälle mit hinreichenden Lebensmitteln versehen sein soll, was doch die Hauptbedingung ist, so ist es ihr unter den gegebenen Verhältnissen geradezu unmöglich, diese immer in guter Qualität abgeben zu können. Es verhält sich in diesem Falle ähnlich wie mit dem Schiffsproviant, der auch bei langen Seereisen, trotz der grössten Vorsicht, sehr häufig bedeutenden Schaden leidet. Ich hätte während meines Urwaldlebens und meiner Reisen oft genug sehr gern die Maden aus dem Speck geschnitten und ihn mit wurmstichigen Bohnen gekocht, wenn ich nur beides gehabt hätte. Dem Colonisten wird in Europa freilich von den Agenten nicht erzählt, dass er oft verdorbene Lebensmittel essen muss; er glaubt sie immer nur in guter Qualität zu erhalten und ist begreiflicherweise sehr unzufrieden, wenn er sich getäuscht findet.

In allen brasilianischen Colonien habe ich die Beobachtung gemacht, dass man aus dem Culturzustande einer Ansiedelung mit der grössten Sicherheit urtheilen kann, ob ihr Besitzer mit seinem Lose zufrieden oder unzufrieden ist. Nur der Zufriedene bearbeitet die Scholle mit Freude und erntet reichliche Früchte seines Fleisses. Auch in dieser Colonie sah ich Ansiedelungen, in denen nach 18 Monaten verschwindend kleine Parcellen urbar gemacht waren, während in andern in der Hälfte dieser Zeit schon weite Strecken Urwald der Cultur hatten weichen müssen. Und wie verschieden klangen die Urtheile der Besitzer dieser Ansiedelungen. Dort bittere Klagen, Vorwürfe, Verwünschungen, desperater Mismuth und Abwälzen der eigenen Schuld auf andere; hier ein gesundes, ruhiges Urtheil, selten der Ausdruck grossen

Lobes oder einer glücklichen Zufriedenheit, wohl aber eine innere Befriedigung mit der vollbrachten Arbeit, bescheidene Genügsamkeit mit der gegenwärtigen Lage, hoffnungsvoller Muth für die Zukunft. An Klagen fehlt es auch diesen nicht, besonders während der ersten Jahre des Waldlebens, aber sie suchen die Ursachen davon am rechten Fleck und finden sie meistens in den neuen und ungewohnten Verhältnissen. In der Erinnerung des Colonisten lebt die verlassene Heimat tausendmal schöner, als sie es wirklich ist; die Gegenwart erscheint ihm weit unerträglicher, als sie es in der That ist. Wie unglücklich wären die meisten von ihnen, wenn sie plötzlich wieder in die alten heimischen Verhältnisse zurückversetzt würden, und wie würden sie sich wieder nach jenen sehnen, die der Gegenstand ihrer Klagen waren.

Es ist eine äusserst schwierige Aufgabe, die Klagen der Colonisten zu beurtheilen, selbst wenn man in der Lage ist, Replik und Duplik von Kläger und Angeklagten zu hören. Es bedarf der grössten Ruhe, der gewissenhaftesten Unparteilichkeit und der möglichsten Vorsicht, um jedesmal den wahren Sachverhalt herauszufinden und dem einen oder andern die Schuld beizumessen. Das Urtheil wird in den meisten Fällen noch dadurch erschwert, dass die Klagepunkte zwischen Individuen von so äusserst heterogenen Nationalitäten, deren Ansichten und Auffassungen grundverschieden sind, schweben.

Die Administration hatte auch vielfache Klagen über die Colonisten, und in der That sehr gegründete. Während meiner Anwesenheit kam z. B. folgender Fall vor: Vier Familien zusammen wurde von der Administration ein Schlachtochse verabfolgt. Die Männer holten ihn ab, waren aber zu faul, sich mit dem etwas störrischen Thiere zu plagen, um es nach ihren Ansiedelungen zu treiben; sie liessen es daher laufen, fingen statt dessen einen abgerichteten Zugochsen der Compagnie ein und schlachteten diesen. Auf die ihnen wegen dieser Gewaltthätigkeit gemachten Vorwürfe überschütteten die Colonisten den Administrator mit den gemeinsten Schimpfworten; er verstand sie zwar nicht, mich aber, der den ganzen Sachverhalt aufs genaueste

kannte und Zeuge des Vorganges war, empörten sie auf das tiefste.

Die Verbindungswege in den Coloniethälern fand ich sehr schlecht, es waren meistens elende Picaden durch den Urwald, in denen stachelige Gebüsche, herabhängende Lianen, umgefallene Baumstämme und halsbrechende Brücken der nothwendigen Circulation grosse Hindernisse entgegensetzten. Für die seit der Gründung dieser Niederlassungen verflossene Zeit war in dieser Beziehung noch blutwenig gethan, und doch sind ordentliche Verbindungswege zwischen den Ansiedelungen eine der wichtigsten Bedingungen des Aufblühens einer Colonie.

Von Mosquitos hatte ich in der Nähe der Flüsschen sehr zu leiden. Da ich eben aus den kältern Regionen des Innern kam, so war meine Haut äusserst empfindlich gegen die schmerzhaften Stiche dieser hartnäckigen Angreifer. Selbst ein starkes Rauchen des scharfen Minastabacks nützte nur theilweise. Das Gesicht blieb zwar von ihnen verschont, sie setzten sich aber um so massenhafter an die Stellen, wo der Rauch nicht hinkommen konnte, besonders hinter die Ohren und an den Nacken.

Eine grosse Anzahl der Colonisten besuchte mich während der folgenden Tage in Philadelphia, um mir Klagen, Wünsche und Bitten mitzutheilen. Die Colonisten des Thales des Riberão de Sant' Anna, einige Legoas östlich von Philadelphia, klagten hauptsächlich über die ungünstige Lage ihrer Ansiedelungen, die während der Regenzeit zum Theil unter Wasser stehen, was besonders mit den meisten ihrer Wohnungen der Fall und Ursache mancherlei Krankheiten sein soll. Keiner der vielen Ansiedler am Todos os Santos, die ich, von keinem directen oder indirecten directorialen Einflusse beengt, ganz allein in meiner oder in ihren Wohnungen gesprochen habe, brachte irgendeine Klage gegen den Director Herrn Theophilo Ottoni vor. Sie sprachen durchaus achtungsvoll und lobend von ihm, und mehr als einer sagte: „Ja, wenn nur unser Director deutsch mit uns sprechen könnte, so würde es viel besser gehen; wir wissen ja nicht, ob ihm alles so genau, wie wir es sagen, wieder übersetzt

wird und wir sagen auch manches nicht, weil wir es ihm nicht geradezu sagen können.“ Später habe ich in Parceriecolonien von São Paulo genau dieselbe Bemerkung wiederholen gehört und dort wie hier gefunden, dass der Mangel an directer gegenseitiger Verständigung zwischen den Ansiedlern und einem Coloniedirector oder Plantagenbesitzer ein grosser Hemmschuh einer gedeihlichen Entwickelung der Colonisation war. Das so nothwendige gegenseitige Vertrauen kann nur durch directe gegenseitige Verständigung Wurzel fassen.

Weniger günstig als über Herrn Theophilo Ottoni lautete das Urtheil über dessen Bruder Augusto. Er bekleidete das Amt eines Subdelegado (Polizeibeamten) und war zugleich Director-Stellvertreter. Seine Stellung war eine schwierige; sein ganzes Wesen schien mir infolge dessen aigrirt. Natürlich konnte ein solcher Gemüthszustand in dieser Stellung nicht zum Frommen der Colonie dienen.

Wie schon bemerkt, befanden sich zur Zeit meiner Anwesenheit in Philadelphia (Februar 1858) in sämmtlichen Mucurycolonien 1013 Personen. Im Laufe des nämlichen Jahres stieg ihre Zahl durch Importation neuer Colonisten auf 1768 Individuen. Infolge der später zu erwähnenden Vorgänge verminderte sie sich um mehr als zwei Drittheile. Als der kaiserliche Regierungscommissär José Candido Gomes im Jahre 1861 die Colonien für die kaiserliche Regierung übernahm, befanden sich in sämmtlichen Niederlassungen der Mucurycompagnie nur noch 487 Colonisten, Weiber und Kinder inbegriffen. Sie vertheilten sich nach folgenden Verhältnissen:

I. Colonie Santa Clara am untern Mucury:

| | | |
|---|---|---|
| Ansiedelung am Macaco | 58 | Individuen. |
| „ von Barreado | 11 | „ |
| „ „ S. Matheus | 9 | „ |

II. Colonien von Philadelphia und dem Allerheiligenflusse:

| | | |
|---|---|---|
| Ansiedelung von Canna brava | 7 | Individuen. |
| „ „ Sant' Anna | 3 | „ |
| „ „ Santa Maria | 27 | „ |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Ansiedelung am | Todos os Santos | 83 | Individuen. |
| „ „ | San Jacintho | 136 | „ |
| „ „ | San Antonio | 55 | „ |
| „ „ | San Benedicto | 62 | „ |
| „ um | Philadelphia | 36 | „ |

Männlichen Geschlechts 256, weiblichen Geschlechts 231 Individuen.

Nach den Nationalitäten waren:

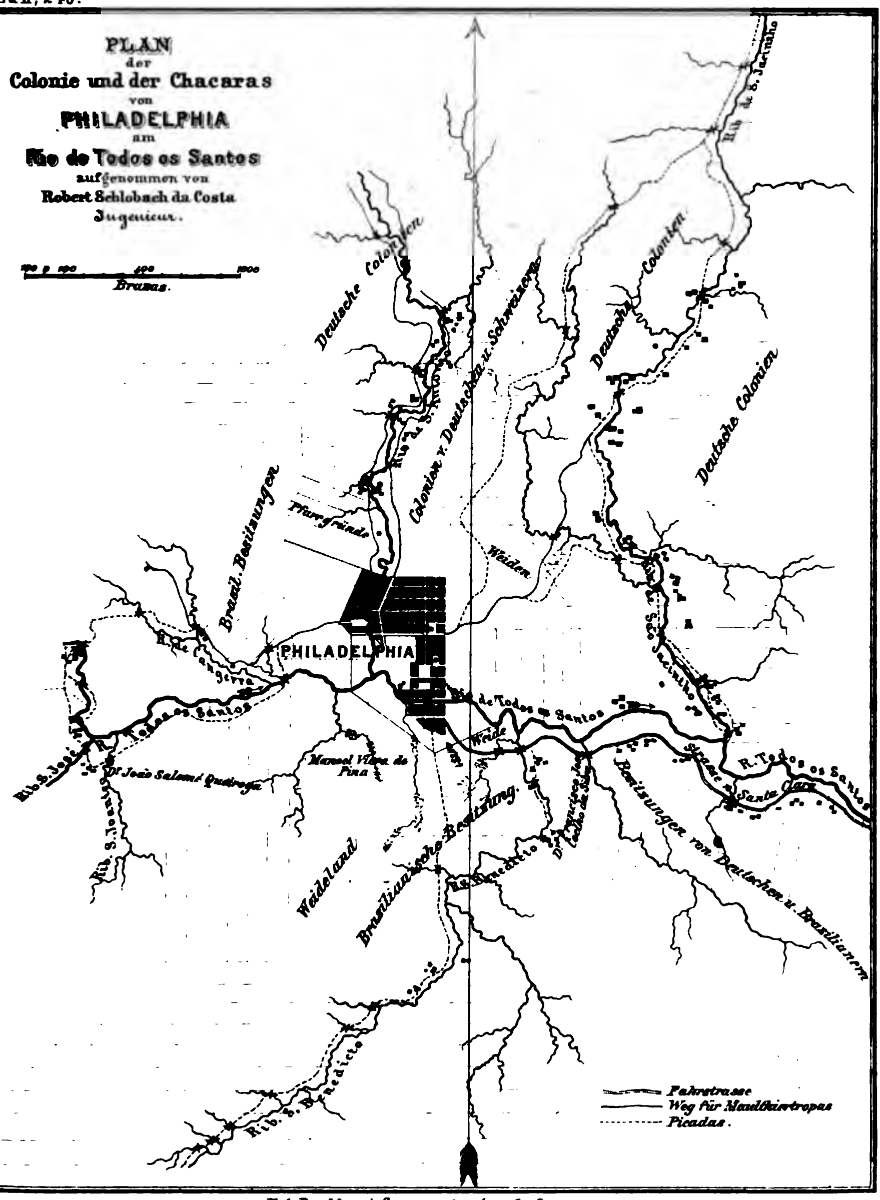
| | | |
|---|---|---|
| Deutsche | 316 | Individuen. |
| Belgièr und Franzosen | 31 | „ |
| Portugiesen | 88 | „ |
| Verschiedener Nationalität | 52 | „ |

Nach der Religion:

| | | |
|---|---|---|
| Protestanten | 270 | Individuen. |
| Katholiken | 165 | „ |
| Ungetaufte Kinder | 52 | „ |

Sämmtliche Colonisten waren im Besitz von 16,489000 Quadratbrazas Ländereien. Von diesen waren cultivirt 1,759500 und uncultivirt 14,729500 Quadratbrazas.

Das Klima von Philadelphia ist gesund; in den trockenen Monaten soll es sehr angenehm sein, während der Regenzeit fand ich es ziemlich heiss und feucht. Den seit einigen Jahren angesiedelten Colonisten behagt es, keiner klagt darüber; den neuangekommenen ist der Sommer lästig, sowol wegen der Hitze als der vielen Insekten. Sie gewöhnen sich aber bald an diese nur anfangs beschwerlichen Unannehmlichkeiten. Am obern Mucury herrschen keine endemischen Krankheiten wie am untern Verlaufe dieses Stromes. Die meisten Krankheitserscheinungen der Colonisten sind durch ihre Lebensweise bedingt und äussern sich vorzüglich als Affectionen des Nahrungsschlauchs, beim weiblichen Geschlecht als Chlorose, als Rheumen und Wunden. Die gastrischen Affectionen und die Chlorose haben als ätiologische Momente eine fehlerhafte Ernährung durch ungewohnte, zuweilen verdorbene Lebensmittel, die grösstentheils zur Gruppe der Kohlenhydrate und zwar in die Reihe der Amylone gehören und durch den gänzlichen Mangel an Proteinsubstanzen. Je fleissiger die




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



Colonisten sind und je verschiedenartigere Nahrungsmittel sie erzeugen, desto weniger treten gastrische Affectionen bei ihnen auf. Wir finden sie daher vorzüglich bei jenen Ansiedlern, die sich noch im ersten Stadium des Urwaldlebens befinden.

Die Ursache der Rheumatismen ist bei einem Besuche der Colonistenwohnungen sehr leicht zu finden. Es sind dieselben nämlich grösstentheils derart gebaut, dass die Luft nach allen Richtungen freien Durchzug hat. Die Leute kommen erhitzt, oft in Schweiss gebadet von der Arbeit zurück, setzen sich im Hause an die Mahlzeit im scharfen Luftzug, exponiren demselben morgens beim Aufstehen den infolge sinnlosen Einhüllens in Decken schwitzenden Körper. Sie glauben allgemein, in dem warmen Klima schade ihnen Luftzug nicht, werden aber in der Regel sehr zu ihrem Nachtheil von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugt. Es ist allerdings richtig, dass Luftzug in den Tropen seltener schadet, aber man muss auch von Jugend auf daran gewöhnt sein; der in andern Klimaten herangewachsene Körper ist in der Regel auch in heissen Ländern empfindlich dafür.

Die Wunden (feridas) sind eine gewaltige Plage der Colonisten. Sie entstehen gewöhnlich aus sehr geringfügigen Ursachen, z. B. von Mosquitostichen, Sandflöhen, Zecken, durch Ritzen mit Stacheln oder Dornen u. s. f. Anfangs werden sie nicht beachtet, aber durch Mangel an Reinlichkeit und Kratzen mehr und mehr gereizt, sodass sie oft mit grosser Schnelligkeit an Umfang gewinnen und leicht den Charakter von phagedänischen Geschwüren annehmen. Sie kommen vorzüglich an den Extremitäten, am häufigsten an den Unterschenkeln und Füssen vor. Ich habe sie nicht allein bei den Colonisten, sondern auch bei den Chinesen und Negern gesehen, oft von ungeheuern Dimensionen. Selten beobachtete ich sie bei den eigentlichen Brasilianern, die mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit allabendlich ihr Fussbad nehmen. Die Wunden beirren ausserordentlich die Thätigkeit der Colonisten. In verschiedenen Colonien der Küste traf ich brave und fleissige Ansiedler, die infolge solcher Geschwüre

durch lange Zeit an jeder Arbeit gehindert wurden und in eine höchst traurige Lage kamen.

Es ist schwer zu sagen, welche Formen der kleinen, menschenfeindlichen Thierwelt in Brasilien die lästigsten und unerträglichsten sind. Gewiss ist es, dass unter diesen der durch das ganze tropische Amerika verbreitete *Sandfloh* (pulex penetrans) mit in erster Reihe steht. Seine Gestalt, die Art und Weise, wie er sich in die Haut einbohrt, dort seine Eier legt, wie sich der Eiertstock mit seinem Inhalte vergrössert, wie er entfernt werden kann und die zuweilen so gefährlichen Folgen aus Vernachlässigung einer rechtzeitigen Entfernung desselben sind schon so oft beschrieben worden, dass ich mich mit einer wiederholenden Schilderung dieser Verhältnisse nicht aufhalten werde. Ich will nur an den portugiesischen Namen dieses Thierchens einige Bemerkungen knüpfen.

Die Brasilianer nennen den Sandfloh *bicho* oder *bichu*. Man könnte aber gleich die Frage beifügen, was nennen denn die Brasilianer nicht „bichu"? Dieser Ausdruck ist nämlich einer der umfassendsten, den man sich nur denken kann; er begreift alles Mögliche in sich. Ich glaube es so ziemlich richtig auszudrücken, wenn ich sage, dass der Brasilianer jeden lebendigen oder leblosen Gegenstand, der ihm durch seine besondere Gestalt auffällt oder dessen Schädlichkeit ihm bekannt ist, bichu nennt.

Im Portugiesischen heisst bichu der Wurm, bicha der Blutegel, die Schlange. Allgemein wird jedes Insekt, fast jedes Thier, sogar der wilde Indianer mit dem Collectivnamen bichu bezeichnet. Einige Zusammensetzungen des Wortes bicho geben demselben schon absonderliche Bedeutungen, z. B. bicho da cozinha (Küchenwurm) ist der Küchenjunge, bichu da cavalhariza (Stallwurm) der Rossbube, bicho do matto (Waldwurm) eine unangenehme, menschenfeindliche Person. Der Neger bettelt und empfängt ein Almosen oder ein Trinkgeld para matar o bicho (um den Wurm zu tödten). Der Grund dieser Redensart dürfte wol in dem ausserordentlich häufigen Vorkommen von Eingeweidewürmern bei der schwarzen Rasse zu suchen sein, sowie in ihrem Glauben, durch Branntwein dieselben tödten zu können.

Charakteristisch für die weitumfassende Bedeutung des Wortes bichu sind folgende Beispiele: Ein Brasilianer, dem der Erker an dem alten Postgebäude einer Schweizerstadt aufgefallen war, fragte seinen Begleiter: a que sirve ese bichu? (wozu dient dieser bichu?). Zu dem Kaufmanne Herrn H. Sch. in Philadelphia kam eines Sonntags ein Fazendeiro der Umgegend, um seine Einkäufe zu machen. Ein in Farbendruck ausgeführter Ecce homo fesselte seine Aufmerksamkeit; nachdem er eine Zeit lang das Haupt mit der Dornenkrone betrachtet hatte, wandte er sich an Herrn Sch. mit der Frage: como chamase ese bichu? (wie heisst dieser bichu?). Diese Frage ist zugleich sehr bezeichnend für die niedrige Bildungsstufe einer gewissen Klasse brasilianischer Fazendeiros. Einer Sachsin in Philadelphia bot ein Neger Fische (peixe) zum Kauf an. An die weiche Aussprache des p gewöhnt und des Portugiesischen noch wenig mächtig, nahm sie peixe für bichu und sagte naiv zu einer Nachbarin: diese Brasilianer sind doch ein sonderbares Volk, alles, was einen beisst oder juckt und was man isst, nennen sie bechu.

Den Colonisten am Mucury geht es mit dem Portugiesischen noch ziemlich schlecht, da sie meistens unter sich verkehren und mit den Brasilianern nicht in häufige Berührung kommen. Müssen sie mit solchen verkehren, so finden sie doch leicht Dolmetscher oder wissen sich auf irgendeine andere Art zu helfen. Ein Colonist kaufte von einem Tropeiro Speck (toucinho) und dieser verabfolgte ihn mit der gewöhnlichen anpreisenden Redensart der Kaufleute: he muito bom (er ist sehr gut). Ein nebenstehender Colonist, der ebenfalls gern Speck gekauft hätte, tritt zum Tropeiro und sagt ihm auf gut Sächsisch: Herr Neger, verkaufen Sie mir auch etwas muito bom!

Die Ländereien im ganzen Stromgebiete des Mucury sind sehr fruchtbar. Der jungfräuliche Boden erzeugt in grösster Ueppigkeit die meisten intertropischen Culturpflanzen, nur dürfen die atmosphärischen Niederschläge in ausgiebiger Menge und zu gehöriger Zeit nicht fehlen.

An Misernten sind die Colonisten zuweilen wegen Nichtbefolgung landesüblicher Bestellungsart ihrer Feldfrüchte selbst

schuld; auch begehen sie oft den Fehler, den geschlagenen Wald zu stark zu brennen, was bei sehr trockener Zeit und scharfem Winde gar leicht geschieht. Eine solche Roça liefert im ersten Jahre fast keinen Ertrag, im zweiten in der Regel einen sehr reichen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit am Mucury hatten sich die Colonisten vorzüglich auf die Erzeugung von Lebensmitteln verlegt, an den Anbau von Handelspflanzen konnten sie bei den Schwierigkeiten, mit denen sie in der jungen Colonie zu kämpfen hatten, noch nicht ernstlich denken. In grosser Ausdehnung bauten sie die Mandioca. Nach 8—10 Monaten sind die Wurzeln schon stark genug, um auf Farinha verarbeitet zu werden, noch früher sind sie blos gesotten geniessbar; ihren höchsten Ertrag geben sie aber erst mit 2 Jahren. Ebenso häufig wurden Knollengewächse gepflanzt, nämlich Kartoffeln, Batatas (besonders die sogenannte Batata de Demerara), Inhams, Cará und mehrere andere Aroideen, vorzüglich die durch fast ganz Brasilien cultivirte Tayoba und die Mangarito. Sie leiden von der Trockenheit weniger als die meisten übrigen Feldfrüchte. Aus den Blättern der letztern wird eine Art Spinat bereitet, die Knollen ähneln etwas den Kartoffeln, sind aber viel feiner und aromatischer. Ich halte sie für das vorzüglichste brasilianische Knollengewächs. Der Mais, eins der werthvollsten Producte für den Colonisten, da er ihm nicht nur eine gesunde Nahrung, sondern auch das beste Mastfutter für seine Schweine liefert, gibt einen durchschnittlichen Ertrag von 80 Alqueires auf 1 Alqueire Aussaat; unter günstigen Verhältnissen wird auch der 120fache Same geerntet. Beim Reis, der in der Colonie eine ebenso grosse Culturfläche einnimmt wie der Mais, ist eine Ernte von 200 Alqueires auf 1 Alqueire Aussaat in frischer Roça und bei normalen Witterungsverhältnissen ein gewöhnliches Erträgniss. Weit hinter diesem Verhältnisse bleibt der Ertrag der schwarzen Bohnen. Man rechnet den 40fachen Samen als eine gute Durchschnittsernte. Es sind übrigens bedeutend höhere Erträge von Colonisten erzielt worden. Sie gehören aber zu den Ausnahmefällen. Die Ernte der Bohnen ist immer etwas unsicher; Regen während der

Ernte verdirbt sie leicht. Auch sind die Gelasse der Colonisten zum langen Aufbewahren dieser Hülsenfrüchte nichts weniger als günstig. Zuckerrohr wird von den Colonisten erst in sehr kleinem Masstabe gebaut. In 6—7 Monaten kann es schon zur Saftgewinnung geschnitten werden; vortheilhafter ist es indessen, es älter werden zu lassen.

Im Jahre 1861 besassen die europäischen Ansiedler in der Colonie Pferde 39 Stück, Ziegen 38 Stück, Schweine 1234 Stück, Hausgeflügel 5665 Stück.

Es ist einigermassen auffallend, dass sie kein Rindvieh besitzen; der Grund davon liegt wahrscheinlich in der Schwierigkeit der Ernährung desselben in jenen Gegenden. Es benöthigt nämlich zu seiner Erhaltung künstliche Weiden. Solche aber können die Colonisten, die über geringe Arbeitskräfte disponiren und noch auf ausgiebige Production von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf bedacht sein müssen, nicht anlegen. Im Urwalde finden zwar Pferde und Maulthiere einiges Futter und durch Verabreichung von Maisblättern und Maiskolben können sie hinreichend genährt werden, dem Rindvieh bietet aber die Waldweide fast gar keine Nahrung und Stallfütterung übersteigt noch die Kräfte des Colonisten.

Ausser den europäischen Ansiedlern sind am obern Mucury und am Todos os Santos eine ziemlich beträchtliche Anzahl ärmerer brasilianischer Familien sesshaft geworden. Bei äusserst geringen Ansprüchen, grösster Genügsamkeit und lobenswerthem Fleisse befinden sich diese Leute in einer relativ sehr günstigen Lage. Sie erzeugen über ihren Bedarf und finden für das Mehr immer Absatz.

Von dem so fruchtbaren Boden und gesunden Klima angelockt und in der Hoffnung auf eine grossartige Entwickelung des Mucuryunternehmens haben sich mehrere Fazendeiros aus andern Provinzen mit ihren Sklaven in jene Gegenden gezogen und Plantagen zum Theil von sehr bedeutender Ausdehnung gegründet. Im Jahre 1861 waren deren schon 30 im Mucurygebiet. Die grösste der Fazendas, Monte Christo, des Herrn Joaquim José de Araujo Maia, $1^1/_2$ Legoas östlich von Philadelphia, zählte über

100 Sklaven. Der Besitzer hatte sich vorzüglich auf die Cultur des Zuckerrohrs gelegt und verarbeitete es auf Zucker und Branntwein. Bei meiner dortigen Anwesenheit hatte er über ½ Million Kaffeesetzlinge; es ist mir nicht bekannt, wie viel Bäume er davon erzogen hat. Einem andern Fazendeiro, dem Dr. Manoel Esteves Ottoni, sind von 50000 ausgesetzten Bäumchen während zwei sehr trockener Jahre 35—36000 eingegangen. Der erste Fazendeiro zwischen Philadelphia und Santa Clara, Antonio José Velloso Soares, hat neben seinen Kaffeebergen noch eine ausgedehnte Baumwollpflanzung, die ihm heute seine Arbeit hundertfältig lohnt.

Die Wälder des Mucury sind ausserordentlich reich an kostbaren Holzarten und an trefflichen Bauhölzern (Madeira de lei), z. B. die *Brauna* oder Garauna (Melanoxylon Brauna), von der es eine schwarze und eine sehr geschätzte röthliche Art gibt; *Pao d'Arco* (Teocoma sp. pl.), *Mondobij*, *Andre Vieira*, der mit der *Aroeira* (Schinas therebintifolius) des Hinterlandes übereinstimmt. Diese Hölzer werden vorzüglich zu Stützen und Pfeilern benutzt, zu Bretern hingegen mehr: *Ipe* (Bignoniae sp.), *Peroba, Itapecurú, Gonzalo, Oleo* oder *Balsamo, Carvalho, Potomuju, Carne de Vaca, Jacarandá* (Mimosae sp.) von drei verschiedenen Arten, nämlich *Cabiruna, Tau* und *Vermelho*, ferner *Guarubú, Sapucaya* (Lecythis ollaria) der Topfbaum, bekannt durch die höchst eigenthümliche Frucht in der Form eines Topfes mit einem Deckel; wenn der Kern vollständig reif ist, löst sich der Deckel und fällt ab. Der Topfbaum verliert die Blätter, die neu hervorsprossenden sind röthlich und geben dem Baume ein höchst eigenthümliches Ansehen; *Limoeiro, Sucupiro, Angelim, Amburuna,* dem Eichenholz sehr ähnlich, aus dessen Rinde ein angenehmer Thee bereitet wird; *Vinhatico,* etwas röthlich; *Cedro, Jequitibo* (der Baum links im Vordergrunde des Holzschnitts von Philadelphia ist ein Jequitibo; er sollte in richtiger Proportion noch einmal so hoch sein, was aber nicht leicht ausführbar war), *Algodoeiro, Lucanga, Araçá, Pao do Brasil* (Fernambukholz). Bekanntlich ist die Ausfuhr dieser kostbaren Holzart Regal und wird vom Staate einem Generalpächter verpachtet. Zum eigenen Gebrauch für Haus- und Brückenbau,

zu Bretern und Brennholz darf jeder den Baum, der auf seinem Grund und Boden wächst, beliebig verwenden, nicht aber zur Ausfuhr. Um das Ausfuhrverbot zu umgehen, ist wiederholt versucht worden, aus dem Holze einen dicken Farbenextract zu kochen und dasselbe unter irgendeinem Namen bei den Zollämtern zu verschiffen. Der Betrug ist indessen bald entdeckt worden.

Nur als Brennholz zu gebrauchen, also keine Madeira de lei, sind unter andern zwei riesenhafte Baumspecies des Urwaldes: der *Gameleiro* oder *Higueiro* (Ficus carica) und der *Barrigudo*. Jener erreicht zuweilen einen ganz ausserordentlichen Umfang und ist vorzüglich durch seine scharfkantigen Wurzeln, die zum Theil noch über die Erde hervorragen, und sich noch kantig in dem Stamm fortsetzen, charakterisirt. Er kommt in einzelnen Exemplaren bis an die Grenze der Camposregion vor. Mir hat immer geschienen, als sei kein anderer Baum so reich mit Parasiten bedeckt wie dieser. Der *Barrigudo* (Chorisia ventricosa) ist ein sonderbarer Baum. Einige Fuss über der Wurzel schwillt der Stamm trommelförmig an und bildet einen weiten Bauch (daher auch sein Name „der Bauchige“) und verjüngt sich allmählich wieder gegen die Krone. Es gibt verschiedene Arten von Barrigudo, die botanisch noch nicht genau bestimmt sind. Am häufigsten bemerkte ich eine Art mit schwach riefiger, fast glatter Rinde und grosser weisser Blüte, seltener eine andere, deren Stamm mit stacheligen Höckern bedeckt ist; ich sah diese nicht in Blüte. Der Barrigudo liefert eine Art fast seidenartiger Baumwolle, die sogenannte *paina*. Es gibt eine von gelber und eine von weisser Farbe, sie wird besonders zum Ausstopfen von Kopfpolstern benutzt; spinnen lässt sie sich sehr schwer, da die Fasern zu kurz und zu gerade sind. Der Stamm enthält einen Milchsaft, der durch gemachte Einschnitte reichlich abfliesst; bis jetzt hat er noch keine technische Verwendung gefunden. Das Holz ist sehr leicht und schwammig und umgibt ein weiches Mark, in dem sich zahlreiche grosse Insektenlarven entwickeln. Die Indianer suchen sie sorgfältig auf, braten sie an Stäbchen gereiht bei schwachem Feuer und verzehren sie als Leckerbissen.

Sie mögen wol ähnlich wie die grossen Maden schmecken, die so häufig im Palmmark vorkommen. Ich habe diese oft gegessen und sie schmackhaft, nur etwas zu fett gefunden.

In den Wäldern der nächsten Umgebung von Philadelphia wächst die *Brechwurzel* (Cephalis Ipecacuanha) in ziemlich grosser Menge. Sie wird von den Botokuden gesammelt und als Tauschartikel nach Philadelphia gebracht. Hier lernte ich auch zum ersten mal die *Maracusha*, die Frucht einer Passiflora kennen; sie ist oval, ziemlich 5 Zoll lang und hat eine dicke Schale mit gelber Rinde, die eine schleimige Pulpa, in der unzählige Kerne eingebettet sind, umschliesst; ihr Geschmack ist säuerlich, das Aroma, für mich wenigstens, unausstehlich widerlich.

Am Allerheiligenflusse wie im ganzen Verlaufe des Mucury kommen im Flusssande Chrysolithe vor. In der ersten Zeit des Mucuryunternehmens fand ein brasilianischer Ingenieur der Compagnie einige dieser Halbedelsteine. Er hielt sie für Diamanten und sah sich im Geiste schon Millionär, denn er wollte die vermeintliche Entdeckung so geheim als möglich halten und nur in Verbindung mit einigen wenigen verschwiegenen Personen den Reichthum ausbeuten. Zu diesem Zwecke suchte er vor allem den Director der Compagnie unter den verschiedensten Vorwänden vom Besuche am Mucury abzuhalten, trat mit einem kleinen Roçeiro, der über einige Sklaven verfügte, in Verbindung und heirathete, um ihn mehr zu fesseln, seine Tochter, obgleich er in Rio de Janeiro schon verheirathet war. Allen diesen Vorsichtsmassregeln folgte eine arge Enttäuschung und der überkluge Ingenieur fand es zweckmässig, aus der Gegend zu verschwinden.

Kurz vor meiner Ankunft in Philadelphia war eine kleine Expedition von Brasilianern den Allerheiligenfluss hinaufgezogen, um nach Diamanten zu suchen. Sie hatten an verschiedenen Stellen sogenannte Diamantformationen, besonders Faba preta (Siehe Seite 130) gefunden, aber keine Diamanten. Wir haben schon oben gesehen, dass aus dem Vorkommen der Formação durchaus nicht mit Sicherheit auf das gleichzeitige Vorkommen von Diamanten geschlossen werden kann. Infolge der unterdessen

ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen einigen Indianerstämmen musste die Expedition wieder nach Philadelphia zurückkehren.

Auffallend war es mir, auch in diesen Urwäldern unter der brasilianischen Bevölkerung die feste Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines Goldsees (lagoa dourada) tief im Innern der Waldregion zu finden. Die nämliche Rolle, die die Laguna del dorado im Norden des spanischen Südamerika gespielt hat, spielt die Lagoa dourada im frühern portugiesischen Theile dieses Continents. Der Glaube an die Existenz eines Sees mit unermesslichen Goldschätzen hat durch Jahrhunderte die Phantasie der goldsuchenden Spanier und Portugiesen erhitzt und sie zu den abenteuerlichsten Expeditionen getrieben. Die vagsten Gerüchte, die unwahrscheinlichsten Angaben, ja handgreifliche Lügen genügten, um immer wieder gefährliche und hoffnungslose Expeditionen zum Aufsuchen des Goldsees oder Goldlandes ins Leben zu rufen. Trotz der grossen Entwickelung der geographischen Kenntnisse Südamerikas, trotz aller aus Naturbeobachtung deducirten Gegengründe herrscht doch auch heute wie vor dreihundert Jahren bei einem grossen Theil der Bevölkerung des mittlern und nördlichen Südamerika der traditionelle Glaube an das fabelhafte Goldland.

Alexander von Humboldt hat in seiner Reise durch die Aequatorialgegenden Südamerikas diesem Gegenstande weitläufige Untersuchungen gewidmet[1]), fast mehr, als er es verdient. Ich habe in Peru und Brasilien von sonst sehr gebildeten Männern das Vorhandensein eines Goldsees mit der innigsten Ueberzeugung behaupten und mit allen möglichen Gründen vertheidigen gehört; man hätte beinahe glauben können, sie hätten ihn selbst gesehen, und doch war nur die Tradition ihr einziger Anhaltspunkt. Am Mucury versetzte man diese Lagoa dourada in die wenig bekannte Waldregion zwischen diesem Strom und dem Rio Belmonte. Höchst wahrscheinlich gibt es dort Lagoas; sie werden aber jedenfalls mehr Krokodile als Gold enhalten.

Es ist nun Zeit, uns zu den ältern Bewohnern des Mucury-

---

[1]) Bd. III, S. 348 u. 398. Bd. IV, S. 254 fg.

gebiets, zu den Indianern zu wenden. Dem beobachtenden Reisenden bieten sie reichlichen Stoff zum Studium; freilich darf er dazu nicht gerade die ekelhaften Gestalten auswählen, die in Philadelphia herumlungern und betteln; er muss die Nation in ihrer Gesammtheit und in ihren einzelnen Gliederungen auffassen und untersuchen.

Ich glaube, es wird die richtige Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse der Indianer am Mucury und seinen Nachbarströmen wesentlich erleichtern, wenn ich hier in gedrängtem Umrisse ihre Geschichte berühre, soweit sie auf historischer Basis fusst.

Als im April 1500 der portugiesische Admiral, Pedro Alvarez Cabral, der Entdecker des Landes des „wahren Kreuzes" (Terra da Vera Cruz), später Brasilien genannt, Besitz von jenem Theile der Küste nahm, deren Hinterland die Provinz Minas geraes bildet, waren die Ländereien zwischen dem Rio Belmonte und Rio Doce, die spätern feudalen Capitanien, Porto Seguro und Espiritu Santo, von zwei grossen Hauptstämmen wilder Indianer bewohnt. Der eine war im Besitz der Meeresküste und der nach Westen sich ausdehnenden Urwaldniederungen; der andere hingegen bewohnte das Quellgebiet der Ströme und die Ostabdachung des grossen Gebirgszuges, der sich von Norden nach Süden der Küste parallel hinzieht, die sogenannte Serra dos Aimorés.

Nachweisbar haben in frühern Jahrhunderten an der Ostküste Südamerikas wiederholt grosse Völkerbewegungen stattgefunden. Allmählich in der Hauptrichtung von Süden nach Norden vordringend, haben sich die südlichen Stämme siegreich bis etwas nördlich nach dem Küstenstriche, von dem wir hier sprechen, ausgebreitet. Hier aber fanden sie stärkere und wahrscheinlich auch enger verbündete Nationen, die ihrem weitern Vordringen durch kräftigen Widerstand Einhalt geboten.

Aus dem Stromgebiete des Rio Paraná im Süden des südlichen Amerika setzte sich zu einer Epoche, die wir nicht einmal annäherungsweise bestimmen können, die Nation der *Tupis* in gewaltiger Strömung nach Norden in Bewegung. Sie dehnte sich vorzüglich längs der Küste aus, rieb die dortigen Indianer-

stämme entweder auf, oder drängte sie nach Norden oder trieb sie in die westlichen Gebirge. Wahrscheinlich dauerten diese Kämpfe durch Jahrhunderte und das Vordringen der Tupis war nur ein stossweises, durch heftigen Widerstand erschwertes. Mit Sicherheit ist anzunehmen, dass diese Völkerbewegung lange vor Entdeckung Südamerikas stattfand. Als die Portugiesen Besitz von der brasilianischen Küste nahmen, war einer der mächtigsten der sechzehn Stämme, die nach den ältesten Chronisten die Nation der Tupis bildeten, die Toupinambaults oder *Tupinambaus*, schon bis zum 6.° nördl. Br. vorgedrungen. Die Feinde, die sie hier zu überwinden hatten, waren die *Tapuyas*, ein wilder, kräftiger und zahlreicher Indianerstamm, der aus 76 Tribus bestand. Sie vermochten aber trotzdem der Tupisinvasion nicht zu widerstehen und wurden theils nach Westen ins Gebirge gedrängt, theils gezwungen nach Norden zu weichen, wo sie sich endlich mehr concentrirten und wahrscheinlich an den Nordindianern muthige Verbündete fanden, mit deren Hülfe sie die Tupis in Schach halten konnten. Nun entwickelten sich lange andauernde Kämpfe zwischen den Eroberern und den frühern Besitzern des Landes. Es gelang ihnen indessen nicht, die Eindringlinge zurückzuwerfen und wieder in Besitz ihrer frühern Heimat zu gelangen. Die Tupis blieben Herren der Küste. Unter den einzelnen Stämmen der beiden Nationen brachen zeitweise heftige Kämpfe aus und öfter verbündete sich irgendein Tribus einer Nation mit einem oder einigen der feindlichen, um gegen andere Stämme der eigenen Nation zu kämpfen. Die erbittertsten Kriege in dem Theile der Küste, von dem wir handeln, schien zwischen den *Tupinaus* und *Tupinambaus*, beide der Nation der Tupis angehörend, gewüthet zu haben.

Cabral, als er Besitz von der Küste von Porto Seguro nahm, traf dort die *Tupiniquins*, einen Tribus der Tupis. Sie waren gutmüthig und wenig kriegerisch. Ihre Beziehungen zu den Portugiesen gestalteten sich auch bald freundlich. Sie wurden zum Christenthum bekehrt. Die heutigen Bewohner von São José de Porto Alegre an der Mündung des Mucury bestehen grösstentheils aus Abkömmlingen jener Tupiniquins. In den Gebirgen

aber hausten eine Anzahl Stämme der verdrängten Tapuyas, nämlich die Aimorés, Abatyras, Guerens u. a. m., zugleich auch mehrere Tribus der von den Tupinambaus besiegten oder verdrängten stammverwandten Tupinaus, namentlich die Malalis, Machacalis, Macunis und Patachos.

Diesen Gebirgsindianern mochten die durch portugiesische Halbcivilisation und durch Agricultur des Krieges entwöhnten Küstenindianer wenig gefährlich erscheinen. Sie wagten es wieder, ihre alten Feinde und Bedränger anzugreifen, und zwar mit glücklichem Erfolge. Sie schlugen wiederholt die Küstenindianer und die mit ihnen alliirten Portugiesen und zerstörten im Jahre 1560 mehrere bedeutende Niederlassungen derselben. Ungefähr vier Jahre früher war die Capitania Porto Seguro von ihrem ersten Donatar durch Verkauf in den Besitz des Herzogs von Aveiro übergegangen. Dem Gouverneur von Bahia, Mende de Sá, gelang es zwar, die feindlichen Indianer wieder in ihre Gebirge zurückzudrängen, nicht aber auch sie unschädlich zu machen. Länger als drei Jahrhunderte dauerten ihre Kämpfe gegen die Tupiniquins und die mit ihnen verbündeten Lusitanier. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unternahmen die Aimorés einen grossen Kriegszug gegen die Küste. Ihnen schlossen sich sogar zwei ihnen sonst feindliche Tribus, die Tupinaus und Tupinambaus, an. Er war vom vollständigsten Erfolg gekrönt. Die Verbündeten zerstörten die portugiesischen Ortschaften Porto Seguro, Santo Amaro, Santa Cruz fast gänzlich. Damit war auch das Schicksal der Capitania für lange Zeit entschieden. Obgleich sie infolge der Heirath ihres Besitzers mit einer Ehrendame der Königin von Portugal zum Marquisat erhoben worden war, bot sie das traurigste Bild der Verwilderung dar und fing erst ungefähr ein Jahrhundert später an sich wieder einigermassen zu erholen.

Wir kennen die genauen Details jener Kämpfe nicht, denn selbst über die Geschichte der portugiesischen Bevölkerung der Capitania zu jener Zeit suchen wir vergeblich in Archiven und Chroniken nach Aufschlüssen.

Zur Zeit der obenerwähnten Einfälle tauchte zum ersten

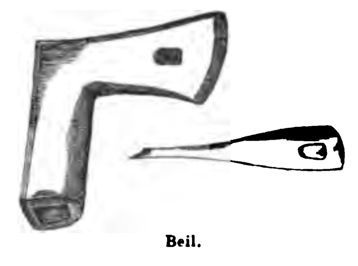
mal unter den Portugiesen der Name *Botokudos*[1]) für die Gebirgsindianer auf und allmählich verschwanden die frühern Tribusbezeichnungen Aimorés, Abatyras u. s. f. Bis heute ist der zum Theil noch unbezwungene Stamm unter dieser generellen Bezeichnung gekannt und gefürchtet.

Die Brasilianer haben überhaupt für die Indianer gewisse allgemeine Benennungen, da die Tribusnamen selten weiter verbreitet oder gekannt sind. Häufig nennen sie dieselben schlechtweg „Indios“ oder „Selvagems“ (Wilde), in einem Theile von Mittel- und Nordbrasilien werden sie nach dem obenerwähnten bedeutenden Volksstamme „Tapuyas“ geheissen, ob sie nun wirklich zu dieser oder einer andern Nation gehören, ganz wild oder halb civilisirt seien; in andern Gegenden Mittelbrasiliens nennt man sie „Caboclos“ (Kupferfarbige); in Südbrasilien gewöhnlich „Bugres“. Ich habe mich vergeblich nach dem Ursprung dieses letztern Namens erkundigt. Ich vermuthe, dass er von dem französischen Worte bougre abstammt und sich wahrscheinlich in der Mitte des 16. Jahrhunderts, während der ersten französischen Besitzungen in der Bai von Rio de Janeiro unter Nicolas Durand de Villegaignon, eingebürgert hat.

Durch die angeführten siegreichen, lange andauernden Kämpfe blieben die Botokuden nicht nur Herren des ganzen Ostabhanges der Serra dos Aimorés, sondern auch der Urwaldniederungen bis ganz in die Nähe der Küste. Ihre häufig wiederkehrenden Angriffe auf die Pflanzungen der portugiesischen Ansiedler und der unterworfenen halbcivilisirten Indianer sind die Ursache der auffallend langsamen Entwickelung jenes Litorales und seiner bis auf den heutigen Tag äusserst spärlichen Bevölkerung.

---

[1]) Einige Schriftsteller leiten den Namen Botokudos von den portugiesischen Worten boto (stumpf, dumm) und codea (Rinde, Kruste) ab, weil sich diese Indianer den Körper mit einer Art Firniss überziehen sollen. Wol richtiger als diese sehr gezwungene Erklärung, die nicht einmal auf Thatsachen beruht, ist die Ableitung dieses Wortes von dem portugiesischen botoque (Fassspund), da das Stück Holz, welches die Botokuden in einem Schlitze der Unterlippe zu tragen pflegen, in der That viel Aehnlichkeit mit einem Fassspunde hat.


Beil.

In der Fazenda des Oberstlieutenants Antonio José Velloso de Soares, 4 Legoas östlich von Philadelphia, wurde beim Urbarmachen eines Stücks niedergebrannten Urwaldes eine Axt von einer Form, wie sie in Brasilien jetzt gänzlich unbekannt ist, unter der Erde gefunden. Sie war wahrscheinlich das Werkzeug eines Schiffszimmermanns und führt das Fabrikzeichen C V. Vielleicht war es ein Beutestück der Botokuden vom grossen Kriegszuge von 1560. Ganz in der Nähe von Philadelphia wurden Bruchstücke von Ziegeln von grösserer Form als die gewöhnlich gegenwärtig verfertigten und von schlechterm Material ausgegraben. Man erkennt an ihnen leicht, dass der Verfertiger Ziegel machen sah, ohne genau zu wissen, wie sie gemacht werden. Auch findet man an verschiedenen Punkten Spuren früherer Ansiedelungen, sogenannte Taperas und verwilderte Bananen, also Belege, dass in dieser Gegend einst eine mehr sesshafte Bevölkerung lebte. Es wäre zu gewagt, einen bestimmten Schluss aus diesen Ueberresten ziehen zu wollen, doch liegt die Vermuthung nahe, dass sie von den Tupis, und speciell von dem Stamme der Tupiniquins herrühren, die sich nach dem Zurückdrängen der Tapuyasstämme bis zum heutigen Philadelphia ausgedehnt hatten. Später von den Tapuyas geschlagen und bis zur Küste zurückgetrieben, wurden von diesen echten herumschweifenden Jägerhorden die Tupiniquins-Niederlassungen gänzlich zerstört.

Herr Theophilo Benedicto Ottoni hat in einer sehr instructiven Abhandlung [1]) die genauesten Nachrichten über die Indianer des Stromgebiets des Mucury, die wir bisher besitzen, mitgetheilt. Er ist aber anderer Ansicht als der hier ausgesprochenen. Er hält die Botokuden für Tupis und glaubt, dass die erwähnten Culturüberreste von den Tapuyas abstammen; dass also die wilden

[1]) Noticia sobre os selvagens do Mucury em uma carta dirigida ao Senhor Dr. Joaquim Manoel de Macedo.

und gefürchteten Aimorés Träger einer gewissen Cultur waren. Es ist aber ein historisches Factum, dass bei der Ankunft der Portugiesen die Tupis dieses Litoral inne und die frühern Besitzer desselben schon in die Gebirge gedrängt hatten; dass die Tupiniquins (Tupistamm) gutmüthiger Natur und der Civilisation zugänglicher waren. Es scheint daher auch viel naturgemässer, dass diese als Herren der Urwaldniederungen sich bis an die Wälder des Allerheiligenflusses angesiedelt, dort ihre Pflanzungen angelegt, kleine Industrien, die sie von den Portugiesen erlernt hatten, in Anwendung brachten, und Werkzeuge, die sie von denselben erhalten haben mochten, benutzt hatten, als dass ein wilder, kriegerischer Stamm auf einem Streifzuge nach den fremden Ansiedelungen und einem flüchtigen Aufenthalte in denselben Geschmack an einem sesshaften Leben gewonnen habe.

Das Verhältniss zwischen den erobernden Portugiesen und den Indianern war seit dem 16. Jahrhundert im allgemeinen ein getrübtes. Bekanntlich trachteten die Ansiedler so viel als nur möglich, die Eingeborenen für die Feldbestellung und für den Bergbau zu benutzen. Diese aber fanden im ganzen wenig Freude an solchen ihren natürlichen Neigungen mehr oder weniger widerstrebenden Verrichtungen und wollten ebenso wenig in ein Dienstverhältniss zu den Eindringlingen treten. Die gebieterische Nothwendigkeit, Arbeitskräfte zu besitzen, führte die Portugiesen allmählich dahin, sich der Indianer mit Gewalt zu bemächtigen und sie zu unentgeltlichen Dienstleistungen zu zwingen. Binnen kurzem bildete sich eine Indianersklaverei und ein schwunghafter Menschenhandel (Resgate) aus. Banden kühner Abenteurer zogen nach den Urwäldern auf Menschenjagd und verkauften nach der Rückkehr ihre Beute an Grossgrundbesitzer, in denen sie stets willige Abnehmer fanden. Königliche Verordnungen autorisirten gewissermassen dieses empörende Verfahren und nur an den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu fanden die hartbedrängten Urbewohner Vertheidiger und Beschützer. Durch massenhafte Einfuhr von Sklaven von der afrikanischen Küste, verbunden mit einer etwas humanern Gesetzgebung, verminderte sich, besonders im 18. Jahrhundert, die Indianersklaverei, dagegen aber ent-

wickelte sich an vielen Grenzpunkten der Civilisation ein förmlicher Vernichtungskrieg zwischen Portugiesen und Indianern. Ueberlegenheit der Angriffs- und Vertheidigungswaffen sicherte den ersten Erfolg. Die Indianer mit ihren nackten Leibern und den meistens unvergifteten Pfeilen konnten verhältnissmässig sehr wenig gegen die portugiesischen Soldaten ausrichten, deren Körper durch Ringkoller oder dick mit Baumwolle gepolsterte Wämser und ähnlichen Helmen geschützt waren und deren weite mit gehacktem Blei geladene Trabucos oft schreckliche Verwüstungen unter ihren Gegnern anrichteten.

Wilde Bluthunde, die ausschliesslich auf Indianerfährten abgerichtet waren, halfen den nicht weniger blutdürstigen Menschenjägern die feindlichen Lager ausfindig zu machen. Die Offiziere wetteiferten, wer die besten Indianerhunde besitze und ein gewisser Lieutenant (Alferes) Antonio Pereira liess die seinigen Indianerfleisch geniessen, um sie stets bei guter Nase zu erhalten. Als durch die Einführung der weit arbeitstüchtigern Neger die Indianer fast ganz entwerthet wurden, so handelte es sich bei solchen Expeditionen nicht mehr darum, Menschen zu fangen, sondern nur eine möglichst grosse Zahl zu morden. Um diesen Zweck, die Vernichtung der Indianer, in ausgedehntem Massstabe zu erreichen, griffen die Portugiesen zu den niederträchtigsten Mitteln. Sie legten Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach verstorben waren, in der Absicht in die Wälder, dass Indianer sich diese aneignen und infolge dessen Epidemien unter ihnen ausbrechen und grässliche Verheerungen anrichten sollten. Dieses teuflische Experiment ist ihnen auch oft nach Wunsch gelungen. Niemals haben sich die Spanier, die im Süden und an der Westküste Südamerikas ebenfalls in feindlichen Beziehungen mit den Waldindianern gestanden haben, so feiger, schändlicher und ehrloser Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde bedient wie die Portugiesen und ihre brasilianischen Abkömmlinge; keine der gebildeten Nationen Europas hat sich so erniedrigt, ihren Namen und ihre Ehre so geschändet wie diese. Nur des berühmten französischen Marschalls Höhlenräucherung in Algier kann als Pendant jener Scheusslichkeiten dienen.

Trotz der schönen, aber leider so mangelhaft ausgeführten Constitution Brasiliens hat der Vernichtungskrieg gegen die Indianer der Provinz Minas bis auf die neueste Zeit noch fortgedauert. Heute noch leben dort Individuen, denen eine Indianerjagd der höchste Genuss ist und die noch sorgfältig Schweiss- und Spürhunde zu diesem Zwecke pflegen. Nur eine kurze Spanne Zeit ist verflossen, seit ein kaiserlich brasilianischer Militärcommandant als Repressalien für einen von den Indianern begangenen Mord eine Indianeraldea überfiel und als Siegestrophäe *dreihundert Ohren* von grausam abgeschlachteten Indianern in den Flecken S. Matheus, südlich vom Mucury, brachte! Selbst der kaiserliche Commissär, José Candido Gomes, der, wie schon erwähnt, im Jahre 1861 die Mucurycolonien behufs der Uebernahme derselben seitens der Regierung besuchte, neigt sich in seinem Berichte mehr zu den Vertilgungsmitteln hin, als auf rein menschliche Weise die Indianer der Civilisation unterthan zu machen. Es ist nicht auffallend, denn je beschränkter intellectuell geistig ein Mann ist, desto mehr hofft er von der brutalen Gewalt als von Anwendung geistiger Ueberlegenheit.

Ottoni führt in seiner interessanten Abhandlung einige Beispiele an, wie der Vernichtungskrieg gegen die Indianer auch in neuerer Zeit geführt wurde. Der Schauplatz dieser elenden Thaten war das Quellgebiet des Mucury und ein Theil von dem des Jequitinhonha. Die Hauptleiter der Mörderexpeditionen waren zwei indianische Soldaten, *Cró* und *Crahy*, denen sich als dritter würdiger Genosse ein gewisser *Lidoro* zugesellte. Sie handelten aber nur auf höhern Militärbefehl. „Eine Aldea umbringen" (matar uma aldea) war ihr Losungswort, der Zauber, der sie für ihr Henkerhandwerk fanatisirte. Mit Hülfe kaiserlich brasilianischer Soldaten und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörend) umringten sie während der Nacht die dem Untergange geweihte Aldea und stürmten sie mit dem ersten Tagesgrauen, sodass die aufgehende Sonne nur noch blutrauchende, grässlich verstümmelte Leichname beschien. Die arglosen Indianer hatten gewöhnlich keine Idee von dem ihnen drohenden Verhängniss; sie wurden meistens in tiefem Schlafe überrascht.

Die Soldaten bemächtigten sich immer zuerst der in einer Ecke zusammengestellten Bogen und Pfeile, um so weniger gefährdet die wehrlosen Indianer abzuschlachten. Nur die Kinder (Kurucas) wurden verschont, sie waren die Kriegsbeute! Ein solches Kuruca wurde in der Regel für 100 Milreis verkauft. Selbst in neuester Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea umzubringen. Und dieses geschieht im constitutionellen Brasilien gegen die ursprünglichen Bewohner des Landes! Am Rio Jequitinhonha, am Mucury, am Rio S. Matheus, am Rio Doce sind zahlreiche Beispiele dieser Menschenschlächtereien vorgekommen. Vier Jahre vor meinem Besuche am Mucury leiteten die Henkersknechte Cró und Crahy eine solche Metzelei bei Guariba am Jequitinhonha. Sogar im Jahre 1861 wurde wenige Meilen von Philadelphia eine derartige Menschenschlächterei ausgeführt! Im Jahre 1846 wurde in Marianna, 2 Legoas von S. José de Porto Alegre, an der Mündung des Mucury, der Tribus des Häuptlings Shiporok fast gänzlich vernichtet. Sechzehn Schädel der ermordeten Indianer kaufte ein Franzose und schickte sie an ein pariser Museum.

Betrachten wir nun die Indianer des Stromgebiets des Mucury, wie sie uns vorzüglich durch Ottoni's Abhandlung bekannter geworden sind. Den prädominirenden Stamm bilden die Botokuden. Neben ihnen kommen noch, wie ich im vorhergehenden Kapitel erwähnt habe, Reste der Malalis, ferner Macanis und Machacalis vor. Der Hauptsitz der letztern ist am Rio Jequitinhonha, wo sich von Süden her der Riberão dos Pratos in ihn ergiesst, im *Aldeamento do Farancho,* wo sie in ziemlicher Anzahl sesshaft niedergelassen sind.

Die Nation der Botokuden zerfällt in eine Anzahl Tribus, von denen sich die meisten wieder in unabhängige Horden abtheilen. Am obern Quellgebiet des Mucury und Todos os Santos leben die *Naknenuks.* Auf meine Erkundigungen nach der Bedeutung dieses Wortes wurden mir zwei gerade entgegengesetzte Erklärungen mitgetheilt. Nach der einen Version soll der Name „Herren des Landes“ heissen, nach der andern aber „nicht von

diesem Lande". Ich bin nicht in der Lage zu entscheiden, welche Uebersetzung die richtige ist. Zu den Naknenuks zählen auch die Americanos d'Agoa Branca am Rio Preto, zum Stromgebiet des Jequitinhonha gehörig, wo sie eine bedeutende Aldea besitzen.

Die Naknenuks des Mucury bestehen aus folgenden bekannten Horden, die nach ihren Anführern benannt werden: die Horde des *Poté*, wahrscheinlich die stärkste von allen, nur 2 Legoas von Philadelphia entfernt, die des *Cracatan*, *Braz*, *Poton*, *Timoteo*, *Inhome*, *Felipe*, *Ninkate* und *Nortete*, die letztere, die früher über hundert kampffähige „Bogen" zählte, ist in neuester Zeit auf wenige Familien zusammengeschmolzen.

Die angeführten Namen der Hordenhäuptlinge sind theils indianisch (Cracatan, Poté, Poton, Inhome), theils portugiesisch (Felipe, Timoteo, Braz) von den Brasilianern den Häuptlingen gegeben. Jeder von ihnen hat seinen indianischen Namen, der im gegenseitigen Verkehr der Indianer wol gebräuchlich, von den Brasilianern aber nicht gekannt ist. Diese nennen jeden Häuptling Capitão. Man spricht also von Capitão Timoteo, Capitão Poté u. s. f. Ebenso nennen die Indianer, wie schon bemerkt, jede hervorragende Persönlichkeit, öfters auch den Fazendeiro, bei dem sie arbeiten, der ihnen zu essen gibt, Capitão. Die portugiesischen Namen der Indianer haben zuweilen einen sonderbaren Ursprung. Ottoni gab einst dem Haupte einer kleinen Horde Naknenuks eine grosse Flasche (Garafão) Branntwein, um sie unter seine Leute zu vertheilen. Der vorsorgende, etwas autokratische Anführer entfernte sich mit der Flasche in den dichtesten Wald, um sich dort ganz allein dem Vollgenuss der beträchtlichen Quantität Cachaza hinzugeben. Seitdem ist er nur unter dem Namen Capitão Garafão bekannt. Südlich von der Serra Mapmap Crak, die das Stromgebiet des Mucury von dem des Rio Doce trennt, halten sich am *Rio Aranaú* die erbittertsten Feinde der Naknenuks, die *Aranaús*, auf. Von dem nördlichen Zuflusse des Mucury, dem Rio Pánpan, bis nach Santa Clara streifen die *Bakués* und westlich von diesen bis nahe ans Litoral der Tribus von *Urufu*. An den Quellen des

Rio Preto, der sich mit dem Mucury vereinigt, sind die Rotten von *João Ima*, *Casimiro*, *Maciel* und andern untergeordneten Anführern *Jumerai*, *Caporá*, *Ampaquejú*. Im südlichen Thalgebiet des Mucury begegnen wir am Riberão de Saudade dem Tribus des muthigen Capitão *Poschischá*, etwas weiter östlich des Riberão das Lages den Tribus von *Mekmek*, *Shiporok* und *Potik*, und noch östlicher gegen die Küste hin, schon im Quellgebiet des Rio Matheus, den Horden von *Porokun*, *Batata* und andern; am *Rio Urucu*, als dem grössten südlichen Zuflusse des Mucury, den *Shiporoks* und den Häuptlingen *Juquirana* und *Maron*.

Ueber den Namen *Shiporok* bin ich ebenso wenig ins Klare gekommen wie über den „Naknenuk". Nach einigen bedeutet Shiporok Feind, und mit diesem Namen sollen allgemein die Indianer ihre Gegner bezeichnen.[1]) Der Tribus selbst soll sich indessen nicht so nennen. Welchen Namen er sich beilegt, konnte ich nicht erfahren. Ein indianischer Soldat und trefflicher Kenner der Sprache dieser Stämme, von dem ich am Urucu vielfache Erkundigungen über dieselben einzog, versicherte mir, dass Shiporok „von jenseit der Berge" oder „von hinter dem Berge" bezeichne und dieser der eigentliche Name des Stammes sei. In der Sprache der Botokuden heisst Shiporak Bruder und Shiporok Arm. Im Jahre 1816 traf Prinz Maximilian zu Neuwied im Quartel dos Arcos am Rio grande de Belmonte einen tapfern Botokudenhäuptling Namens Jeparak.[2]) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass seine Horde sich später nach Süden wandte und im Stromgebiet des Mucury sich niederliess. Ungefähr 30 Jahre später waren die Shiporoks an der Lagoa d'Arara am nördlichen Ufer des Mucury und wieder nach circa 8 Jahren finden wir sie am Rio Urucu, einem südlichen Zuflusse dieses Stromes. Bei den undeutlichen, oft verwischten Lauten der Vocale in vielen Worten der Sprache der Botokuden glaube ich, dass die Schreibart des Prinzen Maximilian kein Hinderniss

---

[1]) Bekanntlich heisst Puri auch der Feind. Es ist der Name eines Indianerstammes am Rio Doce.

[2]) Die Aussprache des g, j und sh am Anfang der Indianernamen vor e und i ist die gleiche.

gegen die Annahme ist, dass der Indianerstamm der Jeparaks, den er am Belmonte traf, mit den Shiporoks am Urucu identisch sei.

Die Geschichte der Indianerhorden ist sehr wenig bekannt. Wir können daher nur Vermuthungen über ihre Züge und Wanderungen aufzeichnen. Sie sind auch meistens von so beschränktem Interesse, dass selbst mühevolle Nachforschungen nie durch bebedeutende Resultate belohnt würden.

Alle die bisjetzt erwähnten Indianerhorden am Stromgebiet des Mucury, mit Ausnahme der Malalis, Machacalis und vielleicht der Aranaûs, gehören zum Stamme der Botokuden oder *Engeräkmung*, wie sie sich selbst nennen. Einige Horden sind in festen Wohnsitzen, Aldeamentos oder Aldeas, niedergelassen und wir haben vorzüglich folgende zu erwähnen: Aldeamento do Poton, Aldeamento do Poté, Aldeamento do Cracatan, Aldeamento de Curienca (oder „das Cursiumas"), Aldeamento do Nortete, Aldeamento de São João, Aldeamento d'Agoa boa, Aldeamento dos Aranaús. Im Jahre 1817 waren von diesen acht Aldeamentos 104 Individuen zum Christenthume bekehrt (natürlich nur dem Namen nach), darunter die drei Häuptlinge Poté, Poton und Cracatan. Von den Bewohnern einiger dieser Aldeamentos wird etwas Ackerbau getrieben, der sich aber blos auf den Anbau von Mais und Mandioca beschränkt. Die Kopfzahl dieser Horden ist sehr verschieden. Einige sollen mehrere hundert Individuen zählen, andere aber kaum 80—100 mit blos etwa 20 kampffähigen Kriegern. Aus der Zahl der bogenführenden Krieger kann man mit einiger Sicherheit auf die Seelenzahl der Horde schliessen, da diese durchschnittlich das Vierfache der Krieger beträgt. Ich glaube von der Wahrheit nicht sehr entfernt zu sein, wenn ich die Gesammtzahl der Indianer im Stromgebiet des Mucury auf 2800—3000 Köpfe annehme.

Prinz Maximilian zu Neuwied, der ebenso liebenswürdige und bescheidene als durch und durch wahre Reisende und scharfe Beobachter, hat in dem zweiten Theile seiner „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817" eine vortreffliche Schilderung der Botokuden geliefert. Ich möchte daher jeden, der sich mit diesem Gegenstande näher vertraut machen will, auf jene

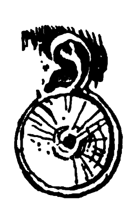
Abhandlung verweisen. Hier will ich nur die Resultate meiner eigenen Beobachtungen und Erkundigungen mittheilen.

Die Botokuden sind im ganzen genommen kräftige Gestalten von mittlerer Grösse, einzelne Individuen sind gross zu nennen. Ich habe mehrere gesehen, die 5′ 9—10″ massen. Der Oberkörper ist stark entwickelt und muskulös. Der Bauch der Weiber ist meistens gross und unförmlich. Bei beiden Geschlechtern sind die Extremitäten sehr schlank und fast ausser Proportion. Hände und Füsse zierlich. Das Haar ist rabenschwarz, schlicht und stramm. Oft wird es am Hinterkopfe und drei Finger breit über den Ohren querüber ganz glatt wegrasirt und zwar mit den messerscharfen Rändern von Abschnitten von Bambusrohr. Die Stirn ist durchschnittlich niedrig. Die Backenknochen stark entwickelt, vorspringend. Die lebhaften Augen sind eher klein als gross und immer etwas schief geschlitzt. Die Nase ist bald kalmückenartig eingesattelt, bald gerade, bald sanft gebogen, die Flügel immer etwas erweitert. Der Mund ist im allgemeinen weit gespalten, die Lippen sind bald stark, bald etwas weniger wulstig aufgeworfen. Es ist unmöglich, nach der Physiognomie einen Rassentypus festzustellen, da, wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, die Gesichtsbildung ausserordentlich variirt; bei manchen Individuen ist sie, die schiefe Augenstellung abgerechnet, eine durchaus kaukasische. Die Weiber leiden am Körper gar keine Haare; auch die Männer pflegen sich dieselben auszureissen. Ich habe indessen mehrere mit spärlichem Barte gesehen.

Die Körperfarbe der Botokuden ist ein schmuziges, fast bronzirtes Braun, bald etwas heller, bald etwas dunkler. Ich erinnere mich in Reisebeschreibungen gelesen zu haben: „Die Farbe der Indianer gleiche frischgescheuertem Kupfer.“ Einen schlechtern Vergleich kann es nicht geben. Weder an der Ost- noch an der Westküste Südamerikas habe ich je eine solche rothbraune Farbe der Indianer beobachtet.

Bei den Botokuden ist eine höchst eigenthümliche Verunstaltung der Ohren und der Unterlippe Sitte. Den Kindern werden zu einer bestimmten Epoche, die vielleicht dem Eintritt der

Pubertät entspricht (nach verlasslichen Mittheilungen soll es auch früher geschehen), die Ohrläppchen und Unterlippe mit einem harten, spitzen Holze durchstochen. In die entstandene Oeffnung wird nun ein glattes, rundes Scheibchen Holz gesteckt und dieselbe dadurch offen gehalten. Diese Hölzer werden von Zeit zu Zeit durch grössere ersetzt und damit so lange fortgefahren, als die Ohren und Lippen noch einer Ausdehnung fähig sind.


Ohrholz.

Die Holzscheiben, von den Brasilianern tahua (wahrscheinlich taboa) genannt, werden aus dem ausgekochten Holze des obenerwähnten Baumwollbaumes (Barrigudo) angefertigt und sind ungemein leicht. Das Lippenholz (nimato) ist durchschnittlich kleiner und dünner als die Ohrpflöcke, aber doch immerhin von ansehnlichem Umfang. Ich habe eins bei einem alten Weibe gemessen, das $2^1/_2$ Zoll Durchmesser, also $7^1/_2$ Zoll Umfang bei einer Dicke von circa $^3/_4$ Zoll hatte. Bei jüngern Individuen, bei denen die Muskelfaser rigider und das Holz gewöhnlich auch kleiner ist, steht dasselbe horizontal von den Zähnen ab, zuweilen ist es sogar etwas nach aufwärts gerichtet. Bei ältern Personen aber hängt es mit der Lippe schief nach unten. Der obere Rand der Scheibe drückt besonders beim Sprechen mehr oder weniger gegen die beiden mittlern untern Vorderzähne und macht sie entweder locker, dass sie frühzeitig ausfallen, oder reibt sie ab. Die Indianer können diese Holzscheiben nach Belieben aus den Lippen herausnehmen und hineinstecken. Beim Essen nehmen sie dieselben gewöhnlich heraus; sie können übrigens das Kaugeschäft auch mit dem Pflocke vortrefflich ausführen. Sowol die Lippen- als auch die Ohrhölzer werden zu Hause und bei den gewöhnlichen Beschäftigungen in der Regel nicht eingehängt. Bei Festen, Kriegszügen, Besuchen in den Ansiedelungen und dergleichen Gelegenheiten dürfen sie indessen nicht fehlen. Eine alte Indianerin, die ihren Lippenpflock entfernt hat, ist mit der tief herabhängenden Unterlippe, aus deren Spalte der Geifer rinnt, und dem zahnlosen Kiefer ein unbeschreiblich ekelhafter Anblick. Wozu brauchen denn die Wilden diese Teller in den Lippen? fragte

ein neuangekommener Colonist, über die sonderbare Zierde im höchsten Grade betroffen; nun, damit sie das Fleisch gleich darauf zerschneiden können, erwiderte ein älterer, pfiffiger Ansiedler.




Botokuden.

Die Ohrhölzer (numá) sind oft noch weit beträchtlicher an Umfang und dicker, und dehnen die Ohrlappen so sehr aus, dass sie bis auf die Schulter hinunterhängen. Prinz Maximilian zu Neuwied erzählt, dass er das cylindrische Ohrholz des Häuptlings Kerengnatuk gemessen und gefunden habe, dass dasselbe 4 Zoll 4 Linien englisches Mass im Durchmesser hielt bei einer Dicke von anderthalb Zoll. Ich habe keine Ohröffnung gesehen, die mehr als 3 Zoll mass. Bei diesem Durchmesser berührt der Ohrlappen beinahe die Schultern.' Wenn die Holzscheiben nicht in den Ohren stecken, so hängen die Botokuden die ringförmig erweiterten Ohrlappen über den obern Theil der Ohrmuschel. Da die Männer auf den Jagdstreifereien die Scheiben nicht in die Ohren stecken, so bleiben sie oft bei hitziger Verfolgung des Wildes oder beim Durchschlüpfen durch den dicht verwachsenen Urwald mit dem leeren Hautringe an Zweigen oder Dornen hängen und reissen sich den schmalen Rand des Ohrlappens durch. Man sieht daher auch sehr häufig Botokuden, denen jeder Ohrlappen in zwei schmalen, langen Zipfeln auf die Schultern herunterhängt; wollen sie sich nun bei Festen oder andern

Veranlassungen der Hölzer bedienen, so binden sie die beiden Zipfel mit Bast oder Sipo zusammen und stecken sie wieder in den neugebildeten Ring.

Durch diese Verunstaltungen wird die Physiognomie der Botokuden derart entstellt, dass sie zu den hässlichsten Indianern Südamerikas zählen, obgleich die Gesichtszüge jener Individuen, die unversehrte Ohren und Lippen haben, nicht geradezu unangenehm sind.

Nicht alle Individuen der Botokudenstämme bedienen sich dieser barbarischen Zierathen; der geringere Theil derselben durchbohrt Lippen und Ohren. Bei den Weibern sind die Lippen-, bei den Männern die Ohrpflöcke allgemeiner. Ob das Durchbohren der Lippen und Ohren von bestimmten Vorschriften oder Vorrechten, oder ob es blos als Geschmacksache von der Neigung des einzelnen abhängt, habe ich nicht erfahren können.

Man will beobachtet haben, dass bei Stämmen, die häufig mit Ansiedlern in Berührung kommen, fast nur noch von ältern Individuen die Pflöcke getragen werden und die jüngere Generation dieser Verunstaltung nicht mehr huldigt. Möglich, dass die Allgewalt der Civilisation ziemlich bald bei einem grossen Theile der Botokuden diese Verstümmelung verschwinden macht.

Wie die meisten Waldindianer, lieben es auch die Botokuden, ihren Körper mit verschiedenen Farben zu bemalen. Sie gebrauchen dazu die Frucht der Genipaba, deren Saft tief schwarzblau ist, und den Samen des Bixia Orellana (Urucú), der fast durch ganz Südamerika vorkommt und von den meisten wilden Indianern zu diesem Zwecke benutzt wird. Er liefert ein intensives Mennigroth. Mit diesen beiden Farben nun bemalen sich die Botokuden ihre nackten Körper so grimmig als nur möglich. In der Regel wird das Gesicht roth, der grösste Theil des übrigen Körpers schwarz angestrichen, oft malen sie sich quer durch das rothe Gesicht einen breiten, schwarzen Streifen von einem Ohr zum andern. Es scheint übrigens, dass die Malerei ganz willkürlich, je nach dem Geschmack des Betreffenden, ausgeführt wird, und nicht, wie es bei andern Nationen vorkommt, nach bestimmten Regeln des Stammes vorgenommen werden muss.

Ein nackter Botokudenkrieger mit seinen Pflöcken in Ohren und Lippen, schwarz und roth bemaltem Körper und einem intensiv rothen Gesicht hat ein wahrhaft dämonisches Aussehen.

Die Farben bewahren die Naknenuks in einem Gliede des grossen Bambusrohrs (Taquarassu) auf, in dem auf der einen Seite die Knotenscheidewand den Boden bildet, die entgegengesetzte Oeffnung durch einen zierlich geflochtenen Deckel verschlossen wird.

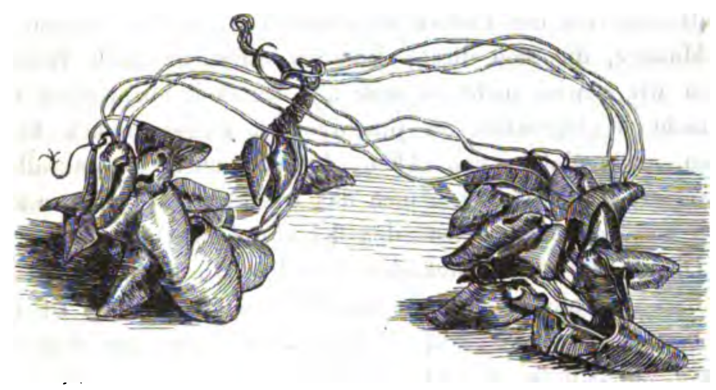
Ausser diesen Malereien habe ich bei den Botokudenmännern durchaus weiter keine Zierathen bemerkt. Das Messer tragen sie gewöhnlich an einer Schnur um den Hals; es ist dies die einzige Art es aufzubewahren und zugleich stets bei der Hand zu haben. Bei einigen Horden, die von einigen europäischen Kleidern Gebrauch machen, wird dieses für den Wilden so ausserordentlich werthvolle Werkzeug in die Tasche gesteckt. Die Anführer der Indianerstämme in der Provinz Espiritu Santo (am Rio Doce), besonders die Puris, sollen sich selbst und ihre Waffen mit Vogelfedern schmücken.



Indianerin mit Stirnband.

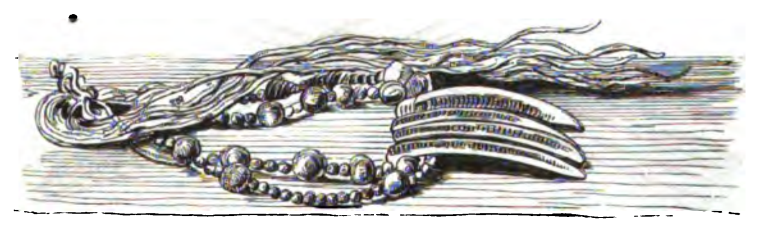
Die Botokudenweiber lieben Schmuckgegenstände sehr, verfertigen auch solche auf ziemlich originelle Weise und behängen

sich mit denselben Stirn, Hals und die Fussgelenke. Eine Stirnbinde, die ich von einem Shiporokamädchen besitze, besteht aus einem etwa $^5/_4$ Zoll breiten, ziemlich gut und fein geflochtenen Bande, von dem eine Anzahl Schnüre herabhängen, an deren Ende immer eine Federspule und vor derselben die Klaue eines Capivará (Wasserschwein, ein Hufnager) befestigt ist.



Collier aus Schweinsklauen.

Das hier abgebildete Collier einer Naknenukindianerin besteht nur aus einer grossen Anzahl an Schnüren aneinandergereihter Klauen des Nabelschweins (Pecari, Dicotyles). Das etwas künstlichere Armband eines Mädchens von der Horde des

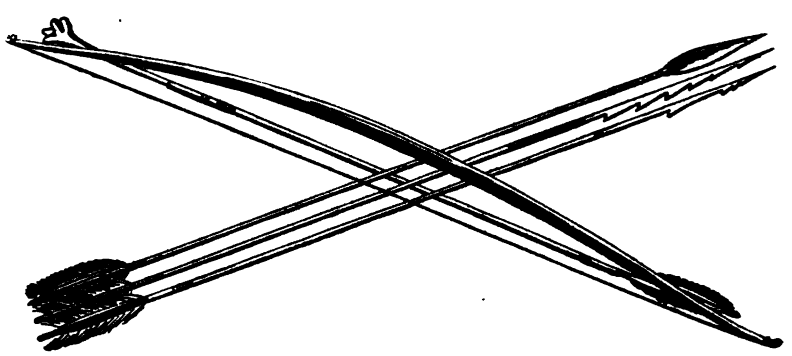


Armband einer Botokudin.

Porokun ist rosenkranzähnlich. Es sind nämlich durch eine Anzahl kleiner, runder, schwarzer; dann wieder grösserer, herzförmiger, brauner oder grauer, sehr harter beerenartiger Früchte feine Fäden gezogen. Die Reihe ist durch vier ebenfalls durchbohrte grosse Schneidezähne des Capivará unterbrochen.

Es ist mir aufgefallen, dass so unschöne Schweinsklauen, unansehnliche Beeren und grosse Zähne von den Botokudinnen als Schmuck verwendet werden, während die befiederten Bewohner des Urwalds in ihrer wundervollen Farbenpracht für Zierathen nicht beachtet werden. Es scheint, als wenn im allgemeinen die Indianerin Südamerikas Vogelfedern als Schmuck nicht verwenden dürfe, denn auch bei jenen Stämmen, bei denen es Sitte ist, sich mit Federn zu schmücken, sind es immer nur die Männer, die sich dieses Vorzugs erfreuen. Den Weibern dürfen wir gewiss nicht so sehr alle Eitelkeit absprechen, dass sie nicht Wohlgefallen an prachtvollem Federschmuck finden sollten. Die Zähne von Affen, Unzen (auch Unzenkrallen), Schweinen und Nagern scheinen das beliebteste Material zu allen Arten von Schmuckgegenständen der Botokuden zu sein.

Die *Waffen* der Botokuden bestehen nur aus dem Bogen und drei verschiedenen Arten von Pfeilen. Der *Bogen* ist lang (ich besitze Bogen von 5½—7 Fuss Länge) und aus dem sehr starken, dunkelbraunen, fast schwarzen Holze der Brejéuba (Airipalme) verfertigt. In der Mitte und an jedem Ende ist er ein Stück weit mit Baumbast umwickelt. Die Schnur oder Sehne



Pfeile und Bogen.

ist aus Baumbast (Embira) oder aus Carahatá (der Faser einer Bromelie) gedreht. Da das Holz sehr wenig elastisch ist und der Bogen in der Mitte oft einen Zoll Durchmesser hat, so ist er sehr schwer zu spannen und es bedarf ziemlicher Kraft und besonders grosser Uebung, um sich seiner zu bedienen.

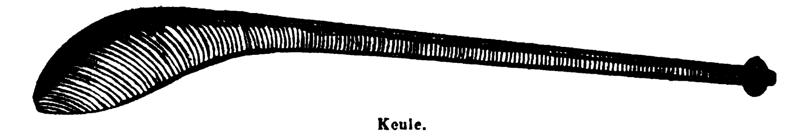
Die *Pfeile* sind ungefähr von der Länge des Bogens und von Canachuba, einem markigen Rohre ohne Knoten, gemacht. Am Hintertheil des Schafts werden zwei gespaltene Federn mit Imbe Çipo festgebunden, ebenso die Spitze in das Schaftrohr eingesetzt und mit demselben so fest als möglich verbunden. Die Spitze des *Kriegspfeils* (Huaischike conam) wird aus einem Stück des grossen Bambusrohrs (Taquarassu) lang und hohl zugeschnitten. Sie ist sehr scharf mit schneidenden Rändern; ihr vom Schaft herausstehender Theil misst 6 Zoll und ist 1½—2 Zoll breit. Dieser Pfeil macht tiefe und breite Wunden.

Zur Spitze des *Jagdpfeils* (Huaischike niumeran) wird irgendein starkes, zähes Holz, häufig das nämliche wie zum Bogen verwendet; sie ist dünn, ziemlich rundlich — an einer ihrer Seiten sind eine Anzahl grösserer oder kleinerer Widerhaken eingeschnitten — und hat ausserhalb des Pfeilschafts eine Länge von 12—13 Zoll. Diese höchst gefährliche Waffe macht zwar nicht breite, aber tiefe und unreine Wunden, aus denen sie nur sehr schwer zu entfernen ist. Die Widerhaken haben den Zweck, den Pfeil in der Wunde festzuhalten, wenn ein grösseres Stück Wild nach dem Schusse flüchtig wird. Im Kriege wird dieser Pfeil weit seltener als der obenbeschriebene gebraucht.

Der *Vogelpfeil* endlich, oder besser der Pfeil für die kleine Jagd (Huaischike bacan numock) hat keine scharfe Spitze. Sein Zielende ist verdickt und aus einem Baumästchen verfertigt, von dem quirlförmig mehrere Zweige abgehen, die aber alle bis auf einen Zoll vor ihrem Ansatzende gestutzt werden, von der Mitte des Quirls reicht 1—1½ Zoll die abgestutzte Spitze hervor. Dieser Pfeil tödtet nur ganz kleines Wild, etwas grösseres, gut getroffen, betäubt er.

*Keulen* scheinen den Botokuden so wenig als den übrigen Küstenindianern bekannt zu sein. Hingegen bedienen sie sich, wie Prinz Maximilian erzählt, am Rio Belmonte für ihre Einzel, kämpfe langer Stecken. Die aus der Provinz Goyaz gegen Osten nach Minas geraes und São Paulo streifenden Indianer aber führen dagegen Keulen eigenthümlicher Construction. Die folgende Abbildung stellt eine vom Stamme der Coyaposindianer dar.

Sie ist von dunkelbraunem, sehr schwerem Holze (vielleicht auch von der Airipalme), 3 Fuss lang. Das kolbige Ende ist seitlich etwas zusammengedrückt, auf der untern Seite convex, auf der obern concav. Sie ist, gut geführt, ein furchtbares Instrument und weit gefährlicher als die europäischen schneidenden Offensivwaffen.



Keule.

Die Botokuden handhaben, von früher Jugend gewöhnt, Bogen und Pfeil mit grosser Geschicklichkeit. Ihre Sicherheit im Treffen ist aber doch nicht so ausserordentlich, wie sie von vielen Reisenden gerühmt wird. Ich habe mehrere Shiporoks am Urucú Schiessübungen anstellen lassen und gefunden, dass sie weniger Treffer machten als einigermassen geübte Büchsenschützen. Das Verhältniss der Treffer war beim Horizontalschuss und dem Bogenschuss so ziemlich das nämliche. Der indianische Jäger schiesst mit seinem Pfeil offenbar sicherer und *weiter* als der europäische mit seiner Schrotflinte. Von der Büchse aber wird begreiflicherweise der Pfeil an Tragfähigkeit übertroffen. Den ausschliesslich von der Jagd lebenden Waldindianern ist jedenfalls der fast lautlos schwirrende Pfeil eine viel nützlichere Waffe als die weithin knallende Flinte. Auch im Kriege ist der Pfeil eine gefährliche Waffe und der gutzielende Botokude ein keineswegs zu verachtender Gegner.

Die Kunstfertigkeit der Botokuden steht auf einer sehr tiefen Stufe. Sie beschränkt sich auf die Anfertigung der einfachen Waffen, auf Flechten von Futtersäcken aus dem Bast verschiedener Pflanzen, besonders der Embira branca, dem Pao d'Estopa (einer Lechysart), auf das Formen und Brennen sehr roher Töpfe und auf das geschmacklose Aneinanderreihen von Früchten, Zähnen und Klauen zu den schon oben beschriebenen Zierathen. Die Männer beschäftigen sich nur mit der Verfertigung von Waffen. Trotz ihrer Einfachheit müssen sie mit grosser Genauigkeit

hergestellt werden, und bei genauerer Untersuchung finden wir auch, dass sie rein und nett gearbeitet sind.

Häuser bauen die Botokuden nicht. Ihre Wohnungen bestehen blos aus Baumblättern, die zuweilen durch Pfähle verstärkt sind; sie gewähren daher auch nur den nothdürftigsten Schutz gegen die oft rauhe Witterung. Natürlich kann auch von Hausgeräthen kaum die Rede sein. Ein oder ein paar Töpfe von Kürbis- oder Kokosnussschalen, die von der Küste herstammen, die vom Kerne befreiten Früchte des Topfbaumes (Sapucaya) und einige Glieder des dicken Bambusrohrs bilden das ganze Küchen- und Hausgeräth. Als Betten bedienen sie sich des Bastes des Pao d'Estopa; während der kalten Jahreszeit ziehen



Indianer Feuer machend.

sie es vor, auf der vorher durch heisse Steine erwärmten Erde zu liegen, oder sich in warme Asche zu vergraben. Das Feuer unterhalten sie auf das sorgfältigste, um nicht in die unangenehme Lage zu kommen, es auf die bei ihnen höchst mühsame Weise von neuem zu machen. Ihr Feuerzeug besteht aus zwei langen Stäben (die in meinem Besitze befindlichen messen der eine 3 Fuss 10 Zoll, der andere 3 Fuss 8 Zoll bei $1/2$ Zoll Durchmesser) von verschiedenen leichten Holzarten. Der eine Stab wird auf die Erde gelegt und mit dem Fusse gehalten; er hat an dem einen Ende eine kleine Vertiefung, in die das ziemlich abgestumpfte Ende des andern passt. Diesen nimmt ein Mann in seine flachen Hände und dreht denselben mit grosser Schnelligkeit so lange, bis an dem Reibungspunkte Glühhitze entsteht. Sobald dieser Moment eintritt, wird Bast von Pao d'Estopa hingelegt und das Feuer darin aufgefangen. Durch anhaltendes Blasen entzündet sich das Pao d'Estopa zur Flamme.

Die Botokuden geniessen die meisten Nahrungsmittel, besonders das Fleisch, in halbgarem Zustande. Es wird über das Feuer gehalten, bis die äussersten Schichten etwas angebrannt sind und dann verzehrt. Die Gefrässigkeit dieser Indianer ist fast sprichwörtlich geworden. Alle blos auf die Jagd angewiesenen Urwaldindianer charakterisirt ein ungeheurer Heisshunger. Es wird ihnen im allgemeinen nur spärliche Nahrung zutheil, da das Wild im Urwalde durchaus nicht so häufig und so leicht zu erlegen ist, wie man es sich gewöhnlich in Europa einbildet und jede Baumkrone von Hunderten von Vögeln belebt, auf jedem Aste wenigstens ein paar Affen, hinter jedem Stamme eine Unze, an jedem Sumpfe eine Heerde Tapire zu treffen wähnt. Wenn ein glücklicher Jagdzug reiche Beute liefert, so wird sie gierig verzehrt und, da das Fleisch rasch in Fäulniss übergeht, um ja nichts zu verlieren, der Magen so lange vollgestopft, als eine physische Möglichkeit dazu vorhanden ist. Dann folgt eine lange behäbige Verdauungsruhe und dieser oft wochenlang äusserst spärliche Mahlzeiten.

Völker und Individuen, die ausschliesslich auf Fleischnahrung angewiesen sind, haben eine rasche Verdauung und es

äussert sich bei ihnen Heisshunger viel heftiger als bei jenen, die an eine vegetabilische oder gemischte Nahrung gewöhnt sind. Sie können sich aber auch mit einer sehr geringen Quantität ihrer gewohnten Fleischnahrung lange kräftig erhalten, leiden dabei aber stets an Hunger. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit suchen die Botokuden ihren steten Hunger durch übermenschliches Fressen zu stillen und verschlingen mit der Gier des Raubthiers die ekelhaftesten Gegenstände. Sie wählen nicht in der Qualität, es ist ihnen nur um die Quantität zu thun. Das leckere Paca und der schäbige Fuchs, der delicate Mutun (Crax alector) und der stinkende Aasgeier, Mäuse, Schlangen, Kröten, Würmer, Insektenlarven, ungeputzte Eingeweide, alles verzehren sie ohne Wahl mit gleichem Heisshunger.

Durch die Jahrhunderte fortgesetzte, tägliche Verfolgung scheut das Wild des Urwaldes selbst vor dem fast lautlosen Schritte des Botokuden und es kostet auch dem Indianer Mühe, es in den Bereich seines tödtenden Pfeiles zu bringen. Er hat deshalb, dem Beispiel des weissen Jägers folgend, ebenfalls den Hund zu seinem Jagdgefährten erwählt. Fast jede Horde hat einen oder ein paar Stöberer, die sie von den nächstgelegenen Ansiedelungen eintauschen. Ich habe mehrere solcher bedauernswerthen Geschöpfe gesehen; Jammerbilder der grössten Magerkeit. Die Nahrung, die der Botokude geniesst, behagt seinem Hunde selten; er kann sich daher nur bei reicher, aber wie schon bemerkt ziemlich seltener Jagdbeute, gütlich thun; die übrige Zeit hungert er oder ist genöthigt, eine Nahrung zu fressen, die ihm nicht behagt, und schleppt sich als ein mit Haut überzogenes Skelet im Walde herum.

Der Botokude ist zwar ein schlauer und sicherer, aber durchaus kein kühner Jäger. Die Unze z. B. sucht er nicht auf; im Gegentheil, er fürchtet sich vor ihr, vermeidet sie und wagt sich nur an sie, wenn er nicht anders kann. Das Erlegen eines dieser Raubthiere wird daher als Heldenthat betrachtet und von der ganzen Horde durch ein Fest gefeiert. Bei der Exploration des Mucurygebiets durch Ottoni hatte sich eines Tages eins der Maulthiere verlaufen. Die Botokuden erblickten dieses unbekannte

friedlich grasende Ungeheuer. Es wurde sogleich Kriegsrath gehalten und ein Angriffsplan entworfen. Die tapfern Jäger postirten sich hinter einen in Eile aufgeworfenen Verhau von Bambusrohr und Baumästen und beschossen mit einem Regen von Pfeilen das arme, unschuldige Maulthier. Sie feierten eben mit Gesang und Tanz ihren grossartigen Sieg neben dem erlegten Wilde (!), als der das Maulthier suchende Neger auf sie stiess.

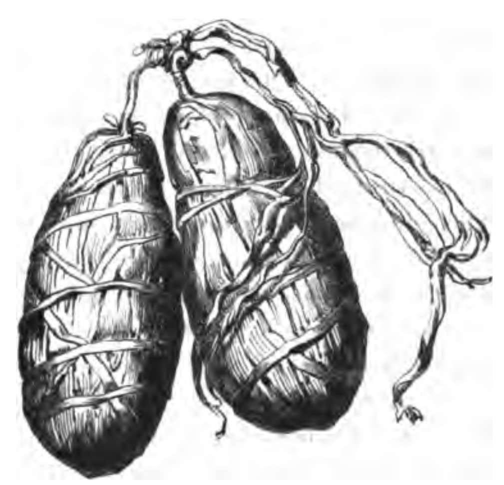
Die Botokuden werden zu den Anthropophagen gezählt und sie sind in der That Menschenfresser, aber nicht in der grausam blutdürstigen Bedeutung, die man gewöhnlich mit diesem Begriffe verbindet, sondern blos aus unersättlichem Heisshunger und aus Rache. Ich glaube nicht, dass sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern dass sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen gerade eine gelegene und bequeme Nahrung darbietet und sie überhaupt alles fressen, was sie nur verdauen können.

Mangel an hinreichender Jagdausbeute nöthigt die einzelnen Horden, ihre Jagdstreifzüge weiter auszudehnen und dadurch das Gebiet von andern Horden zu verletzen. Diese ihrerseits vertheidigen das Terrain, an dessen Jagdbenutzung sie gebunden sind, und so entspinnen sich Kämpfe um die Existenz, die oft bedeutende Ausdehnungen annehmen. Da wol meistens Hunger infolge von Wildmangel, sei es wegen abnormer Witterungsverhältnisse, Localveränderungen oder Sterblichkeit unter dem Wilde u. s. f. Ursache der Waldkriege ist, so suchen diese wilden Horden das dringendste thierische Bedürfniss am ersten tauglichen Gegenstande zu befriedigen — an der Leiche des erschlagenen Feindes. Das Verzehren der Feindesleichen war und ist meistens in erster Linie eine Folge des heftigen Dranges, den Hunger zu stillen, dann aber mag auch eine Befriedigung des Rachedurstes dazukommen, und in diesem Falle werden nur gewisse Körpertheile des getödteten Gegners als Leckerbissen dem Siegesmahl beigefügt. Auffallenderweise sucht jeder Stamm den Vorwurf dieser scheusslichen Sitte von sich ab und auf andere Horden zu wälzen. Es mag doch vielleicht bei ihnen das Gefühl vorhanden

sein, dass sie sich durch das Auffressen ihresgleichen selbst unter die Thiere stellen.

Einzelne Horden der Botokuden am Mucury sind sesshaft und treiben etwas Ackerbau; sie stehen zu den Ansiedlern in friedlicher Beziehung, sind zum Theil Christen und verrichten bei ihnen gegen Entgelt Feldarbeiten. Andere herumschweifende Jäger besuchen zuweilen die Colonien und Fazendas, bringen einige Tauschartikel dahin, betteln und stehlen. Ihr Verhältniss zu ihnen ist, wenn auch nicht geradezu feindselig, doch derart, dass diese stets auf ihrer Hut sein müssen. Eine Anzahl nimmt aber eine durchaus feindliche Stellung ein und bildet für die am weitesten vorgeschobenen Niederlassungen eine gefährliche und unbequeme Nachbarschaft.

Die Tauschartikel, die die Botokuden nach Philadelphia oder den Fazendas bringen, sind Thierfelle, Poaya (Brechwurzel, Cephaëlis Ipecacuanha) und schwarzes Wachs wilder Bienen. Aus letzterm machen sie auch eine Art Kerzen. Sie kneten nämlich einen Docht von Bast in einen länglichrunden Wachsknollen



Wachskerzen der Botokuden.

und umwickeln denselben ebenfalls mit Bast. Diese rohen Kerzen brennen zwar sehr lange, geben aber nur ein kleines, trübes Flämmchen. Der werthvollste Tauschartikel ist die Ipecacuanha,

die sie mit leichter Mühe in den Wäldern finden. Die Felle, die sie in die Ansiedelungen bringen, taugen in der Regel wenig und sind meistens von Motten zerfressen.

Der Hunger treibt oft die Botokuden in die Ansiedelungen, um dort für Entgelt zu arbeiten. Während einiger Tage lassen sie sich dort abfüttern, helfen ein wenig nnd kaufen sich für den sehr geringen Tagelohn Taback und Branntwein. Sie kennen einigermassen etwas vom relativen Werthe des Geldes und nennen es *Pataca.* Dieses Wort bezeichnet in Brasilien eine ideale Münze im Werthe von 320 Reis. Sie unterscheiden „Pataca papel“ und „Pataca cobre“ (Papier- und Kupfergeld) und ziehen einem Milreis in Papier (pataca papel) einen mehr als die Hälfte geringern Betrag in Kupfer (pataca cobre) vor. Früher arbeiteten sie blos für die Nahrung, seit sie aber wissen, dass ihnen der Kaufmann gegen Kupfer Branntwein und Taback austauscht, wollen sie auch dieses haben.

Alle Fazendeiros, bei denen Botokuden arbeiten, beklagen sich über deren unglaubliche Faulheit. Auf einen ganzen Tag arbeitet ein kräftiger Naknenuk weniger als ein Neger in 3—4 Stunden. Ihre Arbeitsscheu ist so gross, dass sie selten mehr als 3—4 Tage aushalten. Oft verschwinden sie sogar von der Arbeit, ohne nur ihre Patacas zu fordern. Die Indianer Shiporoks sollen die arbeitsamsten sein und sogar schon 12—16 Tage bei der Ernte in Ansiedelungen ausgehalten haben.

Unter allen Indianern Südamerikas, die ich bisjetzt gesehen habe, steht der Botokude auf der niedrigsten sittlichen Stufe, und nur die Bewohner der südlichsten Spitze Südamerikas und des Feuerlandes dürften ihnen in dieser Hinsicht ebenbürtig sein. Die Indianer des Nordens, des Westens und Südens Brasiliens sind alle geistig weit mehr entwickelt als die Botokuden und übertreffen diese an Kühnheit, Intelligenz und Kunstfertigkeit.

Die Religion der Botokuden, wenn überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, beschränkt sich ausschliesslich auf den Glauben an einen bösen Dämon, Nian-ton, dem sie alles Uebel, was sie trifft, Donner, Blitz u. s. w. zuschreiben. Sie fürchten ihn, ohne ihm durch irgendeine Ceremonie Cultus zu erweisen.

Von einem guten Geiste, im Gegensatze zum Nian-ton, machen sie sich durchaus keine Vorstellung. Eine ziemliche Anzahl Botokuden am Mucury sind getauft, d. h. sie wurden von einem katholischen Priester mit Weihwasser besprengt, aber von der christlichen Religion haben sie nicht den geringsten Begriff. Oft brachten die Indianerinnen ihre Kinder zur Taufe nach Philadelphia, blos um dort ein Pathengeschenk zu erhalten.

Die Familie ist das einzige Band, das diese rohen Naturmenschen aneinanderknüpft. Die Mädchen werden in der Regel sehr jung verheirathet und bleiben bis zu ihrer völligen körperlichen Reife bei den Aeltern. Der Mann aber hat die Verpflichtung, seine Frau, obgleich sie nicht bei ihm wohnt, zu ernähren. Irrig sind die Angaben einiger Schriftsteller, dass bei diesen Stämmen das Recht des Stärkern bei der Auswahl einer Frau gelte und dass gewöhnlich ein junger Mann eine alte Witwe, ein alter Krieger ein junges Mädchen heirathe, damit die mit dem Alter verbundenen Erfahrungen wenigstens des einen Theiles die Existenz der Familie sichern. Meinen einlässlichen Erkundigungen zufolge verlangt der Mann das Mädchen seiner Wahl von dessen Vater und gibt ihm dafür einen gewissen Tribut an Wild oder andern Nahrungsmitteln. Sind beide Theile über den Kaufpreis einig, so findet weiter keine Ceremonie statt. Das Weib folgt dem Manne in seine Hütte oder wird bis zur Mannbarkeit von ihm bei ihren Aeltern ernährt. In der Regel hat ein jeder Mann nur ein Weib, blos besonders geschickte und glückliche Jäger nehmen, wenn sie sie erhalten können, zwei, auch drei. Eheliche Treue ist unter ihnen hoch geachtet. Der Mann bestraft das ehebrecherische Weib, indem er ihm ein Stück Fleisch aus dem Steiss schneidet. Nach Angabe einiger Reisenden soll es auch öffentliche Dirnen unter diesen Indianerstämmen geben. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Angabe, wenigstens für die Waldindianer, die ausschliesslich auf die Jagd angewiesen sind. Wovon sollten sich denn diese unglücklichen Geschöpfe nähren, wenn nicht der Mann oder der Vater für ihren Lebensunterhalt regelmässig sorgt? Auch spricht die Leichtigkeit, mit der die Ehen geschlossen werden, gegen diese Annahme.

Auf dem Weibe des Indianers lasten ausschliesslich alle häuslichen Arbeiten. Bei Jagd- und Kriegszügen muss es auch noch Lebensmittel nachschleppen. Der Mann trägt nur seine Waffen. Bei dem äusserst reizbaren und heftigen Charakter des Botokuden ist es leicht begreiflich, dass das eheliche Verhältniss nicht immer ein sehr zärtliches ist. Es beweisen dies auch die häufigen Narben und Striemen am Leibe der Weiber.

Ich habe schon weiter oben bemerkt, dass ich die Indianertribus und Horden nur als erweiterte, vom Hauptstamme abgesonderte Familien betrachte. Nur selten sucht sich ein Botokude ein Weib aus einer andern als seiner Horde und die durch Blutsverwandtschaft innig unter sich verbunden ist. Darin dürfte auch der Grund der geringen Fruchtbarkeit der Botokuden zu suchen sein; denn die Indianerinnen, wenn sie sich aus ihrem Stamme, besonders mit Weissen oder Negern verheirathen, sind meistens reich mit Kindern gesegnet.

Die Familien leben hordenweise nebeneinander. Jede dieser Horden hat einen Anführer. Er ist der tapferste und stärkste des Tribus, aber es unterordnen ihm keine Gesetze oder Vorschriften die übrigen Glieder seiner Horde; er darf keinen Gehorsam von ihnen verlangen. Seine Autorität ist blos auf den Namen beschränkt und wird stillschweigend anerkannt. Gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Gefahren vereinigen die einzelnen Glieder der Horde, und da von dem Anführer vorausgesetzt wird, dass er die besten Jagdplätze kenne, im Gefecht der Tapferste sei, so folgen ihm die übrigen, ohne durch eine sociale Bestimmung dazu verpflichtet zu sein. In vorkommendem Falle handelt jeder nach seinem Gutdünken. Diese Association steht kaum höher als die der Thierheerden, an deren Spitze das kühnste und muthigste Individuum steht.

Noch lockerer als das Verhältniss der Familie zur Horde ist das der Horde zum Stamme. Ein Stammoberhaupt gibt es nicht. Die Horden eines Stammes bekriegen sich untereinander und nicht selten geschieht es, dass Horden verschiedener Stämme sich zu einem Streifzuge gegen Horden eines ihrer Stämme

vereinen. Die Familie ist also, wie schon bemerkt, das einzige engere gesellschaftliche Band der Botokuden.

Feste werden gewöhnlich von der ganzen Horde gemeinsam gefeiert. Hauptbedingung dabei ist eine sehr reichliche Mahlzeit; sie finden daher gewöhnlich nach einem glücklichen Kriegs- oder Jagdzuge statt. Gesang und Tanz sind unzertrennlich davon. Beide sind so monoton als nur möglich und haben einen ungemein melancholischen Ausdruck; nur wenn geistige Getränke dabei im Spiele sind, werden sie tumultuarisch wild. Die Gesänge werden improvisirt und beziehen sich auf die das Fest veranlassende Ursache. Sie werden Tag und Nacht mit derselben ohrzerreissenden Melodie wiederholt und enden erst, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind.

Ottoni gab vor mehrern Jahren (6. September 1853) in der Nähe des jetzigen Philadelphia den Indianern ein Fest und schenkte ihnen zu diesem Zweck einen Ochsen, den sie ziemlich ungeschickt mit einem ihnen verabfolgten Beile todtschlugen und sogleich an einem mächtigen Feuer zu braten begannen. Die Gedärme wurden einfach durch die Finger gezogen, so oberflächlich ihres Inhalts entleert und in Wasser gesotten. Ein jeder nahm sich mit einem Stück Holz ein etwa ellenlanges Stück aus dem Topfe, steckte das eine Ende in den Mund und zog kauend und schlingend allmählich den Rest nach, gerade so, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten die Hunde machen. Branntwein und Farinha würzten das Mahl. Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht tanzten die Botokuden und sangen fast ohne Unterbrechung den nämlichen improvisirten, monotonen Gesang, der in deutscher Uebersetzung also lautet: „Kapitän (Ottoni) ist gekommen — Kapitän ist gut — Kapitän hat einen Ochsen gegeben — Ochs wurde angebunden — Ochs war wild — Ochs mit dem Beil auf den Kopf geschlagen — Ochs zitterte — Ochs fiel todt um — Ochs ist gut — Kapitän ist gut."

Die Naknenuks merkten sich diesen festlichen Tag und erschienen drei nacheinander folgende Jahre genau wieder am 6. September in Philadelphia, um bewirthet zu werden. Diese so sehr genaue Zeitrechnung bei einer Nation auf einer so nie-

drigen Bildungsstufe ist jedenfalls eine auffallende Erscheinung. Es war mir nicht möglich über ihre Zeitrechnung oder Jahreseintheilung irgendeinen Aufschluss zu erhalten.

Ueber den Grad der Bildungsfähigkeit der Botokuden kann ich nicht urtheilen. Nach den bei genauen Kennern dieser Nation eingezogenen Nachrichten sollen sie im ganzen genommen ziemlich stupide (brutos), jedoch auch einzelne sehr intelligente Individuen unter ihnen zu finden sein. Sie sind jedenfalls aufmerksame Beobachter der Werkzeuge, Kunstfertigkeiten, Culturmethoden und Gebräuche der Ansiedler und suchen sie gern, soweit es ihnen möglich ist, nachzuahmen, aber unter civilisirten Menschen fühlen sie sich auf längere Zeit nie wohl und bekommen eine nicht zu bewältigende Sehnsucht nach ihren Wäldern.

Ein Botokudenknabe wurde vor längern Jahren einer Familie in Bahia geschenkt. Diese liess ihrem Schützlinge eine sorgfältige Erziehung geben und nachdem er die vorbereitenden Schulen zur Zufriedenheit seiner Lehrer absolvirt hatte, an der Universität als Hörer der Medicin immatriculiren. Mit Glück vollendete er hier seine Studien und erhielt den Grad eines Doctors der Medicin. Eine tiefe Melancholie war immer der Grundzug seines Charakters. Nachdem er einige Monate selbständig die Praxis ausgeübt hatte, verschwand er plötzlich spurlos aus Bahia. Mehrere Jahre später erhielten seine Pflegeältern die verbürgte Nachricht, dass er wieder in die Wälder zurückgekehrt sei und nachdem er mit seinen Kleidern die letzte Spur von Civilisation abgestreift hatte, nun mit Bogen und Pfeil den Kriegern seiner Nation folge.

Die medicinischen Kenntnisse dieser Waldindianer sind sehr beschränkt. Mit Geschick heilen sie äussere Körperverletzungen vorzüglich durch Auflegen von Säften und Blättern gewisser Pflanzen. Grössere Wunden verstehen sie geschickt zusammenzunähen. Ihre Therapie bei innerlichen Krankheiten beschränkt sich auf Reiben, Kneten, Peitschen mit nesselartigen Pflanzen, Scarification der Haut und Erwärmen der Hautdecken des Körpertheils, der dem Sitze des innern Schmerzes entspricht. Selten verwenden sie innerlich Arzneien und, wie mir versichert wurde,

noch seltener mit günstigem Erfolge. Zauberer oder Geisterbeschwörer als Aerzte, wie so viele andere amerikanische Indianer, haben sie nicht.

Sprachlich gehören alle Botokuden zu Einem Stamme, aber unter den verschiedenen Horden kommen sehr abweichende Dialekte vor. Es ist eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, wie schnell sich unter rohen Naturvölkern durch Abgliederung einzelner Familien vom Hauptstamme und durch das Fortführen eines mehr oder weniger isolirten Lebens Dialekte mit einem abweichenden, ganz eigenthümlichen Sprachschatze bilden. Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung ist nicht leicht. Sie mag ihren Grund in verschiedenen concurrirenden Verhältnissen haben. Eins derselben liegt nach meiner Ansicht in der Sprache der Kinder. Es geschieht selbst bei civilisirten Nationen, dass in Familien gewisse Gegenstände, die von dem an die richtige Aussprache nicht geübten Kinde mit einem besondern, entweder corrumpirten oder gar neugebildeten Worte benannt wurden, sich unter diesem neuen Namen allmählich eingebürgert haben. Natürlich kommen diese Worte nicht über den Familienkreis hinaus und ersterben naturgemäss wieder in demselben. Nicht so bei den Naturvölkern. Ein solches Wort erhält sich, fasst immer mehr Wurzel, wird durch Kinderverkehr auch in andern Familien angenommen und bleibt nun Hordenwort, da keine purificirende Literatur oder Akademie ihm das Bürgerrecht entzieht. Es mag, wie schon bemerkt, dies nur *ein* mitwirkendes Moment bei der Dialektbildung sein, die übrigen alle aufzufinden, kann nur die Aufgabe eines jahrelangen Studiums der Sprache im lebendigen Verkehr mit vielen Horden sein. Die ausserordentliche Einförmigkeit der Lebensweise der Indianer, ihre geringe Bildungsstufe, ihre deprimirte Phantasie bieten wenige Anhaltepunkte für diese Erscheinung dar.

Prinz Maximilian zu Neuwied hat im Anhange zum zweiten Theil seiner Reise durch Brasilien eine kurze, aber sehr interessante Abhandlung über die Sprache der Botokuden am Rio Belmonte vom Director *Göttling* mitgetheilt. Ich empfehle denjenigen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, dieselbe dort nachzulesen. Die Botokudensprache enthält viele Nasal-

und Guttural-, aber wenig Kehllaute. An Vocalen sind die Worte reich, aber selten werden sie volltönend und rein ausgesprochen. Wie in allen Indianersprachen kommen auch in dieser viele Onomatopoetica (Klangnachahmungsworte), Reduplicationen und Interjectionsverba vor.

Ich gebe in der Anmerkung[1]) ein kleines Verzeichniss von Worten der Naknenuk-Botokuden. Ich habe sie nach deutscher Aussprache nach Angabe eines Botokuden, Namens *Tomnioco,* aus der Aldea *Krisiuma* (oder wie andere schreiben Kursiuma) des Kapitäns *Timoteo* aufgezeichnet. Ein indianischer Soldat diente mir als Dolmetscher. Tomnioco war nicht zu bewegen, in mein

---

[1]) Vater, pocarem.
Mutter, amerhé.
Bruder, macun.
Kopf, keran$_g$-kat.
Nase, kischin.
Auge, ketom.
Stirn, kan$_g$.
Mund, macata.
Zähne, kischiun.
Zunge, gschitschiok.
Haar, kränkrä.
Arm, hinhun$_g$.
Hand, shipó.
Fuss, paó.
Baum, tschon.
Himmel, toletu.
Sonne, tarutepo.
Wind, moniac.
Bogen, nem.
Pfeil, huaischi oder huaigike.
Messer, krak.
Tasche (für die Vorräthe), tan$_g$.
Vogel, pacan$_g$.
Tapir, koehek.
Reh, pacurin$_g$.
Unze, kóparak.
schwarze Unze, paracoschi.
Schlange, nkaran$_g$.
Weg, paraum.
Taback, nan$_g$nan$_g$.
Branntwein, manian$_g$.
Feuer, tschompak.
Stein, tacurúk.
Mais, schoati.
Maisstroh, schoatin$_g$ka.
Hunger haben, schinguran$_g$.
Durst haben, minion$_g$.
es ist kalt, ampuru.
es ist heiss, tepaja.
es ist zahm, jakjemenuk.
tödten, numpak.
frühstücken, noncu.
nachtessen, ampim machi.
schlafen, acome.
jagen, màrin$_g$.
viel, uruhú
ich weiss, shashi.
nichts, ist aus, nahom.
es ist gut, arehé.
gross, pakeschu.
klein, kutschi.
eins, potschiko.
zwei, nom.
drei, tschocaorhu.
vier, iapeschacoron.
fünf, nonhoron.
sechs, huarchu.
sieben, jopeschacoron.
acht, kischam.
neun, hiniepam.
zehn (viel), uruhú

Zimmer einzutreten, obgleich ich ihm Geld, Taback und Branntwein anbot; es war, als ob er den beengenden Raum fürchte. Es war mir auffallend, bei einer auf so tiefer Stufe stehenden Nation Zahlenbezeichnungen bis zu zehn zu finden. Ich gestehe offen, ich setze in die Richtigkeit der Angaben meines Dolmetschers einiges Mistrauen. Ich hätte das Zahlensystem gern noch weiter verfolgt, um genauern Aufschluss über die Zahlenbezeichnungen selbst zu erhalten, aber mein Dolmetscher wurde abberufen und es war mir nicht möglich, noch einmal mit ihm zusammenzukommen. Es wäre jedenfalls von sprachlichem Interesse, dem Gegenstande eine fernere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich habe jahrelang unter den Indianern der Westküste Südamerikas gelebt, ihre Sprache, ihre Geschichte und die Denkmäler ihrer vergangenen Grösse studirt; es war mir daher doppelt interessant, die Waldindianer Brasiliens zu beobachten und einen Vergleich zwischen jenen und diesen zu ziehen.

Dort finden wir auf magerm Boden und in kaltem, rauhem Klima ein jetzt zwar tief gesunkenes Volk, das aber eine wichtige Vergangenheit aufweist und schon vor tausend Jahren auf einer Bildungsstufe stand, die ihm einen Platz in der Reihe der Culturvölker sicherte. Eine absolute Monarchie mit Nähr-, Wehr-, Lehr- und einem wohlorganisirten Beamtenstande, einem ziemlich ausgebildeten, dem monotheistischen sich nähernden Religionssysteme, einer reichen Sprache, mit einer interessanten Traditionsliteratur und einer eigenthümlichen, wenn auch noch sehr beschränkten Schrift (Knotenschrift, Kepus), namhafte Entwickelung in verschiedenen Künsten, einheimische, in Heerden lebende Hausthiere, Ackerbau mit Düngung und bewunderungswürdiger Bewässerungseinrichtung erhoben die Indianer des Andinischen Hochplateaus zur ersten Nation Südamerikas.

Hier hingegen treffen wir Rassenverwandte auf der niedrigsten Culturstufe ohne irgendeine Spur eines Staatenlebens, ohne irgendeinen religiösen Cultus, mit einer armen, rohen Sprache; ohne irgendein zur Domesticität geeignetes Thier, fast ohne Ackerbau; Menschen, die niemals weder ein selbsteigenes Bedürfniss zu stabilen

Niederlassungen, noch zu einem organisirten Nomadenleben empfanden; Jäger in der rohesten Form, d. h. sie tödten das Gethier des Waldes ohne Wahl, blos um, raubthierähnlich, den Hunger zu stillen. Sie bedienen sich nicht einmal der Felle derselben, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Einzig dem Selbsterhaltungstriebe folgend, ziehen sie dahin, wo sie das meiste Wild finden, in die Region einer starken Baumvegetation. Hier leben sie in tiefer Apathie, Horde an Horde, eine jede für sich abgegrenzt. Mangelnde Jagdausbeute nöthigt sie oft ihre Jagdzüge weiter auszudehnen und daher zu Gebietsverletzungen anderer Horden. Diese ihrerseits vertheidigen das Terrain, an dessen Jagdbenutzung sie gebunden sind, und so entspinnen sich Kämpfe um die Existenz, die oft sehr bedeutende Dimensionen annehmen.

Die offenen, fast baumlosen und verhältnissmässig wildärmern Campos boten dem Indianer, gewöhnt, im dichten Urwalde seine Beute anzuschleichen, nicht Schutz genug zur Erreichung seines Zweckes; vielleicht wurde auch seine an die feuchte, heisse Urwaldluft gewöhnte, empfindliche Haut von der trockenen, frischen Atmosphäre der Campos zu unangenehm berührt, als dass er sich hier hätte heimisch fühlen können. Es scheint, dass er sie nie zu seiner bleibenden Wohnstätte auswählte. Wir finden wenigstens in jener Region keine Spur von alten Baudenkmälern. Wir dürfen auch nicht annehmen, dass atmosphärische Einflüsse sie mit der Zeit zerstört hätten, denn steinerne Monumente trotzen ihren Wechselwirkungen ebenso gut auf den Campos Brasiliens wie in der Puna der Anden.

Die europäische Invasion traf überall in Südamerika am Amazonenstrome und am Tokantin wie am La Plata und an der Küste des Stillen Oceans Indianer auf einer höhern Culturstufe als diejenigen Mittelbrasiliens, insbesondere die Stämme, die die ausgedehnten Ländereien zwischen dem Rio Doce und dem Rio Belmonte bewohnten und noch bewohnen.

Welche Zukunft harrt dieser Indianer? ist eine Frage, die sich von selbst aufdrängt. Ich glaube, ihre Beantwortung ist nicht schwer. Durch die fortwährenden Kämpfe unter sich oder

mit der umliegenden weissen Bevölkerung werden sie sich nach und nach aufreiben, wenn nicht die unsteten Jäger zu sässigen Ackerbauern umgewandelt und durch den Einfluss der Civilisation ihre Sitten milder werden. Tritt dieser Fall ein, so werden sie mit der Zeit sich mit den übrigen Rassen verschmelzen, wie dies mit so vielen Indianerstämmen an andern Punkten des Kaiserreichs geschehen ist. Für diesen Ausgang ist bei der tiefen Bildungsstufe der Botokuden, bei der ungebundenen Wildheit ihrer Sitten und bei ihrer fast ünüberwindlichen Arbeitsscheu nur wenig Hoffnung vorhanden.

Alle Indianerstämme vom Jequitinhonha an bis an den Parahyba do Sul sind zwischen der Civilisation und dem Ocean eingekeilt. Der weisse Mensch dringt mit seiner Cultur schon bis in das Herz ihrer Wohnsitze. Weiter ziehen können sie nicht. Im Osten engt sie das Meer ein, im Norden und Süden lebt eine ackerbautreibende Bevölkerung anderer Rasse, und zu den Indianern der Provinzen Matto grosso und Cuyaba im Westen, wenn sie überhaupt davon Kunde hätten, können sie auch nicht auswandern, da sie Hunderte von Meilen durch cultivirtes, offenes Land ziehen müssten. Und was würde sie *dort* erwarten? Neue mächtige Feinde, neue vernichtende Kriege. Es bleiben ihnen also nur zwei Wege offen: entweder sich freiwillig der vorrückenden Civilisation zu ergeben, oder kämpfend unterzugehen. Sie scheinen zu ahnen, dass eine neue verhängnissvolle Epoche für sie beginnt. Treffend sagte einer der Häuptlinge am Mucury: „Weisshand kommt zu Naknenuk und nimmt Naknenuk seine Erde. Was soll Naknenuk thun? Für Naknenuk bleibt nur noch die Luft!“ und dabei streckte er wie flehend die Arme gen Himmel.[1])

Das Verhältniss der Botokuden zur Mucurycompagnie war im ganzen genommen ein gutes. Ernstere Feindseligkeiten fanden

---

[1]) In der „Revue des deux mondes“ 1863, Tom. XLV, befinden sich einige Artikel unter dem Titel: „Le Brésil et la société brésilienne,“ von einem gewissen Adolphe *d'Assier*. Sie zeugen von einer äusserst oberflächlichen Anschauung, sind voll von Unrichtigkeiten und haben nicht einmal die Eleganz der Sprache, die in der Regel die Artikel in der „Revue des deux mondes“ auszeichnet, für sich.

nur im Anfange bei Eröffnung der Picadas statt. Es wurden im ganzen fünf Arbeiter verwundet, getödtet keiner. Dieses günstige Resultat wurde einzig durch die Umsicht und die Klugheit Herrn Theophilo Ottoni's erzielt, der durch consequent freundliches Entgegenkommen und durch Geschenke sich die Anhänglichkeit und Freundschaft der Wilden zu gewinnen wusste. Im Verlaufe von dreizehn Jahren hatte er das Gebiet der Botokudenstämme nach allen Richtungen ungefährdet durchzogen. Auch mit den Colonisten lebten sie auf ziemlich freundlichem Fusse. Sie bestahlen zwar hin und wieder ihre Mais- und Mandiocafelder, liessen sich aber nie offene Feindseligkeiten gegen sie zu Schulden kommen. Die isolirt stehende Hütte des von der Compagnie angestellten französischen Ingenieurs P., 8 Legoas von Philadelphia, überfielen sie eines Tages, als dieser unweit davon mit Vermessungen beschäftigt und nur seine Gattin mit einem Mädchen allein zu Hause war. Sie raubten zwar Kleider, Küchengeräthe und andere brauchbare Gegenstände, vergriffen sich aber weder an P.'s Gattin noch an dem Kinde. Mehrmals brachte es Ottoni dahin, dass Schuldige von den Horden selbst bestraft oder zur Bestrafung ausgeliefert wurden. Im Rausche machten die Botokuden Excesse von geringer Bedeutung. Ein Indianer, wenn ich nicht irre ein Malali, von Cachaza aufgeregt, belustigte sich eines Tages auf einer Weide vor Philadelphia mit Schiessübungen und wählte sich ein schönes Maulthier der Compagnie als Ziel. Der erste Schuss war auch so glücklich, dass das durch den Hals getroffene Thier mausetodt zusammenstürzte.

Seit 1861, der Epoche, als die Colonien in die Hände der kaiserlichen Regierung übergingen, wendete sich das Blatt. Botokuden, die nach Philadelphia gekommen waren, wurden bei einem Gelage, wie es scheint von einem brasilianischen Soldaten, schwer beleidigt. Sie verschwanden noch in der nämlichen Nacht und bald folgte eine blutige Rache. In Jacupemba wurde die Ansiedelung eines Portugiesen, Namens Coelho Vaz, überfallen und die ganze Familie, aus elf Personen bestehend, grausam ermordet. Ein Chinese und ein paar Neger fielen an andern Punkten ebenfalls als Racheopfer. In Jacupemba sollen die

Häuptlinge Tomanhek, Mekmek, João Hima, Cabo Chico, Ampaquejú und andere vereint gewesen sein. Die brasilianischen Soldaten übten Wiedervergeltung und so begann eine Reihe von kleinern Gefechten und Metzeleien, deren Ende gar nicht abzusehen ist. In *Canna brava* erhielt 1862 der Regierungsingenieur Herr Robert *Schlobach*, wie er mir unterm 23. Juli 1863 mittheilte, auf einer Dienstreise zwei Pfeilschüsse, von denen der eine in der Seite so gefährlich war, dass der Arzt lange an seinem Aufkommen zweifelte.

Der kühnste und intelligenteste Häuptling am obern Mucury war *Pochicha*[1]), dessen Aldea an den Quellen des Rio da Saudade, der sich von Süden her in den Allerheiligenfluss ergiesst, lag. Mit Ottoni lebte er stets in freundschaftlichem Verkehr. Anfangs widersetzte er sich den Arbeitern, die beauftragt waren, den Waldweg zu eröffnen, und erklärte, er wolle keine Strasse über sein Gebiet! Als er aber erfuhr, dass die Arbeiten im Auftrage Ottoni's ausgeführt wurden, liess er sie ruhig geschehen. Auch dieser Chef scheint nach Ottoni's Entfernung vom Mucury eine feindliche Haltung angenommen zu haben und der Rache der brasilianischen Soldaten anheimgefallen zu sein. Nach Briefen aus Philadelphia wurde 1862 eine Razzia gegen seine Aldea ausgeführt und siebzehn der Seinigen, nach andern Angaben eine weit grössere Anzahl, ermordet. Ob unter den Gebliebenen auch der tapfere Häuptling war, habe ich nicht erfahren.

Der schon oben erwähnte kaiserlich brasilianische Regierungscommissar José Candido *Gomes* hat in seinem Liquidationsberichte in blinder Leidenschaft gegen die Mucurycompagnie Ottoni wegen seiner Art, die Botokuden zu behandeln, mit Vorwürfen überhäuft und dabei mit dem grössten Cynismus die historische Wahrheit violirt. Seine Vorschläge, die Civilisation bei den Indianern zu befördern, haben trotz des gleisnerischen Jesuitismus, mit dem sie übertüncht sind, einen hervorstechenden Blutgeruch.

---

[1]) Pochicha besass eine herkulische Stärke; wenn er einen Gegner umarmte, soll er ihm stets die Rippen gebrochen haben.

Eine fast zehnjährige Erfahrung hat gezeigt, wie richtig der ehemalige Director der Mucurycompagnie die Mittel gewählt hat, um friedliche und freundliche Beziehungen zu den Indianern festzustellen. Seit er vom Schauplatze seiner Thätigkeit abgetreten, ist dort das Losungswort „Mord“ und die Zukunft der Colonien in Frage gestellt.

Wäre gleichmässig auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortgeschritten worden, wäre auch der Zeitpunkt näher gerückt, bei den Botokuden williges Gehör und, was vor allem wichtig ist, ein Verständniss für die Lehren des Christenthums zu finden. Gebt dem wilden Waldindianer zuerst körperliche Nahrung, sichert seine physische Existenz und dann, aber erst dann versucht es mit der geistigen.

Auf die ersten Nachrichten von den Feindseligkeiten der Botokuden (1861) sandte der Präsident der Provinz Minas ungefähr 30 Soldaten und ebenso viel die kaiserliche Regierung direct von Rio de Janeiro als Verstärkung des permanenten Militärpostens am Mucury. Die Bewohner der Aldea des Häuptlings Tomanhek am Riberão das Pedras wurden überfallen und zum Theil niedergemetzelt und noch andere Repressalien genommen. Nach Ausbruch des anglo-brasilianischen Conflicts (1862) wurden die Truppen wieder zurückgezogen und die Colonien blieben vorzüglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Während die Regierung aber jeden Act der Selbsthülfe, den man sich dort gegen die Indianer erlaubt, in hohem Grade misbilligt, trifft sie dennoch keine gesunden Massregeln, um einen gesicherten Zustand der Colonien herbeizuführen. Wir finden in diesem Verhältniss, wie in so vielen andern brasilianischen, Mangel an Verständniss und Mangel an Energie.

Die Botokuden, die häufig in Berührung mit den Ansiedlern und den Leitern der Colonien gekommen waren und sich auch schon mit dem Anbau einiger Culturpflanzen in der Umgebung ihrer Aldeas abgaben, wie die Horden des Poté, Poton u. a., betrachten die Weissen als ihre natürlichen Verbündeten gegen die herumschweifenden Waldindianer und finden auch bei ihnen fast immer Hülfe und Unterstützung. Kurz vor meiner

Ankunft in Philadelphia war eine dieser Horden nächtlicherweile von einer andern angegriffen worden. Aus den vorgefundenen Pfeilen erkannten die Ueberfallenen, dass ihre heimtückischen Feinde einem Stamme angehörten, der etwa 15 Legoas entfernt hauste. Sie kamen nach Philadelphia, um Schutz und Hülfe zu suchen. Es wurde eine Verfolgung angeordnet, sie blieb aber vergeblich.

Die Zukunft von Philadelphia, überhaupt von den Mucurycolonien hängt von zwei sehr wichtigen Factoren ab. Erstens von der Unterstützung, die ihnen die kaiserliche Regierung schenkt, und zweitens von dem Verhältniss der Waldindianer zu den Ansiedlern. Seit dem Jahre 1861 sind diese Colonien infolge eines Uebereinkommens mit der ehemaligen Mucurycompagnie in den definitiven Besitz der kaiserlichen Regierung übergegangen. Was diese aber seitdem für sie gethan hat, ist noch blutwenig und den dringendsten Bedürfnissen nicht entsprechend.

Bisjetzt hat, theils infolge trauriger Vorgänge, die ich später noch kurz erwähnen werde, theils aus persönlicher Abneigung gegen den ehemaligen Director der Compagnie als einen der einflussreichsten Führer der liberalen Partei in den massgebenden Kreisen der Reichshauptstadt sich eine unverkennbare Aversion gegen das Mucuryunternehmen kundgegeben, sodass dem gegenwärtigen Director der Colonien kaum hinreichende Subsidien verabfolgt wurden, um die schon gebauten Strassen nothdürftig zu erhalten. Nach meiner Ansicht wird durch eine solche Vernachlässigung auf eine unverantwortliche Weise gegen die ersten Staatsinteressen gesündigt. Die trefflichen Ländereien des ganzen Stromgebiets, das günstige und gesunde Klima des obern Mucury, das wichtige Hinterland, die grossen Opfer, die bisjetzt schon dem Unternehmen gebracht wurden, die reiche Zukunft, der dieser Landestheil bei weiser Benutzung des vorhandenen Materials entgegengehen kann, verlangen gebieterisch die vollste Aufmerksamkeit der Staatsregierung und insbesondere des Agriculturministeriums. Parteihass und Ignoranz können aber sehr leicht bewirken, dass die dortige Colonisation langsam dahinsiecht und der Mucury binnen wenigen Jahren verlassen

und verwildert wieder dem Alleinbesitze der Botokuden anheimfällt.

Wie sich das Verhältniss der Waldindianer gegen die Ansiedler künftighin gestalten wird, ist schwer vorauszusehen, und es wäre etwas voreilig, wollte man aus den gegenwärtigen feindseligen Beziehungen auf die zukünftigen schliessen. Wohl aber kann man mit Bestimmtheit voraussagen, dass, wenn nicht ein von dem gegenwärtigen Systeme gänzlich verschiedenes und vernünftiges befolgt wird, die Botokuden ein grosser Hemmschuh für die künftige Entwickelung der Mucurycolonien sein werden. Vor allem sollte man wo möglich in die Fusstapfen Ottoni's treten und durch freundliches, möglichst loyales Entgegenkommen den Indianern Vertrauen einflössen. Ist einmal ihr Vertrauen geweckt und befestigt, haben sie durch Beispiel und Ueberredung einsehen gelernt, dass das wichtigste Mittel ihre Existenz zu sichern der Ackerbau ist, und fangen sie mehr an sich sässig niederzulassen, dann erst ist es Zeit, an die Katechese zu denken. Soldaten und Priester werden die wilden Waldindianer nicht civilisiren. Durch Pulver werden sie nicht bezwungen, können aber ausgerottet werden; durch Predigten allein werden sie nicht bekehrt, die Bekehrung muss vom Magen ausgehen.

Nach der obenerwähnten Ermordung der Familie des Coelho Vaz und einiger anderer Individuen theilte mir der damalige Agriculturminister Herr Manoel Felizardo de Souza e Melho unterm 24. Juli 1861 officiell mit, die kaiserliche Regierung werde in der kürzesten Frist einen Kapuziner zu den Indianern schicken, um sie zu bekehren. Zwei Jahre später war aber noch kein Kapuziner am Mucury erschienen. Der Herr Minister scheint nicht bedacht zu haben, dass die Kapuziner unserer Zeit nicht von dem nämlichen Geiste beseelt sind wie die Franciscaner und Jesuiten der verflossenen Jahrhunderte, dass ihnen der heilige Eifer, die Erkenntniss der hohen Aufgabe, der bewunderungswürdige Muth und die rücksichtslose Aufopferung, die jene in die dichtesten Urwälder und in die Hütten der wildesten Indianerhorden trieb, gänzlich mangeln. Die Kapuziner in Brasilien (es sind meist Deutsche aus dem Ländchen Tirol) finden es weit behaglicher

und sicherer unter zahmen Deutschen als unter wilden Botokuden, deren Pfeile gar spitz sind, zu leben und sind vollkommen befriedigt, wenn sie protestantische Colonisten und schöne Frauen zur alleinseligmachenden Kirche bekehren. Indianer im Christenthume zu unterweisen, finden sie weit weniger angenehm, als vor jungen Mädchen lascive Predigten zu halten. *Ich sage wahrlich nicht zu viel, denn ich habe die Belege für das Gesagte.*

Was soll am Ende auch ein solcher Kapuziner bei den Botokuden machen? Soll er sie blos taufen ohne sie unterrichtet zu haben? oder soll er sie lehren und bekehren ohne ihre Sprache zu kennen? Wie will er sich die Horden, die ja in heftiger Feindschaft mit den Ansiedlern leben, zugänglich machen? Würden diese Missionare, *die es freilich nur dem Namen nach sind,* die Geschichte der Missionen studiren und sich an dem wahrhaft grossen Wirken der Missionare anderer Orden aus frühern Zeiten ein Beispiel nehmen, dann könnte man freilich auf einen günstigen Erfolg hoffen.



Bettelnde Botokudin.

Während meiner Anwesenheit in Philadelphia kamen und gingen täglich grössere oder kleinere Scharen von Indianern. Einige besonders ekelhafte Weiber, denen der Speichel beständig aus dem Lippenloch rann, bemerkte ich häufig bettelnd in den Strassen herumlungern. Ich sah oft scheinbar sehr alte Indianerinnen mit Säuglingen; in der Wirklichkeit mochten sie gewiss kaum 30 Jahre zählen. Die Indianerinnen altern ausserordentlich rasch, wahrscheinlich infolge der allein auf ihnen lastenden Arbeiten. Oefters begegnete ich Männern, die sich gegen Tagelohn zu Feldarbeiten verdungen hatten, wenn sie abends nach vollbrachtem Tagewerk nach Philadelphia zurückkehrten. Sie trugen jedesmal einige Thiere, die sie im Verlaufe des Tages erschlagen oder erschossen hatten und die sie für ihre Abendmahlzeit zubereiten wollten. Ich untersuchte immer diese zoologisch einigermassen interessante Beute. Einer hatte z. B. fünf bis sechs kleine Vögel (meistens Tanagriden) und ein Paar Fledermäuse; ein anderer trug ein Riesenexemplar der grossen Kröte (Bufo Agua); ein anderer eine vier Fuss lange Schlange. und mehrere schwanzlose Ratten (Cavien), während sich ein Kamerad mit einer grossen Eidechse und einem Aasgeier schleppte. Ich gönnte ihnen von Herzen ihr leckeres Mahl, das sie immer halb roh verschlangen. Die Nacht brachten sie in einem der beiden offenen Schuppen der Compagnie zu, dort lagen sie, kaum nothdürftig zugedeckt, auf blosser Erde um ein Feuer herum.

Aeusserst interessant war es mir hier, Botokuden und Chinesen zu vergleichen, und ich war in hohem Grade von der physiognomischen Aehnlichkeit dieser beiden Rassen erstaunt, wie ich es schon 1858 hervorhob. Ich habe Chinesen gesehen, die ich auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten hätte, wenn nicht ihr Kopfputz und ihre Kleidung ihren Ursprung verrathen hätten, und wiederum beobachtete ich einige Naknenuks, die vollkommen den Typus der Kulis trugen.

Da mir diese Thatsache ausserordentlich wichtig war, so widmete ich ihr ganz besondere Aufmerksamkeit und suchte mit der grössten Sorgfalt nach Rassenverschiedenheiten. Bei ein-

zelnen Individuen reducirten sie sich auf ein Minimum; selbst im ganzen kann ich sie als unwesentlich in Folgendem bezeichnen. Die Hautfarbe der Chinesen ist mehr gelblich, die der Botokuden mehr braun. Die Augen der Chinesen stehen kaum merklich schiefer als die der Botokuden und sind etwas kleiner; bei jenen sind die Backenknochen etwas hervorstehender, der Mund etwas feiner als bei diesen. Aber *ich wiederhole ausdrücklich,* diese Unterschiede verschwinden bei einzelnen Individuen ganz. Grösser sind die Verschiedenheiten im Körperbau. Der Chinese hat einen kleinern Kopf und ein feineres Knochengerüst als der Botokude, er ist schwächlicher und zarter, was auch leicht begreiflich ist, da sich der eine fast ausschliesslich von vegetabilischer, der andere von halbroher Fleischkost nährt.

Durch die genaue Vergleichung dieser typischen Formen zweier Hauptrassen hat sich in mir die Ueberzeugung befestigt, dass die indianische oder amerikanische Rasse von der mongolischen nicht getrennt werden darf; dass die indianische Bevölkerung Südamerikas nur ein Glied des grossen asiatischen Völkerstammes ist und keineswegs als eigene Rasse im Sinne der ältern Naturforschung betrachtet werden darf.

Schon im Jahre 1840 hatte ich bei Vergleichung des chinesischen Kochs einer mir befreundeten Familie in Lima mit peruanischen Indianern ein gleiches Resultat gefunden; ich legte damals weniger Werth darauf, weil es nur eine vereinzelte Beobachtung war. Durch meine archäologisch-philologischen Studien bezüglich der Bewohner des Incareichs wurde ich zu dem Schluss geführt, dass das Stammland dieser sogenannten Autochthonen Perus im fernen Westen über dem Stillen Ocean zu suchen sei. Aber erst durch die angeführten Vergleichungen in Philadelphia wurde, für mich wenigstens, diese Vermuthung zur Gewissheit.

In den Compagnieranchos in Philadelphia war damals die schönste Gelegenheit zu anthropologischen Studien geboten, denn in dem Raume von wenigen Quadratklaftern waren fast immer vier der sogenannten Hauptrassen vereint, nämlich die kaukasische (in sehr verschiedenen Typen, als Deutsche und Portugiesen), die mongolische, die äthiopische und die amerikanische,

dazu mannichfaltige Kreuzungen dieser Rassen, die mongolische ausgenommen.

Um meinen Wunsch nach einer Jagd in der Umgegend von Philadelphia, die mir als sehr wildreich geschildert wurde, zu erfüllen, wurden mit einigen Fazendeiros und andern Personen die nöthigen Vorkehrungen verabredet. Am bestimmten Tage ritten wir zehn Mann hoch, worunter einige anerkannt gute Jäger, von Philadelphia ab. Wir hatten mehrere Neger als Treiber und nicht weniger als 22 Hunde mit. Es waren grösstentheils Windspielbastarde; sie sind leicht, sehr flüchtig und haben ein gutes Geläute, aber keine besonders gute Nase. Ich sah öfters 10—12 Stück auf ganz frischer Fährte am Waldrande wie toll kreuz und quer rennen, bis ein neu dazugekommener erfahrener die tête nahm und, von der ganzen Meute gefolgt, auf der richtigen Fährte davonsauste. Unter den Jägern fiel mir besonders ein Halbblutindianer auf, der beim Militärposten die Stelle eines Wachtmeisters bekleidete. Er folgte dem Zuge zu Fuss und hatte als Waffe nur eine ungemein lange Reiterpistole. Man versicherte mir, dass er mit dieser ein selten fehlender Schütze sei.

Bei der 1 Legoa von Philadelphia entfernten Fazenda des José Ferreira dos Reis wurde halt gemacht, denn hier sollte die Jagd beginnen. Noch ehe die nöthigen Anweisungen gegeben worden und irgendein Jäger an einem der bekannten Wechsel stand, ertönte schon von allen Seiten her ein lustiges Geläute der Bracken. Nun begann ein tolles Rennen; die Flinte in der Rechten, den Arm weit weggestreckt, den Oberkörper bogenförmig vorgebeugt, mit den Füssen die Flanken des Maulthiers bearbeitend, jagte der eine Reiter hierhin, der andere dorthin, um vernachlässigte Wechsel zu besetzen oder durchbrechendem Wilde den Weg abzuschneiden. Mir wurde ein leichtfüssiger Negerjunge zugetheilt, der mich an den „Ehrenstand“ bringen sollte, und ich ritt in schärfstem Maulthierpace ab, aber 3—400 Schritte, ehe ich den Stand erreichen konnte, sah ich auch schon drei zierliche Rehe über denselben hinübersetzen und im Waldesdunkel verschwinden. Obgleich ich bald die Hoffnung aufgegeben hatte, hier noch zum Schuss zu kommen, stellte ich

mich doch gewissenhaft auf meinem Posten auf, übergab meine Mula dem Neger und liess mich weidlich von den Mosquitos zerstechen. Die Hunde jagten bald näher, bald ferner, nach allen Richtungen knallte es, blos in meiner Nähe liess sich kein Wild erblicken. Ich unterhielt mich indessen an dem muntern Spiel der herrlich befiederten Waldbewohner und belustigte mich an den possirlich schaukelnden Bewegungen einer grossen Schar der brillanten Tucans (Pfefferfresser), die wenige Schritte von mir die dichte Krone eines breitästigen Baumes ihrer beerenähnlichen Früchte beraubten. Als nach zweistündigem vergeblichen Harren die Hunde nach und nach stumm wurden, kein Schuss mehr ertönte und mir die Sonne lothrecht auf den Scheitel brannte, bestieg ich mein Maulthier und ritt nach der Fazenda zurück. Mein schwarzer Begleiter hatte sich klugerweise schon längst weggestohlen, nachdem er die Mula an einen Baum gebunden hatte. Nach dem Lärmen der Flinten und Hunde zu schliessen, glaubte ich eine reiche und interessante Ausbeute auf der Decke zu sehen. Ich traf die Jäger schon vollzählig versammelt und suchte mit den Augen vergeblich nach dem gestreckten Wilde. Auf meine Erkundigungen hiess es, man habe gar kein Wild gesehen; die Hunde hätten gleich anfangs mit einem Sprung Rehe fortgejagt und seien erst vor kurzem ganz müde zurückgekehrt. „Und die vielen Schüsse?“ fragte ich. „Die wurden abgefeuert, um die Hunde abzurufen“ (para chamar os cachorros), erwiderte mir der angesehenste der brasilianischen Jäger. „Auch die ersten, gleich als die Jagd begann?“ frug ich weiter. „Allerdings auch,“ war die sehr kleinlaute Antwort. Ich hielt es für unbescheiden weiter zu inquiriren, vermuthete indessen, dass durch diese Ausrede nur Fehlschüsse vertuscht werden sollten. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn bald erfuhr ich durch einen an der Jagd nicht betheiligten Begleiter, dass sich die Jäger mir gegenüber ob ihres schlechten Schiessens schämten und das „chamar os cachorros“ nur eine Jägerentschuldigung war. Es waren nämlich im Treiben mehrere Rehe, eine Paca, ein Cutia (Agutiart) und eine Tigerkatze gefehlt worden.

Nach einem frugalen Jägerfrühstück besichtigten wir die Farinhamühle und die Bretersäge der Fazenda. Letztere war in grossem Masstabe hergestellt und so eingerichtet, dass gleichzeitig mit acht parallelen Sägeblättern die Holzblöcke zu Bretern geschnitten werden konnten. Sie arbeitete bei unserer Anwesenheit nur mit vier Blättern, lieferte jedoch eine sehr unregelmässige Waare, die indessen in Philadelphia immerhin noch guten Absatz fand. Der Besitzer fing an, allmählich zur Einsicht zu gelangen, dass er, wenn gute, gleichmässige Breter verlangt werden, mit *einem* Sägeblatt weit bessere Geschäfte machen würde, als wenn er mit zwei oder mehrern gleichzeitig schneide.

Da die Meute müde und die Jagdgesellschaft wegen des schlechten Erfolges einigermassen misgestimmt war, so wurde beschlossen, nach Philadelphia zurückzukehren, im Heimwege aber noch einen Trieb zu nehmen. Gesagt, gethan. Als die Hunde losgekoppelt wurden, stellte ich mich an den Rand des Urwaldes, neben den Weg, gegenüber einer kleinen eingebuchteten Lichtung, wo etwas weniger Unterholz als gewöhnlich stand. Ich war überzeugt, einen guten Platz gewählt zu haben. Kaum hatte ich Posto gefasst, so sprengte ein junger Laffe daher, stellte sich einige Schritt von mir auf und band seine keuchende Mula gerade mir gegenüber in die Lichtung an einen Baum. Nun hatte ich genug. Ich setzte den Hahn in Ruhe und lehnte die Büchsflinte an einen prächtigen Palisanderstamm, fest entschlossen, mich um die ganze Jagd nicht mehr zu bekümmern. Bald wurden die Hunde laut und hier und da knallte es. Plötzlich brach mir gegenüber ein Prachtexemplar einer Cuita aus dem lichten Unterholz hervor und blieb, aufmerksam auf die folgenden Hunde lauschend, etwa 15 Schritt vor mir stehen. Hätte ich auch die Absicht gehabt zu schiessen, so wäre es mir doch nicht möglich gewesen, denn das Maulthier des brasilianischen Nimrods stand gerade in der Schusslinie hinter dem Wilde. Um eine Probe seiner grossen Geschicklichkeit zu geben, feuerte dieser auf die nur 10 Gänge von ihm entfernte Cutia und glücklich schlug der Hagel 2 Schritt vor derselben in den Morast. Das Thier wurde mit Koth bespritzt und floh unversehrt in den Wald.

Ich konnte mich nicht enthalten, den trefflichen Jäger zu fragen, ob er durch den Schuss die Hunde habe rufen wollen. Wüthend und ohne Antwort stürzte der junge Held zu seiner Mula, band sie los und sprengte im Galop davon. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Mit weit weniger Eile folgte ich seinem Beispiel, hörte noch mehrere Schüsse, traf aber keinen Jäger mehr bis Philadelphia. Hier erfuhr ich, dass wieder mehrere Schüsse gefehlt und ein Reh krank geschossen wurde. Im Flüsschen in Philadelphia selbst holte es die Meute ein und zerfleischte es auf der Stelle. Wenn ich nicht noch einige Fetzen davon gesehen hätte, würde ich auch in diesen Erfolg einiges Mistrauen gesetzt haben.

So endete diese grosse Jagdpartie. Selten habe ich eine so miserable Aasjägerei gesehen wie diese; aber ich habe wenigstens gelernt, wie man in Brasilien die Hunde abruft! Zwei Tage später wurde ich wieder zu einer Jagd in einer andern Gegend eingeladen. Ich lehnte dankend ab, ich hatte vom ersten Jagdtage vollkommen genug.

Die Brasilianer sind leidenschaftliche Schiesser, Jäger darf man nicht sagen, denn nur höchst selten trifft man einen, der diesen Namen verdient. Man muss sich wundern, dass sie überhaupt auf eine Distanz von mehr als 10—12 Schritt mit ihren elenden Flinten irgendein Wild treffen. Die allgemein gebräuchlichen sind lütticher Dutzendfabrikate der allerschlechtesten Qualität. Sie sind federleicht, der Lauf papierdünn, seine Seele nicht ordentlich ausgearbeitet, die Schlösser mit halb lahmen Federn. Meine Büchsflinte, kaum schwerer als die Flinten, die ich bei Jagden gewöhnlich führe, wog bei einer Probe genau so viel wie vier solcher einfachen brasilianischen Schiessgewehre. Englisches Pulver findet man überall vom ordinären in rothen Blechflaschen mit F, FF, FFF etiketirt, bis zum feinsten Diamantkorn der berühmtesten Fabriken. Die ordinären Sorten werden am häufigsten verwendet. Hätten sie eine grössere Triebkraft, so müsste mehr als die Hälfte der miserabeln Gewehre springen, besonders da sie infolge der Nachlässigkeit, womit sie behandelt werden, oder der grossen Feuchtigkeit der Luft von Rost halb zerfressen sind.

In Brasilien darf jagen wer da will und wo er will. Das Führen von Waffen ist, wenn ich recht unterrichtet bin, an gewisse Vorschriften gebunden; sie werden aber nicht gehandhabt. Jagdgesetze existiren keine, sie thun vorderhand noch nicht noth. Nützliches vierfüssiges Wild gibt es sehr wenig, Raubzeug dagegen in grossem Ueberfluss. Die fast undurchdringlichen Wälder schützen alle Wildarten mehr, als es durch irgendeine legislatorische Massregel möglich wäre.

Es ist in der That eine höchst auffallende Erscheinung, dass die portugiesische Sprache gar keine Jagdliteratur besitzt, mit alleiniger Ausnahme von ein paar Schriften aus dem 17. Jahrhundert, die vorzüglich von der Falknerei handeln. Während in Spanien, Frankreich, Italien, England und vorzüglich in Deutschland von jeher in diesem Gebiete sehr viel und auch Ausgezeichnetes geleistet wurde, hat in Portugal durch nahezu dritthalbhundert Jahre auch nicht ein einziger Schriftsteller die Feder für das edle Weidwerk ergriffen. Diese gewiss beachtenswerthe Thatsache steht in innigster Verbindung mit der physischen und moralischen Decadenz der portugiesischen Nation. Erst im Jahre 1860 hat ein von deutschem Vater abstammender Brasilianer, Herr Ad. *v. Varnhagen*, als gründlicher und gelehrter Schriftsteller in weitesten, als tüchtiger Jäger in engern Kreisen bekannt, durch ein kleines Büchlein „Ueber die Jagd in Brasilien"[1]) der portugiesischen Jagdliteratur Bahn gebrochen. Dieses Schriftchen ist daher trotz aller Mängel und einzelner naturhistorischer Unrichtigkeiten eine werthvolle Erscheinung.

Der Frachtentransport zwischen Santa Clara, da, wo der Rio Mucury aufhört schiffbar zu sein, und Philadelphia wird theils durch Maulthiertropas, theils durch Wagen vermittelt. Die vierräderigen, zweckmässigen und guten Wagen wurden in Philadelphia von deutschen Stellmachern gebaut. Pferde können auf dieser Wegstrecke aus Mangel an hinreichendem Grasfutter

---

[1]) A Caça no Brasil, ou Manual do Caçador em toda a America tropical acompanhado de um glossario dos termos usuaes de Caça por um Brasileiro devoto de S. Huberto. Rio de Janeiro em casa de E. & H. Laemmert, 1860, 8.

als Zugthiere nicht verwendet werden. Man versuchte es mit Ochsen, aber diese hielten aus demselben Grunde nicht aus. Nur die geduldigen, kräftigen und genügsamen Maulthiere bewährten sich auch für diese Transportart. Während der Sommermonate zogen sechs Ochsen in 8—10 Tagen einen mit 100 Arrobas beladenen Wagen von Santa Clara nach Philadelphia. Den nämlichen Dienst leisteten in etwas kürzerer Zeit vier Maulthiere. Jene langten aber gewöhnlich ganz ermattet und dienstuntüchtig am Ziele an, während diese nach kurzer Erholung die Reise wieder antreten konnten. Immerhin ist es auch für diese ausdauernden Thiere ein sehr harter Dienst; denn auf der ungepflasterten, vom Regen fusstief aufgeweichten Strasse bedarf es eines ausserordentlichen Kraftaufwandes, um den schwer beladenen Wagen fortzubewegen.

Die Reise von Philadelphia nach S. José de Porto Alegre machte ich in Begleitung des Herrn Theophilo Ottoni. Er beabsichtigte nämlich, dort den damaligen Präsidenten der Provinz Bahia, Herrn Cansançâo de Sinimbú, der einen Besuch in den Mucurycolonien zugesagt hatte, zu empfangen. Infolge eines Klostervorfalles in der Stadt Bahia musste die beabsichtigte Reise des Präsidenten unterbleiben.

---

# Fünftes Kapitel.

## Reise von Philadelphia nach Rio de Janeiro.



ir verliessen Philadelphia in zahlreicher Begleitung, die uns bis zu der 2 Legoas entfernten Fazenda Monte Christo, wo wir die Nacht zubrachten, Gesellschaft leistete. Der Weg dahin war zum Theil sehr gut, streckenweise aber, trotz aller Anstrengungen, ihn in gutem Zustande zu erhalten, wirklich schlecht. Das Terrain ist für Strassenbau ausserordentlich ungünstig, indem das verwitterte Gestein bei anhaltendem Regen fusstief breiig wird. Felsen zum Brechen von Strassenschutt sind äusserst selten, Geröll nur an wenigen Stellen und in geringer Menge; das Aufführen von Sand kann natürlich nie eine hinreichend solide Grundlage bilden.

Wir begegneten mehrern Trupps Naknenuks von der Horde des Capitão Poton. Sie gingen ganz nackend, nur einige wenige trugen einen Schamgürtel. Sonderbarerweise hatte ein jeder ein grosses Aroideenblatt auf dem Kopfe. Da es in Strömen regnete, so vermuthe ich, dass sie durch diese Bedeckung wenigstens ihr Haupthaar trocken erhalten wollten.

Da, wo der Rio do Poton von Südwest nach Nordost dem Allerheiligenflusse zuströmt, liegt dicht an der Strasse die Fazenda des Herrn Augusto Ottoni und $^1/_2$ Legoa weiter thalaufwärts die ausgedehnte Fazenda Monte Christo des Herrn Joaquim José de Araujo Maia, eines Schwagers der Brüder Ottoni. Nach eingenommenem Mittagsmahl kehrten unsere Begleiter nach Philadelphia zurück und ich benutzte die Abendstunden zu einem Ritte durch die Plantage. Diese grosse Ansiedelung hat eine Quadratlegoa Flächeninhalt von ausgezeichnetem Boden. Nach der Eröffnung des Mucury, bei der Maia selbst sehr thätig mitwirkte, erwarb er sich diesen Besitz und siedelte mit seiner Familie und seinen sämmtlichen Sklaven aus einer südlichen Provinz hierher. Er ist ein thätiger und sehr intelligenter Landwirth. Damals war es seine Absicht, sich vorzüglich auf die Kaffeecultur zu verlegen; er hatte auch schon gegen eine Million Setzlinge, die vortrefflich gediehen. Da er über bedeutende eigene Arbeitskräfte gebieten konnte, so waren trotz des kurzen Bestehens der Fazenda bedeutende und vielseitige Culturen und Bauten in Angriff genommen. Poton's Indianer halfen zuweilen ein paar Tage bei den Feldarbeiten, einer von ihnen für ein Waldbeil sogar fünf Tage lang. So lange hatte es noch kein anderer ausgehalten. Ihren abenteuerlichen Namen verdankt die Fazenda dem bekannten Roman Dumas'.

Am folgenden Morgen verliessen wir gegen 10 Uhr das Thal des Poton und bogen 1 Legoa weiter von der Hauptstrasse in das nach Süden sich eröffnende Thal des Rio Itamanhuec, um in der gleichnamigen Fazenda des Dr. Manoel Esteves Ottoni einen kurzen Besuch abzustatten. Der Besitzer dieser grossen und schönen, aber ebenfalls noch mit den ersten Schwierigkeiten

kämpfenden Plantage war wenige Tage früher zu den Wahlen nach Minas novas abgereist.

Vom Nordufer empfängt der Rio de Todos os Santos den kleinen Rio de *Santa Maria*, an dem einige deutsche Ansiedler wohnten, und ein paar Legoas weiter nach Osten den Rio de *Santa Anna*, an dem sich ebenfalls mehrere Colonisten niedergelassen haben. Bald nachdem man die Parallele der Barre des Rio de Santa Anna passirt hat, verlässt die Strasse den Allerheiligenfluss. Bis hierher zieht sie sich dicht an dessen Südufer hin; von hier an aber beschreibt der Fluss einen grossen nördlichen Bogen, um sich 16 Legoas westlich von Santa Clara mit dem Rio Mucury zu vereinen, während die Strasse sich in ziemlich gerader Richtung nach Osten fortsetzt. Anderthalb Legoas von Itamanhuec entfernt liegt die Fazenda *Estrema* des Oberstlieutenants Antonio José Velloso Soares. Sie ist die erste an dieser Strasse gegründete Fazenda und von ihrem ausserordentlich thätigen Besitzer auch auf eine bedeutende Culturstufe gebracht worden. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit Baumwollbau. Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte er den ersten Kaffee seiner Plantage, überhaupt der ganzen Mucuryansiedelungen eingeerntet und bot uns mit wahrer und leicht begreiflicher Freude ein treffliches Getränk von seinen Erstlingsbohnen an. Eine Legoa weiter erreichten wir den von Süden fliessenden *Ribeirão da Saudade*, das Sehnsuchtsflüsschen, so benannt von dem deutschen Ingenieur, der diese Strassensection baute und damals, noch wenig vertraut mit dem Portugiesischen, den Fluss anders benannte, als er es beabsichtigte. Die Portugiesen sind stolz auf ihr schönes, vielbedeutendes Wort *Saudade;* wenn aber einer ihrer Dichter singt, dass keine andere Sprache eine ähnliche Bezeichnung für die Gefühle, die dieses Wort ausdrückt, besitze, so müssen wir es seiner Nationaleitelkeit verzeihen, denn schwerlich hat er unser deutsches „Heimweh" gekannt.

Hinter dem Flüsschen führt der Weg im Zickzack über einen niedrigen Gebirgszug; es ist der nördliche Ausläufer der *Serra Map Map Crak* und zwingt den Allerheiligenfluss, sich mehr nördlich gegen die *Serra Itamanhuec* zu biegen. Der Weg über

die Serra ist ziemlich gut. Beim Hinabsteigen sah ich zwei Affen (Lagothrix canus), die zu den grössten Südamerikas gehören. Sie waren nicht scheu und folgten uns sogar eine Strecke weit von Baum zu Baum. Nicht weit davon ertönte rechts aus einer Schlucht ein sich mehr und mehr näherndes Grunzen und Durchbrechen durch das Dickicht. Mit dem Ausrufe: „taitetus"! sprang Ottoni's Neger aus dem Sattel und machte sich schussfertig, und kaum war ich seinem Beispiel gefolgt, als auch schon ein gewaltiges Rudel (vara) Wildschweine (taitetus, Dicotyles torquatus) den Abhang herauf und dicht an uns vorbei über die Strasse brachen. Zu unserm grossen Aerger versagten alle vier Schüsse der beiden Doppelflinten. Wir durften uns freilich nicht darüber wundern, denn den ganzen Tag hatte es ununterbrochen geregnet, und zum frischen Laden blieb uns keine Zeit. Die Schweine waren uns so nahe, dass der Neger Manoel eins davon mit dem Flintenkolben über den Abhang zurückschlug, aber ohne dasselbe zu tödten oder zu betäuben; dazu sind die brasilianischen Flinten viel zu leicht und schwach. Das Rudel zählte 40—50 Stück Schweine.

Am Fusse des Gebirgszuges ist das Thal des *Riberão da Canna brava*, der ebenfalls von Süden her dem Allerheiligenflusse zuströmt. Hier fand ich ein paar Familien Schweizer aus dem Canton Luzern angesiedelt. Sie waren früher Parceriecolonisten in Jituba in der Provinz São Paulo und von dem damaligen schweizerischen Generalconsul, Herrn David, aus ihren dortigen drückenden Verhältnissen erlöst und nach den Mucuryansiedelungen befördert worden. Ihre äusserst elenden Hütten, ihre bisher vorgenommenen sehr spärlichen Rodungen liessen nicht gerade auf fleissige Colonisten schliessen. Sie beklagten sich bitter über Mangel an Lebensmitteln, und ich fand diese Klage auch ganz begreiflich, da die guten Leute hier, wo sie von der Compagnie auf Credit monatlich per Kopf 4 Pfund Speck, $^1/_2$ Alqueir Farinha, $^1/_4$ Alqueir Bohnen und 16 Pfund Fleisch erhielten, ebenfalls, wie in ihrer Heimat, vier Mahlzeiten im Tage halten wollten. Wenn man auf Rationen gesetzt ist, muss man sich haushälterisch nach der

Decke strecken, und wenn man im brasilianischen Urwalde lebt und noch nicht *ein* Korn geerntet hat, muss man sich harte Entbehrungen gefallen lassen. Aus spätern directen Nachrichten dieser Ansiedler habe ich mit Vergnügen ersehen, dass sie endlich durch Fleiss und Ausdauer ihre Lage ziemlich günstig gestaltet haben. Beim Aufstande der Indianer im Jahre 1861 wurden sie von diesen hart bedroht, mussten sogar für mehrere Tage Zuflucht in Philadalphia suchen.

Von Canna brava an steigt die Strasse wieder über einen niedrigen Gebirgszug in das Thal des *Corrego do Tanqui,* in dem wir noch einmal auf ein Rudel von etwa 20 Stück Wildschweinen stiessen, ohne jedoch einen neuen Jagdversuch mit unsern wenigstens für diesen Tag nutzlosen Flinten zu machen. Eine und eine Viertellegoa weiter erreichten wir den *Corrego d'ouro* oder Goldbach, so genannt, weil einst ein Tropeiro ein paar Goldblättchen im Bachsande gefunden hatte. Hier trafen wir mit unsern Ladungen zusammen, die von Philadelphia direct hierher gekommen waren. Wir fanden in einem Rancho der Compagnie ein leidliches Obdach und aus dem mitgenommenen Mundvorrath war bald ein einfaches Nachtessen bereitet.

Die im Verlaufe des Tages zurückgelegte 6½ Legoas lange Strasse ist ziemlich gut; an manchen Stellen hätte indessen bei etwas mehr Erfahrung der Ingenieure ein günstigeres Resultat erzielt werden können. Sie hat eine durchschnittliche Breite von 16 Palmos (12 Fuss). Auf jeder Seite derselben hat sich die Compagnie einen Landstrich von 4 Klafter Breite ausbedungen, um durch Rodungen derselben das Eindringen der Sonnenstrahlen auf die Strasse zu erleichtern. Wir hatten 24 Brücken passirt, alle in gutem Zustande, von hartem Holze (Madeira de lei), mit dreizölligen Bretern belegt. Die kürzeste mass 25 Palmos (18 Fuss), die längste über den Riberão da Saudade 129 Palmos (97 Fuss).

So früh als es beim brasilianischen Reisen überhaupt möglich ist, setzten wir den folgenden Morgen unsern Weg fort, passirten zuerst die 79 Fuss lange Brücke über den Corrego d'ouro, überschritten bei einer Steigung von 3—5 Procent den *Morro de Cupan* und gelangten in das Thal des vielfach ge-

wundenen *Riberão das Lages*, der seinen Namen von den grossen Steinplatten in seinem Bette führt. Er ergiesst sich in den *Rio Urucu*, den grössten Zufluss des Mucury. Die Strasse führt längs des linken Ufers des Riberão das Lages, in den sich, von Süden kommend, der *Riberão das Palmitas* ergiesst. Unfern von dieser Stelle liegen ein paar Hütten, das sogenannte *Quartel.* In der einen rechts vom Wege wohnte Herr P., ein Franzose, Ingenieur der Compagnie, dessen Gattin uns mit echt französischer Liebenswürdigkeit empfing. Welch ein trauriger Aufenthalt, voll von Entbehrungen, für eine Dame von Bildung! Die elende Hütte schützte nicht einmal hinreichend vor dem gewaltig herabströmenden Regen. Der Fussboden des einzigen Gemachs war fast zu einer Pfütze umgewandelt. Hier war es, wo, wie ich schon oben erwähnte, Madame P. von den Botokuden überfallen und ausgeplündert wurde. Die Hütte links am Wege war von deutschsprechenden Ansiedlern, den bessern Ständen angehörend, bewohnt. Das Innere der ärmlichen Wohnung machte durch seine Reinlichkeit einen überraschend freundlichen Eindruck; aber — wie manche Illusion mag unter diesem Palmdache zerstört worden sein, wie mancher thränenschwere Blick sich nach der fernen Heimat gerichtet, wie mancher tiefe Seufzer sich der beklommenen Brust entwunden haben!

In einiger Entfernung vom Quartel setzt der Weg auf das rechte Ufer des Riberão das Lages über. Da, wo er von Süden einige kleine Zuflüsse erhält, trafen wir mehrere Ansiedelungen, deren Bewohner sich bitter beschwerten, dass ihnen die Wilden binnen acht Tagen schon zweimal, das letzte 'mal am vorhergehenden Tage, ihre Felder stark geplündert hätten. Wie ich später erfuhr, gehörten diese Indianer zu einer unbekannten Horde, deren Aldeamiento, wenn sie überhaupt eins besass, bisher noch nicht ausfindig gemacht werden konnte.

Eine Legoa östlich vom Quartel biegt sich die Serra Map Map Crak fast ganz nach Norden, setzt sich aber, wie wir dies bei brasilianischen Gebirgszügen so oft finden, bei dieser Biegung in zwei Bergstöcke ab und bildet einen tiefen Einschnitt, durch den sich der Riberão das Lages nach Osten durchwindet. Der

südliche Bergstock erscheint, von Osten betrachtet, als ein etwas abgestumpfter Kegel, von Norden gesehen als eine perpendiculäre kahle Felswand von circa 400 Fuss Höhe. Von ihm streicht in östlicher Richtung die *Serra de Santa Ottilia*. Sie scheidet die Gewässer des Ribeirão das Lages und des Rio Urucu, die sich unterhalb der Militärcolonie vereinigen. Der nördliche Bergstock gewährt einen prächtigen Anblick; er stellt sich dar, als ob er blos aus einer einzigen, stark geneigten, nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Steinplatte bestehe. Bei dem heftigen Regen, der uns begleitete, schoss das Wasser wie in gemeisselten Rinnen aus dem fast pyramidenförmigen Stocke herunter. An ihn schliesst sich die Fortsetzung der Serra Map Map Crak an.

Wie schon bemerkt, ist das Gebiet des Allerheiligenflusses nach Norden von der Serra Itamanhuec begrenzt, nach Süden von der Serra Map Map Crak. Erstere scheidet die Gewässer des Rio de Todos os Santos von denen des Mucury pequeno, letztere den Allerheiligenfluss vom östlichen Rio Urucu, dem Flussgebiete des Rio de S. Matheus und dem Stromgebiete des Rio Doce.

Nachdem man den nördlichen Gebirgsstock umgangen und sich wieder thalwärts gesenkt hat, führt die Palmenbrücke (Ponte dos Coqueiros) wieder über den Ribeirão das Lages. Hier trafen wir bis zur nächsten Brücke (Ponte do Maia) ein Stück vortrefflicher Strasse, von dieser aber bis zur Coloniebrücke (Ponte da Colonia) eine jämmerlich schlechte Wegstrecke. Vor der Brücke bogen wir rechts vom Wege ab, verfolgten $^1/_4$ Legoa lang eine Picadà und gelangten zur Militärcolonie (Colonia militar do Urucu).

Durch Decret vom 24. Februar 1854 wurde die Gründung einer Militärcolonie am Mucury bestimmt. Ihr Zweck war, die entstehenden Ansiedelungen und den Waarentransport gegen allfällige Angriffe der Botokuden zu schützen. Anfangs wählte man dazu den Sitio S. Matheus, 3 Legoas von Santa Clara entfernt; später aber fand man es für zweckmässiger, die Colonie mehr nach Westen, an den Zusammenfluss des Rio Urucu mit dem Ribeirão das Lages zu verlegen. Dorthin wurden 20 Sol-

daten, von denen fünf verheirathet, versetzt, nebst 31 Familien unglücklicher Weinbauer von der Insel Madeira. Die kaiserliche Regierung streckte diesen die Unkosten der Ueberfahrt (9:285 Milreis) vor und wies jeder Familie 40000 Quadratbrazas[1]) Land (100 Brazas Front bei 400 Brazas Tiefe) an.

Während meiner Anwesenheit in der Colonie bestand dieselbe aus 24 Soldaten, von denen 7 Familie hatten und Grundbesitzer waren, und 159 Portugiesen, Weib und Kinder inbegriffen. Die Leitung derselben war einem Hauptmann als Director und einem Lieutenant als Vicedirector anvertraut. Sie war indessen nichts weniger als lobenswerth. Im Jahre 1858 siedelte die kaiserliche Regierung noch weitere 164 Holländer und Belgier dort an. Sie hatten in den ersten Jahren mit ausserordentlichem Elende, Hunger und Krankheiten zu kämpfen, wovon der grösste Theil der Schuld auf die unfähige und gewissenlose Direction fiel. Im Jahre 1861 war folgender Bevölkerungsstand in der Colonie mit Ausschluss der Soldaten:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | brasilianische | Familie | mit | 6 | Personen, |
| 26 | portugiesische | Familien | „ | 117 | „ |
| 15 | holländische | „ | „ | 69 | „ |
| 3 | belgische | „ | „ | 15 | „ |
| 1 | schweizerische | Familie | „ | 4 | „ |
| 1 | preussische | „ | „ | 5 | „ |
| 1 | englische | „ | „ | 5 | „ |
| | | Im ganzen | | 221 | Personen. |

Davon waren 125 Männer, 96 Weiber; 151 Katholiken, 70 Protestanten. Sie standen damals unter der Leitung des Lieutenant José Feliciano Bueno Mamoré, der den Ruf eines verständigen, tüchtigen und durchaus ehrenwerthen Mannes genoss.

Der Centralpunkt der Colonie ist ein sehr grosser, etwas nach Norden geneigter Platz, auf dessen Nordseite eine lange, höchst einfache Kaserne, in der sich die Wohnungen der Beamten befinden, steht. Die übrigen drei Seiten werden durch die Häuschen der Colonisten gebildet. Das Holz zu einer Kapelle

---

[1]) 1 Braza = 7 engl. Fuss, 22 Decimeter, 7 preuss., 6,93 österr. Fuss.

lag bereit, ihr Bau war aber noch nicht angefangen. Ich besuchte die meisten Familien in ihren ärmlichen Wohnungen. Einer der Colonisten, jedenfalls ein überlegender Kopf, hatte von Madeira aus eine einfache Handmühle mit zwei Steinen mitgebracht. In der Colonie leistete sie die ausgezeichnetsten Dienste zum Mahlen der Farinha. Ihr Besitzer lieh sie den übrigen Ansiedlern gegen Naturalabgabe von Mais und machte damit brillante Geschäfte. Ich traf viele Kranke, die meisten an den Folgen einer fehlerhaften Ernährung leidend. Die Colonisten nährten sich nämlich fast ausschliesslich von Kürbissen, Batatas und Farinha. Sie bauen zwar Reis im Ueberflusse, Mais, Mandioca und Zuckerrohr, aber statt den Reis selbst zu essen und mit dem Mais Schweine zu füttern, verkauften sie lieber diese Erzeugnisse und begnügten sich selbst mit der möglichst elenden Kost. Bei der Direction war eine Art Bader (enfermeiro) angestellt; es schien mir aber, als sei seine Hülfe mehr als eine selbst sehr gefährliche Krankheit zu fürchten. Sein Medicamentenvorrath beschränkte sich auf einige wenige der allernöthigsten Arzneien.

Bald nach unserer Ankunft erschienen einige Dutzend Indianer und begrüssten Ottoni mit dem Ausrufe: „Pochirun ere hé, hé!“ (weiss Hand ist gut). Mit Hülfe des Soldaten Celestino, der ihrer Sprache vollkommen mächtig ist, unterhielt ich mich längere Zeit mit diesen Wilden. Sie gehörten zum Stamme des Shiporoko und nannten sich selbst so. Celestino übersetzte mir diesen Namen durch „von jenseits der Berge“. Sie sagten, dass sie vom Aldeamento Ukh kämen, das östlich am Mucury liegen soll. Sie hatten schon seit mehrern Wochen den Colonisten bei ihrer Ernte gegen eine Belohnung an Feldfrüchten geholfen. Gewöhnlich kamen einige, um ein paar Tage zu arbeiten, entfernten sich dann, kehrten wieder mit ihren Weibern und Kindern zurück und blieben so lange, als es ihnen gerade behagte. Diese Indianer zeichneten sich vor allen andern von mir bisher gesehenen durch einen viereckigen Kopf, sehr stark schief geschlitzte Augen, eine eingesattelte dicke und breite Nase aus. Sie hatten aber durchaus einen recht freundlichen Gesichtsausdruck.

Ihre Sprache war mir ausserordentlich auffallend, denn nach jedem Satze oder einzelnen Worte gaben sie einen höchst eigenthümlichen Laut von sich, indem sie stark Luft einzogen und einen unbestimmten Kehllaut ausstiessen; er ähnelte dem Schluchzen (singultus) oder einem ähnlich tönenden Schmerzenslaut. Ich redete sie portugiesisch an, das sie nicht verstanden, aber sie wiederholten immer genau und richtig meine eigenen Worte. Ich versuchte es mit deutschen Worten und auch diese repetirten sie auffallend genau, hängten ihnen aber jedesmal den schon erwähnten Laut an.

Während wir unser Mittagsmahl einnahmen, stellten sie sich scharenweise vor die offene Zimmerthür und sahen uns mit grosser Aufmerksamkeit, wol auch mit etwas Neid zu. Abends liess ich von einigen von ihnen Schiessübungen mit Pfeil und Bogen nach dem Ziele ausführen und machte aus Stückchen Rolltaback von verschiedener Grösse Prämien, worüber sie sehr erfreut waren. Sie schossen, im ganzen genommen, sowol horizontal als im Bogen, gut, jedoch nicht mit jener ausserordentlichen Präcision, wie sie von manchen Reisenden hervorgehoben wird.

Einige Stunden nach unserer Ankunft schickte der Director den Caporal Celestino mit fünf Soldaten auf einen Streifzug gegen die Botokuden, die in den verflossenen Tagen die nahe gelegenen Ansiedelungen geplündert hatten, und gab ihnen den Befehl, womöglich einige von ihnen oder alle, gutwillig oder gezwungen, zur Stelle zu schaffen. Den Soldaten schlossen sich etwa ein Dutzend Shiporoks freiwillig an. Der Zug galt nämlich einem ihnen feindlichen Stamme. Der Abzug dieses kleinen Detachements war höchst originell. Voran Caporal Celestino mit seinen fünf schlecht equipirten Soldaten, hinter ihnen im Gänsemarsch die Shiporoks mit Bogen und Pfeil und als einziges Uniformstück einen Schamgürtel und eine einer rothwollenen Schlafhaube ähnliche Mütze. Solche Hauben sind für die Botokuden immer ein Gegenstand des sehnlichsten Wunsches und sie arbeiten, um eine solche zu erhalten, weit länger und fleissiger als für irgendeine Quantität Lebensmittel.

Beiläufig sei bemerkt, dass ich nachträglich Kunde von der

Erfolglosigkeit dieses Streifzuges erhielt. Das Detachement hatte zwar noch am nämlichen Abend die Fährte der räuberischen Indianer gefunden und sie zwei Tage lang verfolgt, sich aber aus Furcht, von einem weit überlegenen Feinde angegriffen zu werden, schliesslich zurückgezogen.

Am folgenden Morgen besuchte ich vor dem Frühstück die Schule, in der etwa 25 Knaben den ersten Unterricht genossen. Ich war überrascht, die Schulkinder durchgehends reinlich angezogen und gewaschen zu sehen. Für den an das reine Portugiesisch Gewöhnten ist die schnelle, singende und verschieden accentuirte Sprache der Madeiraner fast unverständlich.

Die Mädchen der Colonisten wurden von der Frau des Vicedirectors im Nähen unterrichtet. Lesen und Schreiben lernen sie nicht.

Gegen 10 Uhr brachen wir auf und erreichten nach einer kleinen halben Stunde wieder die Hauptstrasse. Ich musste in der Militärcolonie eins meiner Maulthiere als gänzlich unbrauchbar zurücklassen. Durch das zahllose Beschlagen während der verflossenen Monate waren seine Hufe derart kurz geworden, dass es nicht mehr möglich war, ein Eisen aufzulegen, ohne die Nägel in die Weichtheile zu treiben, und da die Hornschalen infolge der täglichen Regen ganz weich waren, so konnte das Thier ohne Eisen den Marsch auch nicht fortsetzen. Die Halbindianer von Goyaz befolgen ein sehr zweckmässiges und eigenthümliches Verfahren, um diesem Uebelstande vorzubeugen. Vor der Regenzeit nämlich reinigen sie die Hufe der Maulthiere sorgfältig und tränken sie möglichst heiss mit einer Mischung von Wachs und Talg. Die Hufe werden dadurch fast stahlhart und nutzen sich, trotzdem die Thiere unbeschlagen gebraucht werden, doch nur sehr wenig ab.

Kurz bevor wir zur ersten Brücke über den von Süden strömenden Urucu gelangten, machte mich Ottoni auf einen schwachen Rauch im Walde aufmerksam und äusserte die Vermuthung, es dürfte dort wol eine Horde Indianer lagern. Bald darauf sprang auch ein kleiner, schwarzer, spindeldürrer Köter bellend aus dem Walde gegen uns. Ottoni wiederholte nun

seine Vermuthung mit grösserer Bestimmtheit, und in der That waren wir kaum über die Brücke geritten, als rechts aus dem Walde drei kräftige Botokuden mit Bogen und Pfeil hervortraten. Ihr Gesicht und Oberkörper waren zur Hälfte schwarz, zur Hälfte ziegelroth angestrichen, was ihnen einen ganz grimmigen Ausdruck verlieh. Aber trotz ihres wilden Aussehens hatten sie durchaus friedliche Absichten, denn dicht hinter ihnen stürzten von der Waldhöhe herunter, gleich einem Bienenschwarm, Scharen von Weibern und Kindern. Ich zählte im ganzen nur 3 Männer und 57 Weiber, Mädchen und Kinder von allen Altersstufen. Die übrigen Männer der Horde waren auf einem Jagd- oder Kriegszuge und hatten diese drei als Sauvegarde des weiblichen Theiles zurückgelassen. Alle waren vom Scheitel bis zur Sohle splitternackt. Einige alte Weiber hatten ausserordentlich grosse Tahuas in den Unterlippen, andere trugen grosse Ohrhölzer, oder hatten lange, zerrissene Ohrlappen oder holzlose, schlaff herunterhängende Lippen. Sie machten einen sehr ekelhaften Eindruck. Die Mädchen und zum Theil auch die Kinder waren an verschiedenen Körpertheilen mit der ziegelrothen Farbe aus dem Samen des Urucu (Bixia orellana) phantastisch bemalt. Mehrere hatten ihren Kopf, Hals, Hand- und Fussgelenke mit Zierathen, wie ich sie oben beschrieben habe, geschmückt. Die kleinen Kinder waren gerade wie Affen an ihre Mütter festgeklammert. Alle stürzten auf uns zu, umarmten unsere Knie, unsere Maulthiere und bezeigten auf alle mögliche Weise, besonders durch Schreien oder Lachen, ihre Freude. Es war eine neue, überraschende Scene. Wir konnten uns leider gegenseitig durchaus nicht verständlich machen und verliessen, nachdem ich noch eine Menge Stückchen Rolltaback unter sie vertheilt hatte, von dankbarem Jauchzen begleitet, diese primitiven Bewohner des Urwaldes.

Wir überschritten, unsern Weg verfolgend, noch zweimal den Rio Urucu. Bei der dritten Brücke trafen wir einen Trupp von ungefähr 30 Chinesen mit Strassenarbeiten beschäftigt; eine Viertelstunde weiter erblickten wir in einer Waldlichtung ihre Zeltstadt und unweit davon eine zweite Schar ebenfalls bei

Erdarbeiten der Strasse. Sie trugen in kleinen Körbchen auf den Schultern oder dem Kopfe Erde und Steine mit ameisenartiger Emsigkeit. Was ihnen an Körperkraft abgeht, ersetzen sie durch Fleiss. Die kaiserliche Regierung hatte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1855 den Versuch mit der Einführung von Kulis als Tagelöhner oder Colonisten gemacht und durch Decret vom 25. August 1856 der Mucurycompagnie einige und achtzig derselben unter der Bedingung überlassen, dass sie gegen einen fixirten Tagelohn beim Strassenbau arbeiten und auf diese Weise die von der Regierung ihnen vorgeschossenen Ueberfahrtsunkosten abtragen sollten. Der Termin, in dem auf diese Art ihre Passage bezahlt werden konnte, war auf fünf Jahre berechnet. Ich glaube auch, dass fast alle in diesem Zeitraume schuldenfrei werden; einige waren es schon nach drei Jahren. Diese Chinesen standen unter der Leitung eines farbigen Aufsehers, Namens Herculano, eines ungebildeten, brutalen Burschen, der die armen Teufel oft schwer mishandelt haben soll. Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Philadelphia war einer der Kulis krank am Wege zurückgeblieben. Am folgenden Morgen suchten ihn seine Kameraden, fanden aber nur noch ein Stück von seinem Schädel, einige Fetzen Kleider und die Schuhe. Aus den Fährten rings um diese Ueberreste ging unzweifelhaft hervor, dass eine Unze während der Nacht den Unglücklichen aufgefressen hatte.

Von dem Punkte an, wo wir die Chinesen trafen, führt die Strasse über einen etwas über 400 Fuss hohen, dichtbewaldeten Bergrücken, 1300 Brazas lang bergan, mit einer durchschnittlichen Steigung von 5 Procent und ebenso lange, bei nämlicher Senkung bergab in das Thal des *Ribeirão d'Areia*, des grössten nennenswerthen südlichen Zuflusses des Rio Urucú. Mit einem Umwege von etwa einer Viertellegoa hätte diese Steigung, die bedeutendste auf dem ganzen Wege von Philadelphia nach Santa Clara, leicht umgangen werden können; dem Wagenverkehr bietet sie bedeutende Hindernisse. Ehe man die Höhe des Ueberganges erreicht, erblickt man in der Ferne nach links die scharf prononcirte Serra de Map Map Crak („sehr glatte Felsen“ auf deutsch), als zwei ziemlich hohe

Gebirgsstöcke, von denen der eine mehr zuckerhutförmig, der andere aber steiler und oben terrassenförmig abgeplattet ist. Von diesem Stocke scheint die ganze Serra ihren Namen zu haben. Sie scheidet hier die Gewässer des Allerheiligenflusses von denen des Rio Urucu. Ungefähr 1 Legoa vom Ribeirão d'Areia entfernt liegen üppig fruchtbare Ländereien, „Boa Vista“ genannt, die sich vortrefflich zu einer Ansiedelung eignen würden. Drei Viertellegoa weiter gelangten wir zum *Ribeirão da caja das Pedras*, ebenfalls einem kleinen Zuflusse des Rio Urucu, und schlugen in einem halbverfallenen Rancho unser Nachtquartier auf. Die Ladungen langten ein paar Stunden später an, und wir konnten die Zwischenzeit benutzen, um das Dach unserer von drei Seiten wandlosen Hütte ausbessern und den Raum unter demselben von Ungeziefer und Reptilien aller Art etwas reinigen zu lassen. Beides that noth, denn der Regen strömte von oben herein und beim Absteigen hatte ich meine Satteldecke zufällig auf eine grosse Korallenschlange gelegt, die bald zischend und züngelnd unter der unerwünschten Hülle hervorkroch.

Die Landschaft auf der heute zurückgelegten $5^1/_4$ Legoas langen Wegstrecke hatte so ziemlich den nämlichen Charakter wie die an den vorhergehenden Tagen durchreiste, nämlich den des dichten Urwaldes. An blühenden Pflanzen sah ich nur einige höchst sonderbare Orchideen und ein paar prachtvolle Passifloren. Die Thierwelt war vertreten durch einige Scharen possirlicher Affen aus den Gattungen Cebus und Ateles, einigen flinken Coatis, scheuen Araras, lärmenden Papagaien, vereinzelten Weihen und blendendweissen Reihern. Wie immer seit Wochen wurde die nächtliche Ruhe durch den lauthämmernden Schmiedefrosch (Hyla faber) gestört. Natürlich fehlte es in der unmittelbaren Nähe des Flüsschens auch nicht an dichten Schwärmen blutdürstiger Mosquitos. Seit unserer Abreise von Philadelphia hatten unsern Maulthieren, 13 an der Zahl, schon einige und dreissig Hufeisen aufgenagelt werden müssen, der sprechendste Beweis für das schlechte Baumaterial der Strasse.

Früh morgens ritten wir ab. Der Weg führte ziemlich gut über eine Depression einer von Ost nach West streichenden Hügelkette,

die in der Richtung Südnord einen niedern Gebirgszug, den „Teufelsberg" (Morro do diavo), abgibt. Die Strasse überschreitet den kleinen *Ribeirão de S. Domingo*, der im Teufelsberge entspringt, mit dem Ribeirão da Caja das Pedras fast parallel fliesst, und führt mit einer Steigung von 3—5 Procent über den Morro do Diavo und an dessen nördlicher Abdachung über den *Ribeirão do Mamoeiro*. Dieses Flüsschen nimmt den Ribeirão de S. Domingo auf und, beide vereint, fliessen dem Rio Urucu zu. Der Hauptgebirgszug ist hier ein westlicher Ausläufer der Serra do Mar. Ihr Rücken führt den Namen Chapada do Mamoeira. Sie gibt nach Norden und nach Süden niedrige Ausläufer ab. Die Strasse folgt bald nördlich, bald südlich dem Kamme des Gebirges, überschreitet dessen Einsattelung und senkt sich schnurgerade in das Thal des *Ribeirão das Pedras*, der, von Südwest nach Nordost fliessend, sich in den Rio Mucury ergiesst. Der 3 Legoas lange Weg über die Chapada ist fast durchgehends sehr gut; nur da, wo der Urwald bis dicht an die Strasse stösst und diese dadurch der Sonnenstrahlen beraubt wird, ist sie kothig und morastig, da aber, wo der Wald einige Klafter breit vom Wegrande niedergeschlagen ist, fest und trocken.

Wir begegneten einem Tropeiro mit Waaren nach Philadelphia, der in wenigen Tagen in Santa Clara zehn seiner Maulthiere an einer eigenthümlichen Krankheit, „mal triste" genannt, verloren hatte. Die von diesem „traurigen Uebel" befallenen Thiere verlieren die Fresslust, fangen an Blut zu harnen und gehen gewöhnlich nach 2—3 Tagen zu Grunde. Ob die Ursache dieser Krankheit in dem höchst ungesunden Klima Santa Claras liegt, oder im Genusse schädlicher Futterkräuter zu suchen sei, ist nicht ermittelt, wahrscheinlich aber vorzugsweise im letztern. Einer der Tropeiros hatte sich in Santa Clara ein heftiges Wechselfieber geholt; wir gaben ihm den Rath, nach der Militärcolonie zu reiten und sich dort Chinin nach meiner Verordnung geben zu lassen.

Zahlreiche Skelete von Ochsen und Maulthieren längs des Weges zeugten hinlänglich von der Schwierigkeit des Transports auf dieser Strasse. Dieses „todte" Kapital der Gesellschaft

erhielt immer während der Sommermonate den grössten Zuwachs. Solange nicht die Strasse in weit bessern Zustand gesetzt wird, und vorzüglich solange nicht durch ausgedehnte künstliche Weiden längs der ganzen Wegstrecke in ausgiebigem Masse für reichliche Ernährung der Zug- und Lastthiere gesorgt wird, ist auch keine Aussicht vorhanden, dass sich die Transportverhältnisse günstiger gestalten werden. Ungesundes Klima, erstickende Hitze, grundlose Wege und mangelhafte Fütterung werden immer sowol Maulthiere als Ochsen decimiren.

Ueber den Ribeirão das Pedras führte noch keine Brücke; es arbeiteten aber in der Nähe desselben einige und dreissig Deutsche an der Strasse, da die vom Ribeirão da caja das Pedras bis hierher nur provisorisch war. Diese Arbeiter waren Preussen.

Gelegentlich einer Reise nach Europa erhielt einer der Ingenieure der Mucurycompagnie von der Direction der Compagnie den Auftrag, 300 Individuen als Strassenarbeiter zu engagiren. Der Vater des Betreffenden soll, wie mir erzählt und wie es auch später in der Deputirtenkammer in Rio de Janeiro umständlich erörtert wurde, bei der Ausführung des Auftrages thätig gewesen sein und ohne Vorwissen seines Sohnes mit Hülfe von Polizeicommissaren eine grosse Anzahl aus dem Zuchthause von Potsdam entlassener Verbrecher für den Mucury engagirt haben. Es wurden in der That 117 dieser saubern Gesellen eingeschifft. Beim Anlaufen entflohen 11, in Rio de Janeiro 2; die übrigen wurden an den Mucury gebracht. Bald nach ihrer Ankunft begannen unter ihnen Arbeitsverweigerungen und andere Excesse, die einen bedrohlichen Charakter annahmen. Die so rücksichtslose Handlungsweise des Vaters hat wiederholt das Leben seines Sohnes in die grösste Gefahr gebracht, denn die verwegenen Excedenten waren bereit, ihre gefährlichen Drohungen zur Wirklichkeit zu machen. Nur mit Militärhülfe konnte die böse Rotte gebändigt werden. Fünf von ihnen wurden gefänglich nach Caravelhas, 14 nach S. Matheus geschickt, eine Anzahl entfloh nach dem Innern der Provinz Minas, der Rest bequemte sich endlich zu den contractlichen Arbeiten.

Die Abtheilung am Ribeirão das Pedras arbeitete unter der

Leitung eines schweizerischen Ingenieurs Sch., der anderthalb Jahre später dem gefährlichen Klima des untern Mucury erlag. Sch. klagte mir bitter über die Roheit, Faulheit, Widerspenstigkeit und Diebereien dieser Potsdamer.

Unter den Deutschen am Mucury waren überhaupt ziemlich viele verworfene Individuen. Man erzählte mir unter anderm von einem Preussen, der seine kaum mannbare Tochter den Chinesen gegen ein Quantum Branntwein verkauft hatte. Ueber die Sittlichkeit der deutschen Weiber und Mädchen in den Mucuryniederlassungen hörte man im allgemeinen wenig Lobendes. Aehnliches wiederholte sich in den meisten übrigen Colonien. Der Grund davon liegt hauptsächlich in dem laxen Leben während der Ueberfahrt am Bord der Auswanderungsschiffe.

Vom Ribeirão da caja das Pedras bis zum Ribeirão das Pedras sind 5½ Legoas, ebenfalls Urwaldweg. Ich sah an diesem Tage noch weniger Thiere als an den verflossenen; nämlich nur drei grosse Sahuis (Cebus robutus), eine braungelbe Cutia, ein paar niedliche Eichhörnchen, einige mehrere Schuh lange Leguane und vier oder fünf schlanke grüne Baumschlangen.

Am Ribeirão das Pedras hatte die Compagnie zwei grosse Magazine, wovon eins mit Zink gedeckt, einen Rancho und zwei Wohnungen erbauen lassen. Hier hatte sich ein Lombarde, Namens Gazanelli, niedergelassen und seine Ansiedelung „Novo Milano“ getauft. Er besass grosse Strecken durch eigene Kräfte urbar gemachtes Land, auf denen die Feldfrüchte in ausserordentlicher Ueppigkeit standen. Er hatte auch schon glückliche Versuche mit Seidenzucht gemacht. Gazanelli hat mit seltener Ausdauer, Thätigkeit und Klugheit alle seine Arbeiten durchgeführt und scheint dabei auch vom Glück begünstigt zu sein. Vor einigen Jahren übernahm Gazanelli den Waarentransport von Santa Clara zum Ribeirão das Pedras und kaufte zu diesem Zwecke von der Compagnie die nöthigen Wagen und Maulthiere. Den Handel mit Jacarandaholz soll er ebenfalls mit günstigem Erfolge betrieben haben. Ein schönes, rastlos thätiges, verständiges Weib stand ihm zur Seite und mehrere blühende

Kinder wiegten ihn in der Hoffnung, in einigen Jahren an ihnen eine kräftige Stütze zu finden.

Wir benutzten eins der Magazine als Unterkommen für die Nacht und speisten mit Gazanelli und seiner Familie. Ein junger Franzose, V., aus guter Familie, der mit seinem Bruder den Waarentransport vom Ribeirão das Pedras nach Philadelphia übernommen, hatte den Tisch mit wohlschmeckendem Wildpret versehen. Er ist einer der leidenschaftlichsten Jäger, die mir vorgekommen sind. Meine kleine Flinte, deren ich oben erwähnte, (Bd. I. S. 261) blieb in seinem Besitz.

Nach Tisch drehte sich das Gespräch um europäische Neuigkeiten und Politik, ein Kapitel, das Gazanelli auf das lebhafteste ausbeutete. Als er erfuhr, dass ich in Oesterreich ansässig sei, wurde er auffallend zurückhaltend gegen mich. Heute dürfte seine Stimmung wahrscheinlich weniger erbittert sein als im Jahre 1858. Ich hätte gern etwas Näheres über seine frühern Verhältnisse erfahren. Nach dem Grade seiner Bildung schien er den bessern Ständen anzugehören. Ich vermuthe, dass zu vieles Politisiren in seinem Heimatlande die Hauptursache seiner Auswanderung, schwerlich einer ganz freiwilligen, gewesen sein dürfte.

Mit der Anwesenheit der potsdamer Strassenarbeiter war Gazanelli nichts weniger als zufrieden; er beklagte sich sehr über dieselben und versicherte, er müsse seit ihrer Anwesenheit ganz besondere Massregeln zur Verwahrung seines Eigenthums nehmen. Ungefähr ³/₄ Legoa von Neu-Mailand entfernt liegt der Sitio de Jacupemba, wo, wie schon erwähnt, im Jahre 1861 der portugiesische Ansiedler José Coelho Vaz sammt sieben Mitgliedern seiner Familie ermordet wurde.

Vom Ribeirão das Pedras nach Santa Clara sind 6½ Legoas. Wir brachen um 7 Uhr auf und ritten zuerst einen breiten, niedrigen Bergrücken, eine sogenannte Chapada, hinan, über den die Strasse beinahe 3 Legoas lang mit geringen Steigungen und Senkungen verläuft. Ich kenne kein deutsches Wort, das den physikalisch-geographischen Begriff von *Chapada* genau wiedergibt. Die Chapada bildet hier gewissermassen die Wasserscheide zwischen

dem Rio Mucury im Norden und dem Rio S. Matheus im Süden. Da, wo die Strasse über den kleinen Bach *Ribeirão de Jacupemba*, der sich von Süden her in den Ribeirão das Pedras ergiesst, führt, liegt eine Ansiedelung von Portugiesen von der Insel Terceira (einer der Azoren). Als wir vorüberritten, waren nur die Weiber zu Hause und klagten über Mangel an Nahrung. Sie hatten von der Compagnie für zwölf Tage Lebensmittel gefasst, dieselben aber schon am achten Tage aufgezehrt. Da sie nach ihren eigenen Aussagen ihr Deputat contractmässig erhalten hatten, so war es wol zum grössten Theil ihre eigene Schuld, dass sie nun vier Tage lang darben mussten. Nach ihren unverhältnissmässig kleinen Roças zu urtheilen gehörten sie jedenfalls nicht zu den fleissigen Colonisten. Eine Stunde später begegneten wir der ganzen männlichen Bevölkerung dieser Ansiedelung, wie sie, schwer mit Mandiocawurzeln beladen, zu den Ihrigen zurückkehrte.

Im Jahre 1854 wurde, wie ich schon oben bemerkte, die Militärcolonie auf einem Punkte, S. Matheus genannt, auf dieser Chapada angelegt und später an den Rio Urucú translocirt. Der damalige Militärcommandant liess gleich bei der Gründung der Colonie ausgedehnte Roças brennen und mit Mandioca bepflanzen. Als dieser Ort von der Colonie aufgegeben wurde, überwucherten die Felder mit Capoeira, die Mandioca aber entwickelte sich trotz des Mangels an jeder Pflege auf das üppigste. Dieses herrenlose Gut machten sich nun in erster Reihe die Botokuden zu Nutze, lagerten sich mit ihren Familien in der Nähe und assen so lange solche Wurzeln, bis sie ihrer überdrüssig wurden, zogen dann ab, kehrten aber immer wieder in kürzern oder längern Zwischenräumen zu dieser reichen Fundgrube zurück. Die Tropeiros ihrerseits schlugen besonders gern in der Nähe dieser alten Mandiocafelder ihr Nachtquartier auf, um die mitgenommenen Mundvorräthe für die Weiterreise zu sparen, und die Portugiesen von Jacupemba endlich fanden in ihrer Noth hier immer sichere Nahrungsmittel. Zwei der Burschen trugen an einem Stocke eine Mandiocawurzel, die lebhaft an die berühmte Traube aus dem Lande Kanaan erinnerte; sie hatte einen

Durchmesser von sechs Zoll an der Basis, eine Länge von drithalb Fuss und wog etwas über funfzig Pfund. Weit grösser und schwerer sollen diese Wurzeln bei einiger Pflege am untern Mucury werden. Man versicherte mir, dass in einer dortigen Fazenda eine solche Wurzel im Gewichte von 104 Pfund (!) ausgegraben wurde. Mein Gewährsmann verbürgte die Richtigkeit dieser Angabe.[1])

Gegen Mittag machten wir bei der Ansiedelung des ehemaligen Compagnieingenieurs, Herrn H., der die auserlesene Preussenschar von Potsdam spedirt hatte, einen kurzen Halt. Die etwa 2 Legoas von Santa Clara entfernte Niederlassung war noch in den ersten Anfängen und eben sollte die provisorische Hütte durch ein wohnliches Gebäude aus Luftziegeln ersetzt werden. Möglich, dass Herr H. seine vielseitigen Talente hier reichlich verwerthen kann. Der Boden ist ausserordentlich fruchtbar, das Klima aber ungesund.

Ein heftiger Platzregen überraschte uns, nachdem wir etwa $^1/_2$ Stunde früher Herrn H.'s Wohnung verlassen hatten, und mit ihm erschienen Miriaden von Mosquitos, um uns unsaglich zu peinigen. Auch die dicksten Rauchwolken vom scharfen Minastaback blieben gegen ihre ungestümen Angriffe ganz wirkungslos und es brauchte viele Resignation, um sich dabei in Geduld zu fassen. Zu meiner Ueberraschung sah ich unweit der Strasse wieder meine Lieblingspalme, die stolze Indaja. Rings umgeben von der grossartigsten Waldvegetation macht sie aber nicht mehr den erhabenen Eindruck wie weiter nach Westen fast an der Camposgrenze.

Ein weisses Gebäude auf einer Anhöhe, rechts vom Wege, *Boa vista* genannt, wurde während des Strassenbaues für die

---

[1]) Der bekannte Botaniker Francisco Freire Allemão erzählt, man habe ihm in der Hauptstadt der Provinz Ceará mitgetheilt, dass ein einziger Stock der Varietät, die man „Manipeba“ nennt und die 12—16 Jahre andauern soll, eine volle Karrenladung im Gewichte von 14 Arrobas (448 Pfund) gab. (Trabalhos da Commissão scientifica de Exploração I. Introducção; Relatorio da Secção botanica pag. CIX.)

Ingenieure errichtet und diente später zur provisorischen Unterkunft der neuangekommenen Colonisten.

Endlich hörten wir links von der Strasse ein gewaltiges Rauschen und, indem wir um eine Wegecke bogen, erblickten wir den Mucury breit und hoch sich daherwälzen. Infolge der Monate andauernden Regen war er ausnahmsweise stark angeschwollen. Unweit der Stelle, wo wir uns seinem Ufer näherten, stürzt er sich über eine schiefe Felsenebene und bildet die sogenannte *Cachoeira de Santa Clara*, über die hinaus nach Westen eine Dampfschiffahrt auf diesem Strome nicht mehr möglich ist. Wenige Minuten später erreichten wir *Santa Clara*. Dieser Ort, von Ottoni gegründet, besteht nur aus einem grossen, mit Zink gedeckten Magazin der Compagnie, einem zweiten mit Ziegel gedeckten Gebäude, der sogenannten „Hospedaria“, das für Ankömmlinge bestimmt war, einer Wagner- und Schmiedewerkstätte, einem andern kleinen Hause, einem Rancho und einigen armseligen Wohnungen von Colonisten. Der Platz für den Ort ist nicht günstig gewählt, etwas weiter flussabwärts hätten sich jedenfalls viel vortheilhaftere Lagen zu diesem Zwecke geboten; aber man wollte eben den letzten Punkt, bis zu dem ein Dampfboot vordringen kann, als Hafenplatz benutzen.

Santa Clara gegenüber, am linken Ufer des Stromes, befanden sich ebenfalls einige Häuschen von Ansiedlern. Dort wollte vor einigen Jahren die Compagnie eine grossartige Sägemühle errichten, um kostbare Hölzer für den Export zu schneiden. Die ganze Angelegenheit scheint aber wenig intelligenten Kräften anvertraut und ganz verkehrt ausgeführt worden zu sein. Die Säge wurde zwar hergestellt, hat aber nie ordentlich gearbeitet und wurde schliesslich bei Hochwasser vom Mucury weggeschwemmt.

Die Cachoeira de Santa Clara bildet die Grenze der Provinz Minas geraes im Westen und der Provinz Bahia im Osten. Santa Clara selbst liegt schon auf dem Territorium der letztern. Das Klima ist drückend heiss und äusserst ungesund. Die meisten Einwanderer und selbst ein Theil der Eingeborenen erkranken

nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst, oft auch schon früher an höchst gefährlichen Flussfiebern.

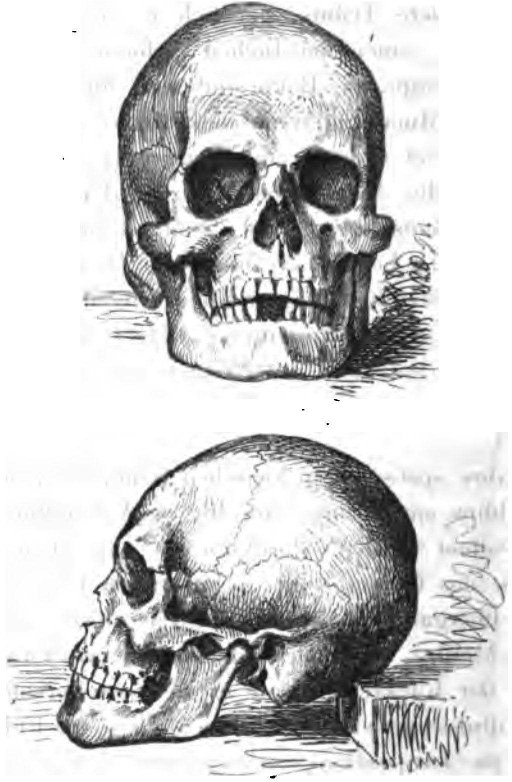
Der Hauptfactor der Compagnie in Santa Clara, der die Verladungen besorgte, die Einwanderer überwachte, die Strassenarbeiter mit Lebensmitteln versah, kurz die ganze vielseitige Last der Geschäfte tragen musste, war ein Deutscher, O. V. Er stand ein paar Jahre lang mit Eifer und Pflichttreue seinem schweren Amte vor, ergab sich aber später dem übermässigen Genusse geistiger Getränke und trug dadurch viel zu dem traurigen Drama bei, das später in Santa Clara in Scene gesetzt wurde.

Südlich von Cachoeira de Santa Clara, zum Theil schon im Flussgebiet des São Matheus, hausen die Indianer Porokum's, Batata's und andere Tribus, nördlich von denselben, zwischen dem Rio Panpan, einem nördlichen Zuflusse des Rio Mucury, und dem Rio Peruipe, die Bakuesindianer, die heftigsten Feinde ihrer durch den Mucury getrennten südlichen Nachbarn.

Im Jahre 1852 wohnte ein gewisser C. Amoncio dos Reis als Angestellter der Mucurycompagnie in dem damals nur aus einem einzigen Hause bestehenden Santa Clara. Der erste Indianerhäuptling, der bei ihm erschien, war *Porokum*, ein tapferer, intelligenter, würdevoller Chef, und bald entstand zwischen beiden ein intimes Freundschaftsverhältniss. Herr Reis schenkte dem Häuptlinge eine Flinte und unterrichtete ihn in deren Gebrauch und bald führte der Sohn der Wildniss die Waffe mit grosser Meisterschaft.

Zwei Jahre später sollte zwischen Santa Clara und der Colonie Leopoldina am Peruipe eine directe Verbindung durch die Urwälder eröffnet werden. Porokum bot seine Dienste an, drang mitten durch das Gebiet seiner erbittertsten Feinde nach jener Colonie und übergab dem angesehensten der dortigen Fazendeiros, Herrn Luiz Maulaz, einen Brief des Dr. Esteves Ottoni in Santa Clara. Auf der Rückreise diente er mehrern Personen, die die Terrainverhältnisse genau untersuchen wollten, als Führer, leistete auch den von Leopoldina vordringenden Arbeitern, um eine Picada in der Richtung von Santa Clara zu schlagen, die wich-

tigsten Dienste. In der That war auch einige Monate später ein gangbarer Weg zwischen diesen beiden Punkten eröffnet. Porokum erlebte den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen nicht. Bei seiner Rückkehr wurde er mit den Seinigen etwa 2 Legoas von Santa Clara von den Bakues angegriffen. Ein vom Bakuehäuptling abgeschossener Pfeil drang ihm mitten durch die Brust. Trotz der tödlichen Wunde sprang er gegen den Angreifer vor und jagte ihm mit der von Herrn Reis geschenkten Flinte eine Kugel durch den Kopf. Dann befahl er den Seinigen über den Feind herzufallen und fügte bei, er gehe weit weg zu sterben. Wirklich lief er auch etwa 300 Klafter zurück, riss sich den Pfeil aus der Brust und stürzte sogleich todt zusammen.



Schädel des Porokum.

Unterdessen hatten Porokum's Indianer mit Erfolg gekämpft und die Bakues in die Flucht geschlagen. Als sie von der Verfolgung zurückkehrten, fanden sie auf dem Wahlplatze die Weiber unter Anführung der Witwe ihres erschlagenen Häuptlings um ein mächtiges Feuer versammelt. Mitten auf dem Holzstosse lag der Anführer der Bakues, der ihnen noch lebend in die Hände gefallen und den sie nun langsam brateten. Nach Vollendung dieses grausamen Todtenopfers versammelte sich die Horde zur Beerdigung Porokum's. Am Fusse eines Jahrhunderte alten Ipébaumes wurde der tapfere Häuptling begraben und auf seinem Grabhügel seine Waffen, seine spärlichen Kleider und eine Kürbisflasche mit einigen Lebensmitteln niedergelegt. Die Seinigen behaupten, Porokum könne aus dem Grabe hervorgehen und die Feinde schlagen, wann er wolle.

Ottoni erzählte mir noch mehrere Züge von der Tapferkeit, Intelligenz und treuen Anhänglichkeit Porokum's. Da die Stelle seines Grabes genau bekannt war, so äusserte ich gegen den Director der Mucurycompagnie den Wunsch, in den Besitz des Schädels dieses wackern Häuptlings zu gelangen. Mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit übernahm er es, in Verbindung mit Herrn Luiz Maulaz, meinen Wunsch zu erfüllen und ungefähr ein Jahr später erhielt ich den wohlgeformten, auffallend kräftigen Schädel, dessen Abbildung ich hier gebe.

Ich hatte meine sämmtlichen Maulthiere in Philadelphia unter der Bedingung verkauft, sie noch bis Santa Clara benutzen zu können. Ich erhielt kaum den vierten Theil des Preises, den sie beim Ankauf gekostet hatten. Mein Sattelthier und mein Lastthier Diamante befanden sich, trotz der langen und schweren Strapazen, doch in einem so guten Zustande, dass sie leicht noch eine monatelange Reise ausgehalten hätten. Mit einem wahrhaft wehmüthigen Gefühle trennte ich mich von diesen beiden treuen und trefflichen Reisebegleitern, um so mehr, da sie einer neuen und schweren Bestimmung entgegengingen. Sie sollten nämlich als Zugthiere vor den Frachtwagen zwischen Santa Clara und Philadelphia verwendet werden. Wäre es mir nur irgend möglich gewesen, ihnen ein besseres Schicksal zu bereiten, so hätte

ich es gern gethan, selbst wenn ich noch mehr Schaden dabei gehabt hätte.

In den frühen Morgenstunden des folgenden Tages wurden wir durch das Zischen und Schnauben des kleinen Flussdampfers „Peruipe“, der gerade unter unsern Fenstern lag, aufgeweckt; wir zögerten nicht, seinem Rufe zu folgen und dampften um 6 Uhr früh von Santa Clara ab.

Die Entfernung von der Cachoeira bis nach São José do Porto Alegre an der Mündung des Mucury beträgt 85 Seemeilen; wir legten sie in 7½stündiger Fahrt zurück. Der Wasserstand war uns günstig, denn der Strom war hoch angeschwollen; an manchen Stellen erreichte er die Kronen der Uferbäume. Von Santa Clara bis zu seiner Mündung fliesst der Mucury ungemein ruhig dahin; nirgends ist eine bedeutende Strömung bemerkbar. Beim Beginne des Unternehmens mussten zahlreiche herabgestürzte Baumstämme aus dem Bette entfernt werden; seitdem wurde er immer rein gehalten und bietet nun in dieser Hinsicht der Schiffahrt keine Hindernisse, wohl aber setzt ihr während der trockenen Jahreszeit der niedrige Wasserstand grosse Schwierigkeiten entgegen; dann ist es auch dem kiellosen, äusserst seicht gehenden Miniaturdampfer nicht möglich, Santa Clara zu erreichen; er muss schon einige Legoas weiter flussabwärts halt machen und die Weiterfahrt kann nur mit Booten bewerkstelligt werden. Zur Bergfahrt braucht der Dampfer 1½—2 Tage. Canoes benöthigen je nach dem Wasserstande von São José nach Santa Clara 5—7 Tage.

Der Mucury ist nicht breit, aber er hat einen sehr gewundenen Lauf und macht oft so scharfe Biegungen, dass, während der Schiffsschnabel fast das entgegengesetzte Ufer berührt, der Radkasten die Bäume des diesseitigen streifen muss, damit der Dampfer den nöthigen Raum zum Wenden gewinnt. Die beiderseitigen Ufer sind mit fast undurchdringlichem Urwalde bedeckt; die Bäume sind aber im allgemeinen weniger mächtig als oberhalb der Cachoeira, vielleicht weil die Vegetation zu üppig dicht ist.

Es ist ein wunderbarer, unvergesslicher Genuss, am frischen, klaren Morgen, auf bequemem Boote den ruhigen Strom mitten

durch den üppigsten Urwald hinunterzudampfen. Die Scenerien sind bezaubernd schön, vorzüglich fesselnd durch die unvergleichlich herrliche Guirlandenvegetation, die in den verschiedenartigsten Formen dem schwelgenden Blicke trügerische Phantasiebilder vorgaukelt, aber auch eins der lieblichsten und zugleich überraschendsten Landschaftsbilder vor dem staunenden Auge aufrollt; und doch lässt dieses herrliche Bild ein gewisses Gefühl der Leere in der Seele zurück, denn trotz der Abwechselung im Einzelnen und Individuellen erhält das Ganze durch die stete Wiederholung im Grossen ein gewisses Gepräge äusserer Monotonie. Man sehnt sich nach Menschen, nach Heerden, nach Häusern oder Dörfern, nach Contrasten, um der Urwaldlandschaft ein schärferes Relief zu verleihen.

Wir fuhren bald nach der Abreise bei einer kleinen Insel, *Ilha da Palha* (Strohinsel) vorüber. Sie führt ihren Namen von einer Art Riedgras (Capim), das dort wächst und zum Ausfüllen der Packsättel zwischen Bock und Kissen sehr gesucht ist.

Etwas später passirten wir eine weit grössere Insel, die sonderbarerweise den Namen *Primeira Ilha* (erste Insel) führt. Unweit davon zog eine 9—10 Fuss lange Schlange unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine Jararacá, die mit hoch aufgehobenem Kopfe quer über den Strom gegen das Dampfboot zuschwamm. Eine ihr entgegengesandte Kugel machte sie für einen Augenblick verschwinden, dann tauchte sie wieder auf und setzte ihren Weg in etwas veränderter Richtung fort. Einige kleine Aeffchen sahen staunend und verdutzt dem rasch vorübereilenden Dampfer nach. Mehrere schwerfällige Reiher, ein paar dunkelbraune Cormorane und einige rothe Arraras flogen bei unserer Annäherung scheu auf, während Hunderte von kleinen buntbefiederten Sängern, unbekümmert um uns, muthwillig zwitschernd in den wundervollen Uferguirlanden herumhüpften. An verschiedenen Stellen bemerkte ich fusssteigartig ausgetretene Wildpfade, auf denen wol Tapire, Nabelschweine und Rehe zur Tränke an den Strom wechselten.

Nach zweistündiger Fahrt erblickten wir rechts vom Ufer ein stattliches Haus, von der Compagnie als Waarendepot

errichtet für den Fall, dass der niedrige Wasserstand dem Dampfer nicht gestatte nach Santa Clara zu fahren. Der Ort heisst *Paredes*.

Im December 1857 waren 7 Familien, im ganzen 28 Personen, mit Ausnahme von einem Baiern und zwei Engländern alle Schweizer, auf ihren ausdrücklichen Wunsch dort angesiedelt worden. Ottoni warnte sie vor den häufig vorkommenden sehr gefährlichen Sumpffiebern; sie meinten aber, sie fürchteten sich nicht und zögen gerade diesen Punkt jedem andern weiter nach Westen gelegenen wegen des leichten Exports ihrer Producte vor. Ihr Wunsch wurde endlich gewährt und ihnen noch dringendst empfohlen, das Trinkwasser, besonders bei hohem Wasserstande, nie aus dem Flusse, sondern stets nur aus einer ein paar hundert Schritte entfernten Quelle zu schöpfen. Die Unglücklichen hatten ihren Entschluss bitter zu bereuen.

Als sich der Dampfer dem Magazin von Paredes näherte, schwankte eine Jammergestalt aus dem Hause und rief im kläglichsten Tone, wir möchten um Gottes willen hier anhalten. Es geschah und wir eilten das steile Ufer hinan in das Gebäude. Hier fanden wir einen tief ergreifenden Anblick. Der Boden des grossen Raumes war mit Kranken und Sterbenden bedeckt. Von den 28 Personen war nur noch eine einzige, ein rüstiges zwanzigjähriges Mädchen aus dem Canton Graubündten, gesund und pflegte mit dem aufopferndsten Eifer und Hingebung die Uebrigen. Zweiundzwanzig lagen am Fieber danieder, unter ihnen ein kreisendes Weib und zwei andere, die täglich ihrer Niederkunft entgegensahen. In wenigen Tagen waren 5 Personen gestorben, darunter ein Mann mit Weib und Kind. Die schleunigste Hülfe that noth. Ich liess meine Reiseapotheke ans Land schaffen, gab den Kranken die nöthigsten Arzneien und traf auf den Wunsch des Directors eine Auswahl derjenigen, die die Reise stromabwärts ertragen konnten. Die sehr schwer Kranken mussten zurückbleiben, zu ihrer Pflege bestimmte ich die Stärkern ihrer Angehörigen. Zwölf der Kranken (9 Schweizer, worunter zwei Knaben, 2 Engländer, Vater und Sohn, und 1 Baier) wurden eingeschifft, 10 blieben zurück, unter ihnen das

edelmüthige Mädchen, das sich freudig zur fernern Pflege der schwer Leidenden angeboten hatte.

Mit Staunen erfüllte mich die tiefe Resignation, mit der sich diese Unglücklichen in ihr fürchterliches Schicksal ergeben hatten. Sie waren alle bereit zu sterben; keiner klagte, keiner verzweifelte. Nur ein intelligenter Knabe aus Freiburg (Emil Zumkeller) von etwa 14 Jahren fürchtete sich vor dem nahenden Tode und flehte unter heissen Thränen und herzzerreissenden Worten zu mir, ihn am Leben zu erhalten. Seine Stunden waren gezählt; er war rettungslos verloren. Sein Flehen war ein letztes Aufflackern der erlöschenden Flamme. Der Puls schwirrte kaum noch fühlbar unter dem Finger, ein verzehrendes Feuer blitzte aus den gerötheten Augen, die braunen Lippen des halbgeöffneten Mundes fibrirten krampfhaft; von Minute zu Minute nahmen die hübschen Züge des jugendlichen Opfers mehr und mehr jenen unheimlichen Leichenausdruck an, der ein sicherer Vorbote baldiger Auflösung ist, und als ich die Jammerstätte verliess, hörte ich noch die murmelnden Delirien des Sterbenden.

War diese Resignation auf einen moralischen oder religiösen Halt gestützt? fragte ich mich unwillkürlich. Ich überzeugte mich bald, dass sie nur eine Folge der äussersten psychischen Depression war, die diese Art von Fiebern so häufig begleitet.

Ich ermuthigte die Zurückbleibenden und versprach ihnen auf den Wunsch des Directors, den nächsten Tag den Dampfer mit Arzneien und frischen Lebensmitteln zu schicken und auch denjenigen, die es verlangen würden, Gelegenheit zu geben, nach São José do Porto Alegre zu kommen. Nachdem wir noch alle entbehrlichen Lebensmittel des Peruipę zurückgelassen hatten, schifften wir uns um 10 Uhr wieder ein.

Gegen Mittag hielten wir am rechten Flussufer bei *Pendurados*, einer zwei jungen Amerikanern gehörigen Fazenda, still, um einige deutsche Colonisten auszuschiffen, die sich vorgenommen hatten, den Besitzern ein paar Wochen lang bei der Kaffeernte zu helfen und für einen Theil ihres Tagelohnes Kaffeesetzlinge für ihre eigenen Ansiedelungen mit zurückzunehmen. Die Besitzer der Fazenda befinden sich in der sehr unangenehmen

Lage, stets Mangel an Arbeitskräften zu haben. Schon in dem Vorjahre war ihnen deshalb ein grosser Theil ihrer Ernte zu Grunde gegangen. Die Besitzung sieht sehr verwildert aus. Einen noch schlechtern Eindruck machen einige Roças ebenfalls am rechten Flussufer, deren Individuen der hiesigen faulen Mischlingsrasse angehören.

Am linken Flussufer liegt *São José grande*, eine verlassene Pflanzung, gegenwärtig mit dichter Capoeira bedeckt, in der noch hin und wieder ein Kaffeebaum oder eine Mandiocastaude sich erhalten hat. An diesen Ort knüpft sich die Erinnerung eines schauerlichen Dramas. Bis 1845 gehörte die Besitzung der Familie *Viola*. Sie lebte in freundschaftlichen Beziehungen zu den Shiporokindianern, die sich unter dem Häuptlinge des gleichen Namens in der Nähe niedergelassen hatten. Shiporok übergab der Familie Viola, wie es die Indianer zu thun pflegen, gegen Geschenke zwei Kinder, sogenannte Curucas. Zu dieser Zeit hatte ein erbärmlicher Schurke, Namens José Caba, wegen schwerer Verbrechen in S. Matheus zum Tode verurtheilt, aber aus dem Gefängniss entsprungen, bei den Indianern ein Asyl gefunden und einigen Einfluss bei mehrern Tribus erlangt, und machte sich nun ein Geschäft daraus, bei den Fazendeiros für die von den Indianern erhaltenen Curucas einen gewissen Tribut einzufordern. Die Violas weigerten sich, dem Verbrecher einen solchen zu bezahlen. Caba schwor ihnen Rache. Er begab sich zu Shiporok und erzählte ihm, die Violas wollten seine Curucas weiter verkaufen, und forderte ihn auf, sich ihrer anzunehmen, sonst seien sie für ihn verloren. Shiporok eilt zur Fazenda und fordert seine Kinder zurück, die Violas wollen sie aber nicht hergeben. Der Häuptling bittet, fleht, droht, aber umsonst; einer der Violas ist sogar so unvorsichtig, ihm ebenfalls mit einer Flinte zu drohen. Shiporok entfernt sich anscheinend demüthig, aber nach einigen Stunden kehrt er mit seiner Rotte zurück, umzingelt die Fazenda, stürmt sie nach verzweifelter Gegenwehr, nimmt seine Kinder und ermordet alle Glieder der Familie Viola. Von diesem Tage an blieb die Fazenda zerstört und herrenlos, bis sie vor einigen Jahren in den Besitz des nun verstorbenen

Baron von Diamantina gelangte. Sie ist aber bis heute nicht wieder in Cultur genommen worden.

Die Rache für diese blutige That blieb nicht aus. Ungefähr ein Jahr später wurden diese Indianer bei der Niederlassung eines gewissen Mariano in einen Hinterhalt gelockt und ein grosses Blutbad unter ihnen angerichtet. Ein Franzose soll 16 Schädel der Ermordeten angekauft und nach Paris geschickt haben.

Die Punica fides der christlichen Mischlinge, die sich sogar noch als Vollblutportugiesen ausgeben, verlangte noch fernere Opfer. Im Jahre 1849 setzte Shiporok mit 14 seines Stammes über den Mucury nach der Comarca de S. Matheus. Dort überliess er einem gewissen Salles im Sitio de Itaunas zwei Curucas gegen zwei Schweine. Salles gab zuerst ein Ferkel her, das von den Indianern bald verzehrt war. Sie verlangten das zweite. Salles sagte ihnen, er habe es jenseit des Flusses, Shiporok solle mit einem Theil seiner Leute mit ihm gehen, um es dort in Empfang zu nehmen. Arglos folgte der Häuptling. Am jenseitigen Ufer angelangt, wurde er mit den Seinigen überfallen und ermordet. Das nämliche Schicksal hatten seine zurückgebliebenen Begleiter. Nur ein Mädchen entrann der Metzelei. Die Behörden von S. Matheus hatten Kenntniss dieser feigen Mordthaten, sie haben aber die gemeinen Verbrecher nie zur Rechenschaft gezogen. Shiporok's Brüder, Mek-Mek und Potik, sammelten den Rest des Stammes und zogen, ohne den Tod der Ihrigen zu rächen, westwärts durch feindliches Gebiet und liessen sich endlich, wie schon oben erwähnt, am Rio Urucú nieder. Ob sie dort nun Ruhe und Frieden geniessen werden? Man dürfte es hoffen, wenn nicht ein gänzlich verkehrtes, verwerfliches System in der Behandlung der Waldindianer von neuem wieder, wie es den Anschein hat, den barbarischen frühern Weg einschlägt, als Hunderte von abgeschnittenen Indianerohren die grösste Trophäe eines kaiserlich brasilianischen Offiziers bildeten!

Ebenfalls am linken oder nördlichen Ufer des untern Mucury liegt die *Lagoa* und der *Morro d'Arara*. Hier hat der Prinz Maximilian zu Neuwied in der ersten Hälfte des Jahres 1816

mehrere Monate lang als echter Jäger und eifriger Naturforscher im Urwalde verlebt und diesen Aufenthalt in seiner Reise (Bd. I, S. 251 fg.) so anspruchslos als anziehend geschildert.

Wenige Meilen vor seiner Mündung in den Ocean nimmt der Mucury den bedeutendsten Zufluss seines untern Verlaufs, den *Rio Mucurisinho*, auf, ein schmales, kanalartiges Flüsschen, das sich träge mit kaum bemerkbarem Gefälle von den nördlichen Uferniederungen her in den Strom ergiesst. Die übrigen Zuflüsse des Mucury von Santa Clara stromabwärts sind kaum nennenswerthe Bäche. Wenn ich nicht irre, hat ausser dem Mucurisinho nur noch ein etwas westlicher gelegener Bach, der Riacho preto, einen Namen erhalten. Ein grosser Theil der brasilianischen Ströme empfängt im untern Theile ihres Verlaufs nur sehr unbedeutende Gewässer; mehrere haben in ihrem Mündungsgebiete zahlreiche und ausgedehnte Lagunen, was sich aus der geologischen Bildung der Küste leicht erklären lässt.

In den Uferwaldungen kommt in der Nähe von S. José die Kohlpalme in sehr grosser Menge vor; nicht selten bemerkte ich die schöne Indaja.

Gegen 3 Uhr langten wir in São José do Porto Alegre an; der kleine Dampfer warf in geringer Entfernung vom Ufer, einem grossen Gebäude, das die Compagnie als Waarendepot und Absteigequartier für die Reisenden erbauen liess, gegenüber, Anker. Die Kranken wurden sogleich ausgeschifft und in einem ebenfalls der Compagnie gehörigen Hause in dem eine kleine Viertelstunde davon entfernten Flecken untergebracht.

Die erste Sorge war nun, Lebensmittel und Arzneien für die unglücklichen Colonisten in Paredes einzukaufen. Da in São José kein Chinin zu bekommen war, so wurde sogleich ein reitender Bote nach der 6 Legoas weiter nach Norden liegenden Villa viçosa geschickt, von wo er in den frühesten Morgenstunden des folgenden Tages mit den gewünschten Medicamenten zurückkehrte. Nach vielen Bemühungen gelang es uns, in São José ein paar Schafe, einige Dutzend Eier, Nudeln, Reis, etwas Weizenmehl, Thee und Zucker zu erhalten. Mit diesen Lebensmitteln

trat der kleine Peruipe am folgenden Morgen frisch seine Bergfahrt nach Paredes wieder an.

Wahrlich, *São José do Porto Alegre* verdiente weit eher den Namen São José do Porto triste, denn man kann sich nicht leicht ein elenderes Nest denken als diesen kleinen Hafenplatz. Ausser dem obenerwähnten Hause, wohin die Kranken gebracht wurden, in der sogenannten Rua do Porto, sind im ganzen Flecken kaum noch zwei leidliche Wohnungen; die übrigen sind erbärmliche Hütten. Nicht einmal eine Kirche besitzt der Ort; ihre Stelle vertritt eine halb verfallene, jämmerlich aussehende Kapelle, die aber doch 1795 zur Pfarrkirche gestempelt wurde. Seit einem halben Jahre waren die Bewohner schon ohne Gottesdienst; der Geistliche hatte sich auf unbestimmte Zeit entfernt.

Früher trug der Ort den Namen Mucury, aber 1769 wurde er zum Flecken erhoben und erhielt die gegenwärtige Benennung. Er soll durch politische Verbannte aus Bahia und Rio de Janeiro, denen sich Indianer der umliegenden Aldeas beigesellten, gegründet worden sein. Seine gegenwärtige Bevölkerung besteht fast ausschliesslich aus *Caboclos*, Nachkömmlingen der Indianer Tupiniquins auf der niedrigsten Stufe der Bildung. Von den sämmtlichen Gliedern des Gemeinderaths (Camara municipal) konnte nur der Secretär nothdürftig lesen und schreiben.

Die Bewohner, 6—800 an der Zahl, zeichnen sich durch Indolenz und Faulheit aus. Ihre Hauptnahrung besteht aus Seespinnen, die hier in ausserordentlicher Menge vorkommen. Mit Fischfang geben sie sich nur wenig ab; sie sind selbst zu faul, um die unfern vom Flecken in Ueberfluss wachsenden Kohlpalmen niederzuschlagen und sich dadurch einige Abwechselung in ihrer monotonen Nahrung zu verschaffen. Erst seit Beginn des Mucuryunternehmens haben sich einige wenige Familien dort niedergelassen, die etwas civilisirter sind und auch andere Bedürfnisse kennen, als den ganzen Tag zu faulenzen und Meerspinnen zu essen.

Von Handel, Industrie und Ackerbau ist hier nicht die Rede Bis vor wenigen Jahren haben sich einige Individuen mit dem Verkauf von Indianerkindern (Curucas) abgegeben. Gegenwärtig

hat dieser schändliche Trafik fast gänzlich aufgehört. Einiger Holzhandel, der früher und auch in neuester Zeit wieder an der Barre des Mucury betrieben wurde, lag in Händen auswärtiger Speculanten.

Der Küstenweg von den nördlichen Provinzen nach den südlichen führt über den Mucury. Die Reisenden werden mit ihrem Gepäck in Canoas an das entgegengesetzte Ufer gebracht, die Last- und Reitthiere aber müssen durch den ziemlich breiten Strom schwimmen. Seine Ufer sind hier rein und sandig. Ich ging während meines dortigen Aufenthalts täglich vier- bis sechsmal vom Campagniegebäude zu den Kranken im Flecken und wieder zurück und fand jedesmal einige Chrysolithen im Flusssande. Im obern Stromverlaufe sollen diese Halbedelsteine sehr häufig vorkommen.

Die Barre des Mucury ist zeitweise nicht ganz gefahrlos zu passiren, obgleich der Kanal ziemlich tief ist und bei ruhigem Wetter auch grössern Schiffen ungehinderte Einfahrt gestattet.

Den Tag nach unserer Ankunft befanden sich schon die meisten Kranken bedeutend besser. Einige Dosen Chinin, die frische Seeluft, passende Nahrungsmittel und eine weniger gedrückte Stimmung hatten bei ihnen Wunder gewirkt. Nur zwei von ihnen fieberten noch stark und erheischten eine aufmerksame Pflege und eine sorgfältige ärztliche Behandlung.

Es mag hier der Ort sein, in gedrängter Kürze die fernere Entwickelung des Unternehmens der Mucurycompagnie und jene tragischen Ereignisse zu berühren, die auch in der deutschen Tagespresse einen lebhaften Widerklang gefunden haben. Ich sage in „gedrängter Kürze“, denn mit den Streitschriften über dieses Kapitel könnte man leicht einen dicken Band füllen. Es kann hier nicht meine Absicht sein, Vorfälle, die auf dieböswilligste und leidenschaftlichste Weise entstellt und ausgebeutet wurden, weitläufig auf ihr richtiges Mass zurückzuführen. Sie haben für den europäischen Leser zu einer Zeit, in der sich nahe liegende hochwichtige Ereignisse in wilder Hast drängen, nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Ihre kurze Schilderung darf aber in dem Gesammtbilde, das ich oben vom Mucury gegeben habe, nicht

fehlen. Zudem fühle ich mich verpflichtet, einen Mann, den ich *meinen Freund* nenne, dem deutschen Publikum gegenüber, vor dem er auf das schändlichste verleumdet wurde und dessen eigene Rechtfertigung nur in den kleinsten Kreisen deutscher Leser bekannt wurde, gerade hier zu vertheidigen. In Brasilien hat die öffentliche Meinung zwischen dem Angreifer und dem Angegriffenen längst gerichtet.

Die Mucurycompagnie war, wie oben erwähnt wurde, der Regierung gegenüber die contractliche Verpflichtung eingegangen, eine bestimmte Anzahl von Colonisten auf den ihr cedirten Ländereien anzusiedeln, aber infolge der materiellen Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, war sie nicht im Stande, ihren übernommenen Verbindlichkeiten zu der bestimmten Zeit nachzukommen. In richtiger Würdigung der Verhältnisse hatte daher die kaiserliche Regierung wiederholt der Compagnie einige Erleichterungen in den stipulirten Bedingungen bezüglich der Niederlassung der Colonisten gewährt. Nach Vollendung einer fahrbaren Strasse von Santa Clara nach Philadelphia im Jahre 1858, der Hauptbedingung einer günstigen Entwickelung der Colonie, und bei dem verhältnissmässig befriedigenden Zustande der Ansiedelungen am Allerheiligenflusse beschloss die Direction der Compagnie, nun der Einwanderung einen grössern Impuls zu geben. Sie beauftragte deshalb das Haus Schlobach & Morgenstern in Leipzig, ihre deutschen Auswanderungsagenten, für ordentliche Colonisten zu sorgen, erhielt von diesen jedoch die Mittheilung, dass es ihnen sehr schwer halte, Emigranten zu finden, da sich durch die Anwerbungen für die Associação central de Colonisação in Rio de Janeiro eine grosse Concurrenz gebildet habe. Es war nämlich zu jener Zeit in der brasilianischen Landeshauptstadt unter den Auspicien der kaiserlichen Regierung und dem Namen „Centralgesellschaft für Colonisation" eine Gesellschaft zusammengetreten, die sich die Aufgabe stellte, in Europa Auswanderer für Brasilien zu werben und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern.

Das Gesellschaftskapital sollte aus 500 Contos de Reis (ungefähr $1^1/_2$ Million Franken) bestehen. Der Gesetzgebende Körper

votirte indessen durch Decret vom 4. October 1856 für Colonisationszwecke 6000 Contos, von denen der Gesellschaft 1000 Contos unverzinslich auf fünf Jahre vorgestreckt wurden. Die Compagnie verpflichtete sich dagegen, in fünf Jahren 5000 Einwanderer einzuführen gegen eine Prämie von je 120 und 90 Franken pro Kopf, je nach den Eigenschaften des Colonisten. Ausserdem wurden ihr noch andere Vorrechte gewährt; z. B. wurde ihr gestattet, die öffentlichen Ländereien (terras devolutas) zu den niedrigsten gesetzlichen Preisen zu kaufen, die Plätze für ihre Magazine, Ranchos und Häuser auf Staatsländereien unentgeltlich bewilligt und ihr das Vorrecht eingeräumt, die Parcellen von 250000 Quadratklaftern, die von der Regierung für je eine Colonistenfamilie bestimmt sind, in acht kleine Parcellen zu theilen u. s. f. Es wurde von der Centralgesellschaft alsbald nach Empfang der 1000 Contos ein Präsident, ein Vicepräsident und ein ganzes Beamtenheer, meistens mit fetten Gehalten, ernannt, die nöthigen Vorkehrungen zum Empfang der Colonisten auf der Insel Bom Jesus in der Bai von Rio de Janeiro getroffen und Werbeagenten in Europa aufgestellt. Unter diesen stand in erster Linie das Haus Beaucourt & Comp. in Paris.

Wahrlich, Auswanderungsagenten haben in verschiedenen Ländern Europas fast das Unglaubliche an lügenhaften Verlockungen geleistet, schamloser und niederträchtiger als Beaucourt & Comp. in Paris haben es keine getrieben. Durch Plakate, in Kneipen und an öffentlichen Orten angeschlagen, wurden den Auswanderern bei ihrer Ankunft in Brasilien für jede Familie 100000 Quadratklafter *schon cultivirtes* Land, ein Haus, Stallungen, Ackerwerkzeuge und Hausthiere aller Art versprochen. Ein Handwerker, hiess es ferner, verdiene täglich *wenigstens* 13 Franken täglich und könne ausserdem noch seine Ländereien bearbeiten, und als gewichtige Verlockung wurden noch reichliche Jagd und Fischfang in Aussicht gestellt. An dem Kopfe der Plakate stand mit grossen Lettern: „Association centrale de Colonisation de Rio de Janeiro sous la Protection du Gouvernement Impérial Brésilien.“

Welch eine Verlockung für den Müssiggänger, der in Europa

kaum ein Stück trockenes Brot zu beissen hat! Durch einfache Meldung und Erlegung von 65 Franken, die ihm nach seiner Ankunft in Rio de Janeiro wieder zurückerstattet werden (!!), kann er in dem gesegneten Brasilien Haus, Hof und schon cultivirtes Land, mit Vieh versehen, erhalten; der Kaufschilling ist kaum nennenswerth und erst im zweiten Jahre soll eine unbedeutende Summe davon abbezahlt werden. Und das alles unter der Protection der kaiserlich brasilianischen Regierung!

Wie vorauszusehen, meldete sich zur Ueberfahrt nach dem Eldorado alles mögliche Gesindel, arbeitsscheue Individuen, verkommene Subjecte, entlassene Sträflinge, öffentliche Dirnen, aber sehr wenige ordentliche Personen, denn diesen mussten derartige Versprechungen von vornherein sehr verdächtig sein. Beaucourt & Comp. war es sehr gleichgültig, wen sie aufnahmen, wen sie spedirten, wenn nur die Anzahl gross war; sie erhielten ja Kopfprämien!

Und was fanden diese hoffnungsvollen, bethörten Menschen bei ihrer Ankunft? Die bitterste Enttäuschung, Seuchen, Elend, Hunger und statt des erwarteten idyllischen Heimwesens ein Stück Urwald mit hundertjährigen Bäumen und undurchdringlichen Schlingpflanzen.

Die Centralgesellschaft liess zwar bald ihren betrügerischen Agenten fallen, setzte aber durch andere Unterhändler ihr Importgeschäft fort.

Man mag von noch so optimistischem Standpunkte aus die Organisation und das Gebaren der brasilianischen Centralgesellschaft für Colonisation prüfen, so wird man ihr doch auch mit dem besten Willen nicht ein ehrenvolles Prädicat beilegen können. Sie verfolgte weder einen rationellen staatsökonomischen, noch viel weniger einen humanen Zweck, sondern einzig und allein Sonderinteressen durch einen verdammenswerthen Menschenhandel. Ich werde wol noch Gelegenheit haben, das Verfahren dieser Gesellschaft genauer zu charakterisiren.

Da, wie schon bemerkt, die leipziger Agenten der Mucurycompagnie wegen Concurrenz der Associação central bestimmte Versicherungen hinsichtlich der Uebersendung von Colonisten

nicht geben konnten, so wandte sich Director Ottoni sowol an den brasilianischen Consul in Hamburg, um durch dessen Vermittelung die gewünschten Einwanderer zu erhalten, als auch zum nämlichen Zwecke an die Centralgesellschaft für Colonisation in Rio de Janeiro.

Die kaiserliche Generaldirection der öffentlichen Ländereien (Repartição geral das terras publicas), zu deren Ressort die Colonisation gehört, und an welche die von der Centralgesellschaft importirten Colonisten zur fernern Bestimmung abgeliefert wurden, sandte in der ersten Hälfte 1858 162 Belgier und Holländer nach der Militärcolonie am Urucú.

Dieser Emigranten, meistens in den Kneipen und auf den Quais von Antwerpen und Amsterdam zusammengeraffter Müssiggänger, harrte in der Militärcolonie das traurigste Los. Unzulängliche Unterstützung, schlechte Nahrung, elende Wohnungen, Mangel an Kleidung und andern ersten Lebensbedürfnissen und ein ungesundes Klima erzeugten unter ihnen bald bösartige Krankheiten. Nach Verlauf von ungefähr acht Monaten soll von diesen Unglücklichen fast der dritte Theil dem Hunger, den Seuchen und der Verzweiflung erlegen sein.

Im Monat Juli 1858 erhielt die Mucurycompagnie vom Generallandamte 150 der von Beaucourt & Comp. expedirten Einwanderer. Sie befanden sich unter ähnlichen Bedingungen, wie die der Militärcolonie, hinsichtlich der moralischen Depression angesichts der harten Arbeiten, die ihrer harrten, ihrer so arg getäuschten Hoffnungen und der ganz ungewohnten Nahrungsmittel. Sie hatten indessen daran keinen Mangel und genossen noch den Vortheil des gesündern Klimas von Philadelphia. Nichtsdestoweniger erkrankten viele von ihnen, meistens an Fussgeschwüren infolge von Insektenstichen. Sie wollten die ihnen angewiesenen Ländereien nicht in Empfang nehmen, mit einem Worte, sie wollten nicht arbeiten, und zogen es vor, theils nach dem Innern von Minas, theils nach der Provinz Bahia zu entfliehen.

Gegen Ende des Jahres 1858 musste die Mucurycompagnie, trotz der Weigerung des Directors, mehr als 80—90 Individuen

anzunehmen, auf Befehl und auf Rechnung der kaiserlichen Regierung wiederum 159 von der Centralgesellschaft durch Beaucourt & Comp. bezogene Colonisten, zum grössten Theil Franzosen der allerschlechtesten Qualität, am Mucury empfangen.

Ich darf hier zur richtigen Würdigung der Verhältnisse es nicht unterlassen, die Stellung der damaligen Regierung dem Director der Mucurycompagnie gegenüber mit einigen Worten zu erwähnen. Herr Theophilo B. Ottoni gehört der liberalen Partei an und war einer der Leiter der antiministeriellen, freisinnigen Bewegung der Provinz Minas geraes im Jahre 1842. Nach Unterdrückung dieser Bewegung und der kaiserlichen Amnestie blieb er, wie natürlich immer, seinen Ideen treu und vertrat sie auch später in verschiedenen ehrenvollen Stellungen stets mit dem Freimuthe eines ehrlichen Mannes. Durch das Mucuryunternehmen, das sich für den nördlichen Theil von Minas als eine grosse Wohlthat zu gestalten schien, gewann Ottoni in der ohnehin freisinnigen Provinz an Ansehen, Einfluss und Anhang. Diese moralische Macht Ottoni's war seinen politischen Gegnern an der Spitze der Regierung in hohem Grade ungelegen und sie suchten ihn daher auf alle mögliche Weise zu paralysiren. Es gehört natürlich nicht hierher, die Mittel und Wege und die Werkzeuge, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, genauer zu erörtern, es mag nur so viel bemerkt sein, dass Ottoni beim Generallandamte, das damals noch dem Ministerium des Innern unterstand, nichts weniger als eine persona grata war, noch sein Unternehmen sich dessen Gunst zu erfreuen gehabt hatte. Denn als ein Colonieunternehmer des Südens einem deutschen Beamten des Generallandamtes seine Bedenken äusserte, Colonisten der Centralgesellschaft zu übernehmen, erwiderte ihm dieser: „Seien Sie beruhigt, Sie werden nur gute Colonisten erhalten, denn wir schicken die schlechten alle an den Mucury!“ Und das Generallandamt hat auch getreulich das Wort seines Angestellten unterstützt.

Die zweite Colonistenlieferung des Generallandamtes an die Mucurycompagnie war so schlecht wie die erste. Wie diese, so wollten auch jene die ihnen angewiesenen Ländereien, diesmal

in der Nähe von Santa Clara, nicht annehmen, und nach etwas mehr als Monatsfrist hatten sich schon über zwei Drittel von ihnen nach allen Richtungen hin aus dem Staube gemacht.

Fast zur nämlichen Zeit, als die eben erwähnten Colonisten am Mucury eintrafen, landete auch ein Schiff mit 176 Einwanderern, von Dr. Schmid in Hamburg in Uebereinstimmung mit dem brasilianischen Consul abgesandt, und kurz darauf, wider alle Erwartungen und Berechnungen, zwei Schiffe mit 250 Immigranten, die Schlobach & Morgenstern in Leipzig angeworben hatten. Es liefen also im Zeitraume von wenigen Wochen mehr als 600 Colonisten, für deren Aufnahme nicht die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, in Santa Clara ein.

Wären die Colonisten durchgehends ordentliche Leute oder doch wenigstens Ackerbauer gewesen und wären sie überhaupt unter normalen Verhältnissen angelangt, so hätte ihre Ansiedelung keine so ausserordentlichen Schwierigkeiten verursacht. Unglücklicherweise vereinigten sich aber eine Menge der ungünstigsten Umstände, um eine verhängnissvolle Katastrophe für die Einwanderer und für das ganze Unternehmen herbeizuführen.

Die Monate November und December 1858 zeichneten sich in einem Theile der Provinz Minas durch ungewöhnlich heftige Regen aus und bewirkten höchst verderbliche Ueberschwemmungen mehrerer Küstenströme, so auch des Mucury, während gerade die Küstenregion von Espiritu Santo bis Nordbahia unter einer ausserordentlichen Dürre litt. Es mag nur beiläufig bemerkt werden, dass in den Haupt-Regenmonaten, in denen ich ein Jahr früher in den nämlichen Gegenden keinen regenfreien Tag hatte, nicht ein einziger Tropfen Regen fiel. Infolge dessen gaben die Ernten in Minas einen ausserordentlichen Ausfall. Die Zufuhr von Lebensmitteln aus dieser Provinz nach Philadelphia hörte fast ganz auf und sie stiegen deshalb zu unerhörten Preisen. Unter diesen abnormen Verhältnissen langten die eines solchen Klimas ungewohnten europäischen Colonisten in Santa Clara an. Da der grösste Theil derselben keine Ackerbauer, sondern betrogene, in den untersten Klassen zusammengeraffte Menschen waren, so glaubte die Direction der Mucurygesellschaft den

Aufschwung der Colonien am Allerheiligenflusse zu gefährden, wenn sie denselben solche Elemente zuführen würde. Sie beschloss daher, diese Einwanderer am Mucury selbst und etwas westwärts von Santa Clara anzusiedeln. Zu diesem Entschlusse bestimmte sie ferner noch die äusserst schwierige Verproviantirung von Philadelphia mit 600 Menschen mehr, während die Lebensmittelzufuhr von der Seeseite in die Nähe von Santa Clara weit leichter möglich war.

Zur schnellen Unterbringung dieser Colonisten, von denen der grösste Theil so unerwartet eingetroffen war, hatten auf den ihnen bestimmten Ländereien keine Vorbereitungen stattgefunden, sie mussten also in Santa Clara, in dem 1/2 Legoa davon entfernten Magazine Bella Vista und weiter westwärts in den Depots am Rio dos Macacos und Rio San Matheus untergebracht werden. Hier, mitten im dichten Urwalde, jämmerlich getäuscht in ihren phantastischen Erwartungen, wie auch in den bescheidensten Hoffnungen, angesichts einer ungewohnten, sehr harten Arbeit, mit der Ueberzeugung eine lange, schwere Zeit voll der bittersten Entbehrungen durchleben zu müssen, weigerten sich die meisten, die ihnen zugetheilten Landlose zu übernehmen. Sie blieben zusammen eingepfercht in engem Raume trostlos und verzagt. Das drückende, ungesunde Klima, die miasmatischen Ausdünstungen der übergetretenen Wasser des Mucury, eine ungewohnte, schmale Kost, der unvorsichtige Genuss des schädlichen Flusswassers und der gänzliche Mangel an Reinlichkeit verfehlten nicht, bald unter ihnen die zu dieser Jahreszeit ohnehin herrschenden Wechsel- und typhösen Fieber, ruhrartige Diarrhöen und Fussgeschwüre zu erzeugen.

Die moralische Depression und Indolenz der Emigranten, besonders in Bella Vista, war so gross, dass sie die allereinfachsten Reinlichkeitsmassregeln vernachlässigten. Ein ganz unbetheiligter Augenzeuge erzählte mir zwei Jahre später, die Unreinlichkeit der Bewohner von Bella Vista habe damals den unglaublichsten Grad erreicht; er hätte es nie für möglich gehalten, dass eine menschliche Gesellschaft in dieser Beziehung so tief, selbst unter die Thiere herabsinken könne.

Vom December 1858 bis März 1859 starben in Santa Clara und der Umgegend von den Einwanderern 37 Individuen, darunter 20 Kinder (im December waren über 350 Immigranten dort vereint). Krank aber war bei weitem der grösste Theil von ihnen.

Im Januar 1859 kam Herr Dr. Robert Avé-Lallemant nach Santa Clara, gerade als dort der grösste Krankenstand war.

Herr Dr. Lallemant ist einem Theile des deutschen Publikums durch seine Reisebeschreibung in Brasilien und durch einen früher unter dem Titel: „Am Mucury, eine Waldgeschichte zur Erläuterung, Warnung und Strafe für alle, die es angeht", erschienenen Auszug derselben bekannt. Er war eine Reihe von Jahren praktischer Arzt in Rio de Janeiro; nach seiner Rückkehr nach Europa bewarb er sich um die Stelle eines Schiffsarztes an der k. k. Fregatte Novara, um sie in dieser Eigenschaft auf ihrer Reise um die Welt zu begleiten und erhielt auch eine Verwendung als zweiter Arzt des Expeditionsschiffes. Infolge gewisser Mishelligkeiten wurde er nach Ankunft der k. k. Fregatte in Rio de Janeiro dort ausgeschifft und nun petirte er bei der kaiserlich brasilianischen Regierung um eine Geldunterstützung, um mehrere Colonien des Reiches zu besuchen und dem Ministerium darüber Rapport zu erstatten. Herr Dr. Lallemant erhielt nun zwar eine monatliche Besoldung von der kais. Regierung, aber weder eine bestimmmte Anstellung noch Vollmachten. Er hat sich auf seiner Reise öfters als Regierungscommissär ausgegeben, der damalige Minister, sowie der Generaldirector der öffentlichen Ländereien in Rio de Janeiro haben mir jedoch auf das bestimmteste versichert, dass ihm durchaus kein officieller Charakter weder offen, noch im geheimen ertheilt worden sei.

Schon seine Mittheilungen im ersten Theile seiner Reise über die Colonie Blumenau in der Provinz Santa Catharina gaben allen mit den Verhältnissen genauer Bekannten den Beweis, dass Herr Dr. Lallemant aus persönlichen Motiven sich zu ebenso ungerechten als leidenschaftlichen Urtheilen hinreissen lasse. Es wurden daher in allen competenten Kreisen seine Aeusserungen

über die Colonialverhältnisse nur mit dem grössten Mistrauen aufgenommen.

Herr Dr. Lallemant kam aus der Provinz Bahia an den Mucury. Dort hatte er einem Colonisationsunternehmen am Rio Jequitinhonha das Wort gesprochen. Seine Gegner behaupteten nun, er habe im Interesse jenes concurrirenden Unternehmens, das indessen nie ins Leben getreten ist, um jeden Preis der Mucurycompagnie schaden wollen. Ich halte diese Anschuldigung für ungerecht und unbegründet. Er fand am Mucury viel Elend und viele Krankheiten. Die Ursache davon habe ich oben erwähnt.

Hätte sich Herr Dr. Avé-Lallemant nur darauf beschränkt, rathend und helfend, allein oder in Verbindung mit dem Leiter der Colonie oder, im Falle dies nicht möglich gewesen wäre, durch Hülfe der kaiserlichen Regierung dieses Elend zu mildern, so hätte er eine hohe und lohnende Aufgabe erfüllt. Er ist aber weiter gegangen. Auf seiner ganzen Reise von Santa Clara nach Philadelphia hat er den Colonisten versprochen, sie von ihren Ansiedelungen wegnehmen und durch die kaiserliche Regierung nach der Provinz Rio grande do Sul transportiren zu lassen, wo ihrer das herrlichste Leben warte. Dadurch machte er eine grosse Zahl dieser Leute, die zwar noch mit harter Arbeit in ihren neuen Niederlassungen zu kämpfen hatten, aber doch verhältnissmässig zufrieden waren, mismuthig mit ihrer Lage und nährte Hoffnungen in ihnen, die er nie im Stande war zu erfüllen. Durch seine trügerischen Versprechungen lockerte er alle Bande der Ordnung, durch die bis dahin die Colonie zusammengehalten worden war.

Auf die erste Nachricht, die der Dr. Lallemant über den Zustand der Immigranten in Santa Clara dem Ministerium übermittelt hatte, schickte die Regierung sofort einen Kriegsdampfer nach São José, um die Kranken nach Rio de Janeiro zu bringen. Herr Dr. Lallemant begleitete sie. Statt aber, wie es die Menschlichkeit erfordert hätte, dieselben vom Kriegsdampfer in gedeckten Kähnen nach dem Spitale der Misericordia zu transportiren, liess sie Dr. Lallemant nach der Rua direita bringen, wo

sie in die brennende Sonnenhitze aufs Pflaster gelegt wurden. Einer starb während des Ausschiffens. Der inhumane Theatercoup gelang vollständig. In der belebtesten Strasse Rio de Janeiros versammelten sich sogleich Tausende um die Unglücklichen. Es wurde gelärmt, geschrien, geschimpft, verwünscht; gewisse Schlagwörter unterstützten die Agitation. Der Skandal, die Aufregung, die hervorgerufen werden sollten, standen in schönster Blüte. Freilich folgte die nächsten Tage eine nüchterne Anschauung der Dinge, besonders in massgebenden Kreisen. Sehr viel trug dazu bei die bekannt gewordene Erklärung des Directors des Sanitätsdienstes der Misericordia, Dr. Antonio Fernandes Perreira Portugal, in der wörtlich steht: „Wir bemerken, dass die Krankheit, an der der grösste Theil dieser Colonisten (es waren 80, die der Regierungsdampfer gebracht hatte) leidet, Geschwüre an den Füssen und Beinen sind, deren Ursache eine grosse Menge von Sandflöhen und Mangel an Reinlichkeit ist, vorzüglich bei den Kindern; die übrigen sind mit Wechselfiebern und Diarrhöen behaftet.“

Eine unmittelbare Folge des Besuchs des Herrn Dr. Avé-Lallemant am Mucury war sein oben angeführtes Pamphlet „Am Mucury“, das ein paar Monate später in Hamburg erschien. Auszüge aus demselben wurden wiederholt in der deutschen Tagespresse abgedruckt und meistens mit mehr oder weniger pikanten Randglossen begleitet. Die Broschüre war durchaus auf tragischen Effect berechnet; sie hat ihn bei einem Theile der Leser erreicht; nicht wenige aber wurden durch die auf jeder Seite so grell hervortretende Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit stutzig und fragten, ob denn nicht auch andere Motive als blosse Nächstenliebe dem Verfasser die Feder in die Hand gegeben haben.

Eine leidenschaftslose, schlichte Darstellung hätte den damaligen Zustand der Colonisten eingreifender und schärfer markirt. Jedenfalls wäre es Pflicht des Verfassers gewesen, eine klare Schilderung der physischen Verhältnisse der Colonien zu geben, den Einfluss, den Klima, Boden, Jahreszeiten u. s. f. auf die Einwanderer ausüben, die moralischen Einwirkungen, unter denen sie in ihre neue Heimat kamen, die Enttäuschungen, die

sie dort fanden, und so viele andere Verhältnisse zu schildern, die unbedingt genau dargestellt werden müssen, um den wahren Zusammenhang des traurigen Dramas zu kennen.

Setzen wir einmal voraus, ein brasilianischer Arzt besuche, absichtlich oder zufällig, das Erzgebirge während einer der unglücklichen Epochen des Hungertyphus und wandere von Hütte zu Hütte, um dort all das namenlose Elend zu sehen; oder er hätte im Sommer 1863 die untern Donau- und Theissgegenden bereist und die furchtbaren Wirkungen von Hunger und Krankheit beobachtet, oder er wäre mit dem Magistrate Mr. Tucker durch die jammervollen Wohnungen der Feldarbeiter der Grafschaft Berkshire gepilgert, so könnte er am Schlusse seiner Wanderung mit etwas Phantasie eine ähnliche Broschüre schreiben wie Herr Dr. Avé-Lallemant. Gewiss aber würde er, ehe er die betreffenden Behörden und Institutionen mit den bittersten Vorwürfen überschüttete, die eigentlichen Ursachen dieser traurigen Verhältnisse studiren und sie dann der Wahrheit gemäss schildern. Wer so heftig und schwer anklagt, darf kein Haar breit von der Wahrheit abweichen. Der Director der Colonie Santa Cruz in Rio grande do Sul versicherte mir unter anderm, dass eine Familie, die Dr. Avé-Lallemant als am Mucury verstorben aufführte, gegenwärtig ganz wohlbehalten auf einer Colonie jener Provinz lebe. Die Angabe des lübecker Arztes, wenn ich nicht irre in der leipziger „Illustrirten Zeitung", dass in Santa Clara von 360 Colonisten 232 gestorben seien, ist eine arge, gewissenlose Uebertreibung.

Dr. Lallemant's heftige Angriffe riefen eine ebenso erbitterte Entgegnung Ottoni's hervor, in der er den Anklagen seines Gastes am Mucury Schritt für Schritt folgte und sie entweder gänzlich widerlegte, oder ihnen die Spitze brach, offenbar falsche Angaben und Verdächtigungen energisch zurückwies. Die Verhandlungen in der Deputirtenkammer im Jahre 1861 und besonders eine dort gehaltene Rede des damaligen Agriculturministers, Herrn Manoel Felizardo de Souza e Mello, lieferten eigenthümliche Einzelheiten zu diesem unerquicklichen Thema.

Herr Dr. Avé-Lallemant verliess einige Monate nach seiner

Rückkehr vom Mucury Brasilien, der Same aber, den er dort ausgestreut hatte, gelangte allmählich zur Reife. Sehr viele Colonisten des Mucury glaubten seinen Versprechungen, die kaiserliche Regierung werde sie nach den Provinzen des Südens versetzen; sie verkauften ihre Ernten und die meisten Habseligkeiten zu Spottpreisen, liessen ihre Landlose im Stich und gingen mit Weib und Kind nach Rio de Janeiro. Dort suchten sie vergebens den Dr. Lallemant, um durch ihn nach dem Gelobten Lande des Südens gebracht zu werden; sie wandten sich an das Generallandamt, das sich nicht veranlasst sah, Versprechungen zu erfüllen, zu denen es Dr. Lallemant nicht berechtigt hatte. Die unglücklichen Opfer verzehrten in der Hauptstadt die geringe Baarschaft, die sie aus dem Erlöse ihrer Ernten mitgebracht hatten und waren bald dem bittersten Elende preisgegeben. Mehrere Familien baten flehentlich, wieder an den Mucury zurückgeführt zu werden; wenigen glückte es, in Rio de Janeiro eine Zukunft zu finden, die meisten trieben sich bettelnd, hungernd, verzweifelnd und verfluchend in den Strassen der Stadt herum. Das Gelbe Fieber decimirte sie. Es ist Thatsache, dass weit mehr Colonisten, auf Dr. Avé-Lallemant's Versprechungen bauend, in Rio de Janeiro zu Grunde gegangen sind, als während der Epidemie in Santa Clara starben. Der Rest dieser Unglücklichen wurde durch meine Vermittelung im Jahre 1860 vom Generallandamte endlich nach den südlichen Colonien befördert.

Dr. Lallemant besuchte auf seiner Reise von Santa Clara nach Philadelphia auch einige Schweizercolonisten, von denen ich schon oben gesprochen habe. Sie klagten, aber sie hofften. Dr. Lallemant sagt von ihnen in seiner Broschüre: „Wahrlich, diese Schweizer auf Boa Vista waren unerschütterliche Naturen, wie ihre Heimatsberge.“ Ja, sie waren unerschütterlich und vertrauensvoll, *weil* sie schon eine harte Leidensschule in der Provinz São Paulo als Parceriecolonisten durchgemacht hatten, weil sie an schwere Arbeiten gewöhnt waren und den redlichen Willen und Muth zum Arbeiten hatten und daher auch trügerischen Verlockungen kein Gehör gaben. Zwei von ihnen schrieben

nach Dr. Lallemant's Besuche am Mucury an ihre Heimatsbehörden im Canton Luzern [1]): „Gott, der uns nun bis dahin geschützt, sei es gedankt, jetzt ist die schwerste Zeit vorüber. Wir haben jeder ein Stück Land von circa 15 Jucharten urbar gemacht, mit Mais bepflanzt, nebstdem Reis, Mandioca, Bohnen, süsse Kartoffeln, Gemüse. Die Bananen- und Melonenbäume werden uns bald mit ihren herrlichen Früchten erfreuen; später müssen dann noch einige tausend Kaffeebäumchen gepflanzt werden. Zu essen haben wir jetzt bald genug, einige fette Schweine stehen auch im Stalle und an Hühnern fehlt es nicht. Ein Jahr weitere Arbeit und wir hoffen so weit zu sein, uns ein Pferdchen anschaffen zu können, um unsere Producte, die wir zu verkaufen haben, nicht auf dem Rücken den weiten Weg zur Stadt tragen zu müssen."

Nachdem sie in dem Briefe die Urwaldarbeit und die Erzeugnisse des Bodens beschrieben haben, fassen sie die Vor- und Nachtheile der Auswanderung in einer kurzen Schilderung zusammen, die, wenn auch nicht aus ihrer Feder, in schlichten und wahren Worten ein so treues und treffliches Bild dessen, was der Auswanderer zu erwarten hat, gibt, dass ich nicht umhin kann, sie hier zu wiederholen. Sie sollten von jedem Auswanderungslustigen oft gelesen werden, ehe er seiner Heimat Lebewohl sagt: „Arbeit, harte, schwere, *nie* ermüdende Arbeit, ein beständiger Kampf mit der Natur, Entbehrungen, Mangel, Widerwärtigkeiten, auch Krankheit, schmerzhafte Hautausschläge, Geschwüre, das ist das Loos des Colonisten anfänglich. Insekten aller Art peinigen ihn, Ameisen auf ihren Wanderungen treiben ihn manchmal aus dem Bette oder vom Lager, ekelhafte Fledermäuse saugen im Schlaf die Kinder an, er muss in Hütten wohnen, die kaum den Namen menschlicher Wohnungen verdienen, mit Rinde oder Blättern gedeckt, sodass er im Sommer — October bis März — kaum einen trockenen Ort findet. Er hört Sonntags nicht das feierliche zur Andacht und zum Gottes-

[1]) Ihr Brief ist in der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage zum „Luzerner Tageblatt" vom 7. Januar 1860 abgedruckt.

dienste ladende Geläute, das über Berg und Thal ertönend den Städter wie den Landmann zum Gotteshaus führt, um die Worte des Trostes und der Erhebung zu hören; er kann nachmittags nicht etwa durch reich gesegnete Fluren spazieren, um sich am Anblick der Ernte oder Herbstsegens zu erfreuen; nicht abends zum Schoppen, oder wenn er jung und fröhlich ist, mit seinem Mädchen zum Tanze gehen; er kann nicht nach Feierabend mit Nachbarn links oder rechts traulich plaudern. Allen Freuden, die auch der Arme bei uns haben kann, wenn ihn nicht Armuth für alles abgestumpft hat, muss er entsagen. Seine Kinder wachsen auf ohne Gespielen, ohne Unterricht, ohne die Freuden der Jugend kennen zu lernen. Sucht ihn das Geschick mit Krankheit heim, so hat er stundenweit zum Arzt, oft Tagereisen und dieser verlangt ein unerschwingliches Honorar. Im Essen muss er auch manches entbehren lernen, was ihm schwer fällt, z. B. Brot, Butter, Käse, Most, Wein, Milch, besonders dem Schweizer so unentbehrliche Dinge. Sein Auge, das an die schöne Natur seines Heimathlandes gewöhnt ist, erblickt nichts als die düstere Einförmigkeit des Urwaldes. So vergehen ihm die Jahre, besonders im Anfang, trost- und freudenleer. Hat der Colonist all das überwunden, entbehren und verzichten gelernt, so winkt ihm eine unabhängige Zukunft. Welcher Arbeiter kann sich dessen bei uns rühmen? . . . Fragt Ihr uns, ob man und wer denn auswandern soll, so antworten wir: Wandert aus Ihr alle, die Ihr gesund seid an Geist und Körper, arbeitsam und willig, und Euch tüchtig glaubt, das zu ertragen, was wir geschildert; wenn Ihr in der Heimat nichts zu verlieren habt und nur Mangel und Entbehrungen Euer Loos war. Oder Ihr, die Ihr mit Kindern gesegnet seid, denen Ihr nichts hinterlassen könnt als einen ehrlichen Namen und den Fluch, der auf der Armuth lastet, wandert aus. Hier ist nur der Träge arm. — Aber *Muth, viel Muth* bringt mit; der Anfang ist schwer und manche schwere Stunde wird Euch die Sehnsucht nach der Heimat kosten. Wer aber glaubt, wenn er zu Hause nicht arbeiten mochte oder konnte, sich hier auf leichte Art seine Existenz zu erwerben, der irrt sich gewaltig, oder wer zu Hause an Lebens-

genüsse, an Bequemlichkeiten gewöhnt war und phantastischen Träumereien und Hoffnungen folgend hierher kommt, der wird *sehr* unglücklich werden. Hier muss man allen Lebensgenüssen entsagen und sich mit dem grössten Materialismus zufrieden geben. Arbeiten hart und viel, Essen und Schlafen schlecht, das heisst hier leben, weiter verlange man nichts! —"

Infolge von Dr. Lallemant's Schilderungen der Ereignisse am Mucury sandte die kaiserliche Regierung einen Commissär in Person des Herrn Sebastião Machado Nunes ab, um an Ort und Stelle die Verhältnisse zu untersuchen. Hr. Machado Nunes, den ich ein paar Jahre später aus seinen wahren und klaren Berichten über die Parceriecolonien in São Paulo achten und schätzen gelernt habe, führte in ruhiger, ernster Darstellung die leidenschaftlichen Anschuldigungen Dr. Lallemant's auf ihr richtiges Mass zurück.

Herr Dr. Lallemant setzte auch nach seiner Rückkunft nach Europa seine Agitation gegen die Mucurycompagnie mit gleicher Leidenschaft fort, freilich unter einer ganz andern Form als in Brasilien. Er vergass sich sogar so weit, dass er in einer Eingabe an den Herrn Minister v. Schleinitz in Berlin, datirt Lübeck, den 23. Februar 1860, unter anderm auch den königlich sächsischen Consul in Rio de Janeiro, Herrn D. Moers, einen durch und durch ehrenwerthen Charakter, einen Mann, der durch seine streng rechtliche Handlungsweise sich diesseit und jenseit des Oceans die ungetheilteste Hochachtung erworben hat, auf die niedrigste Weise verdächtigte, als habe er, durch schmuzige Geldinteressen bewogen, mit das Unglück der zu Philadelphia niedergelassenen Sachsen verursacht.

Ich schliesse diesen traurigen Abschnitt und will nur noch in Bezug auf Dr. Robert Avé-Lallemant's ironische Interjectionen in seiner Broschüre und seiner Reise wiederholt meinen Lesern die ernsteste Versicherung geben: Herr Theophilo Benedicto Ottoni ist ein Ehrenmann und ebenso ist Herr Consul D. Moers ein Ehrenmann.

Es erübrigt mir noch mit wenigen Worten das fernere Schicksal der Mucurycompagnie zu erwähnen. Durch Decret

vom 8. Juni 1859 ermächtigte der Gesetzgebende Körper in Rio de Janeiro die Compagnie, eine fernere Anleihe von 1200 Contos de Reis zu contrahiren und übernahm die Zinsengarantie von 7 Procent für dieses Kapital, autorisirte aber auch zugleich die Regierung, die nöthigen Schritte einzuleiten, damit die Privilegien der Compagnie, die ihr theils der Gesetzgebende Körper, theils der Provinziallandtag von Minas ertheilt hatte, insbesondere die achtzigjährige Zollfreiheit der Import- und Exportartikel abolirt würden. Der infolge dieses Decrets zwischen der kaiserlichen Regierung und der Compagnie abgeschlossene Contract fand 1860 in dem damaligen Finanzminister (zugleich auch Ministerpräsident), Dr. Angelo Moniz da Silva Ferraz, einen so hartnäckigen Opponenten, dass die Compagnie sich gezwungen sah, mit der Regierung in Verhandlungen zu treten, damit diese das ganze Unternehmen käuflich an sich bringe, was auch durch volle Entschädigungen der Actionäre geschah. Im Jahre 1861 gingen die durch die obenerwähnten Vorfälle in grosser Desorganisation begriffenen Mucuryansiedelungen in Besitz der kaiserlichen Regierung über.

Die Actionäre verloren allerdings ihr Kapital nicht, aber der Leiter des ganzen Unternehmens hatte durch 12 Jahre sein Vermögen, seine geistigen und physischen Kräfte, seine Gesundheit und sehr oft auch sein Leben eingesetzt, um sich zuletzt ohne die geringste Entschädigung für seine ungeheuern Opfer zu sehen. Ottoni's Idee war schön und gross, aber um sie zu realisiren, waren weit bedeutendere pecuniäre Mittel nöthig, als der Compagnie zu Gebote standen. Ottoni hatte den grossen Fehler begangen, die Kräfte zu hoch, die Schwierigkeiten zu gering anzuschlagen. Er vermochte sein Ideal mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen. In der Wahl seiner Organe war er nicht immer glücklich, sein Vertrauen wurde von ihnen oft schmählich misbraucht. Hätte er sich mit den deutschen Colonisten direct verständigen können, statt sich der unsichern Dolmetscher bedienen zu müssen, und hätte er mehr am Mucury leben können, als dies der Fall war, so hätte sich gewiss zwischen

ihnen und ihm ein Verhältniss gestaltet, das nicht so leicht hätte gestört werden können.

Die kaiserliche Regierung ernannte nach Uebernahme der Mucurycolonien als deren Director den ehemaligen königlich sächsischen Lieutenant Baron Alfred O'Byrn. Die Wahl war eine glückliche, aber der neue Director hatte mit aussergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei seiner Ankunft am Mucury fand er, wie ich schon erwähnte, eine feindselige Haltung der Indianer gegen die christliche Bevölkerung; in der Umgegend von Santa Clara hatte sich eine bedeutende Zahl der rohesten und gefährlichsten Individuen versammelt, um dort Palisanderholz für den Export zu schlagen; stets zu allen möglichen Excessen bereit, respectirten sie weder die Besitzungen, noch die Familien der Colonisten und betrachteten sich selbst gewissermassen für den Arm der Gerechtigkeit unerreichbar. In Philadelphia erschwerten ihm offene Feindseligkeiten und geheime Intriguen der Natives seine Stellung; von seiten des damaligen Ministeriums fand er weder hinreichende moralische noch materielle Unterstützung, man war aus Motiven, die ich hier unerörtert lassen will, nicht geneigt, den Mucuryansiedelungen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken; kurz, es vereinigte sich alles, um die Thätigkeit des Directors soviel wie möglich zu paralysiren und ihm seine Stellung zu verleiden. Die deutschen Colonisten, des langen Zustandes der Ungewissheit über ihr Schicksal müde, kamen ihm jedoch mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, und nach den Nachrichten, die ich (bis 1864) von dort erhalten habe, scheint nun ein gegenseitiges gutes Einvernehmen zu bestehen und die Colonien sich langsam zu heben.

Die kaiserliche Regierung hat unrecht, wenn sie den Mucuryansiedelungen nicht ihre volle Aufmerksamkeit schenkt. Richtig behandelt, haben sie für sich selbst und für die Provinz Minas eine grosse Zukunft.

Kehren wir wieder zu den Kranken zurück. Der Dampfer Peruipe langte am folgenden Tage von Paredes wieder an. Die Nachrichten, die er mitbrachte, lauteten etwas tröstlicher. Der sterbende Knabe war bald nach unserer Abreise verschieden, die

kreisende Frau glücklich, aber schwer entbunden. Das von mir den Kranken zurückgelassene Chinin hatte bei den meisten eine günstige Wirkung gehabt, sie waren, wie mir einer von ihnen schrieb, nach Empfang der neuen Arzneien und frischen Lebensmittel voll der besten Hoffnungen; das Schiff hatte nur noch einen Kranken mitgebracht, einen ältern Bruder des verstorbenen Zumkeller.

Da der Dampfer, auf dem ich die Reise nach Rio de Janeiro zu machen beabsichtigte, erst in mehrern Tagen an der Barre von São José eintreffen sollte und die Kranken ausser Gefahr waren, so benutzte ich mit Ottoni diese Zwischenzeit zu einem Besuche des Städtchens Caravellas und der Colonie Leopoldina, der ältesten Schweizerniederlassung in Brasilien.

Statt den Landweg längs der Küste einzuschlagen, zogen wir es vor, die Excursion an Bord des kleinen Dampfers Peruipe zu machen. Der Kapitän desselben, Senhor João, war infolge des Sumpffiebers so krank, dass er nach seiner Rückkehr von Paredes sich nicht mehr auf den Füssen halten konnte; er wollte den ihm lieb gewordenen Dampfer nicht verlassen und uns, wenn auch an das Bett gefesselt, begleiten. Die Führung des Peruipe wurde daher dem Lootsen Senhor Baptista anvertraut, der sehr glücklich war, das Schiffchen in neue Regionen zu führen. Um 7 Uhr früh dampften wir zur Barre hinaus. Das Meer war ziemlich ruhig, die Schwankungen des kleinen, kiellosen Dampfers aber doch sehr bedeutend. Nach $2^1/_2$stündiger Fahrt langten wir an der Barre des *Rio Peruipe* an. Sie ist gefährlicher und schwieriger zu passiren als die des Mucury; sie hat zwei Kanäle, einen seichtern westlichen, durch den wir fuhren, und einen tiefern östlichen, den die grössern Dampfer von Rio de Janeiro und Bahia benutzen, um den Rio Peruipe einige Meilen weiter bis nach São José hinaufzufahren, um die Erzeugnisse der Colonie (besonders Kaffee) zu verladen.

Unser kleiner Dampfer befand sich nun zum ersten mal in dem Flusse, dessen Namen er führte. Mir war der Unterschied der Farbe des Wassers des Rio Mucury und Rio Peruipe sehr auffallend. Jenes ist röthlichgelb, so eigentlich regentrübes

Flusswasser, dieses dagegen tiefbraun und da, wo es von den Rädern des Dampfschiffes aufgewühlt wird, genau wie schäumender Porter.

Die vorherrschende Ufervegetation sind Manguebäume, deren gerippähnliche, mehrere Fuss über den Boden emporragende Luftwurzeln die sonderbarsten Bogen- und Säulengänge bilden und der Landschaft einen höchst eigenthümlichen Charakter verleihen. Der weisse Mangue (Avicennia tormentosa) ist schlanker und höher und hat ein schmales Blatt, der rothe hingegen (Conocarpus racemosa) ist meistens etwas stärker und hat eiförmige Blätter. Rinde und Blätter beider Arten, besonders aber vom Mangue vermelha enthalten viel Gerbestoff und werden daher allgemein als Lohe zum Gerben des Leders verwendet. In frühern Zeiten waren sie Gegenstand eines bedeutenden Exportes nach Rio de Janeiro. Zwischen den Manguewurzeln krabbeln zahllose Meerspinnen (Aratús) herum und häufig sahen wir an den Wurzelbogen Canoes festgebunden, deren Ruderer sich mit dem Fang dieses so allgemeinen und wichtigen Nahrungsmittels beschäftigten.

Eine halbe Stunde nachdem wir die Barre passirt hatten, erreichten wir den am rechten Flussufer gelegenen Flecken *Villa Viçosa.* Die Bewohner hatten Ottoni, der hier allgemein geachtet und geehrt war, eine Ovation bereitet. Am Ufer empfingen uns die Municipalitäten in schwarzem Frack, und kaum hatten wir das Land betreten, wurden zahllose Raketen abgebrannt und ein Böller gelöst, und zwar, um uns das Vergnügen im vollsten Masse zutheil werden zu lassen, in der unmittelbarsten Nähe unsers Absteigequartiers, sodass der Mörtel von der Zimmerdecke herunterfiel und wir vor lauter Lärm uns kaum noch verständlich machen konnten. Man hatte uns schon seit zwei Tagen auf dem Landwege erwartet und die Herren waren uns mehrmals vergeblich entgegengeritten. Einer von ihnen zeichnete sich durch eine ausserordentliche Zungenfertigkeit aus; ich vermuthete gleich etwas Apartes hinter ihm, und richtig gab er sich als Präsident der Municipalitätskammer zu erkennen und erzählte

uns, dass er hier schon seit 25 Jahren als Professor de primeiras letras, zu deutsch Schulmeister, ansässig sei.

Wir nahmen ein einfaches Frühstück ein, fuhren nach anderthalbstündigem Aufenthalte unter Raketen- und Böllerknallen wieder ab und lenkten nach Norden in einen nicht breiten Kanal, den das Meer zwischen Villa Viçosa und Caravellas bildet. Nach Westen ist er vom Festlande, nach Osten von einer Inselgruppe begrenzt. Diese Inselgruppe begrenzt ihrerseits wiederum den sogenannten Kanal der Abrolhos, jenes sterilen Archipels, der für die brasilianische Küstenschiffahrt einer der gefährlichsten Punkte ist. Die Abrolhos liegen circa 40 Seemeilen vom Festlande entfernt. Die gegenüberliegenden Küstenbewohner besuchen die grösste der Inseln, Santa Barbara, zu gewissen Jahreszeiten, um dort den Fang der Garoupas, eines wohlschmeckenden Seefisches, zu betreiben, der, eingesalzen, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel abgibt. Die kaiserliche Regierung hat endlich im Jahre 1861 auf den so gefährlichen Inseln einen eisernen Leuchtthurm errichten lassen.

Die Ufer des Kanals, durch den wir fuhren, sind mit herrlichen Kokospalmwäldchen bedeckt; sie gewähren mit den einfachen, fast elenden dazwischenliegenden Hütten einen reizenden Anblick. Würden ihnen reinliche weisse Villen in holländischem Stile als Staffage dienen, so könnte man sich kaum ein lieblicheres Landschaftsbild denken.

Die Kokospalme hat hier ihre südliche Verbreitungsgrenze an der brasilianischen Küste. Südlich von Villa Viçosa kommt sie nur noch vereinzelt und selten vor, aber nirgends mehr wie nordwärts als Nutzbestände. Die Kokoswäldchen, in denen einzelne Indajapalmen zerstreut liegen, wechseln mit Manguebäumen ab. Ich bemerkte grosse Strecken lang die letztern ganz entlaubt und vermuthete, ihre Blätter seien eingesammelt worden, um sie zum Gerben zu benutzen. Der Lootse aber sagte mir, dass in manchen Jahren ein gewisses Insekt (wenn ich hier das tausenderlei bedeutende Wort bichu richtig übersetze) diese Bäume kahl fresse; er konnte es mir aber nicht genauer beschreiben.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Villa Viçosa und Caravellas erwartete uns ein Canoe; der Führer stieg an Bord und bat Ottoni, den Dampfer ein paar Stunden halten zu lassen, damit er, mit seinem Boote nach Caravellas eilend, dort unsere Ankunft anmelden könne. Der Grund dieses sonderbaren Ansinnens war folgender: wie ich schon oben zu bemerken Gelegenheit hatte, wurde der Präsident der Provinz Bahia in Caravellas erwartet, um die Ansiedelungen am Mucury zu besuchen. Ottoni wollte ihn in Caravellas empfangen. Die einflussreiche liberale Opposition beabsichtigte nun, Ottoni, der bei ihr in hohem Ansehen stand, einen so brillanten Empfang zu bereiten, dass er den für den Präsidenten der Provinz Bahia vorbereiteten weit übertreffen sollte. Begreiflicherweise wollte Ottoni zu dieser regierungsfeindlichen Demonstration die Hand nicht bieten; wir behielten daher den Bootführer an Bord, hängten sein Canoe ins Schlepptau und dampften vorwärts nach Caravellas, wo wir $2^1/_2$ Stunden, nachdem wir Villa Viçosa verlassen hatten, anlangten. Am Ufer erwarteten uns wieder eine Menge Herren, die sich, als der Peruipe signalisirt wurde, schleunigst in schwarzen Frack geworfen hatten, und wieder knallten die Raketen ihre Rolle ab.

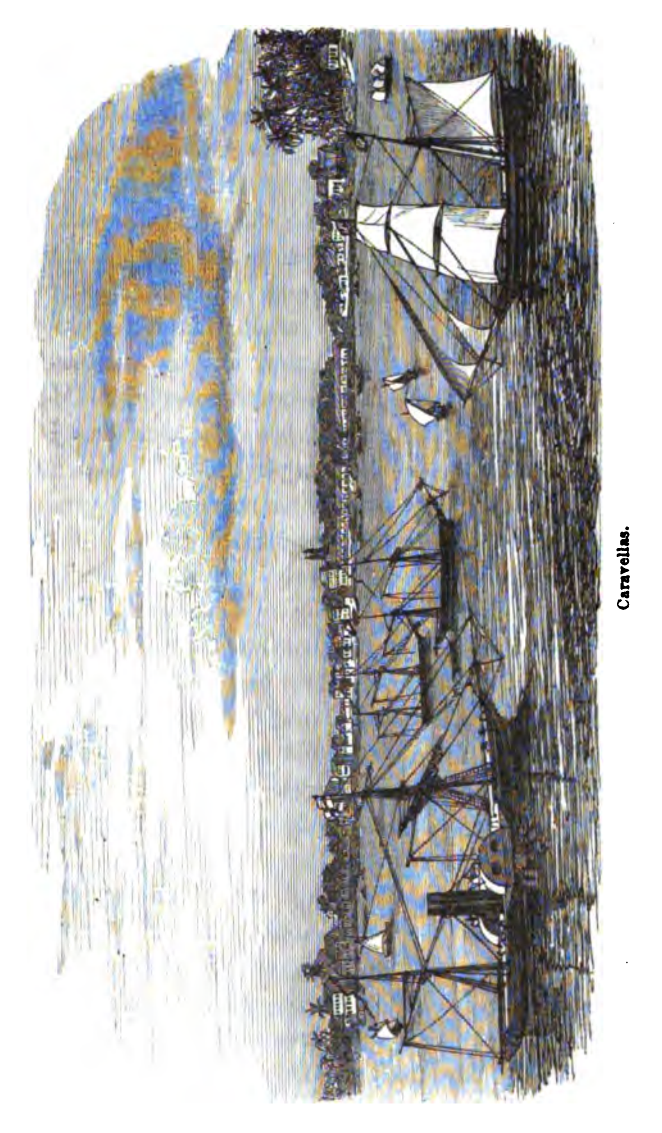
Wir stiegen in der für unsern Besuch bereit gehaltenen Wohnung des Stadtpfarrers ab und bald füllten sich die Zimmer zum Erdrücken mit Besuchern einer bestimmten politischen Färbung. Einen Hauptgegenstand des Gesprächs bildete eine ziemlich skandalöse Geschichte, die sich vor kurzem zugetragen hatte. Ein junger Arzt hatte sich nämlich einige Monate früher hier niedergelassen und, nachdem er etwas bekannter geworden war, während 10—12 Nächten die Besuche der Tochter eines Fazendeiro empfangen. Der Vater des Mädchens erhielt Wind davon, versammelte eines Nachts seine Verwandten und Diener, umzingelte die Wohnung des Arztes, nahm ihn sammt seinem Besuche gefangen und führte ihn in sein eigenes Haus, wo schon der Pfarrer wartete und das Paar ohne weitere Umstände traute. Am folgenden Tage gelang es dem jungen Arzte, sich nach Rio de Janeiro einzuschiffen, wo er klagend gegen seinen Schwiegervater auftrat und die Auflösung seiner forcirten Ehe verlangte.

Es war schon eine vorläufige Untersuchung in Caravellas eingeleitet worden, den Hauptschlag aber erwartete man mit dem nächsten Dampfer von Rio de Janeiro und diese Aussicht hielt unsern Hausherrn, der die Trauung vorgenommen hatte, in nicht geringer Aufregung. Ich lernte die beiden Brüder des Mädchens kennen; der eine ist Doctor der Medicin, der andere Doctor der Rechte. Beide sind, wie ihre Schwester, weiss, der Schwager wider Willen hingegen ist ein Mulatte.

Nach dem Mittagsessen besuchten wir die Schule. In einem grossen aber sehr mangelhaft erleuchteten Saale waren einige und achtzig Knaben, je sechs bis acht gruppenweise vertheilt. Jede dieser Gruppen wurde von einem vorgerücktern Schüler unterrichtet, der Lehrer beaufsichtigte das Ganze. Die Knaben hatten ziemliche Fortschritte gemacht, waren aber zum Theil sehr ungezogen. In einem zweiten Saale lernten unter der Leitung der Frau des Lehrers einige und vierzig Mädchen nach derselben Methode.

*Caravellas* ist eine der ältesten Ortschaften Brasiliens. Anfänglich war sie eine Indianeraldea. Im Jahre 1581 erbaute ein französischer Kapuziner unweit davon, auf dem Campo dos Coqueiros, eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle. Nach der Einnahme von Bahia durch die Holländer im Jahre 1636 zog sich eine grosse Anzahl der Bewohner jener Stadt nach Caravellas; es wurde eine neue Kirche aufgeführt und um dieselbe entstand die gegenwärtige Ortschaft; 1701 erhielt sie den Rang eines Fleckens (Villa) mit dem Namen Villa de S. Antonio de Caravellas, und wurde erst in neuerer Zeit zur Stadt erhoben. Sie hat vier von Nordost nach Südwest parallel laufende, ziemlich breite Strassen, die von mehrern Querstrassen durchschnitten werden. Zunächst am Ufer des Kanals streicht die schönste und lebhafteste Strasse, die Rua nova do commercio, ihr folgt die Rua grande, dann die Rua direita, den Namen der vierten kenne ich nicht. Diese Strassen, mit Ausnahme der Rua nova, sind dicht mit Gras bewachsen und je nach dem Gutdünken der Hausbesitzer mit Trottoirs versehen. Mitten durch die Grasstrassen, in denen Pferde und Maulthiere ein herrliches Futter

finden, geht ein ausgetretener Fusssteig. Einzelne Häuser sind gross und hübsch, ein bis zwei Stockwerke hoch, die meisten



Caravellas.

aber in einem ziemlich schlechten Bauzustande und sehr vernachlässigt. Am Ostende der Stadt steht auf einem hübschen

Grasplatze die erbärmliche Kapelle, die „Kirche der Schwarzen“, wie mir der Pfarrer sagte. Am Westende liegt die ebenfalls dem heiligen Antonius geweihte Hauptkirche (Matriz). Von aussen ist sie sehr einfach. Sie hat keinen Thurm, aber nach der Bauanlage zu urtheilen, hätte sie einen erhalten sollen. Die Sakristei befindet sich in einem kleinen Anbau. Die Architektur ist ganz verschieden von jener der Kirchen in Minas. Das Innere ist prunklos, aber anständig unterhalten.

Die Stadt zählt zwischen 3—4000 Einwohner. Sie hätte, wenn Ottoni's Project realisirt, d. h. Caravellas dem directen europäischen Handel erschlossen und somit der Hafen für Nordminas geworden wäre, zu einer namhaften Bedeutung gelangen können. In der Handelsstrasse sind eine grosse Zahl hübscher Verkaufslocale, in denen man eine überraschende Menge europäischer Luxusgegenstände und Leckerbissen findet. Drei Aerzte und ein Apotheker sorgen für das physische Wohl der Bewohner. Für Aufnahme von Reisenden ist aber nicht die geringste Fürsorge getroffen, denn in der ganzen Stadt ist kein einziges Gasthaus und der Fremde sieht sich bei seiner Ankunft in grosser Verlegenheit, wohin er seine Schritte lenken soll. Er muss daher immer Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, kann es aber auch bei irgendeinem Unbekannten thun und sicher sein, dass er auch ohne Empfehlungsbrief nicht abgewiesen wird.

Das Trinkwasser in Caravellas ist kaum geniessbar. Es wird aus einer mit faulem Holze ausgelegten Cisterne geschöpft, und erst nach mehrtägigem Stehen zum Gebrauch tauglich.

Im Hafen vor der Stadt lagen ausser unserm kleinen Peruipe noch vier Küstenfahrer, drei von Bahia und einer von Rio de Janeiro, alle von kleinem Tonnengehalte. Monatlich einmal erscheint ein grösserer Dampfer von Rio de Janeiro und einer von Bahia im Hafen. Von Caravellas aus wird ein ziemlich starker Exporthandel mit Farinha de Mandioca, gesalzenen Garoupas, Thran, Kaffee und Kokosnüssen getrieben.

Wir blieben den folgenden Tag in Caravellas. Unser geistlicher Hausherr, der, wie mir schien, ein erklärtes Sybaritenleben führte, gab einer sehr zahlreichen Gesellschaft ein splendides

Mittagessen. Abends waren wir zum Thé-dansant (Chá) bei der obersten Gerichtsperson der Comarca, dem Juiz de direito Dr. Arquias, eingeladen. Es waren nur Regierungsbeamte und sehr conservative Personen zugegen. Die Unterhaltung dauerte auf einem höchst steifen und überaus langweiligen Fusse bis 3 Uhr früh. Der Festgeber machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck und ich hätte mich gern, wenn es möglich gewesen wäre, seiner Einladung entzogen. Zwei Jahre später hatte ich Gelegenheit in meiner officiellen Stellung, diesen Dr. Arquias de Espiritu Santo als den Typus eines verworfenen brasilianischen Beamten kennen zu lernen, und fand nun nachträglich meine damalige Antipathie gegen ihn gerechtfertigt.

Den nächstfolgenden Abend wollte die liberale Opposition Ottoni zu Ehren ein grossartiges Ballfest veranstalten und dabei ebenso exclusiv wie die conservative Partei vorgehen. Ottoni lehnte indessen dankend ab, da wir unsere Zeit weit besser zu verwerthen gedachten, als noch einen Tag in dem sich viel unterhaltenden und viel politisirenden Caravellas sitzen zu bleiben und uns eine halbe Nacht durch auf einem Demonstrationsballe zu langweilen.

Um die Freundlichkeit der Bewohner von Caravellas einigermassen zu erwidern, lud Ottoni für den folgenden Morgen die Notabilitäten beider politischen Parteien zu einer Spazierfahrt auf dem Peruipe durch den Kanal, den sogenannten *Rio de Caravellas* bis zur Barre, ein. In der Früh wurde Champagner, englisches Bier und andere Erfrischungen sowie eine Musikbande eingeschifft, und um 9½ Uhr dampften wir unter Raketenschüssen und Musik von Caravellas ab. Ich erkundigte mich bei einem der Gäste, der sich den Anschein eines Gelehrten gab, nach dem Ursprung des Namens des Städtchens. Er konnte mir aber nicht sagen, ob derselbe von einer Art Schiffe mit lateinischen Segeln (Caravela) oder von einem Mollusk (wahrscheinlich einer Qualle), das früher sehr häufig im Kanale gefunden wurde und das Caravella heisst, entlehnt wurde. Ich möchte vermuthen, von letzterm.

Der Kanal ist bis an die Barre so ziemlich gleich weit. An den Ufern, besonders an dem des Festlandes, stehen wundervolle

Palmwäldchen. Das Landschaftsbild ist lieblich und abwechselnd; zuerst zeigt es ein mit feinem Sande bedecktes Ufer, dann Grasplätze, weiterhin auf denselben einzelne Kokospalmen, die sich bald zu kleinen Wäldchen vereinen und noch weiter eine üppige, herrlich grüne, gemischte Vegetation. Gegen die Barre zu sind die Ufer ziemlich dicht bewohnt, meistens von Caboclos in höchst armseligen Hütten. Das Ufer des Festlandes bildet hier eine Landzunge, die die den Kanal nach Osten begrenzenden Inseln noch überragt. Vom offenen Meere aus führen drei Kanäle durch die Barre in den sogenannten Rio de Caravellas. Der tiefste soll selbst zur Zeit der Ebbe noch Schiffen mit 18 Fuss Tiefgang die Einfahrt gestatten.

Am Landufer in der Nähe der Barre befinden sich mehrere sogenannte Armaçöes oder Etablissements, in denen Fischereigeräthe aufgehoben werden und die nöthigen Anstalten zum Thransieden vorhanden sind; auf dem Inselufer liegen zwei.

Seit 1851 wird hier nämlich ein ziemlich schwunghafter Walfischfang getrieben; im Jahre 1857 wurden zwischen 60—70 Finnfische erlegt und in den Armacöes ausgesotten. Ihre Schädel liegen noch in Menge um die Siedehäuser herum

Der Fischfang dauert vom 24. Juni bis Ende September. Die grössten Fische, Madrijas, sollen 45—52 Fuss messen und 16000 Flaschen (1600 Canadas zu 10 Garafas oder Flaschen) Thran liefern. Das Aussieden, überhaupt die Behandlung der erlegten Fische, scheint noch auf eine sehr unvollkommene Art betrieben zu werden, dennoch soll das Unternehmen einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Bei der Barre kehrten wir in grossem Bogen um und dampften, nachdem wir noch eine Menge frischer Kokosnüsse an Bord genommen hatten, unter stetem Schwärmerknallen, Musik und zahllosen Toasten nach Caravellas zurück, das, von der Seeseite gesehen, einen ungemein freundlichen Anblick darbietet.

Um 12 Uhr mittags nahmen unsere Gäste unter zärtlichen Umarmungen Abschied von uns und schifften sich aus. Wir hielten kaum ½ Stunde vor Caravellas, wurden aber während

dieser kurzen Zeit noch mit Abschiedsgeschenken an Esswaaren auf das reichlichste bedacht. Neger an Neger eilte an Bord, jeder mit einem grossen Brete auf dem Kopfe, auf dem sich, von reichgestickten Servietten bedeckt, die freundlichen Gaben befanden. Und bald lagen auf dem Verdeck ein paar gebratene Spanferkel, mehrere gebratene Truthühner und andere Hühner, Schinken, frisches und eingemachtes Obst, Backwerk aller Art, Champagner, Bordeaux und Ale, alles auf das zierlichste hergerichtet. Wir hätten auf eine wochenlange Reise Vorrath genug gehabt.

Unter den Klängen der Musik am Lande und einem pelotonfeuerähnlichen Raketengeknalle setzten Ottoni und ich, nun wieder allein, unsere Reise fort; vor uns dampfte der Parana, der Compagnie der nördlichen Küstendampfer gehörig, und eben auf seiner monatlichen Reise zwischen Bahia und Caravellas begriffen. Als wir an Villa Viçosa vorüberfuhren, wurden wir wieder mit Schwärmern begrüsst, wir erwiderten den Gruss auf die nämliche Weise, nur noch effectvoller. Wir hatten uns in Caravellas mit einer erklecklichen Menge dieses in Brasilien so hochgeschätzten Spielzeuges versehen. Drei Stunden lang fuhren wir den vielfach gewundenen Rio Peruipe hinauf und legten bei *São José da Colonia Leopoldina*, dicht neben dem Parana, vor Anker. Das Verhältniss dieser beiden Dampfer war ungefähr das eines grossen englischen Westindiendampfers zum Great Eastern. Zwischen der Barre des Rio Peruipe und São José ergiessen sich in diesen Fluss von Süden her zuerst der Rio do Pao alto und weiter westwärts der Rio Moroba; von Norden her der Rio dos Fazendeiros und der Rio do Peixote.

São José ist das Depot für die Exportartikel der Colonie, besonders Kaffee, der hier verschifft wird. Ueber diesen Punkt hinaus sollen grössere Dampfer kein Fahrwasser mehr finden. Bei einbrechender Nacht verliessen wir São José in Begleitung des Herrn Luiz Maulaz, eines der angesehensten Fazendeiros der Colonie, der uns mit den nöthigen Pferden bis hierher entgegengekommen war, und ritten im schärfsten Trabe bei schwachem Mondlichte nach seiner drei Legoas entfernten Fazenda

*Sapucayera.* Wir langten dort um 9 Uhr an, nachdem wir noch einen kurzen Besuch in der Fazenda eines Brasilianers, João Pires, gemacht hatten.

Die Colonie *Leopoldina* wurde im Jahre 1818 von einigen Schweizern und Deutschen, unter denen auch der bekannte Naturforscher und Reisebegleiter des Prinzen Maximilian zu Neuwied, Freyreis und Baron von dem Busch waren, unter Leitung des hamburger Consuls, Peter Peyke, gegründet. Im Jahre 1819 wurden den Ansiedlern von der kaiserlichen Regierung 5 Sismarias (2½ Quadratlegoas) Urwald zugetheilt, und sie begannen nun mit regem Fleisse die harte Arbeit der Rodung. Die Ansiedelung wurde zu Ehren der ersten Kaiserin von Brasilien, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, Gemahlin des Kaisers Dom Pedro I., „Colonia Leopoldina“ genannt. Die Colonie war aber nicht wie die brasilianischen Colonien der Neuzeit organisirt, mit einem Director, Regierungssubsidien an Lebensmitteln, Geld, officiellem Strassenbau u. dgl., sondern sie entwickelte sich frei und unabhängig; jeder Colonist war auf seine eigenen Kräfte und Hülfsmittel angewiesen. Während in den heutigen Colonien Sklavendienst streng ausgeschlossen ist, war für Leopoldina Sklavenarbeit der Haupthebel einer günstigen Entwickelung. Sobald ein Colonist über einiges Geld disponiren konnte, so verwendete er es zum Ankauf von Sklaven, die damals einen sehr niedrigen Preis hatten. Durch vermehrte Arbeitskräfte vermehrte sich auch die Production, da in den meisten Fällen den Ansiedlern Intelligenz nicht fehlte. Eine im allgemeinen humane Behandlung der Sklaven lohnte sich durch ihre rasche Vermehrung. So stieg der Wohlstand der Colonie von Jahr zu Jahr und viele der Ansiedler, die arm und dürftig anfingen, sind nach und nach reiche Fazendeiros geworden. Die Zunahme der weissen Bevölkerung war indessen eine überraschend geringe. Der Grund davon liegt wol in dem zum Theil sehr ungesunden Klima. Es wurde mir versichert, dass zwei Drittel der neuangekommenen Europäer den Wechselfiebern und ihren Folgekrankheiten, als Leber- und Milzhypertrophien, Hydrosen, ferner Typhen und Dysenterien erliegen. Die folgenden Zahlenangaben sprechen

jedenfalls nicht zu Gunsten des Klimas. In 40 Jahren, nämlich von 1818—1858, hatte sich die weisse Bevölkerung in Colonia Leopoldina nicht ganz um 200 Individuen gehoben, darunter eine Anzahl brasilianischer Familien, während 1858 dort 2000 meistens auf Leopoldina selbst geborene Neger sich befanden. Interessant wäre es, die Zahl der während der 40 Jahre eingewanderten Europäer zu kennen; ich konnte darüber keine sichere Auskunft erlangen.

Die Colonie bestand im Jahre 1858 aus 40 Fazendas, von denen mehrere von beträchtlichem Flächeninhalte, einer bedeutenden Sklavenzahl (2—300 Negern) und mit stattlichen Gebäuden. Die meisten Plantagen liegen im Hauptthale des Rio Peruipe und auf dessen nördlichem Ufer in einer Ausdehnung von 8—9 Legoas. Man rühmt das gesellschaftliche Leben von Leopoldina sehr, obgleich es durch die grosse Entfernung von den Plantagen nicht wenig beeinträchtigt ist und von Zeit zu Zeit durch Mishelligkeiten, Intriguen und ernstliche Fehden recht gründlich gestört wird.

Das Haupterzeugniss der Colonie ist ein vortrefflicher, weil sorgfältig behandelter Kaffee. Er ist im Handel unter dem Namen Caffe de Caravellas gekannt und sehr geschätzt. Die mittlere jährliche Ausfuhr beträgt circa 32000 Centner im Werthe von ungefähr 2 Millionen Franken. In neuerer Zeit sind von Leopoldina aus auch werthvolle Nutzhölzer zum Export gekommen. Es sollen in der Colonie gegenwärtig 12—14 Sägemühlen bestehen.

In den frühesten Morgenstunden des folgenden Tages machte ich eine Excursion in die Umgegend; besonders auffallend waren mir einige Steinbrüche, aus denen ein vortreffliches Baumaterial (kieselige Breccie mit Eisenstein) gewonnen wird. Ich hätte mich gern einige Tage in der interessanten Colonie aufgehalten, leider war uns aber die Zeit so kurz zugemessen, dass wir schon um 9½ Uhr wieder von Sapucayera abreisen mussten. Wir besuchten unterwegs noch eine Familie aus Hannover auf ihrer durch Reinlichkeit und Ordnung ausgezeichneten Fazenda. Der Weg, den ich abends nicht unterscheiden konnte, führt bei mehrern

hübschen Plantagen vorbei über eine Art Plateau, in dem der Rio Peruipe eingeschnitten ist. Die beiden Flussufer sind ziemlich über den Wasserspiegel, der die Flussthalsohle beinahe ganz ausfüllt, erhaben. Bei Sapucayera erweitert sie sich und hier ist das Thal breiter als der Fluss. Wie sich dieses Verhältniss im obern Verlaufe des Peruipe gestaltet, ist mir nicht bekannt. Je mehr man sich São José nähert, desto trauriger wird die Gegend. Vor einigen und dreissig Jahren sollen hier blühende Fazendas gestanden haben, gegenwärtig ist der Boden weit und breit mit Sapé (Saccharum sapé), der echten Pflanze der Bodenarmuth, bedeckt. Es ist eine hohe breitblätterige Grasart, die nur ganz jung und zart vom Rindvieh angenommen wird. In Leopoldina wird nach und nach das nämliche Verhältniss eintreten wie in so vielen andern Gegenden Brasiliens mit noch weit fruchtbarerm Boden. Das Erdreich wird ausgesogen und erschöpft, die Plantagen werden verlassen werden, die Fazendeiros sich weiter in den Wald zurückziehen, um sich dort neue Heimwesen zu gründen, dann aber auch vielleicht ein rationelleres Ackerbausystem befolgen als das gegenwärtige.

Ein scharfer Ritt brachte uns unter strömendem Regen um 12 Uhr nach São José. Eine Stunde später dampften wir wieder den Peruipe hinunter und langten um 4 Uhr in Villa Viçosa an. Da der Wind zu heftig war, um mit dem kiellosen Peruipe über das Meer zu fahren, und der Lootse auch Bedenken äusserte, der Holzvorrath möchte nicht bis zur Barre des Mucury ausreichen, so wurde beschlossen, hier zu bleiben und erst am folgenden Morgen die Rückfahrt nach São José do Pòrto Alegre anzutreten.

Wir machten noch einen Spaziergang durch den Flecken. Er zählt ungefähr 500 Einwohner und 150 Häuser. Viele davon waren geschlossen, da sie Roçeiros der Umgegend gehören, die sie nur alle Sonn- und Feiertage, wenn sie zur Messe reiten, benutzen, um ihre Kleider zu wechseln. Die Kirche war in dem schauerlichsten Bauzustande; an einer ihrer zerbrochenen Seitenwände lehnten zwei Glocken, eine jede zwischen zwei halbverfaulten 7—8 Fuss hohen Balken mit Stricken festgebunden. Sie

machte einen jämmerlichen Eindruck. Ebenso traurig sah es mit dem Stadthause aus. Die Decke des Sitzungssaales zeigte ein grosses Loch nebst vielen verfaulten Stellen, an denen es durchregnete. Ueber dem Sitzungstische war eine Caricatur des brasilianischen Wappens hingekleckst, der Tisch selbst mit einem vergilbten Teppich bedeckt, dessen Farben einst wol grün und gelb gewesen sein mochten; jetzt bestand er nur noch aus Tintenflecken und Löchern in allen Dimensionen.

Am südwestlichen Ausgange von Viçosa liegt eine ziemlich ausgedehnte, grösstentheils mit Gras bewachsene Ebene mit sandigem Untergrunde. Hier befindet sich der Stadtbrunnen, nämlich ein 7—8 Fuss breites trichterförmiges Loch, in dem sich Grund- und Regenwasser sammelt; wenn das Loch durch Zufall kein Wasser mehr liefert, so wird in der Nähe ein anderes gegraben. Frisch geschöpft, hat das Wasser einen abscheulichen Geschmack und wird erst nach 24stündigem Stehen geniessbar. Am Rande des Brunnens liegen mehrere an Stöcke gebundene Kokosnussschalen zum Schöpfen des Wassers. Gegen Sonnenuntergang kommen die Frauen und Sklavinnen Viçosas über das Feld hergewandelt, jede mit einem birnförmigen thönernen Gefässe auf dem Kopfe, um hier ihr Trinkwasser zu holen. In der Umgegend des Fleckens sollen natürliche Weiden sein, hinreichend, um 2000 Rinder zu ernähren.

Am folgenden Tage stürmte und regnete es so heftig, dass an eine Meerfahrt mit dem Miniaturdampfer nicht zu denken war. Welch ein Vergnügen, einen solchen Regentag in Villa Viçosa zuzubringen! Im Laufe des Nachmittags erfuhren wir, dass der Dampfer Ceres, von Rio de Janeiro kommend, an der Barre des Rio Mucury angekommen sei. Mit grosser Mühe konnte Ottoni ein Pferd auftreiben, um längs der Küste nach São José do Porto Alegre zu reiten, um dort die Correspondenz aus der Hauptstadt in Empfang zu nehmen. Vor seiner Abreise wurde mit dem Lootsen Senhor Baptista die Verabredung getroffen, dass ich, wenn das stürmische Wetter am nächsten Tage noch andauern sollte, mit dem Peruipe nach Caravellas fahren und dort an Bord der Ceres gehen würde, die

dann bei ihrer Rückreise nach der Barre des Mucury den Peruipe ins Schlepptau nehmen sollte.

Abends liess ich den Präsidenten der Municipalkammer kommen und ersuchte ihn, mir die ältesten Documente aus dem Archiv zu zeigen. Ich musste einige Abwechselung in dem monotonen Orte haben; ich kannte schon alle Hühner, Puter und türkische Enten in Viçosa und hatte schon längst die Bemerkung gemacht, dass letztere sich hier, wie an der ganzen Nordküste, durch besondere Grösse auszeichnen, auch wusste ich aus Erfahrung, dass sie vortrefflich schmecken; ebenso hatte ich auch schon alle Varietäten der vielen Perlhühner, die hier gehalten werden, studirt und jene mit schneeweissem Unterleibe und weissen Flecken besonders hübsch gefunden.

Nach einer halben Stunde erschien der Magistratspräsident mit wichtiger Amtsmiene und einer Urkunde unter dem Arme. Es war das „Livro de registro de erecção e creação da Villa Viçosa", eine mir höchst erwünschte Lektüre. Mit magistratlicher Erlaubniss behielt ich es den Abend über in meiner Wohnung, um es mit Musse lesen zu können.

Der Ort wurde 1720 von einem gewissen João Domingos Monteiro gegründet; er liess eine N<sup>a</sup>. S<sup>a</sup>. da Conceição geweihte Kapelle erbauen, die 1748 zur Pfarrkirche erhoben wurde. Wie ich aus dem Document ersah, hiess der Ort damals Aldea do Campinho; 1768 erhielt er den Rang eines Fleckens mit dem Namen Villa Viçosa. Bei dieser Gelegenheit wird in dem Document die königliche Verordnung hervorgehoben, dass die neuen Flecken und Städte Brasiliens keine barbarischen Benennungen (also keine indianischen Namen), sondern nur Namen „d'este Reino" (von Portugal) erhalten dürfen. Aus der Urkunde geht hervor, dass ein eigener Commissar ernannt wurde, der die feierliche Rangerhöhung einer Ortschaft vollziehen musste. Für diese Ceremonie, die sogenannte Acclamação, erhielt er 4 Milreis (fortes), circa 22 Franken. Eins der Hauptattribute einer Stadt war der Pranger und seine Errichtung oder Erhebung (erecção) fand bei Gelegenheit der Rangerhöhung statt. In seinen Grundstein wurden Münzen, Urkunden, der Stadtplan u. dgl. gelegt.

Die Formel der Acclamação war folgende (ich gebe sie hier nach dem „Livro de registro fol. 9 für Viçosa): „Rial (soll heissen Real), Rial, Rial Esta nova Villa Viçosa pelo Nosso Augusto, fidelissimo Monarca Dom José o Primeiro, Rey de Portugal!“ Diesem Ausrufe des Commissars folgte der Applaus des Volks, Böllerschüsse, Feuerwerke und Feste; später die Wahlen der Mitglieder der Municipalkammer.

Die Urkunde zählte erst 90 Jahre, ist aber von den Würmern schon sehr arg mitgenommen. Wenn solche Documente in Brasilien nicht mit einer Arsenik- oder Sublimatlösung sorgfältig behandelt werden, so fallen sie in kurzer Zeit der Zerstörung anheim.

Die Nacht über dauerte Sturm und Regen an. Um 7 Uhr früh erschien Senhor Baptista, mir anzukündigen, dass alles zur Abreise bereit sei; eine halbe Stunde später begab ich mich, vom Municipalitätsvorstande und meinem sehr freundlichen Hauswirthe begleitet, an Bord. Wir äusserten gegen den Lootsen unsere Bedenken, die Meerfahrt bei dem ununterbrochenen Sturme zu unternehmen; doch dieser that so zuversichtlich, dass ich keine weitern Einwendungen machen wollte und, mich von meinen Begleitern verabschiedend, das Zeichen zur Abfahrt gab.

Eine halbe Stunde später hatten wir die schäumende Barre passirt und befanden uns auf dem sturmgepeitschten Meere. Ich trat dicht an Senhor Baptista heran, er war todtenblass und — betrunken; offenbar hatte er, von Cachaza excitirt, die Fahrt unternommen und fing nun an, das Gefährliche derselben einzusehen. Meine Lage war keine angenehme. Unten in der Kajüte lag Senhor João, der Kapitän, der zugleich auch Maschinist war, todkrank; die Maschine war einem wenig erfahrenen Neger anvertraut, der Lootse seiner Sinne kaum mächtig, und dabei das wildaufgeregte Element. Das kiellose Schiff rollte fürchterlich, Sturzwelle auf Sturzwelle brach sich auf dem Verdeck und warf das Boot mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Seite auf die andere. Die schwache Dampfkraft vermochte nicht curshaltend gegen die Macht der Wellen anzukämpfen. Auf allen meinen weiten Seereisen habe ich noch nie so heftige Schiffs-

bewegungen erlebt wie hier. Nach zwei Stunden kam der Heizer auf Deck und erklärte, dass, wenn das Wetter noch länger andaure, wir nicht Holz genug an Bord hätten, um den Mucury zu erreichen! Triefend sah ich mich endlich genöthigt, das Verdeck zu verlassen und Zuflucht im Kajütenraume zu suchen. Drei Stunden lang dauerte noch der wilde Tanz, plötzlich ertönte oben ein wildes Schreien, Toben und Sausen. Ich springe auf Deck. Das Schiffchen wirbelt im hochaufspritzenden Gischt der im tiefsten Grunde aufgewühlten Barre des Mucury; noch ein paar bange Minuten und es gleitet sanft über die ruhige Fläche des Stromes. Das letzte Stück Holz brannte unter dem Kessel. Es war eine kurze Seereise von nur fünf Stunden gewesen, aber eine der unangenehmsten, die ich je gemacht habe, und ich war wirklich froh, wieder am Lande, unabhängig von Senhor Baptista zu sein. Auf meine Frage, was er denn gemacht hätte, wenn uns das Holz früher ausgegangen wäre, meinte er, er hätte gesucht, irgendwie das Ufer zu gewinnen und dort durch die Neger vom Bord so viel Holz schlagen zu lassen, als nöthig, um in den Mucury einzulaufen.

Die Ceres lag vor der Barre draussen vor Anker und setzte einige Stunden später ihre Reise nach Caravellas fort. Sie hatte viele Passagiere für den Mucury mitgebracht, die nun alle im grossen Compagniehause einlogirt waren. Ottoni und ich zogen uns daher in ein ebenfalls der Compagnie gehöriges Haus in der Villa zurück. Die Kranken fand ich in einem sehr befriedigenden Zustande, alle, bis auf einen Knaben, hatten das Fieber verloren und fühlten sich so rüstig, dass sie verlangten, so bald als möglich wieder nach Paredes und von dort weiter gegen Philadelphia hin versetzt zu werden. Ihr Wunsch wurde erfüllt und zwei Tage später reisten sie an den Ort ihrer Bestimmung ab. Sie nahmen den kranken Knaben mit, da er bei seinen Aeltern jedenfalls besser aufgehoben war, als nach unserer Abreise allein in São José. Zwei Jahre später begegnete ich ihm ganz unerwartet in der Provinz São Paulo; er hatte sich zu einem rüstigen Jünglinge entwickelt.

Den folgenden Tag bannten uns Sturm und Regen an das

unfreundliche Haus. Den nächsten Morgen um 10 Uhr wurde die von Caravellas zurückkehrende Ceres signalisirt. Es war für mich und die übrigen Passagiere nach Rio de Janeiro das Zeichen, uns zur Abreise bereit zu halten. Nach einem herzlichen Abschiede von Ottoni bestieg ich noch einmal den Peruipe, der uns den Strom hinunter und über die Barre hinaus zur Ceres führte. Wir hatten kaum den Mucury verlassen, als auch sämmtliche Mitreisende im höchsten Grade an der Seekrankheit litten, keiner von ihnen konnte die kurzen violenten Bewegungen des winzigen Flussdampfers auf dem noch immer stürmisch bewegten Meere vertragen. Um 12 Uhr war die Ueberschiffung bewerkstelligt und wir dampften südwärts. Senhor João machte auf sein Verlangen die Reise mit uns. Er wollte in der Hauptstadt bei seiner Familie Pflege und ärztliche Hülfe suchen. Sein Zustand war aber derart, dass ich wol voraussah, er werde Rio de Janeiro nicht erreichen. Da er durchaus soviel wie möglich in meiner Nähe bleiben wollte, so wurde er im gemeinschaftlichen Saale vor meiner Kajütenthür auf eine Matratze gelegt. Der Passagiere waren so wenige und alle so seekrank, dass diese Placirung des armen Leidenden niemand beeinträchtigte.

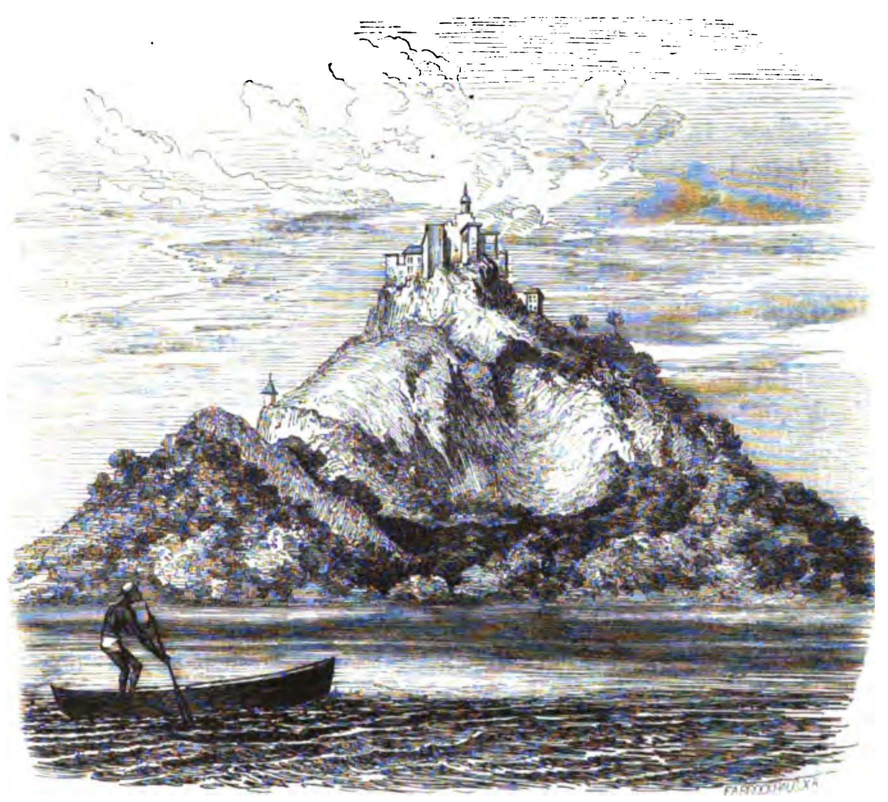
Der hübsche Dampfer *Ceres* von 120 Pferdekraft gehörte einer Compagnie, die zwischen Rio de Janeiro und São João da Barra an der Mündung des Rio Parahyba do Sul eine regelmässige Dampfschiffahrt unterhält und war für die gegenwärtige Reise von der Mucurygesellschaft gemiethet. Der dieser Gesellschaft eigenthümlich angehörende Dampfer Mucury befand sich in Rio de Janeiro in Reparatur, um neue Kessel zu erhalten. Ein Jahr später scheiterte er in einer schönen mondhellen Nacht an einigen etwas südlich von Victoria, der Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo, gelegenen Felsen. Im Jahre 1862 soll auch die schlanke Ceres auf einer ihrer gewohnten Reisen elendiglich zu Grunde gegangen sein.

Der Kapitän der Ceres war ein unterrichteter, angenehmer Mann und sehr rücksichtsvoll gegen seine Passagiere, der Steward aber ein schmuziger, dicker, roher Mulatte. Der arme Senhor João wurde von Stunde zu Stunde schlechter; ein tödliches

Lungenödem hatte sich mit erschreckender Schnelligkeit entwickelt; er litt an furchtbaren Schmerzen und fand keine Luft; die ganze Nacht hindurch stiess er vor meiner Kajütenthür ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei aus, oft in Tönen, nur dem Heulen eines wilden Thieres vergleichbar. Ich lag im Halbschlummer in wirren Träumen, die sich den schauerlichen Schmerzenslauten des Sterbenden accommodirten. Gegen 4 Uhr morgens wurde er ruhiger. Der Ingenieur weckte mich auf und bat mich, den unglücklichen Kapitän zu untersuchen, er sei jetzt ganz still; todt könne er nicht sein, denn ein Todter liege nicht so da wie er. Ich sprang auf. Senhor João lag gekrümmt wie ein Wurm auf seiner Matratze; er hatte ausgehaucht. Wir streckten ihn und deckten ein Leinentuch über ihn. Nach 19stündiger Fahrt liefen wir in die liebliche Bai von Victoria ein. Sie hat grosse Aehnlichkeit mit der Bai von Rio de Janeiro. Wie diese, hat sie ihren Corcovado, ihren Zuckerhut, ihre Inseln, ihre Forts, aber alles in kleinerm Massstabe.

Am südlichen Ufer des Einganges der Bai liegt der Morro de Santa Luzia mit den kleinen Inseln Calhao, Ilha Baleeiro und Ilha Tati, etwas weiter westwärts von ihm, durch die Thalbuchtung des Flüsschens Piratininga getrennt, erhebt sich steil der *Morro da Penha.* Seine Spitze ist mit dem Franciskanerkloster N[a]. S[a]. da Penha gekrönt, das ein entzückendes, mit jedem Ruderschlage wechselndes Bild gewährt. Am Meeresufer, am Fusse des Berges, steht das Miniaturfort Piratininga, dem S. Francisco Xavier geweiht (1704 erbaut). Ihm beinahe gegenüber nach Norden liegen die ziemlich grossen Inseln, Ilha dos Frades und etwas südlicher die Ilha do Boi und die kleinen Inselchen Calhetas, Andorinhas, Ilha pequena und Ilha dos Surucus, und westlich von denselben die kleinen Inselchen Ilhas das Restingas und die Ilha do Papagaio. Zwischen dem Morro da Penha und dem etwas weiter westlich gelegenen Morro de Jubitoruna eröffnet sich nach Süden eine kleine Bucht mit zwei Inselchen, von denen das grössere Ilha do Faria heisst; am Rande und dicht am Fusse des Morro da Penha erscheint die freundliche *Villa do Espiritu Santo,* gewöhnlich *Villa Velha* genannt.

Einst war dieses jetzt so armselige Dörfchen von ein paar hundert niedrigen mit Stroh gedeckten Häusern die Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo.



Kloster Nossa Senhora da Penha.

Ein tapferer portugiesischer Edelmann, der mit grosser Auszeichnung in Indien gedient hatte, Vasco Fernandes Coutinho, erhielt die Ländereien, welche zum Theil die jetzige Provinz Espiritu Santo ausmachen, von der portugiesischen Krone zum Geschenk. In Begleitung von 70 Personen reiste er von Portugal ab, um von denselben Besitz zu nehmen, und langte 1535 am Pfingstsonntage (23. Mai) in der Bai an. Er hielt sie für die Mündung eines grossen Flusses und nannte sie in Bezug auf seinen

Ankunftstag Bahia do Espiritu Santo. Unter heftigem Widerstande der Eingeborenen schiffte er sich am südlichen Ufer aus. Das Feuer seiner zwei Schiffe trieb sie in die Wälder zurück und Vasco Fernandes gründete an diesem Punkte die Ortschaft Espiritu Santo. Zum Schutze gegen die durch lange Jahre sich erneuernden Angriffe der Indianer Aimores sah er sich genöthigt ein kleines Fort zu errichten. Coutinho schenkte mehrern seiner Begleiter Inseln in der Bai, die grösste davon, S. Antonio, dem Duarte Lemos (20. August 1540), die nachher den Namen ihres Besitzers trug. Die Gründung und günstige Entwickelung des tiefer in der Bai gelegenen Ortes Victoria zog den raschen Verfall von Espiritu Santo nach sich.

Zwischen Praia de Maria de Lemos, am Fusse des Morro Jubitoruna und der gegenüberliegenden Ponta do Sua, an dem nördlichen Ufer, verengt sich die Bai, erweitert sich aber wieder zu einem grossen Binnensee, in dem die Inseln Ilha Maria Fernandes, Ilha de S. Gonzalo und Ilha das Pombas liegen. Dieser letztern gegenüber ergiesst sich in eine schmale südliche Einbuchtung das Flüsschen Rio Miabiri. Eine zweite bedeutende Verengung der Bai wird durch die Miniaturfestung São José beherrscht. Ob aber Mittel zum Beherrschen da sind, möchte ich bezweifeln. Sicherlich braucht man keine Panzerfregatten, um den Eingang zu erzwingen, einige ordentlich bemannte Boote würden vollkommen genügen. In der nun folgenden Erweiterung der Bai liegt auf ihrem nördlichen Ufer die gegenwärtige Hauptstadt der Provinz *Cidade de Victoria.*

Um 8 Uhr warfen wir daselbst Anker. Bald erschien die Schiffsvisite, die wegen des Todesfalles länger als gewöhnlich am Bord verweilte und ein vielseitiges Protokoll aufnahm. In der Zwischenzeit hatte man einen Sarg aus der Stadt geholt und den armen Senhor João hineingelegt. Obgleich der Tod erst einige Stunden früher erfolgt war, so hatte doch die Verwesung schon so bedeutende Fortschritte gemacht, dass die Kajüte mit einem penetranten Leichengeruch erfüllt war. Der Sarg wurde nun in ein Boot gelegt, statt der Bahrtücher die brasilianische Flagge darübergebreitet und wir Passagiere bestiegen

mit den Schiffsoffizieren ein zweites Boot, um den verblichenen Gefährten zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Der Friedhof liegt am westlichen Ende der Stadt an der Lehne eines Hügels, auf dem das Spital (Casa da Misericordia) steht. Vier Matrosen deponirten den Sarg in das Leichenhäuschen neben dem Friedhof; abends sollte er der Erde übergeben werden. Nach Erfüllung unserer traurigen Pflicht fuhren wir nach der Stadt, die von der Nordseite einen sehr freundlichen Eindruck macht. Ein Besuch des Innern fällt aber wenig befriedigend aus.

Victoria liegt auf der schon erwähnten grössten Insel Duarte de Lemos. Nach einigen soll der Mangel an gutem Trinkwasser, nach andern die steten Angriffe der wilden Aimores Coutinho bewogen haben, seinen Sitz von Espiritu Santo zu verlegen. Er vereinigte seine sämmtlichen Streitkräfte, schlug und vertrieb die Indianer von der Insel Duarte de Lemos und gründete an deren Südufer eine neue Ortschaft, die er, seinen Sieg zu verewigen, Victoria nannte. Sie nahm einen ziemlich raschen, aber nie einen auch nur einigermassen beträchtlichen Aufschwung, obgleich sich in ihrer sichern und schönen Bai Kauffahrteifahrer aus allen Weltgegenden trafen. Es hat ihr von jeher ein leicht zugängliches Hinterland mit einer civilisirten ackerbautreibenden Bevölkerung gefehlt. Im Jahre 1823 wurde der Flecken zur Stadt (Cidade de Victoria) erhoben, ohne dass diese Rangerhöhung auch eine Verkehrerhöhung nach sich gezogen hatte.

Die Stadt ist an einer sanften Hügellehne gebaut und hat, wie das in Brasilien meistens vorkommt, schmale und schlecht gepflasterte Strassen. Sie zählt ziemlich viele solid und gut construirte stockhohe Häuser, aber in überwiegender Zahl ärmliche und schlecht erhaltene Wohnungen. Der ganze Eindruck, den die Stadt macht, ist weit mehr der des Verfalls, oder wenigstens eines apathischen Stillstandes als der eines sichtlichen Aufschwunges und Fortschrittes. Die Hauptkirche ist gross, ziemlich gut erhalten und jedenfalls eine der bessern brasilianischer Städte zweiten Ranges. Filialen der Kirche sind die vier Kapellen S. Luzia, N^a^. S^a^. da Conceição, N^a^. S^a^. de Roçario und N^a^. S^a^. da boa morte oder de S. Gonzalo. Victoria besitzt

ausserdem noch zwei Klöster, ein schon zu Coutinho's Zeiten gegründetes Franciscanerkloster und einen aus viel späterer Zeit datirenden Carmeliterconvent (Carmelitas calzados). Beide sind ganz ohne architektonischen Werth. In grossartigem Stile ausgeführt und die Hauptzierde von Victoria ist dagegen das ehemalige Jesuitencollegium; es wurde im Jahre 1551 durch den Padre Affonzo Braz gegründet und von Padre José de Anchieta, dem ausgezeichnetsten Mitgliede des brasilianischen Ordenszweiges, vollendet. Nach Vertreibung der Jesuiten fiel das Collegium der Regierung anheim und wird nun als Residenz des jeweiligen Präsidenten der Provinz benutzt. Es ist einer der schönsten Regierungspaläste in ganz Brasilien.

Ich machte dem Präsidenten, Herrn Olimpio Carneiro Viriato Catão, einen Besuch. Ich traf ihn auf dem Krankenlager hoffnungslos daniederliegend. Er starb wenige Wochen später (29. April 1858). Bei einer Bereisung des Rio Doce hatte er sich in den ungesunden Sumpfgegenden ein Leberleiden zugezogen, das sich rasch zur tödlichen Krankheit entwickelte.

Nach meinen Erkundigungen zählte der District Victoria im Jahre 1858 1075 Feuerstellen und circa 5000 Seelen. Ich habe nicht ermitteln können, wieviel davon auf die Stadt kommen. Der Handelsverkehr Victorias ist äusserst unbedeutend, und es ist auch wenig Hoffnung vorhanden, dass die Stadt in den nächsten Decennien einen nennenswerthen Aufschwung nehmen werde.

Um 4 Uhr nachmittags schifften wir uns wieder ein. Solange es der rasche Dampfer gestattete, blieb ich im herrlichen Anblick von N^a^. S^a^. da Penha versunken. Es ist eins der schönsten Bilder an der Küste Brasiliens. Der Ursprung dieses Felsenklosters datirt aus dem 16. Jahrhundert. Im Jahre 1558 kam ein spanischer Mönch Fr. Pedro Palacios aus Medina del Rio Secco bei Salamanca nach Espiritu Santo, in der Absicht, die wilden Indianer zu bekehren. Er baute am Nordabhange des sterilen Kegels N^a^. Senhora eine Eremitage und stellte darin eine 2½ Fuss hohe Statue der Jungfrau Maria auf. Wie die Legende erzählt, fand er eines Morgens die Statue nicht mehr an ihrem Platze, wohl aber nach langem Suchen auf der Spitze des

Berges zwischen zwei Palmen; er brachte sie zurück, aber nach wenigen Tagen war sie, von unsichtbarer Macht entführt, wiederum zwischen den Palmen. Nachdem sich dieses wunderbare Ereigniss mehrmals wiederholt hatte, glaubte Fr. Pedro darin eine höhere Aufforderung zu finden, dort oben der Jungfrau eine Kapelle zu bauen, was er auch mit Ueberwindung ausserordentlicher Schwierigkeiten ausführte. Fr. Pedro's Nachfolger, Fr. Nicolas Affonso, erbaute seinerseits am Fusse der höchsten Felsenkuppe, auf der Palacio's Kapelle stand, eine dem heiligen Franciscus Seraphicus geweihte Kapelle. Infolge dessen und besonders um schon beginnende Cultusrivalitäten zu unterdrücken und für die Zukunft unmöglich zu machen, beschlossen die Franciscaner, die schon in Victoria ein Kloster besassen, die Ueberwachung der Mariakapelle zu übernehmen und oben am Berge ein Kloster zu bauen. Sie genossen dabei des besondern Schutzes von D[a] Luiza Grimalda, der Witwe eines Nachkommen des ersten Donatars, die nach dem Tode ihres Mannes die Capitania regierte. Auf ihre Veranlassung erhielt das Kloster von der Municipalkammer von Espiritu Santo den ganzen Berg von N[a]. Senhora zum Geschenk (1599). Im folgenden Jahrhunderte wurde die Kapelle der Spitze vergrössert, neue Gebäude aufgeführt und im Jahre 1774 der Kirche ihre jetzige nichts weniger als schöne und zweckmässige Gestalt gegeben.

Elementarereignisse beschädigten wiederholt die wenig solid aufgeführten Gebäulichkeiten. Eine eigenthümliche Entweihung erlitt F. Pedro Palacio's Heiligenstatue. Während des niederländisch-portugiesischen Kriegs in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschien ein holländisches Schiff in der Bai von Espiritu Santo, um womöglich von hier aus Besitz von der Capitania zu nehmen. In Victoria wurde ein Angriff erfolgreich zurückgeschlagen; Espiritu Santo aber, die Vilha Velha, war vertheidigungslos der Plünderung anheimgegeben. Die beutelustigen Holländer erstiegen den Klosterberg und nahmen unter anderm auch das Christuskind aus den Armen der Statue der Jungfrau Maria und führten es mit sich fort. Zum Hohne schrieben sie über die Kirchenthür:

**Pax intrantibus, salus exeuntibus**
**Propter haec et alia contingunt nobis talia.**

Die Dotation des Klosters war von Beginn an so ziemlich gesichert. Der Gouverneur von Rio de Janeiro, Salvador Corréa de Sá e Benavides, schenkte demselben z. B. jährlich 100 Milreis Silber für Baulichkeiten und 25 Stück Rindvieh (1652). Die Zahl des letztern wurde durch seinen Sohn um 2 Stück vermehrt. Gegenwärtig besitzt das Kloster 40 Sklaven, darunter geschickte Zimmerleute und Steinmetze. Seine Hauptrevenue besteht in dem Tagelohn der ausgemietheten Sklaven und den vielen milden Gaben der zahlreichen Wallfahrer. Es halten sich gegenwärtig nur ein paar Mönche in N^a. S^a. da Penha auf; sie stehen unter dem Prior des Franciscanerklosters S. Antonio in Rio de Janeiro. Die Mönche von Penha zeichneten sich in neuerer Zeit mit sehr wenigen Ausnahmen durch einen höchst liederlichen Lebenswandel aus. Ihre Immoralität ist fast sprichwörtlich geworden. Das Klostervermögen soll von ihnen zum grössten Theile durchgebracht sein.[1])

Nach dem, was ich selbst gesehen habe, zu schliessen, hat das öffentliche Urtheil den Mönchen von Penha nicht unrecht gethan. Unter den Passagieren nämlich, die sich in Victoria an Bord der Ceres einschifften, befand sich auch ein Mönch jenes Klosters. Kaum waren wir zur Bai hinaus, so warf er seine Kutte ab und erschien nun in einem höchst auffallenden Costüm von roth- und weisscarrirtem Kattun und glanzledernen Schuhen. Seine Tracht, seine Bewegungen waren die eines vollendeten Bajazzo. Unverzüglich zog er ein Packet abgegriffener, schmuzsteifer Spielkarten aus der Tasche und forderte zu einer Partie auf. Zufälliger- oder absichtlicherweise fand sich keiner, der das Anerbieten annahm. Nun fing er an Gassenhauer zu

---

[1]) Eine überaus schwülstige und unkritische Abhandlung über dieses Kloster befindet sich in der „Revista trimensal" des Instituto historico-geographico Brasileiro Nr. 18 vom Jahre 1843, von José Joaquim Machado de Oliveira. Das historisch-geographische Institut verdankt übrigens dem Brigadier Machado eine bedeutende Anzahl werthvoller älterer historischer Manuscripte.

singen, und führte so unflätige Reden, dass sich jeder der Passagiere mit Ekel von ihm abwandte. Es ist mir in meinem Leben nur einmal ein Priester vorgekommen, dessen Betragen noch unwürdiger war als das dieses Franciscanermönchs.

Ein geistreicher brasilianischer Staatsmann sagte einst: „Unsere Geistlichen haben eine einzige gute Eigenschaft: sie sind keine Heuchler und affectiren nicht Tugenden, die sie nicht besitzen."

Siebenundzwanzig Stunden nach unserer Abfahrt von Victoria warfen wir vor dem Fort Villegaignon im Hafen von Rio de Janeiro Anker. Es war 7 Uhr abends, also die Zeit der Visiten des Hafenkapitäns und des Zollamts schon vorüber. Wir mussten die Nacht noch an Bord zubringen.

Eine klare, linde Tropennacht an Bord eines Schiffes in der wundervollen Bai von Rio de Janeiro, dem Flammenmeere von Botafogo bis zum Castellberge gegenüber, ist ein unvergesslicher Hochgenuss.



Eingang in die Bai von Rio de Janeiro.

Ende des zweiten Bandes.

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Zusätze und Berichtigungen.

Bei den separat gedruckten Holzschnitten zum I. Bde. S. 59 und 62 sind die Unterschriften verwechselt; der Holzschnitt zu I, S. 59 muss die Unterschrift „Die Kirche Nossa Senhora da Gloria“ und der zu I, S. 62 „Der Morro do Castello“ erhalten.

Seite 42, Zeile 5 v. u., statt Lappa, l.: Lapa
» 45, » 12 v. u., st.: Lappa, l.: Lapa
» 92, » 8 v. u., st.: Riberão, l.: Ribeirão; ebenso auf Seite 179, 213, 244 u. a. m.
» 125, » 10 v. u., st.: e l.: de
» » » 6 v. u., st.: Dioynsius, l.: Dionysius
» 159, » 16 v. o., st.: Abacte, l.: Abaete
» 263, » 18 v. o., ist das Wort „geistig“ auszulassen
» 266, » 5 v. o., st.: des Riberão, l.: von Ribeirão
» 267, » 17 v. o., st.: 1817, l.: 1857

